Berger

Felix

Fürſt zu Schwarzenberg.

Fortes creantur fortibus et bonis,

— — — — — —

Nec imbellem progenerant aquilae columbam.

Edles kann nur Edles zeugen.

Felix
Fürst zu Schwarzenberg,

K. K. Ministerpräsident ꝛc.

Ein

biographisches Denkmal.

Von

Adolph Franz Berger.

Mit dem Portrait des Fürsten Felix zu Schwarzenberg, von M. Stohl.

Stahlstich von L. Sichling.

Leipzig,

Verlag von Otto Spamer.

1853.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Vorwort.

Ein politiſches Wirken, wie jenes des verewigten Staatsmannes, deſſen Namen die Stirne des vorliegenden Buches ſchmückt, konnte nicht verfehlen, ſchon während der Lebenszeit des Fürſten viele Federn in Bewegung zu ſetzen, und man muß geſtehen, daß ſich darunter nicht wenige fanden, die ſich auf die einſchneidende Schärfe ihrer publiciſtiſchen Kritik etwas zu Gute thaten. Sie dürfen ſich der beruhigenden Ueberzeugung hingeben, daß ſie dem Gegenſtande ihrer Angriffe ebenſo wenig eine trübe Stunde bereitet, als den Staatsmann und treu ausharrenden Diener ſeines Herrn und Kaiſers in ſeinen Anſichten und Grundſätzen wankend gemacht haben. Er wußte ihnen den blanken Schild rückſichtsloſer Pflichterfüllung und bewährter Vaterlandsliebe, den Schild mit der unwandelbaren Deviſe ſeines Fürſtenhauſes: „Nil nisi rectum!“ entgegenzuhalten, und die Pfeile prallten ohnmächtig in den Staub zurück. Als der Tod das bis zum letzten Augenblicke hellſehende und ſcharfblickende Auge des Mannes — denn das war Fürſt Schwarzenberg in voller Bedeutung des Wortes — plötzlich für immer ſchloß, da wurde

selbst die Mehrzahl der entschiedenen Gegner zu Lobrednern und mischte ihre Stimme in den Trauerchor an der Gruft des zu früh Hingeschiedenen. Einzelne aus der Ferne herüber dringende Mißtöne verhallten klanglos in den Lüften. Die versöhnende Kraft des Todes hatte die Parteileidenschaft überwunden. Es ist dieß eine jener tröstlichen Erscheinungen, die, so selten sie auch sind, ihre Wirkung nicht verfehlen und in ihrer Art immerhin auch als ein Beitrag zur Lebensgeschichte eines bedeutenden Mannes betrachtet werden dürfen.

Seitdem hat die Publicistik das öffentliche Leben des verewigten Fürsten hie und da kurzen Rückblicken unterzogen und Einiges über die hervortretendsten Momente seines staatsmännischen Wirkens zu Tage gefördert, ohne daß bis jetzt ein Werk auf den Namen einer erschöpfenden Biographie Anspruch machen könnte. Indem nun der Verfasser vorliegende Lebensblätter vor den Augen des Publikums aufzurollen wagt, versucht er einen annähernden Schritt zur Lösung jener Aufgabe. Er ist weder so eitel, noch so zuversichtlich, um sich zuzutrauen, was andere Berufenere zu thun unterließen. Gleichwohl möchte er nicht gern lässig erscheinen in der Erfüllung einer Pflicht, welche die Pietät gebietet. So thut er eben, was er nicht unterlassen zu dürfen glaubte. Hat sein Unternehmen irgend ein Verdienst, so stützt er es ausschließlich auf dieſen Umstand, fühlt aber auch die ganze Verantwortlichkeit der Aufgabe dem öffentlichen Urtheile gegenüber, diesem so kundigen Auffinder der verwundbaren Achillesferse. Hält er aber sein Beginnen für die Erfüllung einer Pflicht, so glaubt er sich auch sicher vor dem so leicht herauszufordernden Vorwurfe bloßer Buchmacherei, diesem in unserer Zeit so überschwänglich fruchtbaren Artikel.

Insofern die vorliegende Arbeit lediglich als ein Baustein, oder, im günstigeren Falle, als Baugerüste zu einer künftigen umfassenden Biographie des Hingeschiedenen betrachtet seyn will, würde vielleicht die bloße Zusammenstellung des zugänglichen

und zur Hand liegenden Materials für den nächsten Zweck ausgereicht haben. Nun aber der Verfasser dem Drange nachgegeben, den vorhandenen Stoff zu einem organischen Ganzen zu verbinden, so hat dieß letztere auch Anspruch auf einen bezeichnenden Namen. Nur in diesem Sinne ist es zu einem „biographischen Denkmale" geworden. Ein staatsmännisches und kriegerisches Leben, das so innig mit den wichtigsten Geschicken des eigenen großen Vaterlandes verflochten und seine tieffassenden Wurzeln in die Grundvesten der Geschichte eines europäischen Großstaates gesenkt, bedarf keines erzenen, vielweniger eines papiernen Denkmals.

Im Uebrigen ist diese Lebensschilderung die erste, seit 30 Jahren über eine hervorragende Persönlichkeit des Fürstenhauses Schwarzenberg erscheinende Monographie. Sie hat demnach auch die Vergleichung mit den aus der ausgezeichneten Feder geflossenen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Carl Fürsten zu Schwarzenberg," von A. Prokesch, Wien 1823 zu bestehen. Diesem gegenüber hat der Verfasser „weggeworfen Schild und Schwert." und bietet eine unbewehrte Brust; er versichert nur, in der kurzen Frist seit dem Tode des Fürsten mit aufopfernder Hingebung sein Möglichstes gethan zu haben.

In der Auffassung und Darstellung mußte Ein Gesetz maßgebend seyn: das in dem bereits früher ausgegebenen Programm aufgestellte. Es ward von dem ausgeprägten Charakter des Verewigten unmittelbar diktirt und duldete keine Abweichung. Möchten dieß Freunde und Gegner würdigen. Die Ausführung an und für sich geben wir getrost billigem Urtheil preis.

Daß auf die fürstliche Geburt des Staatsmannes und Feldherrn von vornherein das gebührende Gewicht gelegt und dieses Moment im familiengeschichtlichen Zusammenhange aufgefaßt wurde, liegt zu sehr in der Natur der Sache, um einer Entschuldigung zu bedürfen.

Sollte es gelungen seyn, dem leiblichen Bilde des Fürsten — es hat die volle Authenticität für sich — ein nur halb so gelungenes geistiges zur Seite zu stellen: dann hat auch der schärfste Tadel seinen verletzenden Stachel verloren! —

Wien, im August 1853.

Der Verfasser.

I. Liste

der p. T. Unterzeichner und Förderer.

Geſchloſſen am 15. October 1852.

Die weiteren Unterzeichnungen, welche bis zum 31. December ſtattfinden, werden in einer zweiten Liſte zum Abdruck gebracht werden, welche mit der zweiten Abtheilung dieſes Buchs ausgegeben wird.

Ausg. I.	Ausg. II.	
1	—	Ihre Majeſtät die Kaiſerin-Wittwe **Caroline Auguſte** von Oeſterreich. Durch die Buchhandlung von M. Gfonner in Salzburg.
1	—	S. Kaiſerl. Hoheit Erzherzog **Franz** V., Herzog von Modena.
1	—	S. Kaiſerl. Hoheit Erzherzog **Carl Ludwig** von Oeſterreich. Durch die Hof-Buchhandlung von W. Braumüller in Wien.
1	—	S. Kaiſerl. Hoheit Erzherzog **Johann** von Oeſterreich. Durch die Buchhandlung von A. Heſſe in Grätz.
1	—	S. Kaiſerl. Hoheit Erzherzog **Stephan** von Oeſterreich auf Schaumburg. Durch die Buchhandlung von C. W. Kreidel in Wiesbaden.
1	—	S. Königl. Hoheit Prinz **Johann**, Herzog zu Sachſen ꝛc. Durch Schönfeld's Buchhandlung in Dresden.
1	—	S. Hoheit der regierende **Herzog zu Anhalt-Bernburg** in Ballenſtedt. Durch die Poſt.
1	—	S. Durchlaucht der regier. Fürſt **Heinrich XX.** zu Reuß-Greiz ꝛc. Durch die Buchhandlung von L. H. Henning in Greiz.
1	—	Ihre Durchlaucht die Frau Landgräfin **Louiſe** zu Heſſen-Homburg in Homburg. Durch die Buchhandlung von C. Jügel in Frankfurt a/M.
1	—	S. Durchlaucht der Fürſt zu **Hohenlohe-Waldenburg** in Kupferzell.
1	—	S. Durchlaucht **Georg**, Fürſt zu Löwenſtein-Wertheim in Wertheim a/M. Durch die Poſt.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Aarau: Durch Herrn Sauerländer's Sortiments-Buchhandlung:
—	1	Die Cantons-Bibliothek in Liestal.
1	—	**Altenburg**: Herr Buchhändler J. H. Jakob.
1	1	Die Schnuphase'sche Buchhandlung.
		Arnsberg: Durch Herrn H. F. Grote:
—	1	Herr Gerichts-Direktor von Schilger.
		Augsburg: Durch die v. Jenisch u. Stage'sche B. (Heine u. Co.):
1	—	Freiherr von Welden, k. bayr. Regierungs-Präsident von Schwaben und Neuburg, und
1	—	Herr Albert Graf v. Pappenheim, General d. Cavallerie.
1	—	Die von Jenisch u. Stage'sche Buchh. (Heine u. Co.)
—	1	**Basel**: Die Schweighauser'sche Buchhandlung.
		Bayreuth: Durch die Grau'sche Buchhandlung:
—	1	Die Bibliothek des k. bayer. 13. Infant. Regiments. (Kaiser Franz Joseph von Oesterreich.)
—	1	**Belgrad**: Herr Theodor von Pradosavlievic, k. k. österr. Oberst-Lieutenant u. General-Consul für Serbien.
—	2	**Berlin**: Herr Hof-Buchhändler Alex. Duncker.
1	1	Herr Buchhändler Springer.
2	1	**Bern**: Die Buchhandlung der Herren Huber u. Co.
1	—	**Böhmen**: Hr. Damas. Deworezky, f. schwarzenbg. Architekt.
1	—	Herr J. Olschbauer, fürstlicher Wirthschaftsbeamter.
1	—	**Bohauschkowitz** bei Crummau: Herr Winzig, fürstl. schwarzenberg. Oberförster.
1	—	**Bonn**: Die Herren Buchhändler Henry u. Cohen.
		Braunschweig: Durch Herrn C. W. Ramdohr:
1	—	Sr. Excellenz Herr General-Lieutenant und Stadt-Commandant G. von Normann.
—	1	Herr Droste von Drechsel in Fallersleben.
		Bremen: Durch Herrn J. G. Heyse:
1	—	Die Handelskammer in Bremen.
		Breslau: Durch Herrn Josohorsky's Buchhandlung:
—	1	Herr Oberst-Lieutenant von Hülsen in Breslau.
		Durch Herrn W. G. Korn:
1	—	Herr Graf Friedrich von Schweinitz auf Hausdörf bei Hohenfriedeberg in Schlesien.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Brünn: Durch Herrn A. Hauptmann:
1	—	Herr Ritter von Herring, Großhändler.
1	—	Herr Herrschaftsbesitzer Franz Klein.
1	—	Herr Keppel Knight, k. k. Hauptm. im Generalstabe.
1	—	Sr. Exc. Herr Graf v. Lazansky, Statth. v. Mähren.
1	—	Herr Baron Mattencloit, k. k. Kämmerer.
1	—	Herr Baron von Münch-Bellinghausen.
1	—	Herr Baron v. Pillersdorf, k. k. Bezirkshauptmann.
1	—	Sr. Excellenz Franz Graf Schlik zu Bassano und Weißkirchen, General der Cavallerie ꝛc.
1	—	Herr Ritter Friedrich v. Teuchert, k. k. General-Major.
1	—	Herr J. Witting, k. k. Landgerichtsrath.
1	—	Herr von Schlossar, Abt des Benedictinerstifts zu Raigern in Mähren.
		Durch Herrn C. Winiker's Buchhandlung:
1	—	Herr J. Abramovich von Adelburg, Ober-Vorsteher der k. k. Spielberger Straf-Anstalt.
1	—	Herr Friedrich Graf Sylva-Tarouca.
		Brüssel: Durch die Herren Kießling u. Co.:
—	1	Herr Baron von Brints Treuenfeld, außerord. Gesandter u. bevollm. Minister Sr. M. des Kaisers von Oesterreich, Excellenz.
—	1	Die Herren Kießling u. Co.
		Durch die Herren Mayer u. Flatau:
1	—	Sr. Durchlaucht der Herzog von Arenberg.
		Durch Herrn C. Muquardt:
1	—	Herr Ritter von Zaremba, k. k. Geschäftsträger.
—	1	Herr Buchhändler C. Muquardt.
		Budweis: Durch die Herren Zdarsa's Erben u. Co.:
1	—	Herr Adalbert Lanna, k. k. Schiffmeister.
1	—	Herr Freiherr v. Schrenk, k. k. Kämmerer und Kreis-Präsident.
1	—	Die Stadtgemeinde der Kreisstadt Budweis.
—	1	Herr Simon Käser, Kunst- und Buchdrucker.
		Carlsruhe: Durch Herrn A. Bielefeld:
1	—	Sr. Durchlaucht Carl Egon Fürst zu Fürstenberg.
1	—	**Cassel**: Sr. Excellenz Herr Staatsminister Hassenpflug.
1	1	Die Luckhardt'sche Buchhandlung.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		(Böhmisch)-Crummau, Budweiser Kreis:
		Bei dem Herrn Verfasser aufgegeben:
—	1	Herr Fleischanderl, f. schwarzenb. Rentverwalter.
1	—	Herr Carl Cardasch, fürstl. schwarzenberg. Wirthschafts-Verwaltungsadjunkt.
—	1	Herr Jos. Cutschera, f. schwarzenberg. Wirthschaftsinsp.
—	1	Herr Ritter, fürstl. schwarzenberg. Rechtsanwalt.
1	—	Sr. Hochwürden, Herr Joh. Schreglich, inful. Prälat.
—	1	Herr Wessely, fürstl. schwarzenberg. Oberforstmeister.
1	—	Herr Wilh. Nevenhorst, f. schwarzenb. Bau-Director.
		Danzig: Durch Herrn B. Kabus:
1	—	Herr von Kuksz, k. k. österr. Consul.
		Dresden: Durch die Herren R. Kori u. C. am Ende:
1	—	Königl. sächs. Ministerium d. auswärt. Angelegenheiten.
1	—	Die Arnoldische Buchhandlung.
—	1	**Düsseldorf**: Die Schaub'sche Buchhandlung.
		Eichstätt: Durch Herrn Ph. Brönner:
—	1	Herr Alois Keck, Kaufmann.
		Frankfurt a/M.: Durch Herrn C. Jügel:
—	1	Herr Joseph Bolongaro.
—	1	Herr Freiherr Bourguignon von Baumberg, k. k. Oberstlieutenant und Fregatten-Capitain.
—	1	Herr Adolph Braun, k. k. Legations-Secretair.
—	1	Herr Freih. v. Brenner-Felsach, k. k. Legationsrath.
1	—	Herr Baron von Bülow, königl. dänischer Kammerherr und bevollmächtigter Gesandter.
—	1	Herr Freih v. Freiberg, königl. bayr. Ober-Lieutenant.
1	—	Herr Dr. von Guaita.
1	—	Herr Freiherr v. Menßhengen, k. k. bev. Minister.
1	—	Herr Baron von Nell, k. k. Hof- und Ministerialrath.
—	1	Herr von Nostitz, königl. sächs. Geheim-Rath und Bevollmächtigter bei dem Bundestage.
—	1	Herr Geheim. Legations-Rath von Reinhard, königl. würtemb. Bevollmächtigter bei dem Bundestage.
1	—	Herr Ritter von Reyer, k. k. Legations-Secretair.
—	1	Herr Freiherr von Rzikowsky, k. k. wirkl. Kämmerer und Oberst-Lieutenant im Geniestabe.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Frankfurt a/M.:
1	—	Herr Ritter von Schmerling, k. k. General-Major u. Brigadier, Präsidirender der Militair-Commission und Ober-Commandant der Bundestruppen zu Frankfurt a/M.
1	—	Herr Graf von Széchényi, k. k. Legations-Secretair.
1	—	Herr Graf von Thun-Hohenstein, k. k. wirkl. Geheim-Rath und Kämmerer, auch bevollm. Minister und Präsidial-Gesandter an dem Bundestage.
—	1	Herr Geheim-Rath v. Trott, kurf. hess. Staatsminister.
—	1	Herr Freiherr von Blasits, k. k. Hauptmann.
—	1	Herr Freiherr v. Brints-Treuenfeld, fürstl. Thurn und Taxis'scher Ober-Postmeister.
—	1	Herr Ignaz Wellal, k. k. Ober-Lieutenant.
—	1	**Gotha:** Das Müller'sche Lese-Institut.
—	1	**Göttingen:** Die Herren Vandenhöck u. Ruprecht.
		Grätz: Durch die F. Ferstl'sche Buchhandlung:
—	1	Herr Franz Hinnen, fürstl. schwarzenberg. Gewerks-Baumeister in Murau.
		Durch Herrn A. Hesse:
—	1	Herr Habel, k. k. Hof-Secretair Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Johann.
1	—	Die Herren Damian u. Sorge.
1	—	Die Herren Dirnböck u. Mühlfeith.
—	1	**Gumbinnen:** Herr Buchhändler C. Sterzel.
		Halle: Durch die Schwetschke'sche Sortiments-Buchhandlung:
—	1	Die königliche Universitäts-Bibliothek.
—	10	Herr Buchhändler C. E. M. Pfeffer.
		Hamburg: Durch die Herold'sche Buchhandlung:
—	1	Herr Fr. Doormann.
1	—	**Hannover:** Die Helwing'sche Hof-Buchhandlung.
—	2	Herr Buchhändler C. Rümpler.
—	1	**Heidelberg:** Die akademische Anstalt.
1	—	**Hermannstadt:** Die Hochmeister'sche Buchhandlung.
		Innsbruck: Durch die Wagner'sche Buchhandlung:
1	—	Sr. Excellenz Herr Graf von Bissingen, k. k. Statthalter von Tirol und Vorarlberg.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Innsbruck:
1	—	Herr Brielmayer, k. k. Post-Director.
1	—	Herr Graf Otto von Fünfkirchen, k. k. Kreis-Präsident in Brixen in Tirol.
1	—	Herr Ritter v. Lang, k. k. General-Major u. Brigadier.
1	—	Herr Martiniz, k. k. Oberst im Kaiserjäger-Regiment.
1	—	Sr. Excellenz Herr H. von Roßbach, k. k. Feldmarschall-Lieutenant.
—	11	Herrn C. Rauch's Buchhandlung.
		Klagenfurt: Durch die Leon'sche Buchhandlung:
—	1	Herr Eugen Baron v. Dickmann, Berg-, Gewerks- u. Herrschaftsbesitzer in Althofen.
—	1	Das hochwürdige Domkapitel von Gurk.
—	1	Herr Hugo Carl Anton Lasarus Graf Henkel von Donnersmark zu Wolfsberg in Kärnten.
—	1	Herr Ferdinand Graf v. Egger, k. k. wirkl. Kämmerer, Berg- Rad- Hammergewerk-Besitzer, Inhaber mehrerer Herrschaften in Klagenfurt.
—	1	Herr Johann Freiherr v. Grimschitz, k. k. Kreisrath.
—	1	Herr Andreas Ritter v. Moro, Fabrikbes. in Klagenfurt.
—	1	Herr Franz Ritter von Moro, Fabrikbesitzer in Victring bei Klagenfurt.
—	1	Herr Thomas Ritter v. Moro, Herrschaftsbesitzer in Magerегg bei Klagenfurt.
—	1	Herr Reichsfürst Ferdinand Orsini von Rosenberg, k. k. wirkl. Kämmerer, Ritter des Hohen Johanniter Ordens ꝛc. ꝛc. in Welzenigg bei Klagenfurt.
—	1	Herr Baron von Schloissnigg, k. k. Statthalter von Kärnten in Klagenfurt.
—	1	Herr Vincenz Graf von Welserheimb, k. k. Landesgerichts-Assessor.
—	1	Das hochwürdige Benediktiner-Stift Paul in Kärnten.
—	1	Herr Gustav Graf v. Egger, Berg-, Rad- und Hammergewerk-Besitzer, Inhaber mehrerer Herrschaften in Freibach nächst Althofen.
1	—	**Königsberg i. P.:** Herr Chr. Lud. Oehlmann, k. k. österr. Consul. Durch die Post.
1	—	Die Borntträger'sche Sortiments-Buchhandlung.

Ausg. I.	Ausg. II.	
—	2	**Kopenhagen**: Herr Buchhändler C. A. Reitzel.
—	1	**Leipzig**: Herr G. W. Wünning, Kaufmann und Ritter mehrerer hohen Orden.
—	2	**Leitmeritz**: Herr Buchhändler J. W. Pohlig.
		Linz: Durch Herrn A. Haslinger:
1	—	Herr Graf von Seeau, k. k. Major der Armee in Helfenberg.
		Durch die Herren Eurich u. Sohn:
1	—	Sr. Excellenz Herr Eduard v. Bach, k. k. Statthalter in Ober-Oesterreich.
1	—	Gräfin Flora von Wrbna in Ischl.
—	3	**London**: Herr Buchhändler D. Nutt.
		Lübeck: Durch Herrn C. Boldemann:
1	—	Herr Johann Maximilian, Baron von Bellersheim.
—	11	**Mailand**: Herr Buchhändler Th. Längner.
		Mainz: Durch Herrn Victor von Zabern:
1	—	Herr von Dumoulin. k. k. österr. Oberstlieutenant.
1	—	Sr. Excellenz Herr Baron von Mertens, k. k. Feldmarschall-Lieutenant und Vice-Gouverneur von Mainz.
1	—	Herr v. Olivenberg, k. k. Oberst, Festungs-Artillerie-Director.
1	—	Herr von Paumgartten, k. k. österr. Generalmajor.
1	—	Herr v. Scharschmit, k. k. österr. Oberst des Erzherzog Rainer 11. Infanterie-Regiments.
—	1	Herr Schmitt, Großh. Hessischer Regierungs-Dirigent.
1	—	Herr Thormann, k. k. österr. Ingenieur-Hauptmann.
1	—	**München**: Herr Buchhändler Chr. Kaiser.
		Durch Herrn Joh. Palm's Hof-Buchhandlung:
—	1	Die K. Hof- und Staatsbibliothek.
—	1	**Münster**: Herr Buchhändler J. H. Deiters.
—	1	Die Theising'sche Buchhandlung.
—	2	**Nürnberg**: Die Korn'sche Buchhandlung.
		Olmütz: Durch Herrn Ed. Hölzel:
—	1	Herr Baron von Schneeburg, infulirter Domcustos.
—	1	Herr Graf Aug. von Sylva Tarouca in Czech.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Olmütz:
—	1	Herr Moritz Freiherr von Zavisch, k. k. Hauptmann in Sponau.
—	1	Herr Graf Idenko von Zierotin in Blanda.
		Durch Herrn J. Neugebauer:
1	—	Herr Eduard Ritter v. Unkrechtsberg, Domkapitular und inful. Probst.
		Osnabrück: Durch die Rackhorst'sche Buchhandlung:
—	1	Herr Landrath von Schele zu Schelenberg.
		Pesth: Durch Herrn G. Emich's Sortiments-Buchhandlung:
1	—	Herr Anton von Augussz, k. k. Districts-Obergespann.
1	—	Die Bibliothek der k. k. ungar. Landes-Universität.
1	—	Herr Johann Czech, k. k. Finanzrath.
1	—	Herr Paul von Cötvös, k. k. Oberfinanzrath.
1	—	Herr Nicolas von Ghyczy, k. k. Oberfinanzrath.
1	—	Herr Peter v. Hegyessy, k. k. General-Procurator des Pesther Obergerichts-Districtes.
1	—	Herr Johann Hessz, k. k. Finanzrath.
1	—	Herr Johann Keßler, k. k. Finanzrath.
1	—	Herr Graf Anton de la Motte, Präsident der k. k. ungarischen Statthalterei.
1	—	Die Stadt Ofen.
1	—	Herr Alois Olts, k. k. Finanzrath.
1	—	Herr Anton Joseph Peitler, Abt, Domherr und Refer. bei der k. k. Statthalterei.
1	—	Herr Ignaz Plener, k. k. Oberfinanzrath.
1	—	Herr Sigismund von Poszavetz, k. k. Oberfinanzrath.
1	—	Herr Protmann, Ministerialrath und Polizeidirector.
1	—	Herr C. Ritter v. Sacher, Prov. erster Statthaltereirath.
1	—	Herr G. Widemann, k. k. Polizei-Ober-Commissair.
1	—	Herr Joseph von Widmann, k. k. Gubernialrath und Kreishauptmann.
		Durch Herrn H. Heibel:
—	1	Sr. Excellenz Herr Graf Moritz Almásy, k. k. Präsident ꝛc. ꝛc. in Ofen.
—	1	Frau Baronin von Rudnianszky in Ofen.
		Durch Herrn C. A. Hartleben:
—	1	Herr Baron Bianchi, k. k. General-Major in Ofen.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Prag: Durch Herrn K. André:
—	1	Herr Franz Graf Desfours.
3	2	Herr Buchhändler K. André.
		Durch die Calve'sche Buchhandlung:
1	—	Sr. Excellenz Herr Graf Klebelsberg.
10	—	Die Calve'sche Buchhandlung.
26	13	Die k. k. Hofbuchhandlung von F. A. Credner und Kleinbub.
1	1	Herr Buchhändler Fr. Ehrlich.
1	—	Herr Buchhändler W. Heß.
1	—	Herr Franz Pankner, Wirthschaftsdirector in Protiwin in Böhmen.
1	—	Herr P. Franz Woyta, Pfarrer in Protiwin in Böhmen.
		Rastatt: Durch Herrn W. Hanemann:
1	—	Herr Kriegelstein, Ritter von Sternfels k. k. Oberst-Lieutenant im Regiment Benedeck.
		Salzburg: Durch Herrn M. Glonner:
1	—	Sr. Hochfürstlichen Gnaden Herr Maximilian Joseph v. Tarnóczy, Fürsterzbischof von Salzburg.
1	—	Herr Graf August von Bellegarde, k. k. Feldmarschall-Lieutenant.
1	—	Herr J. von Blaschke, k. k. Statthalter-Stellvertreter.
1	—	Herr Fr. Lobinger, k. k. Auditor-Stellvertreter.
—	1	Herr Veit, fürstl. Schwarzenberg'scher Hofgärtner in Aign.
		Schwarzbach in Böhmen: Bei dem Herrn Verfasser aufgegeben:
—	1	Herr Schimann, Wirthschaftsverwalter.
1	—	**Stendal**: Die Herren Buchhändler Franzen u. Große.
1	—	**Stuttgart**: Sr. Erlaucht Herr Graf Alfred v. Neipperg, königl. Generalmajor.
		Durch Herrn Franz Köhler:
1	—	Herr Freiherr von Handel, k. k. österr. Gesandter am Hofe in Stuttgart.
		Durch Herrn H. Lindemann:
1	—	Herr Graf v. Chotek, k. k. österr. Gesandtschafts-Attaché in Stuttgart.
1	—	Herr Buchhändler H. Lindemann.
1	—	**Teschen**: Herr Buchhändler C. Prochaska.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Torgau: Durch die Wienbrack'sche Buchhandlung:
—	1	Die königl. preuß 6. Divisions-Bibliothek.
13	—	**Trieſt**: Herr Buchhändler H. F. Münſter.
		Durch Herrn F. H. Schimpff:
1	—	Herr Baron von Bruck.
		Troppau: Durch Herrn O. Schüler:
1	—	Herr Joſeph, Freiherr von Barco, k. k. Feldmarſchall-Lieutenant.
1	—	Frau Gräfin Blücher von Wahlſtadt auf Schloß Radun.
1	—	Herr Freiherr Boineburg-Lengsfeld, k. k. Feldmarſchall-Lieutenant.
—	1	Herr Elgger v. Frohberg, k. k. Oberſt-Lieutenant.
1	—	Herr Joſ. v. Gosztonyi, k. k. General-Major.
1	—	Herr Erdmann Freiherr von Henneberg.
1	—	Herr Freiherr v. Krieg, k. k. Statthalterei-Rath.
1	—	Herr Graf Kuenburg.
1	—	Herr Robert Graf Lichnowsky, Prälat und Domherr von Olmütz auf Schloß Grätz.
—	1	Herr Carl Peter, Leihbibliothekar.
1	—	Herr Graf Joſef Sédlnitzky.
1	—	Herr Graf Stadion auf Maidelberg.
1	—	Herr Graf Thun, k. k. General-Major.
1	—	Herr Felix, Graf Vetter, k. k. Major.
		Tuttlingen: Durch Herrn C. L. Kling:
1	—	Herr Ferd. Freiherr von Ulm in Ueberlingen.
—	1	**Ulm**: Herrn Müller's Buchhandlung.
		Utrecht: Durch Herrn W. F. Dannenfelser:
—	1	Herr R. van Berkum-Bysterbos, Secretair der Gemeinde Kampen (Niederlande).
		Bei dem Verfaſſer aufgegeben:
2	—	**Wien**: J. Durchlaucht die Frau Fürſtin Schwarzenberg-Lichtenſtein.
3	2	Ihre Durchlaucht die Fürſtin Mathilde zu Schwarzenberg.
1	—	Sr. Excellenz Herr Graf von Rechberg. k. k. öſterr. Miniſter.

Ausg. I.	Ausg. II	
—	1	Herr Wreyl Strachotinsky, fürstlich schwarzenb. Secretär.
—	1	Hr. Franz Stohl, } fürstlich schwarzenberg. Centr.-
—	1	Hr. Heinrich Korn, } Canzlei-Expeditoren.
2	—	Die Beck'sche Universitäts-Buchhandlung.
—	1	Herr Joh. Bapt. v. Pilgram, k. k. Staats- u Conferenz-Rath, Dr. der Rechte, Ritter mehr. Orden ꝛc.
		Durch Herrn W. Braumüller's Hofbuchhandlung:
1	—	Herr Baron von Augustin, k. k. Feldzeugmeister.
1	—	Die Bibliothek des k. k. hohen Finanz-Ministeriums.
1	—	Herr von Biegeleben, k. k. Ministerial- u. Hofrath.
1	—	Der adelige Casino-Verein.
1	—	Herr Eduard Graf von Colalto.
1	—	Herr Anton Faber.
1	—	Sr. Durchlaucht Johann Landgraf von Fürstenberg.
1	—	Das k. k. Gradiscaner Grenz-Regiment.
1	—	Herr L. von Gutmannsthal, Vice-Präsident der k. k. Central-Seebehörde in Triest.
1	—	Herr Wilhelm Haidinger, k. k. Sectionsrath und Direktor der k. k. geolog. Reichsanstalt.
1	—	Herr v. Hofmann, k. k. Hof- u. Ministerial-Concipist.
1	—	Herr Kaltschick.
1	—	Herr Karl Graf v. Lanckoronski, k. k. Ober-Kämmerer, Excellenz.
1	—	Herr J. von Liehmann-Palmrode, k. k. Hof- und Ministerialrath.
1	—	Herr Freiherr von Menßhengen, k. k. Hof- und Ministerialrath.
1	—	Herr Graf von Piatti.
1	—	Herr Jakob Edler von Reinlein, k. k. Sectionsrath.
1	—	Herr Ritter v. Salvotti, k. k. Reichsrath, Excellenz.
1	—	Hr. Anton Ritter v. Schmerling, k. k. Senats-Präsident.
1	—	Herr Ferdinand Ritter von Thinnfeld, k. k. Minister für Landeskultur und Bergwesen, Excellenz.
1	—	Herr Karl Baron v. Urban, k. k. General-Major.
1	—	Herr. Ph. Ludw. Graf v. Saint-Genois, k. k. Kämmerer, Ritter mehrerer hohen Orden ꝛc.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Wien: Durch die Herren Herold u. Sohn:
1	—	Herr Graf Apponyi, k. k. Gesandter in Turin.
—	1	Herr Rudolf Blatteis, Ober-Lieutenant im k. k. 8. Feldjäger-Bataillon in Kuttenberg.
1	—	Sr. Excellenz der Herr k. k. österr. Kriegsminister, Feldmarschall-Lieutenant, Freiherr von Csorich.
—	1	Herr Dr. med. Ignaz Gruber.
—	2	Herr Baron von Heeckeren, königlich Niederländischer Gesandter.
1	—	Herr Graf Wladimir Mitroffsky, k. k. Kämmerer und Rittmeister.
—	1	Herr Dr. Selinger, k. k. Sectionsrath im Hohen Ministerium des Aeußern.
1	—	Herr Eduard Sieger, Lithographische Anstalt und Papierhandlung.
—	1	Herr Baron v. Stelzhammer, Unter-Staatssecretair im Hohen Justiz-Ministerium.
—	1	Herr Stupper, fürstl. Schwarzenberg'scher Beamter.
1	—	Die k. k. Universitäts-Bibliothek.
—	11	Herr Buchhändler J. F. Greß.
—	1	Die Haas'sche Buchhandlung.
4	2	Herr Buchhändler F. G. Heubner.
		Durch Herrn Jasper's Wwe. u. Hügel:
1	—	Sr. Durchlaucht Fürst Carl von Lichtenstein, k. k. General der Cavallerie.
1	—	Sr. Excellenz Herr Nicolaus Graf von Szécsen.
1	—	Herr Dr. Eminger, Statthalter v. Nieder-Oesterreich.
—	1	Herr Carl Edler von Marchtal.
		Durch Herrn Kaulfuß Wwe. Prandel u. Comp.:
—	1	Herr Ministerialsecretair Ed. Friedenfels.
—	1	Herr Dr. Franz Ritter von Heintl k. k. Finanzrath.
—	1	Herr Sectionschef Komers im k. k. Kriegs-Ministerium.
—	1	Herr Carl Baron Ransonnet.
1	—	Herr Prälat Schindler, k. k. wirkl. Geh. Rath.
1	—	Herr Otto Wilhelm Freiherr von Walterskirchen.
—	1	Herr Freiherr v. Weigelsperg, k. k. Oberst-Lieutenant u. Adjutant Sr. Excellenz des Herrn Kriegsministers.
2	—	Herr Buchhändler R. Lechner.
1	—	Herr Buchhändler Franz Leo.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Wien: Durch die Herren Schaumburg u. Comp.:
1	—	Sr. Excellenz Herr Feldmarschall-Lieut. Baron Bianchi Duca di Casalanza.
		Durch Herrn L. W. Seidel:
1	—	Herr Graf Hoyos Sprinzenstein.
		Durch die Herren Sternickel u. Sintenis:
1	—	Sr. Durchlaucht der Fürst Palffy
—	1	Sr. Durchlaucht der Fürst von Salm, k. k. Reichsrath.
—	1	Herr Graf Franz von Harrach.
2	—	Die Herren Buchhändler Sternickel u. Sintenis.
11	11	Die Herren Buchhändler Tendler u. Comp.
1	—	**Winterberg in Böhmen**: Herr Jos. John, fürstl. Schwarzenberg. Forstmeister.
1	—	Herr Waniczek, fürstl. Wirthschafts-Director.
—	1	**Wittingau in Böhmen**: Fürstl. Schwarzenberg'sches Archiv.
		Znaim: Durch Herrn E. J. Fournier:
—	1	Herr Graf Ségur in Pullitz.
—	1	**Zürich**: Herr Buchhändler Chr. Beyel.
		Durch Herrn Fr. Schultheß:
—	1	Herr Conrad von Wyß, Alt-Statthalter in Zürich.

Weitere Unterzeichnungen für das zweite Verzeichniß wolle man baldigst bei den Buchhandlungen Oesterreichs, Deutschlands und des Auslands oder bei der Unterzeichneten erfolgen lassen, da der Druck jener Liste bereits mit dem 15. Januar beginnt.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig.

II. Liste

der p. T. Unterzeichner und Förderer.

Geschlossen am 15. October 1853.

Ausg. I.	Ausg. II.	
1	—	S. k. k. apost. Majestät d. Kaiser Franz Joseph v. Oesterreich.
1	—	S. Majestät d. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Durch Herrn A. Duncker's Hofbuchhandlung in Berlin.
1	—	S. Majestät der König Friedrich August von Sachsen. Durch Herrn G. Schönfeld's Buchhandlung in Dresden.
1	—	Ihre Majestät die Kaiserin Caroline Auguste von Oesterreich.
1	—	Ihre Majestät die Königin Therese von Bayern. Durch Herrn Joh. Palm's Hofbuchhandlung in München.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Franz Carl von Oesterreich.
1	—	Ihre K. K. Hoheit Erzherzogin Sophie von Oesterreich.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Ferdinand Max von Oesterreich.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Carl Ludwig von Oesterreich.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Rainer von Oesterreich.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Ludwig von Oesterreich.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Maximilian von Oesterreich-Este.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Wilhelm von Oesterreich.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Ernest von Oesterreich.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Sigmund von Oesterreich.
1	—	S. K. Hoheit Prinz Luitpold von Bayern.
1	—	S. K. Hoheit Prinz Adalbert von Bayern.
1	—	S. K. Hoheit Prinz Carl von Bayern. Durch Herrn Joh. Palm's Hofbuchhandlung in München.
1	—	S. Durchlaucht Karl, Fürst Liechtenstein.
1	—	S. Excellenz Graf von Grünne, Erster General-Adjutant S. Majestät des Kaisers von Oesterreich.

Ausg. I.	Ausg. II.	
1	—	**Altenburg**: Die löbl. Schnuphase'sche Buchhandlung.
—	1	**Bonn**: Die Herren Henry u. Cohen.
		Braunschweig: Durch Herrn Ramdohr:
—	1	Herr Major Freiherr Alexander von Girsewald, Vice-Oberstallmeister und Flügeladjutant S. Hoheit.
		Bregenz: Durch Herrn Teutsch:
—	1	Herr Silvester Ritter von Hammerer, k. k. Kreis-Präsident.
—	1	Herr Dr. Theodor Müller, k. k. Kreis-Wundarzt.
—	1	**Breslau**: Herrn Gosohorsky's Buchhandlung.
		Celle: Durch die Schulze'sche Buchhandlung:
—	1	Herr Staats- u. Cabinetsminister a. D. v. Ompteda.
—	1	**Dresden**: Die löbl. Arnold'sche Buchhandlung.
		Durch Herrn Schönfeld's Buchhandlung in Dresden:
1	—	Herr Franz Graf von Kuefstein k. k. wirkl. Geh. Rath und Kämmerer, Oberst-Erbland-Silberkämmerer in Oesterreich ob und unter der Ens, k. k. Oesterreich. Gesandter und bevollmächtigter Minister.
1	—	S. Excellenz Herr Staatsminister Richard Freiherr von Beust.
1	—	S. Excellenz Herr General-Lieutenant Rabenhorst. K. Sächs. Kriegsminister.
		Frankfurt a/M.: Durch Herrn C. Jügel:
1	—	Herr Graf Seinsheim.
		Durch Herrn Völcker:
—	1	Herr Victor von Strauß, Fürstl. Schaumburg Geh. Cabinetsrath und Bundestagsgesandter.
2	—	**Königsberg**: Die löbl. Borntträger'sche Buchhandlung.
		Lübeck: Durch Herrn C. Boldemann:
—	1	Herr Consul Th. Lange.
1	—	**München**: Herr Chr. Kaiser, Buchhändler.
		Durch Herrn Joh. Palm's Hofbuchhandlung:
1	—	S. Excellenz Herr Ludwig von der Pfordten, Ministerpräsident.
1	—	Herr Val. Graf von Esterhazy, k. k. Oesterreich. Gesandter und bevollm. Minister.
		Prag: Durch Herrn Andrè:
—	1	Frau Fürstin Wilhelmine Kinsky.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Prag: Ferner durch Herrn Andrè:
—	1	Herr Graf Albert Nostitz.
1	1	Ihre Excellenz die Frau Reichs-Alt-Gräfin Johanna Salm.
—	1	S. Excellenz Herr Graf Leopold von Thun.
—	1	Herr Graf Mercandin.
—	1	Herr Carl Wilhelm Fürst Auersperg.
		Durch die Herren Credner u. Kleinhub:
1	—	Herr Carl Graf Chotek, Excellenz, k. k. wirkl. Geh. Rath ꝛc
		Durch Herrn Kronberger's Buchhandlung:
1	—	Herr Carl Fürst von Schwarzenberg, k. k. Rittmeister ꝛc.
1	—	Herr Dr. Med. Gallus Hochberger in Carlsbad.
		Stuttgart: Durch Herrn H. Lindemann:
—	1	Herr Freiherr von Linden, k. Staatsminister.
1	—	Die Königl. Handbibliothek.
1	—	Herr Professor Dr. Seyffer, Redakteur des Staats-Anzeigers.
		Triest: Durch Herrn F. H. Schimpff:
—	1	La Deputazione di Borsa di Trieste.
—	1	Herr Ant. Vicco.
—	1	Herr P. Revoltella.
—	1	Herr J. Hagenauer.
—	1	Herr H. Lutterroth.
—	1	Die Herren Reyer u. Schlick.
—	1	Herr A. di St. Ralli.
—	1	Herr Dr. G. B. Scrinzi.
—	1	Herr Jos. von Lugnani.
—	1	Herr G. Conti.
—	1	**Ulm**: Herrn Müller's Buchhandlung.
		Wien: Durch die Beck'sche Universitäts-Buchhandlung:
—	1	Herr Joh. Nepom. Weiß, Stiftshofmeister und Archivar im Heiligenkreuzerhofe zu Wien.
		Durch die Herren Herold u. Sohn:
—	1	Herr Kasimir, Graf von Lanckaronski.
—	1	Herr Jos. Branttem, k. k. Oberst.
		Durch Herrn J. Greß:
—	1	S. Durchlaucht Feldmarschall Fürst zu Windischgrätz.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Wien: Ferner durch Herrn Gress:
—	1	S. Excellenz Feldmarschall-Lieutenant Graf Haugwitz.
—	1	S. Excellenz Herr Eugen, Graf von Czernin k. k. Kämmerer.
—	1	Herr Graf Bergando, k. k. Rittmeister.
—	1	Herr General-Major Nagy.
—	1	Herr Direktor Pittner.
1	—	Herr August Fürst Liechtenstein.
		Durch Herrn J. G. Heubner:
—	1	Herr Eduard von Klezl, k. k. Oestreich. Geschäftsträger an der Hohen Pforte.
—	1	Herr von Teucher, k. k. Oberst.
2	—	Durch Herrn Lechner's Universitäts-Buchhandlung:
—	1	Herr Anton Freiherr von Königsbrunn, k. k. Oberst.
—	1	Das Präsidial-Bureau des Magistrats.
—	1	Herr Baron Mohrenheim.
—	1	Herr von Fonton k. k. Russ. Staatsrath.
—	1	Durch Herrn Franz Leo:
—	1	Herr Dr. Joseph Helfert, Unterstaatssekretair im Ministerium des Unterrichts.
		Durch Herrn Sternickel u. Sintenis:
—	1	S. Excellenz Herr Graf Carl zu Buol-Schauenstein, k. k. Minister der auswärtigen Angelegenheiten.
—	1	Herr Freiherr Joseph von Werner, Unterstaatssekretair beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.
—	1	Das Ministerium d. auswärtigen Angelegenheiten in Wien.

I.

Das Fürſtenhaus Schwarzenberg.

Erſter Abſchnitt.

Das Fürſtenhaus Schwarzenberg.

Ein hiſtoriſch-genealogiſcher Ueberblick.

Die ausgezeichneten Verdienſte des hingeſchiedenen Miniſterpräſidenten Oeſterreichs, Fürſten Felix zu Schwarzenberg, haben der Gegenwart des hohen Hauſes, welchem der Verewigte durch Namen, Geburt und Abſtammung angehört, einen ungewöhnlichen Glanz verliehen. Aber daſſelbe hat auch bereits eine lange und ruhmwürdige Vergangenheit hinter ſich, die wohl in größerem Umfange und in ihren hervortretendſten Einzelnheiten genauer gekannt zu werden verdient, als es vielleicht der Fall iſt. Es iſt die Geſchichte eines Hauſes, aus deſſen fruchtbarem Schooße im langen Laufe der Jahrhunderte Staatsmänner, Feldherren und Helden, Vertheidiger des Rechtes, des Glaubens und der Civiliſation, Männer der Wiſſenſchaft, Mäcenaten der Künſte und Literatur, Freunde der Menſchheit in ſchönſter Bedeutung des Wortes und hochſinnige Patrioten hervorgegangen; eine Geſchichte, die, auf's Innigſte mit den Geſchicken der Staaten, Völker und Herrſcher verflochten, von preiswürdigen Thaten, großartigen Opfern, ruhmvollem Tode auf dem Felde der Ehre, hoher Begeiſterung für Recht und Wahrheit, für alles Gute und Schöne und von eben ſo viel Vorzügen des Geiſtes als Gaben des Herzens zu erzählen weiß. Sollte ſie nicht verdienen ein Gemeingut der Nation zu werden und ſoll man ſich nicht vielmehr

verwundern, daß sie es nicht bereits geworden? „Ihr habt eine Geschichte," ruft ein gelehrter Schriftsteller bereits 1590 den mit den Schwarzenbergen die Gemeinsamkeit des Ursprungs und Geschlechtes theilenden Freiherren von Seinsheim zu, „Ihr habt eine Geschichte Euerer Familie, dieser ältesten und edelsten, welcher, wie gewissermaßen einem Hausschatze, aller Tugenden Beispiel entnommen werden kann. Um daher zu diesen Geschichtsbüchern flüchten und im Geiste gleichsam eine lange Reise darin vornehmen zu können, so oft es sich darum handelt, irgend etwas Treffliches, des Nachruhms und der Nachahmung Würdiges dortselbst aufzufinden, solltet Ihr durch kein anderweitiges Geschäft daran gehindert werden. Wenn Ihr Euer väterliches und mütterliches Herkommen mit sinnendem Geiste betrachtet: welch' eine zahlreiche und edle Versammlung von Ahnen bietet sich Eueren Blicken dar, nicht anders wie die offene Scene einer großartigen Bühne, von Ahnen, sage ich, die durch Hochsinn, stets bereiten Rath, kriegerische Kenntnisse, durch Liebe und Hingebung zu dem gemeinsamen Vaterlande, durch dessen Vertheidigung im Kriege wie im Frieden vor Frankens übrigen edlen Familien glänzend hervorleuchteten!"

Es bedarf keiner panegyrischen Schmeichelei, um auch von den Schwarzenbergen zu sagen, daß sie auf gleichem geschichtlichen Boden stehen. Eine Familie, deren Daseinsspuren sich acht Jahrhunderte zurück verfolgen lassen, deren heutiger Namen volle vier Jahrhunderte seine ungetrübte Reinheit bewahrt und in allen Catastrophen des Vaterlandes stets auf ehrenvolle, mehr als einmal auf ruhmwürdige Weise aus dem Wirrsal der Zeiten hervorleuchtet; eine Familie, die in dem Riesenkampfe mit dem gewaltigen Dränger aus Westen Deutschland einen Mann gab, den es seinen „zweiten Hermann" nannte und dem es neben den Heroen des Geistes und der That in seiner Walhalla einen unentrückbaren Platz sicherte; eine Familie endlich, die im Laufe eines halben Jahrhunderts zwei europäische Größen aufzuweisen hat und in der Gegenwart hier einen hervorragenden Lenker des Staatsruders (Felix), dort einen uner-

mündlich schaffungslustigen und munificenten Vertreter der großen materiellen und humanistischen Interessen (Johann Adolf), nebenan einen allgeehrten Träger der höchsten kirchlichen Würden (Cardinal-Erzbischof Friedrich), und was sonst noch an Männern und Jünglingen übrig (Friedrich, Carl d. Ä., Edmund, Carl jun. und Adolf, sämmtlich Fürsten zu Schwarzenberg), in den Reihen eines kampfbewährten Heeres und an der Spitze des Gouvernements den Zeitgenossen zeigt; eine Familie, wie diese, muß eine Geschichte haben, über die sich nicht achtlos hinwegsehen läßt.

Und diese historische Familie ist eine *fürstliche*. Wenn dieses Epitheton in seiner etymologischen Ableitung mit „*Fürstehen*," d. i. „Voranstehen" identisch zusammenfällt, wenn *Adel* so viel als *edel* bedeutet und nach Cicero's sinniger Erklärung *Adel* nichts Anderes ist, als kundgewordene Tugend („Nobilitas nil aliud quam cognita virtus"); so spricht für den fürstlichen Titel der Schwarzenberge außer der aristokratischen Berechtigung der Geburt und der geschichtlichen der Errungenschaft („par droit de naissance et de conquête") auch schon der bloße deutsche Sprachgebrauch mit demselben Rechte, mit dem man Schiller und Göthe die deutschen Dichterfürsten nennt. Wenn sich der Namen zum Wesen wie die Ursache zur Wirkung, wie die Hülle zum Kern verhält, da ist es wohl auch erlaubt, den ersteren mit in die Wagschale fallen zu lassen, in welcher eben der Inhalt jenes Wesens gewogen wird. Es ist uns mit dieser Hinweisung auf den Sprachgebrauch keineswegs etwa um eine huldigende Redensart zu thun. Je ernster man sich mit diesem Gedanken beschäftigt und je gründlicher man ihn seiner innern Bedeutung nach verfolgt, desto schneller wird man wieder auf den geschichtlichen Boden zurückgeführt, auf dem ja auch die Sprache ihren innern und äußern Entwicklungsbau vollbracht hat. Was sie in geschichtlicher, staatlicher und politischer oder rein menschheitlicher Hinsicht als „*voranstehend*" oder fürstlich, was sie als *edel* oder *adelich* bezeichnet, muß sich unter den Bedingungen stufenweise oder genetisch wirkender Continuität entwickelt, muß die Stadien eines stetigen

Bildungsproceſſes durchlaufen und die Feuerprobe der Zeit beſtanden haben. Es muß, mit anderen Worten etwas „geſchichtlich Gewordenes“ ſein. Das aber eben iſt der Adel, und wenn Andreas Tiraquell in ſeinem Traktat vom Adel mit Berufung auf Autoritäten aus dem griechiſchen und römiſchen Alterthume den Satz aufſtellt: „Der Adel ſei um ſo größer und glänzender, je älter er ſei,“ ſo iſt dies nur eine richtige logiſche Folgerung aus dem oben Ausgeſprochenen.

Wir Alle haben es mit erlebt, daß, als man mit der Geſchichte gänzlich brechen und mit aller Vergangenheit ein- für allemal aufräumen zu wollen ſchien, der Anfang damit gemacht worden, daß man ſich anſchickte, den Adel über Bord zu werfen. Ganz conſequent hätte alles Uebrige, was noch an die Gliederung der Stände gemahnte, hinterdrein folgen müſſen. Es war dies in derſelben Zeit, als man ſo viel vom „durchlöcherten Rechtsboden“ ſprach und an eine durchgreifende Nivellirung der Geſellſchaft Hand zu legen Miene machte. Eben im Begriffe, ein Stück Geſchichte der jüngſten Vergangenheit zu ſchreiben, dürfen wir uns wohl einem Todten gegenüber, den wir in den folgenden Blättern bald ſelbſt über die Stellung des Adels in dem Bewegungsjahre 1848 redend einführen werden, erlauben, an jene notoriſche Thatſache zu erinnern. Aber eben ſo bezeichnend iſt es als signatura temporis für die Strebungen, Anſchauungen und die rückkehrende Beſinnung der Gegenwart, daß ſie ſich ernſtlich mit der Reviſion der Standesbegriffe, mit dem Studium des geſellſchaftlichen Organismus und zunächſt mit der Unterſuchung der ſocialen Stellung des Adels befaßt und den „gewordenen“ geſellſchaftlichen Verhältniſſen gerecht zu werden bemüht iſt. Man iſt — wie man denn auch nicht anders konnte — hierbei wieder auf den naturgemäßen, wenn gleich noch ſo ſehr „durchlöcherten“ Boden zurückgekehrt, der kein anderer, als der hiſtoriſche. Deutet auch Vieles auf eine ſich zu vollziehen beginnende ſociale Reformation, ſo wird ſie, wenn der Proceß glücklich und ohne gewaltthätige Störungen von Außen vor ſich geht, doch in keinem anderen Sinne, als

dem einer Reſtauration, einer Erfriſchung und geiſtigen Neubelebung ſtattfinden können, die die alten Formen durchdringt, gleichſam mit einer neuen Seele erfüllt, ohne das Urſprüngliche, Gegebene und Urwüchſige zu vernichten und den erweiterten, reicher gegliederten und bildungsfähigen Geſtaltungen einen fremden Inhalt als theoretiſche Ausgeburt zu geben. Bei vernünftigem und allmähligem Vorgange wird ſich jener Proceß nur auf hiſtoriſchem Boden vollziehen können und ein Glück, wenn er ihn nicht verläßt. Dann wird auch die ſchon von gewiegten Politikern des römiſchen Weltreiches ausgeſprochene Wahrheit anerkannt werden: „daß es dem Staate nur zum Nutzen gereiche, adelige, ihrer Ahnen würdige Männer zu beſitzen, und daß das uralte Andenken hervorleuchtender, um den Staat verdienter Männer fortleben müſſe. Auf dieſe Weiſe hätten alle Guten ſtets dem Adel das Wort geſprochen.“ Nichts natürlicher aber auch, als der Wunſch und das Bedürfniß in dieſem Andenken fortzuleben. Wie wahr bemerkt daher Cicero, geſtützt auf das Zeugniß Cato d. Ä. (des Republikaners!): „Wie würden hervorragende Männer („praestantes viri“ — wörtlich commentirt: „voranſtehende“ Männer — alſo Fürſten in ihrer Art) ſo großes, dem Andenken der Nachwelt Angehörendes angeſtrebt haben, wenn ſie nicht im Geiſte vorausgeſehen hätten, daß auch ihnen die Zukunft gehören könne.“ — „Der Geiſt eines Jeden unter den Beſten wird am erſten zum unſterblichen Ruhme mit hingeriſſen. Es wohnt den Geiſtern eine gewiſſe Vorausſicht („Augurium“) künftiger Jahrhunderte inne. Wäre ſie ihnen genommen, wer wäre ſo unſinnig, ſtets in Mühen und Gefahren zu leben? Auch begehrt die Mannestugend keinen anderen Lohn für Arbeiten und Gefahren, als den des Lobes, des Ruhmes und der gerechten Würdigung, gewiſſermaßen als Lohn des wohlbeſorgten Staates, u. ſ. w.“ — „Aber eben ſo ſehr, als dem Gemüthe des Menſchen dieſe Sorge um die Zukunft eingepflanzt iſt, liegt es auch in der Einrichtung der menſchlichen Natur, von Denjenigen, die wir wegen des wirklich erlangten Be-

sitzes eines ewigen Namens und Ruhmes bewundern, das Größte, wie das Kleinste kennen zu lernen." Daher denn auch Xenophon mit Recht sagt: „Daß nicht nur die ernsten Ueberlieferungen von großen Männern, sondern auch sogar deren Scherze werth seien, der Erinnerung aufbewahrt zu werden."

Solche Begriffe hatten die Alten von der Berechtigung wahrhaft adeliger Männer und ihrem Verhältnisse zur Geschichte. So sind denn also die späten Enkel die natürlichen Erben des Ruhmes ihrer Vorfahren. Auch in dieser Beziehung spricht jener gelehrte Römer ein gewichtiges Wort, wenn er (de officiis) „den Ruhm der Tugend und vollbrachter Thaten als die beste, jedem anderen Erbgute vorzuziehende Erbschaft bezeichnet, die den Kindern von den Vätern hinterlassen werden kann; eine Erbschaft, deren unwürdig zu werden, unrecht und unverantwortlich wäre." Hiermit ist aber der ererbte Adel als eben so große Verpflichtung als Berechtigung bezeichnet, und dafür ist sie auch stets von Allen angesehen worden, denen der Begriff vom rechten und wahren Adel nicht abhanden gekommen.

Die Summe altväterlicher Verdienste ist gewissermaßen der Multiplicandus, die neuen, ruhmwürdigen Zuthaten der Nachkommen der Multiplicator, und das Produkt — die Geschichte. Aus dem Zusammenwirken dieser Faktoren entspringt aber jener großartig befruchtende Impuls, jene thatkräftig-schöpferische Potenz, jenes eigenthümliche, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geistig verknüpfende Etwas, das sich „historisches Bewußtsein" nennt und, wie der Geist über den Wässern, über dem wogenden Meere der Zeiten schwebt.

Ueber dieses in der Aristokratie ganz spezifisch ausgeprägte historische Bewußtsein und was damit zusammenhängt, hat W. Riehl in seinem eben so interessanten als geistreichen Werke: „Die bürgerliche Gesellschaft" (1851) höchst treffende Anschauungen entwickelt, so daß wir nicht für überflüssig erachten, einen Augenblick dabei zu verweilen. Nachdem der Verfasser die Aristokratie als den „Stand der socialen Schranke" dem vierten Stande, als dem der

„Schrankenlosigkeit," gegenübergestellt und bemerkt, wie widersinnig es sei, eine Aristokratie ohne Geburtsadel zu denken, fährt er fort: „Die Basis aller socialen Schranken und Gliederungen ist die Familie; darum ist es ganz naturnothwendig, daß das Bewußtsein der Familie in der Aristokratie am schärfsten ausgeprägt, am lebendigsten durchgeführt sei. Die Familie im Aufsteigen zu ihren historischen Wurzeln gedacht, entfaltet sich zum Stammbaum. Das Geschlechtswappen ist das äußerliche Wahrzeichen dafür, daß das Familienbewußtsein historisch geworden ist, und die Seitenzweige finden ihre Familiengemeinsamkeit in dieser Wappensymbolik urkundlich wieder." —

Gleich dem Bauer, von dessen schlummerndem historischem Sinne der Verfasser kurz vorher gesprochen, und den er als ein in unsere Zeit „hereinragendes Stück Geschichte" bezeichnet, „ist auch der Adel ein Stück leibhaftiger Geschichte, das in die moderne Welt hineinragt. Als unterscheidendes Merkmal tritt jedoch hinzu, daß der Adel über den in seiner Körperschaft webenden geschichtlichen Geist sich auch objektiv Rechenschaft und Nachweis giebt, daß er sich als den Bewahrer der historischen Entwickelung der Gesellschaft wissen und erkennen muß. Er ist im eigenen Standes-Interesse auf die Geschichtsforschung hingewiesen, während sich der Bauer um solche Forschung gar nicht kümmert. Der Bauer weiß nicht, wer seine Vorfahren waren, aber ihre Sitten leben in ihm. Der Adel kennt und findet sich in seiner socialen Geschichte, und wenn es auch die ganz trockene Familienchronik eines Stammbaumes wäre. Der Bauer steckt in seiner Geschichte und weiß es selbst nicht. Der Adel ist aus diesem Gesichtspunkte ein Bauernthum in erhöhter Potenz: er ist der zum Bewußtsein seines historischen Corporationsgeistes gekommene freie Grundbesitzer ꝛc." — Und weiter: „Der Stammbaum hat in der socialen Wissenschaft eine theoretische Bedeutung, den praktischen Werth erhält er erst da, wo sich auch die Ueberlieferung der historischen adeligen Sitte an die Stufenfolge der Ahnen-

reihe kettet." — Noch mehr des Treffenden sagt der Verfasser über den historischen und socialen Rechtfertigungsgrund des Geburtsadels, den er „die breite Bresche nennt, durch welche ein philosophisches Zeitalter erobernd in die Citadelle des Standeswesens eindringen wollte." — „So wie man überhaupt keine geschichtliche Nothwendigkeit anerkennen wollte, so konnte man am wenigsten begreifen, wie es von Rechtswegen irgend bestimmende Einflüsse auf irgend eines Menschen ganzes Lebensgeschick haben dürfe, daß dieser oder jener sein Vorfahr gewesen." — Und wenn nun der Verfasser weiterhin auch auf die Aristokratie des Talentes zu sprechen kömmt und mit ein paar schlagenden Beispielen darthut, „wie oft der Genius unter die eherne Nothwendigkeit der Geburt und Abstammung gestellt ist," und die Aristokratie des Talentes als eine „Geburtsaristokratie" bezeichnet, „auf deren Wegtilgung nicht minder eifrig die Socialisten lossteuern;" so ist wohl der Beweis vollkommen hergestellt, wie sehr dem Momente der Geburt, der Abstammung und des historischen Familienbewußtseins überhaupt in der Lebensauffassung eines hervorragenden Mannes von aristokratischer Geburt und in der Geschichte eines altadeligen Hauses Rechnung zu tragen.

Im Begriffe, das Leben einer politischen Größe von fürstlicher Geburt zu schildern und einen geschichtlichen Rückblick auf seiner Ahnen lange Reihe zu werfen: sind wir nicht berechtigt, uns auf diesen Standpunkt zu stellen? Die achthundertjährige Geschichte eines ausgezeichneten Geschlechtes darf wohl diese Rücksicht beanspruchen. Oder sollte es wohl nicht von vornherein betont werden dürfen, daß der hingeschiedene Staatsmann Schwarzenberg ein geborner Fürst gewesen? Sollte es verwehrt sein hervorzuheben, daß sich in ihm ein hervorragender Träger des historischen Familienbewußtseins darstellt, daß sich an seinen Stammbaum und an sein Wappen „der praktische Werth der historischen Ueberlieferung adeliger Sitte" knüpft und daß auch sein Genius „unter die eherne Nothwendigkeit der Geburt und Abstammung gestellt gewesen?" („Fortes creantur fortibus.") Keine

huldigende Schmeichelei, wohl aber der mächtige Geist der historischen Aufgabe drängt dazu hin, die Genesis des Staatsmannes, des Feldherrn und großen politischen Charakters, ebenso wie es bei dem künstlerischen und literarischen Talente der Fall sein kann und ist, in den Verhältnissen der Geburt und in den bewußt gewordenen familiengeschichtlichen Antecedentien zu suchen. Wenn sich der Historiker nicht von denen unterschiede, die „eine breite Bresche in die Citadelle des Ständewesens" und somit der Gesellschaft zu legen trachten; wer sollte es dann? — Es giebt eine Physiologie und Psychologie der Geschichte, und wer weiß, zu welchen Resultaten die Geschichtsschreibung gelangt wäre, wenn ihre Forschungen und Untersuchungen diesem Momente mehr Rechnung getragen hätten. Wenn es eine Zeit gab, — und sie liegt noch nicht so weit hinter uns — wo man den unläugbaren Verdiensten und hervorleuchtenden Eigenschaften irgend eines Fürsten das nothgedrungene Zugeständniß gemacht hätte, er habe sich um den Staat und das Vaterland verdient gemacht, *obgleich* er ein *Fürst* war; so möchte es einem ernsten Historiker in einer leidenschaftsloseren Gegenwart vielleicht erlaubt sein, sowohl im Sinne der classischen Alten, als auch nach der Anschauungsweise neuerer Denker und Forscher sogar den Erklärungsgrund geltend zu machen: *weil* er ein Fürst war, wenn man nämlich nicht vergißt, daß Adel der Geburt die Verpflichtung zu allem Großen und Edlen in sich schließe.

Wie hoch man auch individuelle Begabung, ungewöhnliche Eigenschaften des Geistes und Herzens, als freie Geschenke der Natur und als Resultate einer besonderen glücklichen Entwickelung stelle, wie hoch man auch rein persönliches Verdienst, was jede hervorragende Leistung ihrer inneren Wesenheit nach an und für sich bleibt, anschlage; dennoch wird man nicht umhin können, der moralischen Macht jener unter dem Horoskop der Geburt stehenden Verpflichtung die gebührende Beachtung zu schenken und sie sowohl als die Licht und Farbe verleihende Folie, als auch als die treibende und bewegende Kraft zu betrachten, abgesehen davon, daß es, nach den obi-

gen Andeutungen, auch erbliche Talente, fortpflanzungsfähige Eigenschaften giebt. Wie weit diese Annahme entfernt ist, die Verdienste der Ahnen verdienstlosen Enkeln zu Gute zu rechnen, ist ebenso einleuchtend, als die der Wahrheit des Satzes: daß, ganz im Gegentheile, der Glanz der Einen der Ruhmesarmuth der Andern zum empfindlichen Vorwurfe gereichen müßte.

Als vor nun bald **30** Jahren die meisterhaft geschriebenen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Karl Fürsten zu Schwarzenberg" von A. Prokesch — damals (**1823**) Oberlieutenant im kaiserl. Oesterr. Generalstabe, jetzt Freiherr von Prokesch-Osten, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, bevollmächtigter Minister am Berliner Hofe — mit allseitiger Acclamation erschienen und an der Spitze des Buches dem Hinblicke auf die uralte Abstammung des fürstlich Schwarzenberg'schen Hauses die Bemerkung zur Seite stand: „Es bedürfe dieser Mittel — so ehrenvoll sie seien — nicht, um die Erinnerung festzuhalten;" da gab es Niemand, der nicht beigepflichtet und die Selbständigkeit der Verdienste des verewigten Feldmarschalls anerkannt hätte. Auch handelt es sich hier nicht um einen solchen genealogischen Hinweis als k ü n s t l i c h e s Mittel zum Zwecke. Es bedarf dessen nicht, wo sich ein natürlicher und genetischer Zusammenhang, eine historisch-solidarische Wechselbeziehung, eine thatsächliche Continuität von selbst geltend macht. Gewiß eben so wahr als schön bemerkt der Verfasser jener „Denkwürdigkeiten": „Es giebt Todte, deren Leben und Wirken von Geschlecht zu Geschlecht forterzählt und jeden Wandel der Zeit überdauernd, aus dem Eigenthume dieses oder jenes Volkes schon ein Gemeingut der Menschheit geworden sind; Todte, deren alleiniger Name ausgesprochen, alle Lebensbeschreibungen und Thatenverzeichnisse derselben jetzt entbehrlich macht. Wunsch und Hoffnung haben Theil an dem Glauben, daß nach Verlauf des Zeitraumes, der auch in der geistigen Welt zur Absonderung und Gestaltung der Erscheinungen nothwendig ist, der Mann, aus dessen Leben hier Einiges niedergelegt werden soll, bei unseren Enkeln und Nachfolgern einer gleichen Schätzung genießen werde." —

Auch bei uns haben Wunsch und Hoffnung Theil an einem ähnlichen Glauben in Betreff der hervorragenden Persönlichkeit des Fürsten Felix zu Schwarzenberg, des berühmten Neffen jenes berühmten Oheims, aber wir verschließen zugleich nicht das Auge vor dem Glanze der ahnherrlichen Tugenden, deren geschichtlicher Ruhm den Schlüssel bildet zum Verständnisse der Descendententhaten und seine Strahlen in jeder der letzteren wie in einem neuen Brennpunkte sammelt. Ist es nicht mit den rück- und vorwärts leuchtenden Lichtern der Gegenwart und Vergangenheit wie mit der Himmelsleuchte des Tages, die, niedertauchend in den Ocean, noch ihre vollen und schönsten Gluthen über die Erde ausgießt, Bergesgipfel verklärend, Wolken goldig umsäumend und Thäler in Purpur kleidend, während sie zugleich schon den Kindern anderer Regionen ihr glorreiches Nahen verkündet und sie mit lichtem Morgenkusse zu neuem Schaffen und Wirken aus dem Schlummer weckt.

In diesem Sinne aufgefaßt, erhält die Genealogie eines edlen Hauses ihren wahren Werth und ihre richtige Bedeutung. Sie ist nicht die trockene Aufzählung von Namen und Zahlen, sondern ein tiefwurzelnder und breitschattender Baum, in dessen Stamme und Aesten ein potenzirtes, stets neue Blüten treibendes und Früchte zeugendes Leben waltet. Bereits vor 150 Jahren war ein Geschichtschreiber des Schwarzenberg'schen Fürstenhauses von dieser Ueberzeugung so durchdrungen, daß er die Genealogie „als eine Wissenschaft schildert, wodurch die Verbreitung der Achtung vor dem Adel, die Nothwendigkeit der Verpflichtung von Einem zum Anderen, die genauere Kenntniß der Länder allgemein vermittelt, durch Familienverbindungen das Wachsthum oder die Abnahme, die Uebergänge und Umwälzungen im Besitzstande vollständig erforscht, die Ursachen der Kriege, die Gefahren der Länder, verschiedener Völker Druck und Erhebung, des Glückes Unbestand und Furcht und Hoffnung wahrgenommen und erkannt werden. Der Name der Familien wird vom Untergange gerettet, nicht ohne daß zugleich der Todten Andenken und unsterblicher Ruhm erhalten würde, die theuersten

Vorältern werden den Enkeln zurückgegeben, Ahnen und Urahnen, gleichsam als wiedererstanden aus den Gräbern, auf dem Schauplatze, auf offener Bühne zur Darstellung des ahnherrlichen Tugendbeispiels und Abmahnung von dem Laster vorgeführt, und edle Geister zur Bewahrung und erblich fortgepflanzten Vermehrung des uralten Ruhmes angetrieben und aufgefordert. Obgleich es bei einem Geschlecht wie das Schwarzenberg'sche, das, angebornem Triebe zufolge, zum Gipfel der Tugend hinanstrebt, dieser Beweggründe gerade nicht bedürfte; so können sie doch als Anregung zur neuen Hochschätzung dieses erlauchten Hauses und als Beweisgründe für unsere treue und aufrichtige Verehrung dienen. Niemand wird diese unsere Genealogie vernichtet zu sehen wünschen, außer er wollte, dem Schwarzenberg'schen Ruhme gram, den Herodes nachahmen, von dem geschrieben steht, daß er aus Neid die Bücher verbrannte, in welchen die Abstammung der Jüdischen Könige enthalten war, damit die Reihfolge dieser Könige der Vergessenheit anheimfalle." —

So dachte und schrieb man vor anderthalb Jahrhunderten und wir haben keinen Grund, dieser Anschauung im Wesentlichen nicht beizupflichten.

So kurz wir uns auch im Nachstehenden fassen müssen, so wünschen wir doch etwas mehr als „die ganz trockene Familienchronik eines Stammbaums" zu bieten. Diese Absicht wird erreicht, wenn wir den Vorhang der Vergangenheit lüftend, die Männer auf dem offenen Schauplatze ihrer Thaten vorführen. Der Schluß auf das von Generation zu Generation der Schwarzenberge vererbte „historische Familienbewußtsein" und auf den im Schaffen und Wirken deutlich waltenden geschichtlichen Genius wird sich unschwer daraus ziehen lassen. —

Wir haben bereits in dem Vorhergehenden auf die achthundertjährige Geschichte des Geschlechtes hingewiesen, das seit bereits vollen

vier Jahrhunderten den Namen „Schwarzenberg“ führt und die Gemeinsamkeit des Ursprungs mit den heutigen Grafen von „Seinsheim“ theilt. Wir haben hiermit nicht zu viel behauptet, denn wir hätten uns vielleicht gestatten dürfen noch weit tiefer zurückzugreifen, wenn wir uns in das Dunkel einer sagenhaften Vorzeit verirren wollten und es nicht vorzögen, uns so wenig als möglich von dem hellen Pfade der Geschichte zu entfernen. Daß es übrigens einen ganz eigenthümlichen Reiz gewährt, den Ursprung eines notorisch altadeligen und geschichtlich berühmten Hauses so weit als möglich den Strom der Zeiten zurück bis zu dessen Quellen zu verfolgen, ist, als in der Natur der Sache liegend, ebenso begreiflich, als die Verirrung erklärlich, welcher so viele Genealogen bei hartnäckiger Verfolgung einer einmal eingeschlagenen Richtung in dem Zauberkreise seltsamer Vermuthungen und künstlicher Combinationen nicht entgehen konnten. Welche gelehrte Mühe hat es sich z. B. der vielschreibende Bucelinus in seiner „Germania sacra et profana“ kosten lassen, den Namen vieler altadeligen deutschen Geschlechter auf römischen Ursprung zurückzuleiten, und ähnlichen Versuchen begegnet man fast in allen älteren genealogischen und heraldischen Arbeiten. Besonders fruchtbar an solchen Aufstellungen und gewagten Deduktionen waren die zahlreichen genealogischen Werke des 17ten und 18ten Jahrhunderts, zumal in der ersten Hälfte des letzteren. Auch die Geschichte des fürstlichen Hauses Schwarzenberg konnte von solchen genealogisch-hypothetischen Versuchen — übrigens ohne alles Zuthun und aufmunternde Anregung von irgend einem seiner Mitglieder — nicht frei bleiben. Es dürfte kaum über irgend ein anderes adeliges Geschlecht im Laufe der Jahrhunderte so viel geschrieben worden sein, als über das Schwarzenberg'sche. Man könnte aus dem vorhandenen reichen Materiale Folianten gestalten, ohne bereits Bekanntes zu wiederholen, da das Wenigste davon durch den Druck veröffentlicht worden.

Mit Recht bemerkt der treffliche Verfasser der „Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg“, „man habe sich

Mühe gegeben, die Stammtafel der Schwarzenberge an jene des Kaiserhauses von Habsburg, an die der Könige von England, Dänemark, Polen u. s. w. zu knüpfen. Konnte gleich solches Eindringen in die Dämmerungen einer fernen Vergangenheit zu keinen bestimmten, geschichtlich feststellbaren Ergebnissen führen, so sprechen sie doch einerseits eben so sehr für das hohe Alter der Familie, als sie andererseits für das große Ansehen zeugen, in welchem die letztere zu allen Zeiten in der öffentlichen Meinung gestanden. Nicht wenige Genealogen und Chronisten glauben sich für die Abstammung des Schwarzenberg'schen Hauses von Kaiser Karl d. Gr. entscheiden zu sollen und man muß denselben zugestehen, daß sie sich bei dieser Gelegenheit des Probabilitätsbeweises mit seltener Meisterschaft bedienen. Um nur einen dieser Männer zu nennen, so bespricht z. B. Caspar Langen in seinem dreibändigen Schwarzenberg'schen „Saal- oder Regentenbuche" (Mscrpt. in folio), gestützt auf die Autorität des Belgischen Historiographen Jakob Chifletius, jene Carolingische Abstammung, indem er seinen gelehrten Gewährsmann in seiner Vorrede zu dem Werke: „de Ampulla Rhemensi," von dem ersten Fürsten Johann Adolf zu Schwarzenberg sagen läßt: „Derselbe stamme in männlicher Reihe vom glänzendsten Adel Franken's, dessen Anfänge vom grauesten, jedem Zutritt unzugänglichen Alterthume verhüllt werden; in weiblicher Linie jedoch, Kaiser, Könige, Herzöge und Grafen hindurch, von Karl dem Großen." Nicht lange nach dem Obengenannten, im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, reassumirte ein gelehrter Benediktiner dieselbe genealogische Frage und machte sie zum Gegenstande unendlich mühsamer, vieljähriger und tiefgehender Studien. Man wird vielleicht über die gewonnenen Resultate mitleidig lächeln, oder aber über die Großartigkeit der aufgestellten Behauptungen staunen. An dem Ariadnefaden historischer Forschungen und genealogischer Combinationen (niedergelegt in 3 Foliobänden) drang unser gelehrter Benediktiner nicht nur bis zu Karl dem Großen vor, sondern gelangte weit über denselben hinaus, die Fränkischen Herzoge und Sicambrischen Könige hindurch, endlich

bei Antenor, dem Trojaner, Halt machend. Ihm zufolge stammen also die Schwarzenberge alles Ernstes von den Trojanischen Herrschern ab. So weit kann ein sich in unendliche Details verlierender Forschungseifer am Ende führen. Man würde aber irren, die Beweggründe des letzteren und des hievon unzertrennlichen Aufwandes an Wissen und unsäglicher Mühe allein in huldigender Schmeichelei suchen zu wollen. Es liegt in der menschlichen Natur, den Ursprungsspuren des Ausgezeichneten und Ungewöhnlichen selbst bis in die dunkeln Regionen des Geheimnißvollen zu folgen und die Versuchung liegt nahe, die Genesis jahrhundertelang echt befundenen und glänzend bewährten Adels in keiner geringeren Quelle als im königlichen Blute zu suchen. Die Schwarzenberg'sche Familiengeschichte ist es nicht allein, welche dergleichen Hypothesen aufzuweisen hat, man begegnet ähnlichen Aufstellungen in der Genealogie der meisten hochadeligen Häuser, oder wo dieß nicht der Fall ist, doch wenigstens einem Zurückgehen bis in die ältesten Zeiten der Geschichte eines Landes, um den Dynastenursprung einer edlen Familie nachzuweisen. Rühmten sich nicht z. B. die Herzoge von Marlborough väterlicher Seits einer sehr alten Abstammung, nämlich jener von den Courcils de Poitou, die bereits mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen. Es soll damit der innige Zusammenhang, gleichsam das Verwachsensein mit der frühesten Geschichte eines Landes oder Volkes angedeutet werden.

Auch in letzterer Beziehung hat die Schwarzenberg'sche Familiengeschichte ihre Vertheidiger aufzuweisen, die es sich angelegen sein lassen, den Ursprung der Seinsheim-Schwarzenberge bis auf die Fränkischen Herzoge und die Zeit der Besitznahme Ostfrankens durch die Franken zurückzuleiten. Mehr als Einem hierunter ist es darum zu thun, wenigstens die Existenz der Seinsheime unter Karl d. Gr. zu befürworten. Fänden sich erweisbare Belege für die Behauptung des übrigens in genealogischen und familiengeschichtlichen Dingen wohlunterrichteten Würzburg'schen Lehensekretairs Fabricius (auch Anderer, z. B. Thrasibulus Lepta), daß nämlich in der alten

Begräbnißstätte der Seinsheime im Kloster Bürklingen vor der Zerstörung desselben durch den Bauernaufruhr 1525 Seinsheim'sche Grabsteine und Inschriften vorhanden gewesen sein sollen, die auf ein 800jähriges Alter hindeuten, so wäre mancher Zweifel gelöst und der Wahrheit um ein Bedeutendes näher gerückt.

Als eine der gangbarsten und vielfach vertretenen Annahmen verdient jene von der Abstammung der Seinsheim-Schwarzenberge von den Allemannenherzogen Erkinger und Berthold hervorgehoben zu werden. (Einige Chronisten und Genealogen gehen bei dieser Gelegenheit bis auf die ersten Schwabenherzoge Richarius und Rudolf, Grafen von Burgund, zurück.) Es sind dieß die beiden unglücklichen Brüder, die, der Darstellung Einiger zufolge, durch eine entdeckte Verschwörung gegen Kaiser Konrad I. das Leben verwirkt hatten, der ausführlichen Darlegung Anderer nach, durch ihren mehrjährigen Streit mit dem Constanzer Bischofe Salomon III. (von 891—919 Bischof), und durch Gewaltthaten gegen denselben (Gefangensetzung auf Diepoldsburg) eine traurige Berühmtheit erlangten. Gefangen genommen und von dem schwer zürnenden Kaiser wegen gebrauchter Gewalt und versuchten Mordes auf dem Reichstage zu Mainz (915) zum Tode verurtheilt, erlitten die beiden Herzoge nebst ihrem Neffen Leutfried den Tod am 25. Januar 917 am St. Agnesentage zu Aldingen im Thurgau. Eine umständliche Erzählung jener Ereignisse findet sich in einem alten Manuscripte der Abtei St. Gallen (angeblich vom Jahre 920), welches später in das Saalbuch des Erzdomes von Constanz übertragen wurde und nachgerade, wenn gleich mit mancherlei parteilichen Entstellungen, auch Eingang in die Costnitzer Chronik (edirt 1653 zu Franfurt am Main) und in Merk's Chronik v. J. 1627 gefunden. Erkinger und Berthold sollen schöne und ausgedehnte Besitzungen an beiden Ufern des Bodensees besessen haben, so wie denn Erkinger's eigentliche Stammgüter im Canton Thurgau um die Hauptburg lagen. In Folge des strengen kaiserl. Richtspruches gingen diese weiten Besitzungen durch Confiscation verloren, ja der zürnende Kaiser ließ sogar die Schlösser

zu Bodmin, Stammheim und Diepoldsburg vom Grunde aus zerstören. Erkinger's Wittwe, Herzogin Bertha, floh mit ihrem Sohne Konrad zu dem Taufpathen des Letzteren und Freunde ihres unglücklichen Gemahls, dem Frankenherzoge Eberhard, Bruder Kaisers Konrad (nach Anderen Konrad, Herzog zu Franken, Vater Kaisers Konrad). Hier fanden die Flüchtigen und Verarmten nicht nur ein schützendes Asyl, sondern auch eine neue Heimath und Zukunft. Durch Gunst und Vermittelung des väterlich gesinnten Frankenherzogs ward es dem verwaisten Konrad möglich, im Staigerwalde an der Grenze des Ardennenwaldes ein Schloß zu bauen, das er „Sein neues Heim" nannte, woraus im Laufe der Zeiten durch Zusammenziehung der Sylben der Geschlechts- und Familiennamen „Seinsheim" entstanden.*)

Einer sich vielseitig wiederholenden Annahme zufolge wäre also dieser Konrad als der gemeinschaftliche Stammvater der Seinsheime sowohl als der Schwarzenberge zu betrachten und nicht wenige Genealogen wissen das Seinsheim-Schwarzenberg'sche Stammregister ziemlich lückenlos bis auf jenen Konrad zurückzuführen. Eine eigentliche feste, für die meisten späteren Genealogen maßgebende Begründung erhielt diese Annahme durch die von Dr. Ritterhusius (Ritterhaus) in den 60ger Jahren des 17. Jahrhunderts zusammengestellten und unter den Augen des ersten Fürsten zu Schwarzenberg, Johann Adolf, von kundigen Männern vielfach geprüften und gesichteten historisch-genealogischen Tabellen, von denen nach nachmaliger sehr sorgfältiger Revision im Jahre 1694 eine neue rektifizirte Ausgabe veranstaltet worden. Als besonders eifrige Vertheidiger jenes Konrad'schen Ursprungs sind aber besonders noch anzuführen: Caspar von Zelion, genannt „Brandis", Schwarzenberg'scher Oberamtmann zu Schwarzenberg, Verfasser zahlreicher genealogischer und geschicht-

*) Illud castrum una cum oppidulo adhuc extante vulgari nomine — „Sein-Neues Heim" nominari, imo et Conradus noster exinde contractiori vocabulo de „Seinsheim" audire coepit, nomenque in posteros et gentem abiit. (Johannes Hornius).

licher Handschriften und überhaupt ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen in diesem Fache; Caspar Langen, Verfasser des obenangeführten Schwarzenberg'schen „Saal- und Regentenbuches", der Würzburg'sche Lehensekretaire Fabricius, der den Vorgenannten als eine Autorität gilt und aus schätzbaren archivalischen Quellen geschöpft zu haben scheint. Von ihm soll nebst zahlreichen genealogischen Collektaneen auch ein sehr mühsam ausgearbeiteter, bis zu jenem Konrad hinaufreichender Seinsheim'scher Stammbaum herrühren haben, der in die Hände des 1627 verstorbenen Wolf Friedrich von Pappenheim gerathen, ohne später je wieder zum Vorscheine gekommen zu sein. Ueberhaupt sind in geschichtlicher Beziehung mehrfach sich wiederholende Schriftenverluste zu beklagen, welche den Forschern die Aufhellung der Seinsheim-Schwarzenberg'schen Vergangenheit ungemein erschwerten und unausfüllbare Lücken entgegenstellten. Hierher gehören die Verluste durch den Bauernkrieg 1525, der so viel des Unersetzlichen in Schutt und Flammen begrub; jene im Brandenburg'schen Kriege unter Markgraf Albrecht, der die Zerstörung und Schleifung der Schlösser Hohenlandsberg und Seinsheim zur Folge hatte; ferner gelegenheitlich der gewaltsamen Besitzergreifung der Schwarzenberg'schen Stammgüter in Franken durch Brandenburg-Onolzbach v. J. 1618 nach dem Erlöschen der jüngeren Bayer'schen Linie der Schwarzenberge, und endlich durch die Wirren des 30jährigen Krieges, anderer Verschleppungen und Enteignungen nicht zu gedenken. Für jenen Konrad'schen Ursprung der Seinsheime im 10. Jahrhunderte entscheiden sich ferner Joannes Rauchbarius, gleichfalls Verfasser genealogischer Collektaneen, Thrasibulus Lepta (Dr. Konrad Dinner) Lebensbeschreiber des als Staatsmann und Krieger berühmt gewordenen Freiherrn Georg Ludwig von Seinsheim; der gelehrte Benediktiner C. Coptik, vor allen Anderen aber Johannes Horn, der als Sekretaire dreier Freiherren von Seinsheim angeführt wird und dem man eine besondere Kunde der ältesten Seinsheim'schen Geschichte zumuthet. Auch der Rechtsgelehrte Johann Heinrich Haimb,

Verfaſſer der „Schwarzenberga gloriosa,“ *) der bekannte Genealoge Hübner u. A. pflichten der oben angeführten Annahme bei, ſich auf das Zeugniß älterer Schriftſteller und Chroniſten ſtützend. Von den beiden Schwabenherzogen Erkinger und Berthold und deren unglücklichem Geſchicke erzählen Wolfgang Lazius, Johannes Adelzreiter in ſeinen Boiſchen Annalen, namentlich aber der Verfaſſer der umfangreichen „Germania sacra et profana,“ Philipp Bucelinus, Benediktiner zu Weingarten und Prior zu Feldkirch. Eine diplomatiſche Beſtätigung gewinnt aber jener Seinsheim-Schwarzenberg'ſche Urſprung durch das kaiſerl. Diplom Karl VI. d. d. 18. Dezember 1711 über die Erhebung der Freiherren von Seinsheim (von der Erlach'ſchen Linie, der heutigen Grafen von Seinsheim in Bayern) in den Grafenſtand, denn ausdrücklich iſt in dieſem Documente von der Abſtammung der Seinsheime von den Herzogen von Allemannien, von jenem Konrad, dem erſten Ritter am Steigerwalde, von den ritterlichen Thaten und Verdienſten der ſpäteren Seinsheime, ſowie von der Abſtammung der Fürſten zu Schwarzenberg von Erkinger von Seinsheim u. ſ. w. die Rede. Es iſt nicht leicht anzunehmen, daß kaiſerl. Urkunden von ſo entſcheidender geſetzlicher Wirkung nicht maßgebende Motive zu Grunde liegen ſollten. Unter den neueren Hiſtorikern erwähnt auch der k. k. Hofrath und ehemalige Direktor des k. k. Hausarchives, Schmid, in ſeiner Geſchichte der Deutſchen (II. B. S. 290 u. ff.) jenes Mißgeſchickes der Allemannenherzoge Erkinger und Berthold,**) ohne

*) „Schwarzenberga gloriosa, sive Epitome historica de ortu et gestis serenissimae gentis Schwarzenbergicae oriundae ex vetustissima et illustrissima hodie Seinsheimiorum Franconum familia, ubi plurima de gloriosis nobilitatis Franconiae factis, hactenus minus cognita interseruntur. Desiderio multorum publicae luci exposita, authore Joanne Henrico Haimb, Sesslacenci, J. U. Candidato. Ratisb. apud Sebastianum Bruggmayerum 1708.“ Dieß der vollſtändige Titel der obigen Schrift.

**) Schmid nennt Erkinger und Berthold zwar nur Kammerboten (Nuncios curiae), bemerkt aber, daß dieſelben als ſolche mit herzoglicher Gewalt ausgerüſtet geweſen.

dieſelben übrigens eines Hochverrathes gegen Kaiſer Konrad, ſondern nur des Ungehorſams und der Gewaltthat an dem Lieblinge des Kaiſers, Biſchof Salamo von Conſtanz, zu beſchuldigen, wodurch es auch erklärlich wird, daß der flüchtige Sohn Erkinger's, Konrad, bei ſeinem herzoglichen Taufpathen in Franken mitleidige Theilnahme, Schutz und eine neue Heimath gefunden haben konnte. Abgeſehen übrigens von dieſer vielſeitig behaupteten und nachzuweiſen geſuchten herzoglichen Abſtammung der Seinsheim-Schwarzenberge, ſo dürfte es genügen, das hohe Alter dieſer beiden, einer gemeinſamen Wurzel entſprungenen Familien überhaupt nachzuweiſen. Auch dafür finden ſich hinlängliche Belege. Schon Bruſchius in ſeinem Chronicon Monasteriorum macht auf ein uraltes Sprichwort der Oſtfranken hinſichtlich des Fränkiſchen Adels aufmerkſam, das da lautet: „Die Einheimer ſeien die hoffärtigſten, die Grumbacher die mächtigſten, die Seckendorfer die zahlreichſten und die Seinsheime die älteſten.“ Es bedarf wohl nicht der Andeutung, wie richtig und wahr der Volksmund in dergleichen Dingen zu urtheilen, und wie treu er die Traditionen der Väter in ſolchen Beziehungen zu bewahren pflegt. Das Zeugniß einer ganzen Nation, wie ſich ein Genealoge über dieſes Citat des Bruſchius ausdrückt, dürfte vielleicht ſprechender ſein, als manche gewagte geſchichtliche Hypotheſe. Auch der oben genannte Haimb macht eine Reihe von uralten Fränkiſchen Familien namhaft und führt ſie als Ruhmesgefährten der Seinsheim-Schwarzenberge an; es ſind die Seckendorfe, die Fuchs von Bimbach, die Herren von Wolfskeel, von Zobel, von Bibra, von Münſter, von Aufſeß, von Wallenfels, von Rottenhahn, von Thüngen, die Hutten, von Taune, Vogt von Salzburg, von Heßberg, u. A. — Ein anderes und weſentlich in's Gewicht fallendes Zeugniß von dem uralten Adel der Seinsheime liefern die älteſten Turnierbücher, in welchen bereits Seinsheime als Turniervögte, Grießwärtel und dergleichen ritterliche Funktionäre verzeichnet erſcheinen. Wenn z. B. Fabricius, der ſich die Nomenclatur der ſämmtlichen in alten Turnier- und Lehenbüchern vorkommenden

Seinsheime zur beſonderen Aufgabe machte, bereits einen Friedrich von Seinsheim als Turniervogt bei dem erſten zu Magdeburg 938 abgehaltenen Turniere anführt, wenn Bucelinus in ſeiner „Germania sacra et profana," worin die ſämmtlichen adligen Theilnehmer der erſten 12 Turniere aufgezählt werden, daſſelbe thut, und Rürner in ſeinem Turnierbuche ebenfalls auf eben jenen Friedrich von Seinsheim hinweiſt; ſo iſt dieß eine nicht zu überſehende Thatſache. Bekanntlich wurden die erſten feierlichen Ritterſpiele in Deutſchland von Kaiſer Heinrich dem Vogler in's Leben gerufen und denſelben ein förmliches, aus 24 Paragraphen beſtehendes Turnierſtatut zu Grunde gelegt, das einen merkwürdigen Einblick in die damalige Auffaſſung des Adelsbegriffes und in die urſprüngliche Feſtſtellung der Formen echt ritterlichen Corporationsweſens gewährt. Bucelinus theilt in ſeinem oben genannten Werke jene ſehr präcis formulirten Turniergeſetzartikel mit und läßt den Kaiſer im 12. Punkte feſtſtellen: „daß derjenige an dem Ritterſpiele nicht Theil nehmen dürfe, der neueren Adels und nicht im Stande iſt, ſeinen urſprünglichen Adel durch Aufweiſung von wenigſtens 4 Ahnherren mittelſt ſeines angeſtammten Familienwappens darzuthun" („quisquis recentioris est notae nobilis et non talis, ut a stirpe nobilitatem suam et origine quatuor saltem generis auctorum proximorum gentilitiis insignibus probare possit, is quoque exesto etc."), wobei zugleich die Strafen über die unbefugten Eindringlinge in die Turnierſchranken verhängt werden; Beſtimmungen, die den Bucelinus zu der richtigen Bemerkung veranlaſſen, „welche Reinheit deutſchen Adels ſchon damals beſtanden habe." Erſcheint nun aber bei jenem erſten, von Kaiſer Heinrich 938 zu Magdeburg unter ſo excluſiven Bedingungen veranſtalteten Turniere bereits Einer der Seinsheime als Turniervogt, ſo liegt der Schluß auf das Alter des adeligen Urſprungs dieſes Geſchlechtes nahe und jenes oſtfränkiſche Volksſprichwort von der Anciennetät der Seinsheime, wenn ſchon nicht überhaupt unter dem deutſchen, ſo doch unter dem Adel Frankens, entbehrt nicht länger ſeiner hiſtoriſchen Begründung, ja es iſt

mit dieſem Leitfaden in der Hand nicht mehr ſo ſchwer, vielleicht bis zu jenem erſten Konrad von Seinsheim hinaufzuſteigen. Im Sinne dieſer älteſten fränkiſchen Adelsabſtammung ſprechen ſich auch ſämmtliche kaiſerl. Diplome über die allmäligen Standeserhöhungen der Seinsheime und Schwarzenberge aus und in keinem derſelben iſt anders als von dem „uralten, in Franken entſprungenen, vortrefflichen und hochverdienten Geſchlechte der Seinsheime, oder der Schwarzenberge, die mit den Seinsheimen „„eines Urſprungs, Geſchlechtes und Wappens““ ſind“, die Rede. Jener Theilnahme an den erſten und älteſten Turnieren erwähnt namentlich das Diplom K. Karl des VI. v. J. 1711 ausdrücklich, natürlich zu keinem anderen Zwecke, als um dem uralten Urſprunge der Seinsheime einen beſonderen Lüſtre zu verleihen und der zugleich mit angeregten Abſtammung von den Allemannenherzogen einen Probabilitätsbeweis hinzuzufügen. — In dem von Bucelinus angefertigten Verzeichniſſe der ſämmtlichen, bei den 12 erſten Turnieren vertretenen adeligen Familien erſcheinen die Seinsheime als Theilnehmer an dem erſten, zweiten, fünften, ſiebenten, achten, zehnten und zwölften Turniere. Fabricius geht um einen Schritt weiter und führt die Namen der Turniergenoſſen einzeln an. Ihm zufolge erſcheinen außer jenem Friedrich v. S. beim Magdeburger Turniere, Georg v. Seinsheim als Turniervogt und Agnes v. S. beim Turniere zu Rottenburg an der Tauber; Konrad von Seinsheim als Grießwärtel beim Turniere unter Rudolf Markgrafen von Sachſen und Braunſchweig 995; Hildebrand von Seinsheim als Grießwärtel beim Turniere zu Hall in Sachſen unter Heinrich IV. 1042; beim Turniere zu Augsburg 1080 Kunigunde von Rotenhahn, Gemahlin des Hanns von Seinsheim, und 1165 beim Turniere zu Zürich unter Herzog Guelf Margaretha von Seinsheim, Gemahlin Burghards von Seinsheim, eine geborne von Lendersheim. In ſeinen fleißigen, bis ins 17. Jahrhundert herunter fortgeführten Auszügen aus alten Lehenbüchern ſetzt Fabricius ſein Seinsheim'ſches Namensverzeichniß fort, welches der nachmaligen Ausbreitung und reichen Verzweigung dieſes alten

Hauses zum Belege dient. In einer uns vorliegenden Orig.-Urkunde von Mittwoch nach dem neuen Jahre 1409 über einen unter dem fränkischen Adel abgeschlossenen Turnierbund (Ritterbund) erscheinen nicht weniger als 17 Seinsheime an der Spitze des Vertrages, hierunter auch bereits Erkinger von Seinsheim vom Stephansberg, nachmals Erkinger I. von Schwarzenberg, der Stammvater der heutigen Fürsten dieses Namens. Es gab Seinsheime zu Hohenkottenheim, Herbolzheim, Seehaus, Gnötzheim, Randersacker, Erlach, Wiesenbrunn, Stephansberg, Koppenwinde, Wässerndorf, Wildberg, Liebenau, Schernau, Empfersbach, Ottershausen, Niewenfels, Prelsdorf, Wielandsheim und Gerabrunn. Alle diese verschiedenen Zweige wuchsen zu Anfang des 15. Jahrhunderts in drei Hauptäste aus, nämlich in den Stephansberg'schen, Hohenkottenheim'schen und Wässerndorf'schen, beide letzteren nachgerade in der Erlach'schen Linie aufgehend, welcher die heutigen Grafen von Seinsheim in Bayern entsprossen, während der Stephansberg'sche Ast selbständige Wurzeln im historischen Boden schlug und zum mächtigen Stamme wurde, der seit mehr denn vier Jahrhunderten den Namen „Schwarzenberg" trägt. Daß es vor der letztbezeichneten Periode, den Lauf der früheren Jahrhunderte zurück, den Genealogen und Geschichtschreibern des Hauses schwer werden mußte, ein genaues und zuverlässiges Bild der Abstammung zu entwerfen und eine sicher in einander greifende Gliederung der Filiation festzustellen, liegt in der Natur der Sache und darf bei der Lückenhaftigkeit der Behelfe und der Schwierigkeit der Forschung überhaupt nicht Wunder nehmen. Indessen ist trotz der Mangelhaftigkeit der Hilfsmittel und der Dunkelheit des geschichtlichen Terrains dennoch das Möglichste geleistet worden, und möchte es wohl genügen, einzelne Persönlichkeiten aus der vorschwarzenberg'schen Zeit wenigstens in erkennbaren Umrissen hervortreten zu sehen. Ihre Namen sind, um der verschiedenen handschriftlichen Collektaneen und genealogischen Ausarbeitungen zu geschweigen, theils in dem Ritterhusischen „Schema genealogicum," mit umständlicherer Ausführung aber noch in den oben citirten Werken

von Thraſibulus Lepta (Konrad Dinner) und Joh. H. Haimb zu finden. Ihrer hervorragenden Theilnahme an jenen hiſtoriſch gewordenen Turnieren, die die Blüthe der deutſchen Ritterſchaft in ihren Schranken vereinigten, haben wir bereits erwähnt, öfter aber noch und auf beſonders hervorleuchtende Weiſe glänzen die Seinsheime in den Annalen der Kriegsgeſchichte und im Rathe der Fürſten. Seinsheime waren es, die unter Otto dem Großen in der berühmten Schlacht am Lechfelde gegen die Ungarn 955, unter Leopold dem erlauchten Babenberger 984 in der Oſtmark, unter Kaiſer Heinrich III. 1043 mit Auszeichnung kämpften. War es doch auch ſchon jener erſte Friedrich von S., der nicht nur als Theilnehmer an dem erſten Turniere zu Magdeburg, ſondern auch bereits als fränkiſcher Heerführer in dem Kampfe Kaiſer Otto's mit ſeinen Gegnern erſcheint und ſich an dem heißen Tage bei Andernach friſche Lorbeeren pflückt. Seinsheim'ſche Namen klingen aus Ungarn herüber in dem Kampfe Peter's mit Aba, aus der Sachſenſchlacht an der Unſtrut und aus den verhängnißreichen Kriegen unter K. Heinrich IV. (1071—1083). Und wie dürften ſie bei dem erſten Kreuzzuge unter Gottfried von Bouillon 1099 fehlen, wo es galt, das Kleinod der Chriſtenheit, Jeruſalem, den Händen der Ungläubigen zu entreißen! Wieder zieht ein Erkinger von Seinsheim mit Konrad III. nach dem gelobten Lande und kämpft unter den Mauern von Damascus. Auch in den Kriegen Heinrich des Löwen begegnet man den Seinsheimen und als Friedrich Barbaroſſa ſich zu ſeinem großen Kreuzzuge rüſtet, 1190, eilen die Seinsheime zu ſeinen Fahnen. Kriegeriſcher Muth und religiöſer Eifer treibt ſie unter die Heerſchaaren wider die Albingenſer und Waldenſer und tapfer ſtreiten ſie im deutſchen Ordensheere gegen die Preußen. Als ſich der große Streit erhebt zwiſchen dem Wiederherſteller Deutſchlands — Kaiſer Rudolph von Habsburg — und ſeinem kühnen Gegner Przemiſl Ottokar von Böhmen, ſteht Apollonius der Jüngere von Seinsheim an der Seite des Erſteren (1276 und 1278) und iſt Einer unter der Schaar der Tapferen, die gleich beim Beginne der Marchfeldſchlacht das bedrohte

Leben des Kaisers retten. Auch in dem siebenjährigen Kampfe Ludwig des Bayern mit Friedrich dem Schönen von Oesterreich wird der Name Seinsheim genannt, zumal in der berühmten Schlacht bei Mühldorf (1322), die dem schönen Friedrich die Freiheit kostete. Dem Ruhme kriegerischer und ritterlicher Thaten ging in jenen Zeiten auch der Ruf des Reichthums und des Besitzes der Seinsheime zur Seite. So wird z. B. Heinrich von Seinsheim, der in der letztbezeichneten Periode lebte, nicht anders als der „reiche und mächtige" („ditissimus ac satis potens") genannt, und von Erkinger von Seinsheim, Kaiser Karl IV. Rathe und Truchseß, wird berichtet, er habe dem Kaiser in dessen dringendsten Verlegenheiten bedeutende Summen dargeliehen, wenigstens sind kaiserl. Verschreibungen aus den Jahren 1347 und 1355 über ansehnliche Schuldbeträge notorisch, in welchen zugleich von Verdiensten um Kaiser und Reich die Rede.*)

*) Auch unter den späteren Seinsheimen nach der Theilung des Gesammthauses glänzen mehrere Glieder der jüngeren Linie durch ausgezeichnetes Verdienst. Namentlich ragt Georg Ludwig v. S., der Letzte von der Hohenkottenheimer Linie, im Verlaufe des 16. Jahrhunderts als eine bedeutende Persönlichkeit hervor. Er war Rath der Kaiser Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. und hatte in dieser Eigenschaft viele Reichsgeschäfte, Gesandtschaften und Commissionen zu verrichten, deren er sich mit vielem Ruhme entledigte. In dieser Eigenschaft hat er nicht weniger als auf 13 Reichs-, 8 Kriegscommissions- und 7 Deputationstagen gewirkt und sich den Ruf eines ausgezeichneten Mannes („Vir praestantissimus") errungen. 1564 wurde er zum fränkischen Kreisobersten, 1569 neben Lazarus von Schwendi zum Reichsvikar in Kriegssachen und 1570 zum Ritter-Hauptmanne am Steigerwalde, also in der Urheimath der Seinsheime, ernannt. Nach dem Tode des Vicefeldmarschalls der kath. Liga Johann Leonhard Kottwitz von Aulenbach wurde Georg Ludwig diese Würde angetragen, die er jedoch seines Alters wegen ablehnte. In seinen jungen Jahren betheiligte er sich tapfer an den Kriegszügen nach Italien, Ungarn, Frankreich, Deutschland u. s. w. Nachmals, als Rath des Pfalzgrafen Otto Heinrich, wohnte er vielen Kriegsversammlungen bei, so wie er denn auch als Rath des Markgrafen Albrecht von Brandenburg und dreier Bischöfe von Würzburg bezeichnet wird. 1580 wurde er in den Reichs-Freiherrenstand erhoben, ohne von seinen beiden Gemahlinnen Margaretha von Lütigheim und Barbara von Heßberg eheliche Leibeserben zu hinterlassen. Er schrieb sich „Herr von Hohenkottenheim, Seehaus und Siuchingen" und stiftete ein Seinsheim'sches Fideikommiß, demzufolge nach dem Ausgange der männlichen Seinsheime die Grafen zu Schwar-

Bereits **1245** wird Apollonius d. A. von Seinsheim als Besitzer von Stephansberg genannt, einer Besitzung, die nachgerade einer besonderen Seinsheim'schen Linie den Namen gab, derjenigen nämlich, aus welcher zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Freiherren von Schwarzenberg hervorgingen. Ein vorbereitendes Stadium zu dieser nachmaligen Trennung des Gesammthauses bildete die Ausästung des letzteren in die ältere, oder Stephansberg'sche, und die jüngere Seinsheim'sche Linie unter Hildebrand d. J. (Würzburg'schen Statthalter, † **1368**) und dessen Bruder Friedrich von Seinsheim von Hohenkottheim (lebte **1345**). Von jenem Hildebrand und dessen Sohne Michael († **1399**) stammt Erkinger, der Sechste dieses Namens von Seinsheim, der Erste aber als Reichsfreiherr von Schwarzenberg. Durch die Besitz-Erwerbung der Herrschaft Schwarzenberg in Franken und die Standeserhöhung Erkinger's, so wie durch den Hinzutritt neuer besonderer Verhältnisse wurde ein veränderter Zustand im Schooße des Seinsheim'schen Geschlechtes begründet und eine neue Ära für das Haus Erkinger's und seiner Nachkommen angebahnt, die unter zukunftverheißenden Auspicien begann und bis zum heutigen Tage die Hoffnungen der Vergangenheit nicht Lügen strafte.

Dem bisher Gesagten zufolge dürfte die Identität des Ursprungs der Schwarzenberge und Seinsheime zur Genüge dargethan sein. Für die fränkische Heimath und den Seinsheim'schen Urnamen zeugen die Aussagen und Aufzeichnungen so vieler Schriftsteller und Geschichtschreiber, zahllose genealogische Darstellungen und sorgfältig ausgeführte Stammbäume, viele, auf die Geschichte beider Familien Bezug nehmende kaiserl. Diplome, eine genügende Menge von Originalurkunden sowohl aus der Zeit vor als nach der Erhebung Erkinger's in den Freiherrenstand, in welchen letzteren sich derselbe

---

zenberg, als Vettern, im Seinsheim'schen Güterbesitze succediren sollten. Geb. 1514, starb er 1591. — Thrasibulus Leyta (Konrad Dinner) verherrlichte sein Andenken durch eine umfassende Biographie in einem Foliobande (1590).

großentheils „Erkinger von Sannsheim (Seinsheim) Freiherr zu Schwarzenberg“ ſchreibt, vor allen das noch vorhandene Original-Diplom Kaiſers Sigismund über die Erhebung Erkinger's in den Reichsfreiherrenſtand; hiefür ſpricht endlich am augenſcheinlichſten die Seinsheim-Schwarzenberg'ſche Erbeinigung v. J. 1590,*) in welcher die Einheit des „Namens, Geſchlechtes und Wappens“ beiderſeits ausdrücklich anerkannt wird. Dieſen unbezweifelbaren Zeugniſſen gegenüber muß daher eine Behauptung, wie jene Dr. Behſe's in ſeiner „Geſchichte des öſter. Hofes und Adels und der öſter. Diplomatie“ (1852): „Die Schwarzenberge ſeien geborene Böhmen, ihr Geſchlecht heiße eigentlich „Czernahora“ und der Name ſei ſpäter verdeutſcht worden,“ in hohem Grade befremden. Wir haben der Beweiſe vom Gegentheile bisher genug geliefert, um dieſe Behauptung einfach als ganz und gar unwahr bezeichnen zu können. Die Schwarzenberge böhmiſche Abſtämmlinge! Mit demſelben Rechte, womit man die Schwarzenberge bohemiſirt, könnte man ſie auch hiſpaniſiren, denn wenn Schwarzenberg czechiſch „Czernahora“ heißt, ſo klingt es ſpaniſch ganz folgerichtig „Montenegro.“ “**) Gegen die ſprachlich richtige Uebertragung iſt nichts einzuwenden, um ſo mehr aber gegen die genealogiſche Vermengung. Wenn es gleich einmal vor ſehr langer Zeit vorgekommen, daß ein Baron von Montenegro den reſultatloſen Verſuch wagte, ſeinen Namen germaniſirend, Verwandtſchaftsrechte an dieſe Fiktion zu knüpfen, ſo haben wir doch niemals gehört, daß die Czernahora's (Freiherren von Boskowiz?) jemals mit ähnlichen Prätenſionen hervorgetreten, obgleich ſie, wenn wir nicht irren, ſeiner Zeit einmal zu einem der erſten öſter. Fürſtenhäuſer durch ehelige Verbindung in

*) Derſelben wird auch in dem Diplom Kaiſer Karl VI. v. 15. Dezember 1711 über die Erhebung der Freiherren von Seinsheim in den Grafenſtand, ſo wie der Simultanbelehnung beider Häuſer mit den Seinsheim'ſchen Gütern in Franken gedacht.

**) Bruſchius nennt die Schwarzenberge latiniſirt „Nigromontanos“ (in: „Monast. Birkenfeld“).

Beziehung gestanden. Wenn Herr Dr. Vehse in jenem Werke, das wir in einzelnen Parthien wohl beachtenswerth fanden, weiterhin anführt: „Die Schwarzenberge wandten sich schon im 15. Jahrhunderte, dem Jahrhunderte der Hussitenkriege, welche sie vertrieben, da sie eifrig katholisch, wie die jüngere, jetzt fürstliche Branche der Lobkowitze blieben, nach Franken, wo sie die Grafschaft Schwarzenberg 1420 von den Herren von Wessenberg (Vestenberg?) kauften;" so bedauern wir auch dieser Behauptung, so wahrscheinlich sie im Zusammenhange mit jenem angeblichen Czernahor'schen Ursprunge klingen mag, bis auf den allerdings unläugbaren katholischen Eifer und die Acquisition der Herrschaft Schwarzenberg (nachmals gefürsteten Grafschaft) widersprechen zu müssen. Weit entfernt, daß die Schwarzenberge aus Böhmen nach Franken ausgewandert wären und vor den Hussitischen Wirren im letzteren Lande ein sicheres Asyl gesucht hätten, fand im Gegentheile gerade das Umgekehrte statt. Die Schwarzenberge kamen aus Franken, ihrer ursprünglichen Heimath, nach Böhmen, um die Hussiten im Namen und an Seite des Kaisers bekämpfen zu helfen und ein großer Theil des notorischen Kriegsruhmes Erkinger's, des ersten Freiherrn zu Schwarzenberg, datirt eben aus jenen Hussitenschlachten. Wenn übrigens Erkinger von Schwarzenberg, wie urkundlich bekannt ist, Güter (Pfandgüter) in Böhmen besaß, wenn er als oberster Hauptmann auf Tocznik und Kaden in Böhmen, erscheint, seine Mutter überdieß eine geborne Rosenberg war und seine Familie überhaupt frühzeitig mit alten böhmischen Geschlechtern (Kolowrat, Schlick) verwandtschaftliche Bande knüpfte; so ist dieß noch immer kein Beweis für den böhmischen Ursprung der Schwarzenberge, ja die letzteren träumten im 15. Jahrhunderte wohl noch schwerlich von jenem ausgebreiteten Besitzstande in Böhmen, zu dem allerdings, wie der Verfasser nicht mit Unrecht bemerkt, „kurze Zeit nach dem westphälischen Frieden das Fundament gelegt worden," obschon wir gegen die Art und Weise wie dieß Letztere im Zusammenhange mit der Geschichte anderer Besitzerwerbungen in Böhmen insinuirt

wird, auch Einsprache erheben müssen, uns die Beleuchtung dieser Verhältnisse an einem anderen Orte vorbehaltend. Sollte sich Herr Dr. Vehse vielleicht durch eine nur oberflächliche Kenntniß der oben angeführten Besitzconjunkturen des Schwarzenberg'schen Stammvaters zu seinen Annahmen haben verleiten lassen, so wollen wir nicht anstehen, einen wohl nur unabsichtlichen Irrthum zum Theile zu entschuldigen, obgleich sich der Herr Verfasser unschwer in dem ersten besten genealogischen Almanache, oder in einem der älteren Staatshandbücher leicht eines Besseren hätte belehren können. Wenn Ausländer, wie z. B. die flüchtigen Franzosen, sich gerne arge Verstöße gegen die bekanntesten Dinge zu Schulden kommen lassen, so mag man am Ende darüber schweigend hinausgehen; aber der deutschen Gründlichkeit ist man gewohnt immer die größte Zuverlässigkeit zuzumuthen. Als u. A. der Pariser Constitutionnel in seinem nekrologischen April-Leitartikel über unseren verewigten Ministerpräsidenten denselben als „un slave à peine germanisé" bezeichnete: wer hätte sich da eines still kopfschüttelnden Lächelns enthalten können? Unwillkürlich erinnert aber dieser „eben erst germanisirte Slawe" an jenen improvisirten „Schwarzenberg-Czernahora."

In Franken also haben wir den Stammvater der Schwarzenberge zu suchen. Es war dieß, wie bereits erwähnt worden, Erkinger von Seinsheim,*) der Enkel Hildebrands und Sohn Michaels von Seinsheim, der ihn mit Margarethe von Rosenberg, einer Tochter Peters von R., erzeugte. Von Michael v. S., Herrn auf Stephansberg, ist bekannt, daß er von Bischof Gerhard von Würzburg, Grafen von Schwarzburg, zum Hauptmanne auf dem Schlosse Frauenberg eingesetzt worden. Er besaß auch Würzburg'sche Lehen. 1397 soll er von den aufrührerischen Bauern zu

*) In den alten Urkunden, Epitaphiea und sonstigen historischen Zeugnissen erscheint dieser Namen bald als „Saunsheim", „Sannsheim", „Sensheim", bald als „Seinsheim" und „Soinsheim", was aber immer auf das ursprüngliche, durch Zusammenziehung veränderte „Sein-Neues-Heim" zurückdeutet. Erkinger schrieb sich fast immer „Sannsheim" und wurde auch so geschrieben.

Gerolzhoven gefangen genommen worden sein. Sein Todesjahr war 1399 und seine irdischen Reste ruhen in der Franziskanerkirche zu Würzburg (Ritterkapelle), wo überhaupt mehrere Seinsheime beigesetzt sind. Michael von Seinsheim wird ein reicher und durch den Glanz der Ahnen ausgezeichneter Mann („tam opulentia, quam splendore natalium maxime clarus") genannt. Sein Sohn und einziger Erbe Erkinger ward 1362 geboren. In ihm tritt uns eine ritterliche, mannhafte, im Rathe, wie auf dem Schlachtfelde hervorragende Persönlichkeit entgegen, ein Mann, der mit heroischen Eigenschaften innige Religiosität und die Tugenden eines gewissenhaften, auf den Ruhm seines Hauses bedachten Familienvaters verband. Kein Wunder, daß er zu den Gefeierten seiner Zeit gehörte. Ritterhusius bezeichnet ihn als einen „Heros tam sago quam toga sui temporis celebratissimus," Konrad Dinner (Thrasibulus Lepta) als: „belli pacisque artibus clarissimum" und J. H. Haimb charakterisirt ihn in demselben Sinne. Aehnliche auszeichnende Epitheta werden ihm in vielen anderen urkundlichen Zeugnissen beigelegt. Allenthalben erscheint er als Kaiser Sigismunds Rath und oberster Hauptmann und als ein Mann von großem Ruf und Namen. Bereits 1400 begegnen wir ihm im Geleite vieler fränkischen Edlen auf einer Heerfahrt nach Preußen, dem Polenkönige Wladislaus gegen den deutschen Orden und die Schwertbrüder zu Hilfe: „damit nicht", wie sich ein Schriftsteller hierüber ausdrückt, „gegen den Brauch der Helden in dem stillen Deutschland an Erkinger's Schwert der Rost nage." Viele seiner Gefährten waren im heißen Kampfe gefallen, und glücklich den Gefahren entronnen, aber trauernd kehrt Erkinger in die Heimat zurück. Er hatte den Erkinger von Heßberg, Engelhard von Schernberg, Kaspar Fuchs, Jakob Schenk, Apollonius von Liechtenstein und andere Zierden der fränkischen Ritterschaft als Leichen auf dem Schlachtfelde zurücklassen müssen. Um ihr Andenken zu ehren, stiftete er in der Cisterzienser Abtei Bissonia einen ewigen Jahrestag für die Gefallenen. Hierdurch und aus Dankbarkeit für seine unversehrte Rückkehr aus dem polnisch-preußischen

Kriege scheint in ihm der Gedanke angeregt worden zu sein, auch in der eigenen Heimat eine geistliche Stiftung zu gründen, was er denn auch in Gemeinschaft mit seiner ersten Gemahlin Anna, aus dem alten Geschlechte von Bibra, 1409 durch Erbauung der Karthause in dem ihm gehörigen Markte Astheim und durch Ausstattung dieser klösterlichen Stiftung mit einem reichlichen Jahreseinkommen von dazu gewidmeten Gütern realisirte. Erkinger hatte durch eine gelegentliche genauere Bekanntschaft mit dem beschaulichen Leben und der strengen Klosterregel der Karthäuser ein solches Wohlgefallen an diesem Mönchsorden gefunden, daß er keinen anderen, als diesen in den Besitz seiner frommen Stiftung einzusetzen beschloß. Einer ausdrücklichen Bestimmung des Gründers zufolge, wurde auch die Karthause („Marienbruck" genannt) zu Markt-Astheim zu seiner und seiner Familie Begräbnißstätte. Ansehnlich bereits in Franken begütert, war er überdieß frühzeitig auf die Vergrößerung und Erhöhung seines Hauses bedacht. Zu diesem Ende kaufte er auch 1406 von Oswald, dem letzten Grafen von Truchdingen, das Erboberstjägermeisteramt des Stiftes Würzburg und Herzogthums Franken mit allen Zugehörungen, Hoheiten und Gerechtigkeiten, und legte durch diese Erwerbung in der That auch den Grund zu seiner nachmaligen Erhebung und Auszeichnung, wobei natürlich persönliche Verdienste auch nicht fehlen durften. Ueberdieß erscheint H. Erkinger in vielfältigen, in späterer Zeit wegen allerlei Irrungen freilich nicht immer freundlichen Beziehungen zum Bisthume Würzburg, dessen „Hofmeister" er unter Anderen genannt wird. Als Belege seines Ansehens und besonderer, ihm frühzeitig von Kaiser Sigismund zugewandter Gunst dürften angeführt werden die ihm vom letzteren auf „unterthäniges Anrufen und Bitten des Bürgermeisters und Raths der Reichsstadt Windsheim" über letztere 1412 übertragene Reichsamtsmannschaft, dann seine 1416, wo er bereits als „kaiserl. Rath" auftritt, erfolgte Einsetzung als Reichsvogt und Schirmherr über die Reichsstadt Schweinfurt; das Erkinger ertheilte kaiserl. Privilegium über die Erhebung des Marktes Scheinfeld zum Range einer

Reichsstadt nach dem Vorbilde Gelnhausen's, ein Begnadigungsbrief über Wochenmärkte, Halsgericht und Umgeld in Geiselwind, das Privilegium über die Befugniß, den Markt Seinsheim zu einer Stadt zu erheben, so wie jenes über die Errichtung eines Vogteigerichtes in dem Dorfe Bullenheim. Im J. 1418 wird Erkingern die Macht eingeräumt, die Judenschaft zu Regensburg, Straubing und Landshut „um Bruchs- und Meineids willen" mit Strafen zu belegen und sogar in die Reichsacht zu erklären, eine Gewalt, die 11 Jahre später in die ausgedehnteste Vollmacht über die gesammte Judenschaft „im h. röm. Reich, in deutschen und wälschen Landen umgewandelt worden." („Wegen der jährlichen Judensteuer, Gült, Gulden und Opferpfennige mit der Judenschaft zu paktiren, über letztere zu richten, ihr Rabbi zu setzen und sie zu strafen an des Kaisers Statt.") Anderer Reichscommissionen, Verrichtungen und Aufträge im Namen des Kaisers wollen wir nicht einmal gedenken. Seit dem Jahre 1414 erscheint Erkinger, die Aufmerksamkeit des Kaisers immer mehr auf sich ziehend, in den stürmischen Jahren der Regierung Sigismund's häufig an der Seite des Letzteren. So sehen wir ihn z. B. gleich in dem oben genannten Jahre im Geleite des Kaisers zu der von Ferdinand dem Katholischen veranstalteten Unterredung mit dem Afterpabste Benedikt XIII. in Perpignan und bald darauf in Constanz, wo sich die versammelten Väter der h. Synode eben vergebens mühten, dem tief eingerissenen Zerwürfnisse im Schooße der Kirche ein Ende zu machen. In Constanz war es, wo Erkinger, „Angesichts fast aller Großen Europa's," wie sich ein Schriftsteller hierüber ausdrückt, zum Panierherrn des Reiches („Bandophorus S. R. I.") ernannt worden (1417). Es hätte übrigens bei einem so ritterlichen und streitbaren Manne, wie Erkinger, dieses auszeichnenden Antriebes nicht bedurft, um ihn beim vollen Ausbruche des verhängnißvollen Hussitenkrieges den Fahnen des Kaisers nach Böhmen folgen zu sehen. Dort erblicken wir ihn in der kriegerischen Gesellschaft der Bischöfe von Würzburg und Eichstädt, der Bayer'schen und Brandenburg'schen Fürsten, Friedrich's von

Sachsen und des bedeutenden Heerbannes, der dem bedrängten Kaiser aus Deutschlands Gauen zu Hülfe gezogen, ohne freilich den fanatisch furchtbaren Gegner bewältigen zu können. Gewiß legte Erkinger damals unter den Mauern des bestürmten Prags Proben persönlicher Tapferkeit ab und focht am Fuße des für die kaiserlichen Belagerer so verhängnißvoll gewordenen Ziskaberges. Seit jenem Kriegszuge datirt auch Erkinger's Inhabung mehrerer königl. Pfandschaften in Böhmen, worunter die Schlösser Kadan, Pechhlar und Tocznik (er schrieb sich damals „Oberster Hauptmann von Kadan"), die ihn nachgerade in langwierige und verwickelte Verhandlungen mit den Kolowrat-Liebsteinsky's versetzten. Auch finden wir ihn in Folge von Schuldforderungen im Pfandbesitze von Petschau, einer Herrschaft der Herren von Plauen, Burggrafen von Meißen. Unter diesen Umständen kam Erkinger nach Böhmen, ohne deßhalb mit den Czernahora's irgend etwas gemein und aufgehört zu haben, ein fränkischer Abstämmling zu sein. Hingegen ist es Thatsache, daß ihn seine Theilnahme am Hussitenkriege mit den angesehensten Familien Böhmens in Berührung und nachgerade in schwägerliche Verbindung brachte.

Deuten bereits obige böhmische Pfandschaften auf materielle Verpflichtungen des Kaisers gegen Erkinger, wozu die Wirren der Zeit und die Verlegenheiten Sigismund's einen nur zu begreiflichen Commentar liefern, so bietet die Einräumung eines Theils von dem Würzburg'schen Weinzolle von Seite des Kaisers eine urkundliche Bestätigung dafür. So vielseitige und wichtige Dienste, eine so treue, mit Gut und Blut und persönlicher Aufopferung bewiesene Anhänglichkeit lassen wohl die Angabe derjenigen Schriftsteller, die H. Erkinger als einen dem Kaiser besonders werthen Liebling schildern, als keine Uebertreibung erscheinen. Ueberdieß stand Erkinger durch seine nachmalige Vermählung mit Barbara von Abensberg, einer Tochter Jodok's, Grafen und Herrn von Abensberg, und

Agnesens, geb. Gräfin von Schaumburg,*) in näherer Beziehung zum Kaiser. Jodok's Schwester, Elisabeth, war an den Grafen Hermann von Cilly vermählt und Mutter der Gemahlin des Kaisers Sigismund. (Nach Andern soll die letztere eine Schwester des Grafen von Cilly, Barbara und Elisabeth aber Schwestern gewesen sein, was jedoch wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat.)**) Wenn daher Erkinger von Ritterhusius u. A. ein Verwandter des Kaisers („Affinis") genannt wird, so rührt dieß von diesem Verhältnisse her.

Schon aus dem bisher Dargestellten dürfte auf den beträchtlichen Besitzstand Erkinger's zu schließen sein; er war aber ein zu guter Hausregent und voraussichtiger Mann, um selbst mitten in den Wirren der Zeit und argen Kriegstumulten die Erweiterung seines Güterbesitzes außer Acht zu lassen. Und so sehen wir ihn denn **1420** abermals zu einer neuen Erwerbung schreiten, die neun Jahre später zur Basis einer neuen Zukunft seiner Familie werden sollte. In dem genannten Jahre kaufte nämlich Erkinger die stattliche Herrschaft Schwarzenberg von den Herren von Vestenberg und Abensberg, die, nebst dem altväterlichen Schlosse Stephansberg und dem später, **1435**, von dem Bischofe Johann von Würzburg und dem Domkapitel nebst dem Markte und Dorfe Dornheim für eine beden-

*) Erkinger's erste Gemahlin Anna von Bibra, Tochter Anton's von B. und Neza's, geb. von Bikenbach, war bereits 1418 gestorben. Sie ruht in der von ihr mitgestifteten Karthause von Astheim.

**) Richtiger scheint die Annahme, die den Grafen Jodok von Abensberg und Elisabeth als Geschwister anführt. Beide stammten von Johann II., Grafen und Herrn von Abensberg und Altmanstein († 1400), einem Nachkommen Babo's, Grafen von Scheyern und Wittelsbach und Verwandten des churfürstl. Bayer'schen und Pfalzgräflichen Hauses. Dessen Gemahlin war Agnes von Liechtenstein und Muran. Sein Sohn Jodok hatte sich mit Agnes, Gräfin von Schaumburg aus Oesterreich, einer Tochter Heinrich's von S. und Ursula's, Gräfin von Görz, vermählt. Jodok's Schwester Elisabeth war Hermann's III. von Cilly Gemahlin und Mutter Barbara's, K. Sigismund's Gemahlin. Barbara, Erkinger's von Schwarzenberg 2te Gemahlin, Jodok's Tochter, war demnach Geschwisterkind der Gemahlin des Kaisers. Demnach wird auch Erkinger von Schwarzenberg in der Regel des Kaisers Schwager genannt. Jedenfalls war der Stammvater der Schwarzenberge durch diese Ehe in eine erlauchte Familienverbindung getreten. —

tende Geldsumme gekauften Schlosse und Amte Hohenlandsberg den Kern der Erkinger'schen Besitzungen bildete. (Hohenlandsberg sollte nachmals unter einem Ur-Enkel Erkinger's eine tragisch-historische Rolle spielen.) Bereits 1428 findet sich Erkinger veranlaßt, seine letztwilligen Anordnungen in Betreff seines ausgedehnten und ansehnlichen Güterbesitzes zu treffen. Es sind dieß mit großer Umsicht und kluger Berechnung festgestellte fideikommissarische Bestimmungen, die einerseits einen richtigen Maßstab der Besitzvertheilung unter die Kinder aus beiden Ehen, andererseits aber — und dieß zwar mit gutem Grunde — die fortdauernde Erhaltung des Gesammtbesitzes zum Zwecke haben. Stephansberg mit einem entsprechenden Gütercomplexe fällt an die Kinder aus der ersten, Schwarzenberg nebst anderen Besitzungen an jene aus der zweiten Ehe. Hiermit war auch bereits die Theilung des Hauses in zwei Linien (die Stephansberg'sche, Vorläuferin der nachmals Niederländ'schen, jetzt regierenden, und Hohenlandsberg'sche oder Fränk'sche im engeren Sinne des Wortes) in Aussicht gestellt. Da kam das Jahr 1429 und mit ihm ein für Erkinger und seine Nachkommenschaft wichtiges, in die Geschicke dieses Hauses tief eingreifendes Ereigniß. In diesem Jahre hatte nämlich Erkinger sein neu acquirirtes Schwarzenberg nebst Trimberg, Werneck, Ebenhausen, Gerolzhofen und Stephansberg dem H. R. Reiche zum Lehen angetragen und wurde sammt seiner ganzen eheligen Descendenz am St. Laurenztage von Kaiser Sigismund auf das Oberstjägermeisteramt des Stiftes Würzburg im Herzogthume Franken und das ihm eigenthümliche Haus Schwarzenberg mit Zustimmung der Stände des Reiches zu einem „rechten Frei- und Panierherrn im Reiche und Herzogthum Franken" erhoben. Er erhielt hierdurch Sitz und Stimme auf den Reichstagen, das Recht roth zu siegeln und jenes des freien Geleites in seinem Gebiete. Ausdrücklich hebt die von Preßburg aus datirte kaiserl. Urkunde*)

*) Kurz vor seiner Standeserhebung erscheint Erkinger noch als Zeuge in einer historisch wichtigen, gleichfalls von Preßburg datirten Urkunde, nämlich in dem Verkaufsinstrumente K. Sigismund's v. J. 1429 über die an den deutschen Orden

Erkinger's Verdienste um Kaiser und Reich hervor, „weil er in manchem Jahr in wälschen Landen,*) gegen die Ketzer in Böhmen und in anderen kaiserlichen Geschäften gegen des Kaisers und des Reiches Feinde fleißig, ritterlich und streng gedient, und sich in vielen anderen Sachen tugendlich erwiesen u. s. w.," und betont den Umstand, „daß das Oberstjägermeisteramt im Stifte Würzburg in früheren Zeiten immer von Grafen und Freiherren inne gehabt worden." Diese markante Standesveränderung hatte auch die faktische Trennung des Erkinger'schen Hauses von den übrigen Seinsheimen zur Folge, denn wenn auch Erkinger selbst noch fortfuhr, sich „von Seinsheim" zu schreiben und dieser Namen unter den Kaisern Sigismund und Friedrich III. noch im urkundlichen Gebrauche blieb, so gesellte sich doch bereits das Prädikat „Herr zu Schwarzenberg" stets hinzu, bis unter den Söhnen Erkinger's und unter den Kaisern Maximilian I. und Karl V. der Namen „Schwarzenberg" in seine selbständigen Rechte trat. Begreiflicherweise ging auch mit dieser Standeserhöhung eine Wappenveränderung insofern Hand in Hand, als die ersten Schwarzenberge zwar die ursprünglichen Hausfarben (blau und weiß) beibehielten, aber den drei Pfählen von jeder der beiden Farben einen vierten symbolisch hinzufügten, wie dieß noch heute im ersten Felde des fürstlich Schwarzenberg'schen Wappens zu sehen.

Der unverminderten Gunst des Kaisers genoß Erkinger bis an sein Lebensende. Ein sprechendes Denkmal derselben und seiner Verdienste um das Reich ist wohl das Schreiben des Kaisers aus Mailand (1431), in welchem derselbe Erkingern die erfreuliche Kunde von seiner eben stattgehabten ital. Krönung und der bevorstehenden römischen mit der heiteren Zuversicht bringt, daß Erkinger so wie alle Getreuen des Reiches warmen Antheil an diesem Ereig-

überlassene Neumark. Bekanntlich waren geraume Zeit früher (1415) die Brandenburg'schen Marken an den reichen Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg vom Kaiser verkauft worden.

*) Bereits unter Kaiser Ruprecht in dessen italienischen Kämpfen.

nisse nehmen werden. Dafür zeugt auch ferner die Erkingern im J. 1434 ertheilte neuerliche Bestätigung aller Lehen, Pfandschaften, Rechte, Freiheiten, Wildbahnen und Privilegien. Hingegen hatte auch Erkinger im J. 1430 Mainz'sche und Würzburg'sche Kriegsschaaren dem Kaiser gegen die Hussiten in Böhmen zugeführt und sich verpflichtet, die letzteren 6 Wochen lang auf seinem Schlosse Petschau zu verpflegen. Dem Charakter der damaligen Zeit, den mannigfachen, gegen willkürliche Eingriffe und Schmälerungen zu schützenden materiellen Interessen Erkinger's und nachbarlichen Reibungen, der Streitsucht jenes Zeitalters überhaupt zufolge, darf es wohl nicht verwundern, einen kraftbewußten und stets kampfbereiten Mann, wie Erkinger, auch in mancherlei Fehde verwickelt zu sehen. In einer solchen erblicken wir ihn mit Johann Burggrafen von Nürnberg, die erst durch Vermittelung des Bischofs Albrecht von Bamberg 1415 geschlichtet worden. Ein ähnliches Vermittleramt mußte von 1420—1422 Erzbischof Konrad von Mainz in den Fehden und Irrungen Erkinger's mit dem Bischofe Johann von Würzburg (aus dem Geschlechte „von Brunn") übernehmen, und 1430 wird ein Friede zwischen Erkinger und der Stadt Würzburg geschlossen. In einen hartnäckigen Kampf war Erkinger und dessen Sohn Hermann mit dem Stifte und Domkapitel von Würzburg gerathen, so daß der Kaiser selbst mit einem besonderen Schiedsspruche zwischen den streitenden Parteien entscheiden mußte (1431). Indessen war der kriegerische Erkinger auch den Künsten und Segnungen des Friedens nicht fremd, wenigstens rühmt von ihm ein Schriftsteller, daß er sich warm an dem vom Bischofe Johann von Egloffstein gehegten, aber an den Stürmen der Zeit gescheiterten Plane der Gründung einer wissenschaftlichen Akademie zu Würzburg betheiligt habe, was ein interessantes Schlaglicht auf den zwar kampfgestählten, aber auch für das Gute und Schöne empfänglichen Charakter Erkinger's wirft.

So war Erkinger, der erste Freiherr zu Schwarzenberg, der Uranherr der heutigen Fürsten dieses Namens. Man wird entschuldigen, wenn wir länger, als es vielleicht nöthig schien, bei der

Skizzirung dieses Charakterbildes verweilten. Haben wir uns einmal die Aufgabe gestellt, einen historisch-genealogischen Ueberblick des Schwarzenberg'schen Hauses zu liefern, um der Gegenwart desselben gegenüber die Vergangenheit zu illustriren, so ist eine aufmerksamere Würdigung der Anfänge der letzteren wohl von selbst gerechtfertigt, um so mehr, als die bisherigen Auffassungen derselben mehrseitige Unrichtigkeiten bedauern lassen und die vorliegende Zusammenstellung die erste übersichtliche dieser Art ist. Ueberdieß dürfte sie die Grundzüge eines in mehr als einer Beziehung interessanten Zeitgemäldes enthalten.

Freiherr Erkinger zu Schwarzenberg schied aus seinem so vielseitig bewegten Leben am Mittwoch nach Mariä Empfängniß im 75. Jahre seines Alters und ruht in der von ihm gestifteten und reichlich bedachten Karthause zu Astheim an der Seite seiner beiden Gemahlinnen, deren zweite ihm im Jahre 1448 folgte.

Aus seinen beiden fruchtbaren Ehen waren nicht weniger denn 14 Kinder entsprossen, gleichsam als Verheißung eines neuen kräftigen Aufblühens seines uralten Geschlechtes. Aus seiner ersten Ehe überlebten ihn zwei Söhne, Michael und Hermann, und eine Tochter, Margaretha; aus der zweiten Ehe mit Barbara von Abensberg vier Söhne: Erkinger II., Ulrich, Johann und Sigmund (zugenannt „der Aeltere"); und drei Töchter: Magdalena, Anna und Kunigunde. Drei Söhne und eine Tochter waren in der Jugend gestorben. Michael, der Aeltestgeborne, war dreier Bischöfe von Würzburg Rath (nach Anderen auch Landhofmeister) und Besitzer der väterlichen Güter Stephansberg, des halben Amtes Gerolzhoven, des Amtes Werneck und später auch des Amtes Trimberg. Er pflanzte die ältere Stephansberg'sche Linie fort, aus welcher nachgerade die Niederländische, jetzt noch blühende, hervorging. Ihm war Gertraud von Kronenberg (Tochter Hartmuth's Freiherrn von Kronenberg und der Lorichia v. K., deren Mutter eine Gräfin von Runkel war), seit 1412 vermählt. Michael starb 1469 und Gertraud 1438. Auch sie haben ihre letzte Ruhestätte bei den Karthäusern in

Astheim gefunden. Von Beider Nachkommenschaft später. Aus einer angeblichen morganatischen Ehe Michael's mit Ursula Frankengrüner oder Berwingerin sollen Söhne entsprungen sein, von denen Schwarzenberge ihre Abstammung herleiteten, die sich gleichfalls Freiherren nannten, in Westfriesland ansäßig waren und in den Diensten der holländischen Republik ansehnliche öffentliche Stellen und Kriegswürden bekleideten. Deren nachmaliges Auftreten mit Ansprüchen nicht nur auf den Familiennamen und die Blutsverwandtschaft, sondern sogar auch auf die Fränkischen Stammgüter, führte zu einem eben so hartnäckigen als langwierigen Processe, der endlich zu Gunsten der Grafen zu Schwarzenberg entschieden worden. Einen nicht unbeträchtlichen Gewinn hat aus diesem merkwürdigen, damals die Juristenwelt in nicht geringe Bewegung versetzenden Rechtsstreite die Geschichte und Genealogie des Schwarzenberg'schen Hauses gezogen, da es sich darum handelte, die Prätendenten nicht nur mit den Waffen der Rechtsgelehrsamkeit, sondern mehr noch mit der vollen Wucht des Stammbaumes und mit den kräftigsten Widerstandsmitteln aus dem Arsenale der Familiengeschichte zurückzuweisen. Der Umfang und die Masse der dießfälligen Arbeiten war im Laufe der Zeit unglaublich angewachsen.

Michael's jüngerer Bruder Hermann hatte sich den Beinamen des „Streitbaren" (bellicosus) erworben, ohne Zweifel als tapferer Kampfgenosse seines Vaters in dessen Fehden und in dem Hussitenkriege, wenigstens wird sein Name in den ersteren mehrmals genannt und die Geschichtschreiber des Hauses lassen ihn als unerschrockenen Streiter unter den beiden Kaisern Sigismund und Friedrich III. erscheinen. Leider starb er im besten Mannesalter, viel zu früh für seinen Ruhm und die Möglichkeit, seinen echt deutschen Heldennamen zur vollen Geltung zu bringen. Er war seit 1421 mit Elisabeth, Tochter Friedrich's von Kolowrat-Liebsteinsky vermählt. Ihre Mutter war eine geborne von Wartemberg. Durch diese ehelige Verbindung kamen die Schwarzenberge mit den vornehmsten Adelsfamilien Böhmens in verwandtschaftliche Berührung. Veranlassung

hiezu hatte Erkinger's und Hermann's Böhmischer Kriegszug geboten. Hermann's einziger Sohn Georg starb unverehelicht, die Töchter aber, Anna und Margaretha, wurden von den Herrn von Weinsberg (Metternich) und Wallenfels heimgeführt. Die Mutter des Ersteren war eine Gräfin von Hohenlohe, und ein Verwandter des Letzteren der Gemahl Margarethens Markgräfin von Brandenburg, verwittweten Herzogin von Bayern. Man sieht, daß bei den Familienverbindungen der Schwarzenberge schon in früher Zeit dem alten Adel und Ansehen des Hauses volle Rechnung getragen worden. Eine dritte Tochter Hermann's, Dorothea, soll, der Sage zufolge, von Theobald von Müffling entführt worden sein. — Hermann starb bereits 1448.

Erkinger's Tochter aus erster Ehe, Margaretha, erscheint als Konrad's von Rosenberg Gemahlin. Sie starb 1468. Erkinger II., erster Sohn aus Erkinger's zweiter Ehe, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, ward Domherr zu Eichstädt, zog sich aber am Abende seines Lebens in die Astheimer Karthause zurück und starb daselbst 1502. Sein jüngerer Bruder Ulrich hatte das ritterliche Gewand des deutschen Ordens angenommen, starb aber frühzeitig 1456. Als erstem Opfer des Schlachtengottes aus Erkinger's Nachkommenschaft begegnen wir Johann, Erkinger's drittem Sohne. In dem blutigen und langjährigen Kampfe Albrecht's (Achilles), Markgrafen von Brandenburg mit dem Bayernherzoge Ludwig von Landshut, hatte sich Johann von Schwarzenberg, zumal Albrecht im Auftrage des Kaisers gehandelt und besonders seit dem Aufrufe des Letzteren an alle Stände des Reiches zur Unterstützung Albrecht's, an die Seite dieses kaiserlichen Gewaltträgers gestellt und war mit noch Vielen vom Fränkischen Adel gegen Ludwig ins Feld gezogen. Da war es, daß er in dem Augenblicke, als er dem keilartig eindringenden Feinde an der Spitze einer Schaar von Tapferen Widerstand leistete, der Uebermacht der Gegner erlag. Er fiel auf dem Schlachtfelde von Gingen am 16. Mai 1460. Bekanntlich beschreibt der Abt Trithem in seiner Sponheim'schen Chronik jene Vorgänge im

Detail, wo denn auch über jenen blutigen Schlachttag Genaueres nachzulesen. Johann von Schwarzenberg wird auch u. A. als „Advokat" (Vogt?) des Klosters Haugh bei Würzburg bezeichnet (1458). An ihn war nach seines Vaters Tode Schwarzenberg übergegangen, das, den väterlichen Bestimmungen zufolge, nach seinem Tode an den jüngsten Bruder Sigmund fiel. Seine Gemahlin war eine geborne Gräfin von Nellenburg (Kunigunde), verwittwete Gräfin v. Lupfen, Landgräfin in Stühlingen, die Mutter der Letzteren aber eine Gräfin v. Monfort. Die einzige Tochter Johann's, Eva, reichte ihre Hand Ludwig d. Ä., Grafen v. Oettingen, dessen Mutter eine Gräfin v. Görz war. Kunigunde starb 1476 und ruht mit ihrem Gatten in der Astheimer Karthause. Sigmund der Ältere, Erkinger's jüngster Sohn, erscheint als Rath Albrecht's von Brandenburg, Hauptmann zu Neustadt, Statthalter in dem damals zu Brandenburg gehörigen Ostfranken, nach Anderen auch als General. Urkundlich festgestellt ist (1492) sein Dienstverhältniß als Rath zu den beiden Markgrafen Friedrich und Sigismund von Brandenburg. Mit besonderer Auszeichnung gedenkt seiner das Diplom K. Leopold's I. (d. d. 14. Juli 1670) über die Erhöhung des Hauses Schwarzenberg in den Fürstenstand, welchem zufolge er als derjenige ausdrücklich genannt wird, der mit seinem Sohne Johann und mit seinen Vettern Michael II., Erkinger III. und Sigismund d. J. über Aufforderung Kaisers Friedrich III. dem zu Brügge hart bedrängten Maximilian I. zu Hülfe gezogen und den Kaisersohn aus den Händen der Aufrührer befreien half. *) Ihm war der väterlichen Erbsdisposition gemäß

*) „Ingleichen, daß ermeldten Erkinger's des älteren Sohn, Sigismund der Ältere und Enkel Michael der Jüngere, sammt ihren beiderseits Söhnen, Erkingern dem Jüngeren, Sigismunden dem Jüngeren und Johannsen dem Mittleren, hochgedachten Kaiser Friederiko in verschiedenen Feldzügen, bevorab aber anno 1488, da Ihrer Maj. und Libden Sohn Maximilianus I. Röm. König bei seinen rebellischen Unterthanen in Flandern, und zumahlen bei dem Pöbel zu Brügge sich nicht allein in Schimpf, Angst und Noth, sondern auch Leibs- und Lebensgefahr befunden, auf Ersuchen mehr hochgedachtes Kaisers Friderici bei Ihrer Maj. und Libden auf's Stärkste und Beste sie vermöcht, gerüstet, im Feld sich eingefunden, und dero

Hohenlandsberg zugefallen, Schwarzenberg seinem Bruder Johann. Beide besaßen aber die väterlichen Güter anfänglich gemeinschaftlich, theilten dann, Schwarzenberg fiel jedoch nach Johann's früh erfolgtem Tode auch an Sigismund. Sein angebliches Erbrecht auf die Grafschaft Abensberg soll er an Bayern cedirt haben. Er wurde der eigentliche Stifter der Fränkisch-Hohenlandsberg'schen Linie Schwarzenberg, welche später in die jüngere Fränkische Linie erlöschend auslief, nachdem sie sich noch früher in die ältere und jüngere, gleichfalls später ausgestorbene Bayer'sche Linie abgezweigt hatte.

Wir werden gleich unten wieder auf Sigismund zurückkommen, wollen aber früher nur noch seiner zwei Schwestern, Erkinger's jüngster Töchter, erwähnen. Anna, die ältere von beiden, war vermählt mit Siegfried von Pappenheim, Sohn des Reichserbmarschalls Wilhelm von Pappenheim zu Biberach und dessen Gemahlin Katharina, einer gebornen v. Königsegg. Kunigunde erscheint seit 1437 als Gemahlin Mathäus von Schlik, Grafen von Passaun und Weißkirchen, Bruders des bekannten kais. Canzlers Caspar von Schlik und Sohnes Heinrich's v. Schlik. Seine Mutter Constanzia war eine Markgräfin von Tarvis und Gräfin v. Colalto. Mathäus stand in hoher Gunst bei Kaiser Sigismund und beerbte in Gemeinschaft mit eines dritten Bruders Söhnen den älteren Bruder Caspar, der unter andern auch die Stadt Ellenbogen sammt Gebiet besaß, da ihm dieselbe nach dem Verluste von Bassano in der Tarviser Mark (Venetianischen Gebiets) vom Kaiser als Entschädigung war eingeräumt worden. Als Erbe des Mathäus werden die drei Söhne genannt: Nikolaus, Hieronymus und Caspar. — Kunigunde starb 1469.

Dieß also waren die unmittelbaren Nachkommen Erkinger's, des

---

in Erledigung hochgedachtes Maximiliani I. aus Handen seiner untreuen Unterthanen, wie auch in Erhaltung der deutschen Nation bei ihrer Ehr, Würden und Landen mit ihren selbst Leibern und mit den Ihrigen sowohl im Feld vor Gent, als anderer Enden in Flandern sonders angenehme, getreue und nützliche Dienste rühmlich erzeiget," u. s. w. — (Worte des obigen Fürstenbriefes.)

Schwarzenberg'schen Stammvaters, und auf dieser breiten familiengeschichtlichen Unterlage erhebt sich der Stammbaum des erlauchten Fürstenhauses. Es schien nicht überflüssig, dieselbe in ihrer vollen Ursprünglichkeit kennen zu lernen, um für die frühe Vergangenheit des Gesammthauses ein möglichst anschauliches Bild zu gewinnen. Von diesem Standpunkte aus wollen wir nun, zuerst die erloschenen Linien in's Auge fassend und uns dann zu dem noch blühenden Hause und dessen Antecedentien zurückwendend, die bedeutendsten Persönlichkeiten, herrliche Männer und edle, liebenswürdige Frauen, an unsern Blicken vorüberziehen lassen und bei den hervortretendsten Momenten der Familiengeschichte überhaupt im Vorüberwandeln verweilen.

Sigismund hatte sich mit Eva Gräfin von Erbach, einer Tochter Otto's, Grafen und Erbschenken von Erbach, und Amaliens, Gräfin von Wertheim, vermählt. Aus der Ehe mit dieser im Rufe ungemeiner Frömmigkeit und Tugend 1489 verstorbenen Dame waren ihm der einzige Sohn und Erbe Johann II. (zugenannt der „Starke", auch der „Tapfere") und eine Tochter Kunigunde entsprossen. Letztere soll durch Vermittlung Ludwig's Grafen v. Oettingen und Albrecht's von Limpurg mit Johann Freiherrn v. Schleinitz, Sohne des Sächsischen Obermarschalls Hugo v. S., noch in zarter Jugend verlobt worden sein. Andere Genealogen ignoriren die Existenz dieser Tochter. Sigmund der Ältere starb 1502.

In Sigismund's einzigem Sohne Johann tritt uns eine in jeglicher Beziehung hervorragende Gestalt entgegen, ein Mann der Kraft und der That, muthig und unerschrocken auf dem Schlachtfelde, aber ebenso weise und besonnen im Rathe der Fürsten, ein Feind des Lasters und jeglicher Ausschweifung, die in ihm einen strengen und unermüdlichen Bekämpfer fanden, dabei ein warmer Freund der ernsten Wissenschaft und lebenverschönernden Poesie, und selbst Dichter und Schriftsteller, ein treuer Verwalter seines Hauses und überaus zärtlicher und gemüthvoller Gatte und Familienvater, überhaupt eine imposante Erscheinung in seinem vielbewegten Zeitalter, ein

Recke an Gestalt und körperlicher Stärke — ein wahrhaft edler, deutscher Mann. — Johann hatte das Licht des Lebens 1463 zu Weihnachten erblickt, also 26 Jahre nach dem Tode seines berühmten Großvaters Erkinger. Dem adeligen Berufe der damaligen Zeit zufolge kam er als Jüngling an die Höfe mehrerer deutscher Fürsten, um sich dort die dem ritterlichen Geiste und der Hofsitte angemessene Haltung und standesmäßiges Benehmen anzueignen. In der That vermochte es ihm auch im Turniere und sonstigen ritterlichen Uebungen nicht leicht irgend Jemand an Gewandheit und Stärke gleich zu thun, und er legte hier zur Entwickelung jener ungewöhnlichen körperlichen Stärke und Entfaltung jener Tapferkeit den Grund, die ihm nachgerade die traditionell gewordenen Beinamen des „Starken" und „Tapferen" erworben. Obgleich früh (bereits im 20. Lebensjahre) vermählt, konnte er doch, vom echten ritterlichen Geiste und der religiös-poetischen Sehnsucht getrieben, nicht dem Zuge des Herzens widerstehen, der ihn zum Grabe des Erlösers nach dem heiligen Lande rief *) und folgte hierin dem Beispiele mehrerer seiner Ahnen. Zurückgekehrt von dieser heiligen Reise, begann er nun seine Wirksamkeit auf dem bedeutsamen Gebiete deutscher Geschichte. Zuerst finden wir ihn als treuen Begleiter Maximilian's I., nicht mit Unrecht genannt des „letzten Ritters," auf dessen deutschen und italienischen Kriegszügen, namentlich aber an dessen Seite in dem argen Tumulte zu Brügge als Mitvertheidiger und Rächer deutscher Ehre und deutschen Namens, zugleich mit Mehreren seines Geschlechtes. Nachmals begegnen wir ihm als Land-Hofmeister mehrerer Bischöfe von Bamberg und Würzburg, in einer Stellung, die ihm Gelegenheit bot, auch seine Eigenschaften als Staatsmann und vorzugsweise seinen Beruf als Gesetzgeber auf hervortretende Weise an den Tag zu legen. Namentlich verdankt ihm die Bambergische Halsgerichtsordnung (die sogenannte „Bambergensis") ihre Entstehung,

*) Nach dem Zeugnisse der Vorrede zu den von Johann zu Schwarzenberg übersetzten „Officiis Ciceronis."

und insofern dieselbe dem übereinstimmenden Urtheile der Rechtshistoriker zufolge, dem Criminalgesetze Kaisers Carl V. (der „Carolina") als Grundlage gedient, glänzt der Name Johann's Freiherrn zu Schwarzenberg in den Annalen dieses Faches. In dieser Beziehung hat auch Johann mehr als einem Rechtsgelehrten beredte Vertheidiger seiner Verdienste gefunden, mögen auch Rotteck und Andere dieser historischen Schule noch so viel dagegen einzuwenden haben. Namentlich ist der ausgezeichnete Rechtsgelehrte Malblank *) (Dr. Jul. Friedrich Malblank, ordentl. Professor der Rechte und Beisitzer der Juristenfakultät zu Altdorf) als feuriger Verfechter dieser Verdienste Johann's als Reformators der peinlichen Halsgerichtsord-

*) S. Dr. Jul. Friedr. Malblank's ꝛc. „Geschichte der peinlichen Gerichtsordnung K. Carl V., von ihrer Entstehung und ihren weiteren Schicksalen bis auf unsere Zeit." Nürnberg bei Ernst Christoph Grattenauer 1783. Ein sehr verdienstliches, mit gründlicher Gelehrsamkeit, kritischem Scharfblicke und strenger Gewissenhaftigkeit geschriebenes Werkchen von zwar nur 274 Seiten, aber voll reichen belehrenden Inhalts. In den Capiteln: „Vom Leben und Charakter des Freiherrn von Schwarzenberg," „von der Bambergischen Halsgerichtsordnung" und „von der Carolinischen peinlichen Gerichtsordnung" (§. 38: „Ob die Bambergensis Mater oder Soror der Carolina sei?" ꝛc.) sind genaue und authentische Lebensdaten über den Freiherrn Johann, zuverlässige Angaben über seine Schriften, Verzeichnisse der über ihn erschienenen Arbeiten und Nachrichten enthalten, auf die wir, nebst Malblank's eigener Zusammenstellung, bei dieser Gelegenheit gerne die Aufmerksamkeit lenken möchten, besonders aber auf des Nürnber'gschen, um die Reformationsgeschichte verdienten Pfarrers Strebel Schrift: „Johann's Freiherrn von Schwarzenberg, eines zur Zeit der Reformation um die markgräflich Brandenburgischen Lande hochverdienten Ministers, zween sehr merkwürdige Briefe, nebst einer kurzen Nachricht von dessen Leben und Schriften." Altdorf, 1773. 8. 32 S. In den erwähnten Capiteln sind ferner gründliche Untersuchungen über die erste Erscheinung und Edition der Bambergischen Halsgerichtsordnung, über den Zweck dieser Constitution, deren Quellen (Schwarzenberg's eigener heller Verstand und reiche Erfahrung, die Rechtspraxis der aufgeklärteren Städte Deutschlands, ausgebreitete Bekanntschaft Schwarzenberg's mit vielen Rechtsgelehrten seiner Zeit [u. A. Pirkheimer in Nürnberg], und Schwarzenberg's Studium der alten Classiker, besonders Cicero's), ferner eine umfassende Würdigung der Verdienste Schwarzenberg's, dem die ausschließliche Autorschaft der Bambergensis vindicirt wird, und der Beweis für die unmittelbare Abstammung der Carolina von der ersteren durchgeführt. Auch der ursprüngliche Entwurf der Carolina wird für Schwarzenberg in Anspruch genommen und über die ältesten Ausgaben der Carolina gesprochen.

nung und weisen Verbesserers der Lehre vom Beweis in peinlichen Sachen, von den Anzeigen und von den peinlichen Fragen, in die Schranken getreten, und sein Mund überfließt vom Lobe des herrlichen, rastlos wirkenden und hell verständigen Mannes. Er sagt von ihm: „Schwarzenberg hatte sich durch den mit seinem hellen Verstande vereinigten Fleiß, durch eine unermüdliche Lektüre, so weit er darin in Ermangelung fremder Sprachkenntniß kommen konnte, und durch Erfahrung nicht nur zum gerechten Lobe eines der schönsten Geister seiner Zeit, sondern auch des brauchbarsten Geschäftsmannes geschwungen. Die mannigfaltigen politischen Verhältnisse, worein er trat, verdienten noch die besondere Untersuchung eines eigenen Biographen. Die dahin gehörigen Quellen sind äußerst zerstreut und die vorzüglichsten Stücke dazu liegen wohl noch im Bambergischen Archiv verborgen, um die sich ein dortiger Gelehrter, der Gelegenheit und Muße hat, billig verdient machen sollte. Daher ist Schwarzenberg von den wenigen Schriftstellern, die etwas Zusammenhängendes über sein Leben geliefert haben, nach der Verschiedenheit des Zweckes immer nur nach einer Seite seines Lebens dargestellt worden. Er trat vermuthlich schon frühzeitig in Bambergische Dienste, allwo er fünf Bischöfen nacheinander und bei Einem von Würzburg die nach den damaligen Landesverfassungen oberste Stelle eines Hofmeisters versah. Man kann schon aus seinen hervorragenden Fähigkeiten und aus seinem arbeitsamen Geiste vermuthen, daß er seine Rolle meisterhaft gespielt und sich das allgemeine Zutrauen des Herrn und Landes erworben habe. Er ward daher nicht nur auswärts zu den wichtigsten Geschäften und Gesandtschaften gebraucht, wie solches aus den bei H. Strobel gesammelten zerstreuten Briefen und anderen Beweisstellen erhellt, sondern machte sich auch durch Verbesserung der inneren Landesverfassung unvergeßlich berühmt. Unter seinen Werken der letzteren Art verdient wohl eine der ersten Stellen die von ihm unter Bischof Georg (1507)*) zu Stande gebrachte „Bambergische

*) Den Forschungen des gelehrten G. R. Kanzlers Koch zufolge ist die erste

Halsgerichtsordnung," wodurch er sich zugleich um ganz Deutschland ein unvergeßliches Verdienst erwarb. Sein Ansehen war so groß, daß er dem unter K. Karl V. zu Nürnberg 1521 angestellten Reichsregiment als Rath beiwohnen mußte, und als Pfalzgraf Friedrich, der seiner Statthalterei dabei überdrüßig wurde, solche abzulegen sich erklärte und Pfalzgraf Johannes vom Hundsrück zum Statthalter-Amtsverweser ernannt wurde, so ward sogar wegen dessen Abwesenheit unserem Schwarzenberg der Interimsauftrag zur Verwaltung dieser Stelle ertheilt (s. v. Harprechts Staatsarchiv C. IV. p. 45), wie er vermuthlich auch schon dem Reichsregiment unter Maximilian I. a. 1500 beigewohnt. *) Sein Einfluß in die damaligen Reichsangelegenheiten war außerordentlich groß." — Und weiterhin bemerkt er wieder: „In welchem hohen Ruhme einer brauchbaren und praktischen Rechtsgelehrsamkeit Schwarzenberg sonst gestanden, und wie tief er in die Fehler und Gebrechen seiner Zeit gesehen, davon zeugen seine Schriften über's Reformationswesen und die bei H. Strobel gesammelten Zeugnisse und Elogien gleichzeitiger Schriftsteller. Ich bemerke nur noch, daß seine Stärke in der deutschen Sprache außerordentlich gewesen, und ihn gewiß vor den meisten Schriftstellern seiner Zeit auszeichnet. Wenn man den ungezwungenen fließenden Ton in seinen Gedichten mit der holperigen affektirten Wortfügung in Brand's „Narrenschiff" vergleicht, so glaubt man kaum, daß beide zu gleicher Zeit gelebt haben, und die Halsgerichtsordnung übertrifft gewiß alle dermaligen Gerichtsbücher im deutlichen und hellen Vortrag" u. s. w.**) Diesem Lobe fügt der gelehrte Ver-

---

Ausgabe der Bambergensis bereits 1507, bei Hans Pfeyl zu Bamberg gedruckt, erschienen, während die früher für die älteste gehaltene Edition von 1508 bei Johann Schäffer zu Mainz veranstaltet worden.

*) Darum wird auch Freiherr Johann von mehreren Schriftstellern sowohl Maximilian's I. als Carl V. Rath genannt. S. u. A. Biedermann's „Genealogie der hohen Fürstenhäuser in Franken." Tab. 117. —

**) Diese Ansicht betont der Verfasser wiederholt an einer anderen Stelle, indem er bemerkt: „daß die Bambergische Constitution und die Carolina sich vor anderen durch eigentliche Rechtsgelehrte entworfenen, oder aus lat. Schriften gezo-

faſſer, nachdem er von dem traurigen Zuſtande des peinlichen Rechtes in Folge der Colliſion des fremden und alten deutſchen Rechtes geſprochen, noch bei: „daß Freiherr von Schwarzenberg unter den Helden, welche zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Säculi zur Ehre der Menſchheit gelebt und die unterdrückten Rechte des wiederauflebenden geſunden Menſchenverſtandes durch ihre vereinigten Kräfte gerettet haben, eine der erſten Stellen verdient, *) da er es war, der in der Aufklärung und Verbeſſerung des peinlichen Rechtes eine merkwürdige und unvergeßliche Epoche angefangen hat.“ — „Schwarzenberg gehört unter die großen Männer der damaligen Zeit, deren Charakter durch das Studium der Alten ganz gebildet worden, denen kein nachahmungswürdiges Muſter großer Thaten zu ſchwer ſchien und die uns auch zum Theil durch die abentheuerlichſten Projecte, womit ſie ihr Zeitalter zu reformiren geſucht, Bewunderung und Ehrfurcht abnöthigen. Er hatte einen hellen Verſtand und den thätigſten Muth, dem er, ohne ſich durch Eigennutz und Vorurtheile feſſeln zu laſſen, gerade folgte. Daher ſeine lichtvolle Art, das

---

genen Formularbüchern, z. B. von Riederer, Tengler, Brand, eben durch ihre große Deutlichkeit und Popularität äußerſt ausgezeichnet und einen ganz praktiſchen, im gerichtlichen Verfahren verſirten Mann, wie Schwarzenberg war, verräth, der, ohne ſich an Vorurtheile zu halten, oder durch einen äußeren Schein einer Gelehrſamkeit zu blenden, ſeinem geraden Verſtande folgte und nur brauchbar ſein wollte u. ſ. w.“ —

*) In dieſem Sinne wurde er auch von Joachim Camerarius gefeiert, der von ihm in einem beſonderen Gedichte ſagt:

„Vir clarus armis, clarior fidè, invicta
Promtus manu, sapientia magis promtus,
Heroica ingens membra, corda divina.
Belli arte primus, floridae prior pacis,
Pietatis ante cuncta nobilis cultu.

Fecere damnum morte res viri talis
Ingens quidem cunctae profecto germanae,
Sed Francicae potissimum, ubi fere mansit.
Quid te moror multis? Joanne defuncto
Virtus fugam spectare coepit et credo,
Quia ubi maneat, est nemo, persecuturam.“ —

peinliche Recht zu behandeln, sich gegen die verworrenen Arbeiten eines Tengler und Brand so sehr auszeichnet." — Ein besonderes Gewicht legt Dr. Malblank auf den Umstand, daß Schwarzenberg es war, der „die als ein Heiligthum angebetete fremde Rechtstheorie zuerst mit der deutschen Praxis schicklich zu vereinigen und seinen Richtern begreiflich zu machen gewußt," dann, daß die von ihm durchgeführte und frühzeitig versuchte Reformation der peinlichen Gesetzgebung aus seiner Menschenfreundlichkeit und seinem warmen Antheile an Allem, was das Wohl, die Freiheit und die Rechte der Menschen betraf, entsprungen. Unter den neueren Rechtsgelehrten hat Freiherr Johann v. S. unseres Wissens an dem H. Dr. Heinrich Zöpfl, gegenwärtig großh. Baden'schen Hofrath und o. ö. Professor der Rechte an der Universität zu Heidelberg, neuerdings einen warmen Vertheidiger gefunden, und schwerlich dürften ihm nunmehr seine unleugbaren legislatorischen Verdienste wieder streitig gemacht werden können. Die Bamberg'sche peinliche Halsgerichtsordnung wurde auch nachgerade von den Markgrafen Georg und Casimir von Brandenburg auf eine fast wörtlich übereinstimmende Art dem dortigen peinlichen Rechte zu Grunde gelegt und dortselbst als solches 1516 promulgirt. Den Freiherrn Johann aber selbst finden wir in den Brandenburg'schen Landen am Ende seines Lebens als Landhofmeister und Statthalter auf dem Gebirge. Er wird auch unter den Landrichtern des Burggrafenthums Nürnberg genannt. — Mit jener Ernennung des Freiherrn Johann zum Reichsregimentsrathe während der Abwesenheit Carl V. von Deutschland hat es allerdings seine urkundlich erwiesene Richtigkeit, zugleich aber auch mit den übrigen ihm zu Theil gewordenen Ehren und von ihm bekleideten Würden. Bereits 1502 hatte ihn Maximilian I. zum Reichsamtmanne, Schutz- und Schirmherrn der Reichsstadt Windsheim ernannt, und nachdem ihn Carl V. zu seinem Rathe erkoren, ward er von seinem kaiserl. Herrn und Gönner sammt seinen Söhnen Paul, Christoph und Friedrich nebst Angehörigen in des Kaisers und des Reiches „besonderen Verspruch, Schutz und Schirm" genommen. In dem dießfälligen kais.

Diplome wird auch auf die von Johann „dem Kaiser und Reiche in vielen Wegen geleisteten getreuen und ersprießlichen Dienste“ wesentlicher Nachdruck gelegt.

Auf seine literarische Wirksamkeit ist bereits oben hingedeutet worden. Sie war seinen übrigen Geschäften und sonstigem Berufe gegenüber eine sehr fruchtbare. Seine Vorliebe für die Autoren der klassischen Vorzeit war eine außerordentliche und hatte einen wesentlichen Einfluß auf seine staatsmännischen Arbeiten und seine ganze Denkweise überhaupt. Des Lateinischen nicht kundig, ließ er einen guten Theil der Werke Cicero's („de officiis,“ „de senectute,“ „de amicitia“) und die Tuskulanischen Fragen von seinem Capelan Neuber verdeutschen und arbeitete dann diese Uebertragung in's reinere Deutsch, oder in's „zierliche Fränkisch-Hochdeutsche“ um, seine eigenen Reflexionen in gebundener Sprache, worin er eine besondere Gewandtheit besaß, als Commentar hinzufügend. Als selbständige Arbeiten sind zu betrachten: „das Memorial der Tugend,“ „ein Büchlein wider das Zutrinken,“ „ein Lied wider das Mordlaster des Raubens,“ und endlich „der Kummertrost,“ ein moralisches Gedicht, zur Selbsttröstung nach dem schmerzlichen Verluste seiner bis an's Lebensende tief betrauerten Gattin geschrieben. Ferner sind zu erwähnen: „ein Sendbrief“ (gedruckt zu Nürnberg bei Andreas Ossiander 1524) aus Veranlassung der Zurückführung seiner Tochter aus dem Kloster, seine „Beschwörung der alten teuflischen Schlange mit dem göttlichen Worte,“ dann eine Streitschrift wider den Franziskaner-Provinzial Caspar Schatzgeyer, so wie denn auch Freiherr Johann eine ausgebreitete Correspondenz mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit unterhielt.*) Die zuerst angeführten größeren Schriften sind nach des Verfassers Tode bei Heinrich Steyner in Augsburg 1531 und 1534, gesammelt, in Folio erschienen und haben später mehrere Ausgaben erlebt. Der Augsburger Edition von 1535 ist

*) Ulrich v. Hutten, Lorenz Böhaim, Michael Kerper, Pirkheimer u. A. m. zählte er zu seinen genauen literarischen Freunden.

auch das Bildniß des Freiherrn in Holzschnitt nach Albrecht Dürer's Zeichnung zu verdanken, worunter folgende charakteristische Verse Schwarzenberg's:

„Die Sippschaft, merk', ist dazu gut,
Daß sie oft Tugend stärken thut,
Auch weiset, wie man Erbe zeitlich hab';
Und Jeder bet' für die im Grab',
Von denen er ist gestiegen ab."

Dieser Wahlspruch des ritterlichen Dichters, sowie er einerseits die zarteste Pietät gegen die Altvordern ausdrückt, dient andererseits unseren Eingangs dieses Buches ausgesprochenen Ansichten über den Adel zur Bestätigung. Schwarzenberg's außerordentliche literarische Thätigkeit ist nur durch seinen ungemeinen Fleiß und durch den weisen Gebrauch zu erklären, den er von der Zeit zu machen verstanden. Er soll sich kaum die nöthige Zeit zu Speise und Trank gegönnt haben, nur um keinen Augenblick für seine Studien zu verlieren; und bekannt ist sein Ausspruch: „daß es ihm sehr angenehm wäre, wenn die Natur nicht Schlaf und Nahrung von ihm forderte, weil er dann die nöthige Zeit zum Lesen nützlicher Werke und zum Niederschreiben seiner Gedanken verwenden könnte." *) Gewiß ein merkwürdiges Beispiel des Wissensdurstes und geistiger Arbeitsliebe in einer Zeit, wo es Schwarzenberg für dringend nöthig fand, gegen die materialistischen Unsitten seiner Standesgenossen und an den Höfen und andere damit verbundene Ausschreitungen mit flammenden Worten heiliger Entrüstung aufzutreten. Seine tiefe Abneigung gegen das Laster der Völlerei, des Spieles und deren Gefolge ging so weit, daß er unverhohlen äußerte, „es würde ihm lange nicht so schmerzlich fallen, einen seiner Söhne auf ehrliche Weise erschlagen, als trunken sich entgegen getragen zu sehen." Mit diesen Gesinnungen ging seine

*) Thrasybulus Leyta wendet auf ihn den Spruch des Scipio Afrikanus an, der zu sagen pflegte: „Er sei nie weniger allein, als wenn er allein sei, und nie beschäftigter, als wenn er müßig scheine."

eigene außerordentliche Mäßigkeit und Selbstbeherrschung Hand in Hand, die bei einem Manne von so gewaltiger Körperbildung — er maß 6′ 1 Zoll — billig in Erstaunen setzen muß. Frisch geschmiedete Hufeisen zu zerbrechen und fingerdicke Stricke zu zerreißen, soll ihm ein Leichtes gewesen sein, und wenn von ihm gesagt wird, daß nagelartige Decken seine äußeren Fingergelenke bedeckten, so erinnert dieß an die sagenhaften Helden der grauen Vorzeit.

Ein denkwürdiges Moment seines Lebens bildet auch seine ausgesprochene Hinneigung zu Luther's Lehren, obgleich er nicht allen Doctrinen desselben unbedingt beigepflichtet haben soll. Genug, daß er sich in Wort und That als Luther's Freund bekannte und Letzterer dieß wohl zu würdigen wußte. *) Aus diesem Grunde geschah wohl auch Johann's Uebertritt aus den bischöflichen Diensten in die Brandenburg'schen und die Verwandlung seiner Fränkischen Lehen aus unmittelbaren Reichs-, in Brandenburg'sche Afterlehen, allerdings mit besonderer Bewilligung des Kaisers (letztere 1514).**) Beides, sowohl jene Sympathie für die neue Lehre, als auch die Veränderung der Leheneigenschaft der Schwarzenberg'schen Stammgüter in Franken, war in der Folge von verhängnißvollen Consequenzen für die Familie des Freiherrn und brachte sein Haus unter Friedrich d. Ä., Johann's jüngstem Sohne und Nachfolger, nahezu an den Rand des gänzlichen Verderbens. Als erstes Vorzeichen des hereinbrechenden Mißgeschicks schien sich bereits die zwischen Johann und seinem ältesten Sohne Christoph aus der entschiedenen Glau-

*) Luther bemerkt in seinem Buche von den „Concilien und Kirchen" (Würtemberg 1539): „Man müßte aus allen Landen fordern die recht gründlich gelehrten Leute in der h. Schrift, die auch Gottes Ehre, den christlichen Glauben, die Kirche, der Seelen Heil und der Welt Friede mit Ernst und vom Herzen meineten, darunter etliche von weltlichem Stande (denn es geht sie auch an), die auch verständig und treuherzig wären. Als wie Er Hans von Schwarzenberg lebete, dem wüßte man zu vertrauen."

**) Nach der nicht ganz zu bestreitenden Meinung Anderer wohl auch, um seine Güter durch diesen Schritt besser gegen Befehdungen zu schützen, denen er als ein strenger Eiferer gegen das herrschende Zeitübel der Räuberei (S. „Buch wider das Zutrinken") mehr als Andere ausgesetzt war. (Roßmann, Lengelius, Malblank.)

bensdifferenz Beider entwickelnde Verstimmung herauszustellen, eine Meinungsverschiedenheit, *) die endlich zum gänzlichen Wegzuge Christoph's aus Franken nach Bayern führte, wo derselbe in landesfürstliche Dienste trat und Stifter einer besonderen Linie seines Hauses — der Bayer'schen — wurde. Uebrigens hatte Johann lange genug gelebt und stand den Hauptereignissen seiner Zeit zu nahe, um nicht bereits im ahnenden Geiste das Wirrsal der nächsten Zukunft voraussehen zu können. Unter seinen Augen war schon der Sturm des Sicking'schen Landfriedensbruches losgegangen und unheilverkündend hatte der brausende Orkan des Bauernkrieges die Zinnen seiner eigenen Stammschlösser umtobt. Den Ruin und den jahrelangen Verlust derselben sollte er freilich nicht mehr mit eigenen Augen sehen; um so härter trafen hingegen die Schicksalsschläge seinen Sohn und Nachfolger.

Nicht lange vor seinem Tode hatte Johann noch der Vermählung des Deutschordens-Heermeisters und Herzogs von Preußen, Albrecht, als Gesandter des Markgrafen Casimir von Brandenburg (1525) zu Marienburg beigewohnt, und noch das Hinscheiden des Letzteren zu Ofen während dessen Heerfahrt gegen die Türken erlebt. Er selbst beschloß am 21. Oktober 1528 zu Nürnberg, wo auch seine irdischen Ueberreste ruhen, sein vielbewegtes und merkwürdiges Leben.

Seine heißgeliebte Gattin Kunigunde, Tochter des Grafen Philipp von Rheineck und Anna's, geb. Gräfin von Wertheim, war ihm lange Jahre, bereits 1502, während er sich in Geschäften beim Kaiser Maximilian I. zu Donauwerth befand, vorangegangen, nachdem sie ihm 11 Kinder geschenkt. Der Frühverlorenen die Treue bis zum Grabe bewahrend, hatte er sich nicht wieder vermählt. Von seiner zahlreichen Nachkommenschaft überlebten ihn drei Söhne und fünf Töchter, und 40 Enkel und Urenkel weinten an seinem Grabe.

*) Zwischen Johann und Christoph wurden förmliche Controverseschriften gewechselt.

Von den Töchtern war Barbara in's Kloster gegangen, später aber wieder auf Geheiß des Vaters aus demselben getreten, Anna wurde Gattin Melchior's von Seinsheim auf Hohenkottenheim und Mutter des nachmals so berühmt gewordenen Georg Ludwig von Seinsheim; Helene finden wir als Gattin des Freiherrn Ulrich von Hohensax auf Vorgeln und Forsteck, Sohnes Ulrich's d. Ä. v. H., des Helden, und Agnesens Gräfin von Lupfen; Agnes als Gemahlin des Georg von Seckendorf; Kunigunde ward auf den Wunsch K. Maximilian's I. mit dem kais. Rathe und Truchseß Walther von Lanbenberg vermählt. Dem ältesten Sohne Christoph werden wir in Bayern wieder begegnen; Paul, Johann's zweiter Sohn, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und ward Domherr und Probst der Hochstifte zu Köln, Mainz, Bamberg, Würzburg und Augsburg († 1535), Friedrich, der jüngste Sohn, war auserkoren, die Fränkische Linie seines Hauses fortzusetzen, oder vielmehr der Stifter des jüngeren Zweiges derselben zu werden. Dem väterlichen Testamente zufolge, waren Christoph und Friedrich zu Miterben eingesetzt, Paulus, der Priester, mit dem Pflichttheile bedacht worden. Einem zu Donauwerth abgeschlossenen Erbvergleiche gemäß, verwaltete Friedrich fünf Jahre lang im gemeinschaftlichen Interesse die väterlichen Güter bis zu der im J. 1534 stattgefundenen Erbtheilung, die ihn gegen Herauszahlung des Erbantheils an Christoph in den Alleinbesitz der Fränkischen Stammgüter setzte. Allein er ward desselben sein ganzes drang- und sturmvolles Leben hindurch nicht froh, denn durch eine eigenthümliche und verhängnißvolle Verkettung der Verhältnisse wurde er in die politischen und socialen Wirren der Zeit hineingerissen und es konnte nur der äußersten Kraftanstrengung und einer wahrhaft bewundernswürdigen Ausdauer gelingen, all das Ungemach zu überwinden und das fast unwiederbringlich Verlorene vom Untergange zu retten. Da im Laufe der Zeiten, insbesondere während des dreißigjährigen Krieges und gleich nach Beendigung desselben, zu wiederholten Malen ähnliche Drangsale über das Schwarzenberg'sche Haus hereinbrachen, und selbst in der neuesten Zeit, nämlich bald nach

dem Beginne unseres Jahrhunderts, Napoleon's Gewaltherrschaft über den Stammbesitz des fürstlichen Hauses verderbliche Maßregeln verhängte; so scheint es, als ob dem Hinblicke auf das beispielvolle Ausharren jenes vielgeprüften Freiherrn Friedrich jener Muth und jene Standhaftigkeit entsprungen wären, womit alle Versuchungen des Unglückes bis zum Eintritte günstigeren Schicksalswechsels ertragen worden.

Schon zu Lebzeiten des Vaters wurde Friedrich mit der Verwaltung der Stammgüter betraut, damals nämlich als Freiherr Johann als Mitglied eines ständischen Kriegsrathes zur Schlußfassung über die besten Vertheidigungsmittel gegen den drohenden Erbfeind nach Wien deputirt worden (1522), und dann während seiner Theilnahme am Reichsregimente. Friedrich benützte die Zeit zum völligen Ausbaue der Veste Hohenlandsberg mit einem Aufwande von 80,000 Fl., und als der verheerende Brand des Bauernkrieges lichterloh aufschlug, war er es, dem vom Vater die Vertheidigung des Schlosses Schwarzenberg gegen die meuterischen Schaaren übertragen worden, während Freiherr Johann sich als Brandenburgischer Dienst- und Lehensmann mit seinem Contingente den Bannern des Markgrafen Casimir zugesellte. Hohenlandsberg wurde von den stürmenden Bauernhaufen geplündert, sowie überhaupt dem Schwarzenbergischen Gute vieler Schaden zugefügt; Schloß Schwarzenberg aber widerstand glücklich, bis es Friedrichen gelang, dem Heere der verbündeten Fürsten mit seinen Reisigen und Lanzenknechten zuzuziehen. *) — Im Jahre 1529, als die Kunde von dem Erscheinen der Türken vor Wien im Reiche erscholl, finden wir Friedrich unter den Fahnen des Kurfürsten Johann von Sachsen beim christlichen Reichsheere

*) Haimb in seinen „Gloriosa Schwarzenberga" läßt unseren Friedrich, den er jedoch irrthümlich als Sohn Christoph's zu Schwarzenberg bezeichnet, auch rühmlichen Theil an der Vertheidigung der Veste Frauenberg („Arx Mariana") gegen die aufständischen Bauern nehmen, was jedoch mit der Vergleichung der chronologischen Daten nicht zusammengeht. Sein verdienstlicher Antheil an der Bewältigung des Bauernaufruhrs bleibt übrigens Friedrich unbestreitbar.

und somit unter den Befreiern Wiens vom drohenden Untergange. Seit dieser Zeit blieb Friedrich dem Kurfürsten von Sachsen gegen ein ansehnliches Jahrgeld zum Zuzuge mit seinem Kriegscontingente verpflichtet; ein Verhältniß, das jahrelanges Mühsal und die ärgsten Nöthen im Gefolge hatte. Denn nur so konnte es kommen, daß Friedrich in die Reihen der Schmalkaldischen Bundesgenossen gerieth, daß nach dem traurigen Unterliegen der letzteren die verderblichen Folgen der Reichsacht auf ihm lasteten, daß sich der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach nach der Entlassung aus seiner Gothaer Gefangenschaft gelegenheitlich der willkürlichen Besitzergreifung mehrerer sächsischer und fränkischer Landesgebiete auch Schwarzenbergs und Hohenlandsbergs bemächtigte, ersteres zwar in Folge des Passauer Vertrages (1552), der Achtsaufhebung und anbefohlenen Güterrestituirung nach vielfältigen Vermittelungen 1553 zurückgab und sich zu einer Schadenvergütung bereit finden ließ, Hohenlandsberg aber so lange behielt, bis es von den fränkischen Einigungsverwandten belagert, genommen, verbrannt und bis auf den Grund zerstört worden. *) Sieben traurige Jahre hatte Freiherr Friedrich seines väterlichen Erbes entsetzt hinbringen müssen, ohne mehr die Realisirung seiner von Kaiser Ferdinand I. dem Herzoge Christoph von Würtemberg (1559) zum Austrage übergebenen Entschädigungsansprüche zu erleben. Grund genug, ihm in der Familiengeschichte den Beinamen „des Unglücklichen" beizulegen. Dafür sollte schon seinen nächsten Nachkommen wenige Jahre nach seinem Tode ein ehrenvoller Ersatz für all das erlittene Mißgeschick zu Theil werden, eine glänzende Genugthuung für die ganze Familie nach

*) Siehe über die geschichtlichen Schicksale des Schlosses Hohenlandsberg („der fränkische Spiegel" genannt), die durchweg aus archivalischen Quellen geschöpfte und trefflich bearbeitete Monographie des fürstl. Schwarzenbergischen Domanialkanzlei-Direktors Burkhardt zu Schwarzenberg über die Burg Hohenlandsberg, besonders abgedruckt aus dem 14. Jahresbericht des hist. Vereins in Mittelfranken, 1845. Freih. Friedrich hat zudem auch einen gut unterrichteten Biographen im fürstl. Schwarzenbergischen „Ahnensaale" gefunden.

schweren, weit über persönliche Verschuldung hinausreichenden Prüfungen.

Friedrich erscheint in verschiedenen Urkunden als Rath des Markgrafen Georg zu Onolzbach, als Oberwogt zu Seherndorf und Pfleger zu Heidenheim. Er starb den 11. September 1561 und hinterließ aus seinen drei Ehen mit Walburga Gräfin zu Helfenstein († 1528), Gräfin Maria von Wertheim (deren Mutter eine Gräfin von Montfort war), † 1536, und Anna Gräfin von Oettingen, Tochter Ludwig's G. v. Ö. und Salome's Gräfin von Hohenzollern, vier Söhne und eine Tochter, Johann den Jüngeren, Paul, Friedrich d. J. und Albert, dann Walpurga. Paul blieb unvereheligt, Friedrich, Gemahl der Sabina Reuß von Plauen, starb 1570 und Albert fiel in dem dänischen Kriege mit Erich XIV. von Schweden, zu Ystadt auf der Seeküste von Schonen (1564). Walpurga starb gleichfalls ledigen Standes (1585). Auf Johann den Jüngern fiel nach der Brüder frühem Tode der Alleinbesitz der Stammgüter, und zwar mit um so größerem Rechte, als er sich schon zu Lebzeiten seines Vaters um die Revindikation derselben aus den Händen der Vergewaltiger und Erlangung der Entschädigung im Betrage von 300,000 Fl. kein geringes Verdienst um diesen Besitz erworben hatte. Ueberhaupt kann er, der im Rufe eines trefflichen Haushälters stand, als der Wiederhersteller seines Hauses betrachtet werden. Auch ihn umtobten die Wirren der Zeit und jene in Franken insbesondere, worunter die bekannten Grumbach'schen Händel mit ihrem tragischen Ausgange eine hervortretende Rolle spielen. Johann hielt aber mit unerschütterlicher Treue am Kaiser fest und erlebte die hohe Auszeichnung, auf demselben Reichstage zu Augsburg, auf welchem die Landfriedens- und Exekutionsordnung durchgesehen und bestätigt, die Achtssentenz gegen Wilhelm von Grumbach erneuert und die Vollstreckung dem Churfürsten von Sachsen, August, aufgetragen worden, mit seinen Brüdern Paul und Friedrich, so wie mit seinen Vettern Otto Heinrich, Christoph und Johann Gerwick von der Bayer'schen Linie Schwarzenberg in schmeichelhafter Anerkennung des uralten Adels

und der glänzenden Verdienste ihres Geschlechtes um Kaiser und Reich in den Grafenstand erhoben zu werden und zugleich die Stammherrschaft Schwarzenberg zur Reichsgrafschaft erhöht zu sehen *) (21. Mai 1566). Natürlich mußten bei diesem Anlasse auch die ritterlichen Verdienste Johann's und seiner Vorfahren in den Würtembergischen, Französischen und Burgundischen Kriegen mit in die Wagschale fallen. Namentlich soll Johann auf einem jener Kriegszüge schwer verwundet und in die Hände der Franzosen gefallen sein, aus denen er nur durch ein ansehnliches Lösegeld erledigt wurde. Leider sollte er der Letzte seiner Linie sein, da ihm seine Gemahlin, Marie Jakobe, geb. Gräfin von Oettingen (Schwester seiner Stiefmutter Anna), verwittwete Pfalzgräfin von Simmern, keine Erben gebar. Die Fränkischen Stammgüter übergingen nach Johann's 1588 erfolgtem Hinscheiden nunmehr an die Grafen zu Schwarzenberg von der Bayer'schen Linie, und zwar an Otto Heinrich, den jüngsten Sohn Christoph's I., Stifters dieser Linie.

Letztere hatte, seit Christoph I., „der Religion wegen" sein fränkisches Heimathland verlassen (1519), feste Wurzeln in Bayern

*) Das kais. Diplom sagt an betreffender Stelle: „Weil wir denn glaubwürdig erinnert werden und eigentlich befinden, daß der Namen und Stamm der Freiherren zu Schwarzenberg und Hohenlandsberg seinen ehrlichen, adelichen, ritterlichen und herrlichen Stand von unerdenklichen Zeiten und etlich hundert Jahren bei dem h. Reich rühmlich hergebracht, sich auch bei weiland unseren löbl. Vorfahren, Römischen Kaisern und Königen je und allwegen zu Kriegs- und Friedenszeiten ungespartes Leibs, Vermögens, Guts und Bluts in ansehnlichen Aemtern und Befehlen unverdrossentlich gebrauchen lassen und ehrlich, aufrichtig und wohl verhalten: so haben wir gütlich angesehen, wahrgenommen und bedacht solch, der Freiherren zu Schwarzenberg und Hohenlandsberg uralt adelich und löblich Herkommen und in Sonderheit die Ehrbarkeit, Rechtlichkeit, adeliche gute Sitten, Tugenden und Vernunft, darein wir die Edlen, Unsere und des Reichs liebe getreue Johansen, Otto Heinrichen, Paulusen, Friedrichen, Johann Geberich (Gerwick) und Christoffen, Alle Freiherren zu Schwarzenberg und Hohenlandsberg, Gebrüder und Vettern, erkennen; auch die angenehmen, getreuen und ersprießlichen Dienste, so weiland ihre Vorältern Unseren Vorfahren Röm. Kaisern und Königen, hochmilder Gedächtniß, wie vorangeregt, und dann sie selbst Uns und dem h. Reich in mannigfältiger Weis gehorsamlich erwiesen haben und Solches hinfüran nicht weniger zu thun unterthäniglich erbötig sind, auch wohl thun mögen und sollen. Und darum" ꝛc. ꝛc. —

geschlagen und sich bereits zu bedeutenden Würden und hohem Ansehen emporgeschwungen. Christoph selbst war als Rath in die Dienste Herzog Wilhelm IV. von Bayern getreten und zum Hofrichter des fürstlichen Hofgerichtes*) bestellt worden. Später finden wir ihn als Bayer'schen Landhofmeister, also als ersten Staatsdiener im Bayerlande. An der Erhaltung der Ordnung in Bayern während des Bauernkrieges wird mit Recht Christoph ein wesentlicher Antheil zugeschrieben und die Vertheidigung der Lehren der alten Kirche fand in ihm und dem Kanzler Bernhard von Eck feurige, selbst mit gedruckten Denkschriften auftretende Kämpen. Das Landhofmeisteramt verwaltete er bis an sein Ende (1538). Nach dem mit seinem Bruder getroffenen Erbvergleiche hatte er sich in Bayern angekauft (Schloß und Hofmark Traubling, dann Sitz und Hofmark Eggenhofen) und somit seiner Nachkommenschaft eine bleibende neue Heimath gegründet. Mit zwei Gemahlinnen, Eva von Montfort und Scholastika, Tochter des turnierberühmten Caspar Rothhaft von Werenberg, einer geistvollen und hochgebildeten Dame, hatte er eine zahlreiche Nachkommenschaft erzeugt. Sein ältester Sohn Wilhelm (geb. 1517, † 1552) war Kammerrath des Erzherzogs Ferdinand zu Inspruck und später Nachfolger des Vaters in der Bayer'schen Landhofmeisterwürde, vermählt mit Maria, Tochter des Erbmarschalls Leonhard v. Eck, Herren auf Randeck. Christoph's jüngerer Sohn Sebastian starb als Landrichter zu Donaustauf (1588), vermählt mit Barbara von Frauenhofen, Vater des Domprobstes und Scholastikus von Bamberg und Würzburg, später Präsidenten des Reichskammergerichtes zu Speyer, Johann Gerwick Grafen zu Schwarzenberg (geb. 1546, † 1608). Paul, Christoph's dritter Sohn (g. 1529, † 1557) ward Würzburgischer und Passauer Domherr. Von Christoph's

*) Das herzogl. Hofgericht zu München war das Appellations-Obergericht für Bayern. Dasselbe war aus des Herzogs Räthen, Marschallen und Kanzler zusammengesetzt; an deren Spitze stand jederzeit des Herzogs erster Staatsdiener, „Hofmeister" betitelt. (Landt. Handl. 5. 181.) —

Töchtern begegnen wir Marien Jakoben als Fürst-Aebtissin des freien adeligen Reichsstiftes zu Buchau am Federnsee in Schwaben, und Marien Magdalenen, verw. Gräfin von Montfort. Das Ansehen des Hauses zu erhöhtem Glanze zu steigern, war Christoph's jüngstem Sohne, Otto Heinrich (geb. 1535, † 1590), vorbehalten, einem durch hervorragende Eigenschaften des Geistes und Herzens, durch ungewöhnliche Bildung, echte Lebensweisheit und Welterfahrung, so wie nicht minder durch eminente Tüchtigkeit und Brauchbarkeit in Staatsgeschäften, denen er sein Leben widmete, ausgezeichneten Manne. Wenn ihn gleichzeitige Schriftsteller „inter viros sui temporis illustres illustrissimum" („unter den ausgezeichneten Männern ihrer Zeit einen der Ausgezeichnetsten") nennen, so ist dieß durch seine ganze Laufbahn und durch die ihm zu Theil gewordenen Ehren und Würden mehr als gerechtfertigt. Bereits in seinem 27. Lebensjahre erscheint er als Landhofmeister und Oberstkämmerer in München, und nicht lange hierauf erblicken wir ihn auf einer wichtigen Sendung nach Rom, ohne Zweifel aus Veranlassung der deutschen Religionsverhältnisse. Nach dem tragischen Ende des lutherischen Markgrafen Philipp von Baden in der Hugenottenschlacht von Montcontour war es Otto Heinrich, der die vom Schwager des Gefallenen, Herzog Albrecht von Bayern, über den jungen Markgrafen übernommene Vormundschaft faktisch führte, demzufolge er sich auch noch 1571 „von kais. Maj. verordneter Vormund und Statthalter in Baden" schrieb. Als nach dem Abschlusse der Utrechter Union 1579 zu Cöln ein Congreß zusammentrat, um unter kais. Vermittelung zwischen Spanien und den Generalstaaten zu unterhandeln, nahm auch Otto Heinrich neben den Erzbischöfen von Trier und Cöln, dem Bischofe von Würzburg und Herzoge von Jülich als kais. Commissaire an diesen leider resultatlosen Debatten Theil. Eines vorzüglichen Ansehens genoß er am kais. Hofe unter den beiden Kaisern Maximilian II. und Rudolf II. Ersterer berief ihn an seinen Hof, ernannte ihn zum Reichshofrathspräsidenten und

Hofmarschall, *) Aemter, in denen er von Rudolf II. bestätigt ward. Allein nicht bloß seine Talente und Kräfte, seine staatsmännische Gewandtheit und diplomatische Begabung widmete er seiner Stellung und seinem Berufe, sondern er brachte denselben auch bedeutende, seinen Vermögensverhältnissen sehr nachtheilige materielle Opfer. Dadurch wurde er auch bewogen, sich diesen kostspieligen Conjunkturen zu entziehen und wieder in ausschließliche Bayer'sche Dienste zurückzukehren. Eine glänzende Genugthuung gewährte allerdings seine, seiner Neffen und Vettern unter so eclatanter Anerkennung geleisteter Dienste stattgefundene Erhebung in den Grafenstand. Ein wichtiges Familienereigniß wenige Jahre vor seinem Tode (1588) war die Vererbung der Schwarzenberg'schen Stammgüter in Franken von Seite des kinderlos hinscheidenden Grafen Johann zu Schwarzenberg, dem Letzten der jüngeren Fränkischen Linie, an ihn und sein Haus. Dadurch, und als Besitzer der Hofmark Eggenhofen (zufolge der Theilung der väterlichen Güter) wurde er Stifter der jüngeren, aber schon mit seinem Sohne Wolfgang wieder erlöschenden Bayer'schen Linie Schwarzenberg. Unter ihm wurde auch jener lang berathene, aber nicht zum entschiedenen Vollzuge gelangte Familienvertrag mit den Freiherren von Seinsheim angebahnt, demzufolge die Schwarzenberge ihrem Prädikate wieder den Namen „Seinsheim" hinzufügen und in allen Familienurkunden die Gemeinsamkeit des Ursprungs, Namens und Wappens adoptiren sollten. Leider brach in Betreff des von Georg Ludwig d. Ä. von Seinsheim gestifteten Fideikommisses zwischen den beiden Häusern eine Mißhelligkeit aus, die erst nach einem mehr denn 50jährigen Rechts-Streite durch den Straubinger Vergleich beigelegt wurde. Für den Genealogen und

*) Der bekannte Genealoge Imhof, Gauchen, Ritterhusius, Haimb und Andere führen ausdrücklich diese Würden an, welche von Anderen bezweifelt werden wollen. Er selbst schrieb sich 1582: „Graf zu Schwarzenberg, Herr zu Hohenlandsberg, auf Randegkh, Eggenhofen und Winzer, Röm. kais. Majestät, auch fürstl. Bayer'scher geheimer Rath, Land- und Oberster Hofmeister und oberster Kämmerer;" was keineswegs gegen obige Annahme zeugt. Ueberdieß bestätigt der Fürstenbrief des Schwarzenberg'schen Hauses den Besitz obiger Aemter und Würden.

Familiengeschichtsschreiber ist aber die oben angedeutete Ursprungsanerkennung von besonderem Interesse. —

Außer seinen staatsmännischen Eigenschaften schmückten aber unsern Grafen auch viele Vorzüge eines wahrhaft ausgezeichneten Privatcharakters. Er liebte die Künste und Wissenschaften. Er erwies sich als ihr Mäcen und fand in dieser Beziehung an dem in Würzburg jetzt noch nicht vergessenen Fürstbischofe Julius einen gleichgesinnten Freund. Er sammelte Münzen, Antiken und Medaillen, seine karge Muße auf schönsinnige und geistvolle Weise ausfüllend. Sein wohlgetroffenes Bildniß, von Johann Sadeler in Kupfer ausgeführt, stellt ihn als eine ernste, würdevoll imponirende Persönlichkeit dar. Sein Wahlspruch auf einem Blatte mit der Jahreszahl 1590 (seinem Todesjahre): „Mors mihi fiat grata quies portusque salutis“ („Der Tod werde mir zur willkommenen Ruhe und zum Hafen des Heiles“) charakterisirt ihn als einen Mann, der christlich mit dem Leben abgeschlossen. Bezeichnend ist auch seine Aeußerung, als man ihn gelegentlich seiner zweiten Vermählung zur Heimführung einer verwitweten Herzogin von Sachsen veranlassen wollte: „Ein großer Vogel braucht ein großes Nest, und weiß dennoch Niemand, was er für Eier legt;“ eine Ansicht, die auch den späteren Schwarzenbergen bei ihren Familienverbindungen zur Richtschnur gedient zu haben scheint.

Otto Heinrich war dreimal vermählt gewesen: mit Elisabeth von Buchberg und Winzer (seit 1555), mit Catharina, verwitweten Truchseß von Waldburg, geb. von Freundsberg, aus dem berühmten Geschlechte dieses Namens (seit 1576), und zuletzt mit Joachelina, Gräfin von Novo-Castro (Neuburg), Herrin zu Gargier und St. Albin (seit 1582). Otto Heinrich's ältere Tochter Sibylla war mit einem Freiherrn von Bemmelberg und Hohenburg, die jüngere Marie mit Christoph Fugger, Grafen zu Kirchberg und Weißenhorn, vermählt. Sein einziger Sohn Wolfgang Jacob, churbayerscher Rath und Kämmerer (geb. 1560, † 1618), obgleich mit Sibylla, Gräfin von Fugger-Kirchberg und Weißenhorn, in einer mit 9

Kindern geſegneten Ehe lebend, ſollte dennoch der Letzte der kaum erblühten jüngeren Bayer'ſchen Linie ſeines Hauſes ſein. Zwei ſeiner Söhne ſtarben im Jünglingsalter auf Bildungsreiſen, Carl zu Siena in Italien und Ferdinand zu Rom, beide in demſelben Jahre 1615. Vierzehn Jahre früher hatte er einen in Würzburg ſtudierenden Sohn verloren. Eine ſeiner Töchter, Renata, erſcheint als Gemahlin des Grafen Ferdinand von Törring. Dem Glauben ſeiner Väter feurig zugethan, hatte er ſich an dem Zuge der Bayer'ſchen Herzoge gegen den abtrünnigen Churfürſten und Erzbiſchof von Cöln, Gebhard, betheiligt, ſo wie denn auch von ihm gerühmt wird, durch ſein voranleuchtendes Beiſpiel viele Glaubensconverſionen bewirkt zu haben. Das alte, durch eine Feuersbrunſt eingeäſcherte Stammſchloß Schwarzenberg fand an ihm einen ſorgfältigen Wiederherſteller.

Nach dem Ausgange dieſes Zweiges der Bayer'ſchen Schwarzenberge fielen nun die Fränkiſchen Stammgüter, an die das Geſchick des Geſammthauſes geknüpft blieb und deren Geſchichte jene der Familie zurückſpiegelt, an die ältere Bayer'ſche Linie, und zwar an das jüngſte Glied derſelben, den Grafen Georg Ludwig zu Schwarzenberg, den Urenkel Chriſtoph's I., des Ahnherrn, und Sohn Chriſtoph's II., Bayer'ſchen Rathes, Vicedoms in Straubing und Pflegers zu Natternberg (vermählt mit Anna Kärgl von Fürth). Auf ihm beruhten nun die Hoffnungen des Hauſes, nachdem ſein älterer Bruder Chriſtoph (vermählt mit Maria Barbara Freifrau v. Thurn) bereits 1611 aus dem Leben geſchieden, und der andere zweitälteſte, Friedrich, 1605 als Paſſauer Domherr verſtorben war. Sichtlich näherte ſich die Geſchichte des Hauſes einer Kataſtrophe und nach einem ganz eigenthümlichen Entwickelungsgange der Verhältniſſe dem Punkte, wo die Seitenarme des familiengeſchichtlichen Stromes wieder in ihr urſprüngliches Bette zurückkehren ſollten, oder vielmehr, von wo nach dem Verſiegen der Nebengewäſſer der Hauptſtrom ſeinen oft hochwogenden hiſtoriſchen Lauf mit erneuerter Kraft fortſetzen ſollte, nicht ohne vorher die letzte Sturzwelle des Seitenſtromes in ſich aufgenommen zu haben. Eine ſich im Kleinen wie im Großen

häufig offenbarende Erscheinung, daran erinnernd, daß im providentiellen Laufe der Dinge kein absolutes Verkommen, daß aus dem Tode stets neues Leben keimt und dem untergehenden Tage neue Morgenröthen folgen.

Gleich seinem Vetter Wolfgang Jakob sollte auch Graf Georg Ludwig der Epigone seiner Linie werden und mit dem Erlöschen derselben nicht nur das seit mehr denn zwei Jahrhunderten bei den Nachkommen der zweiten Urahnmutter des Gesammthauses, Barbara von Absensberg, verbliebene Fränkische Stammgut an die späten Enkel der ersten und älteren Ahnfrau, Anna von Bibra, zurückgelangen und der ursprüngliche Wille des Stammvaters Erkinger seine, wiewohl späte Erfüllung finden; sondern es sollte auch ein ansehnlicher Zuwachs sowohl an wirklichem Besitzthum als auch an eventuellen Besitzansprüchen an jene gleichberechtigten Erben zugleich mit übergehen. Aber dieses umfängliche materielle Erbe sollte nicht minder ein schwer schwingendes moralisches an Ehren und Verdiensten im Gefolge haben, das, sich zu dem bereits selbst errungenen und jenem die Wage haltenden der Empfänger gesellend, eine Fülle von glänzenden Resultaten des Jahrhunderte lang fortwirkenden „historischen Familienbewußtseins" repräsentirte. Ehe Georg Ludwig in die Gruft seiner Väter, die Reihe der Ahnen schließend, hinabstieg, hatte sein rastlos thätiges, in unerschöpflichen Opfern für das Staatswohl und im Dienste seines Herrn aufgegangenes Leben einen so hellen Schimmer um seine hervorragende Persönlichkeit verbreitet, daß er noch jetzt nach so mannigfaltigem Wechsel der Zeiten in der geschichtlichen Ueberlieferung nichts von seinem ursprünglichen Lichte verloren. Ein bemerkenswerthes Zusammentreffen von Umständen muß es wohl auch genannt werden, daß der Moment der Vereinigung beider Linien des Hauses, der hinsterbenden Bayer'schen und neu aufblühenden Niederländischen, sowohl den Erblasser der ersteren, Georg Ludwig, als auch den Erbsanwärter der letzteren, Johann Adolf, gleichzeitig in den Diensten des Oesterreichischen Erzhauses finden und den Letzt-

genannten als Stifter der jetzt regierenden Niederländisch-Oesterreichischen Linie begrüßen sollte.

Frühzeitig führte das Geschick den jungen Grafen an den Hof des Erzherzogs Ferdinand von der Oesterreichisch-Steyer'schen Linie, nachmaligen Kaisers Ferdinand II. Den Khevenhüller'schen Annalen zufolge, stach Georg Ludwig durch eine besondere geistige Begabung und sonstige vorzügliche Eigenschaften hervor und gewann schon als Edelknabe die Vorliebe seines fürstlichen Herrn für sich. Als 19jähriger Jüngling begleitete er den einflußreichen und nachmals so glänzend ausgezeichneten Freiherrn Hans Ulrich von Eggenberg (des „Kaisers Herz" genannt), kais. Obersthofmeister und geheimen Rath, als Gesandten nach Madrid und legte auf seinen hierauf folgenden Reisen durch Frankreich, die Niederlande und Italien den Grund zu jener eminenten Bildung, die ihn zum Staatsmanne und Krieger gleich befähigte. Er wußte die Feder so gut wie das Schwert zu handhaben („ambidexter") und verband mit einer Klarheit und Besonnenheit des Urtheils eine Gewandtheit in Geschäften, die ihn nachgerade in einer der tüchtigen und ausdauernden Kräfte so sehr bedürfenden Zeit bald zum unentbehrlichsten Manne machte, wo es galt wichtige Aufträge zu vollziehen und großartige Aufgaben zu vollbringen. An Gediegenheit, Festigkeit und redlicher Offenheit des Charakters mochte er kaum von Anderen übertroffen werden, und seine hingebende Treue, sein unermüdlicher Aufopferungsmuth in einer düsteren, wild verworrenen und leidenschaftlich bewegten Zeit hatten schwere Proben überstanden.

Bald nach seinen vollendeten Bildungsreisen *) finden wir ihn als Kämmerer des Erzherzogs Ferdinand, etwas später als Rath und Oberst-Stallmeister der Erzherzoge Ferdinand und Carl. Aber schon seit 1612 begegnen wir ihm auf verschiedenen diplomatischen Reisen. Zuerst im Interesse des Erzherzogs Carl rücksichtlich des

*) Er hatte auf denselben auch Malta berührt und soll unter anderem auch einen Zug gegen die Corsaren mitgemacht haben.

Bisthums Breslau, dann auf einer Mission nach Polen an König Sigismund und weiterhin an den Pfalzgrafen von Neuburg. Die Reihe der größeren Sendungen beginnt 1616 mit Georg Ludwig's Abordnung an die Fürsten der katholischen Liga um Beistand gegen die mit den Türken und Griechen verbundenen Venetianer. (Eine Kriegssubsidie von 275,000 Fl. und ein Darlehen von 30,000 Fl. des Bischofs von Würzburg waren die Frucht seiner Bemühung.) Mit dem Jahre 1618 war bekanntlich der Sturm des verhängnißvollen 30jährigen Krieges losgebrochen. Georg Ludwig sollte all die Schrecken und Drangsale dieser grauenvollen Zeit mit erleben, ohne mehr das Erscheinen des Friedensgestirnes am gewittervollen Horizonte Deutschlands zu erblicken. Der schwierigen Aufgaben, undankbarer Mühe und hohen Kostenaufwandes gab es da viel und nur der hingebende Patriotismus, die unermüdliche Thatkraft eines Mannes, wie Georg Ludwig, konnten die rastlose Arbeit bewältigen, die schweren Opfer ohne Widerwillen bringen. So finden wir ihn denn gleich im Beginne dieses Zeitraumes auf einer Gesandtschaftsreise nach England, um mit Jakob I., dem Schwiegervater des unglücklichen Pseudokönigs von Böhmen, Friedrich von der Pfalz, zu verhandeln. Ehe noch ein Resultat in London erreicht ist, muß Georg Ludwig schon wieder eilig einem Rufe nach Brüssel folgen, um der Infantin-Statthalterin in den Verhandlungen mit Spanien und England „auf jedes Verlangen mit seinem räthlichen Gutbedünken beizustehen." Erst nach 22 Monaten ist es dem „bewährten und getreuen Minister," wie ihn der Kaiser selbst nennt, „und den Se. Majestät der bekannten trefflichen Geschicklichkeit und Verstandes willen zu weiteren wichtigen Commissionen zu gebrauchen, nicht umgehen können," „dem getreuen Minister," wiederholen wir, vergönnt, die Rückreise anzutreten, nicht ohne die ausdrückliche Versicherung, ihm aus „kais. Gnaden und landesfürstlicher Hulden wegen seines angewandten sonderbaren Fleißes, Treue und Geschicklichkeit je und allezeit wohlgewogen zu verbleiben," zu empfangen. Nicht weniger denn 105,624 Gulden hatte die englisch-niederländische Gesandtschaftsreise dem Gra-

sen gekostet, wozu noch überdieß ein baares Darlehen an den Kaiser kam. Bald darauf begleitet er, „der Sr. Maj. noch niemals einen Dienst abgeschlagen und von dem man hoffe, daß er sich bei dieser neuerlichen Occasion wieder willfährig erzeigen werde," den Erzherzog Carl, Bruder des Kaisers als Oberstofmeister nach Spanien, sich von seiner ihm kaum angetrauten zweiten Gemahlin losreißend. Nach dem bald darauf erfolgten Hinscheiden des Erzherzogs bestreitet er aus eigenen Mitteln die Funeralien, ohne so glücklich zu sein, das ihm bestimmte erzherzogliche Legat zu erhalten, oder auf sein Ansuchen um die durch den Tod des Erzherzogs heimgefallene, ganz ruinirte Grafschaft Glaz als Mann- und Stammlehen in Betracht „seiner großen Bemühungen, unterschiedlichen Reisen und angewandten großen Unkosten," Rücksicht genommen zu sehen. — Im Jahre 1625 sucht Georg Ludwig für das zum Schutze der italienischen Besitzungen Philipp IV. in Deutschland zu werbende Heer einen Musterplatz, und als sich Christian IV. von Dänemark an die Spitze der evangelischen Union Deutschlands stellt, wird Georg Ludwig „aus andringenden, erhebenden und rechtmäßigen Ursachen zur Versicherung, Schutz und Rettung des löbl. Erzhauses Oesterreich, dessen Anverwandten u. s. w. bei den weit aussehenden feindlichen Bündnissen und Conföderationen, bestehendem Einfall und erwiesenen Hostilitäten *) dringendst zu einer abermaligen Sendung nach Brüssel beordert, zugleich aber auch noch mit einer wichtigen Sendung an die Churfürsten von Bayern und Sachsen beauftragt." Dreizehn Monate der rastlosesten diplomatischen Thätigkeit und einer ausgebreiteten staatsmännischen Correspondenz (besonders mit dem be-

*) Wörtlich aus vorliegenden Original-Dokumenten. Wir betrachten es als eine schöne und dankenswerthe Aufgabe der Zukunft, das Leben Georg Ludwig's seinem ganzen Umfange nach einer historischen Würdigung zu unterziehen. Im fürstl. „Schwarzenberg'schen Ahnensaale" — einer leider nicht in's größere Publikum gedrungenen Sammlung von Familienportraiten mit biographischem Texte (herausgegeben von Franz Stohl, bisher aber unvollendet) haben wir einen lebensgeschichtlichen Charakterabriß des Grafen zu liefern versucht und folgen hier den damaligen Aufzeichnungen.

rühmten kais. Kanzler Questenberg) fließen nun über den Brüsseler Aufenthalt hin, die gestellte Aufgabe ist aber auch eine hochwichtige und entscheidungsvolle. Es gilt das innigste Einverständniß mit Spanien, die Entwaffnung Dänemarks und Unschädlichmachung Mansfeld's, der eine Verbindung mit dem Siebenbürger Fürsten Bethlen Gabor sucht, Unterdrückung des holländischen Handelsmonopols, Gewinnung eines Hafens am baltischen Meere, überhaupt Wiederherstellung der kais. Autorität im Norden, Wiederbelebung des Handels nach Indien, als dem „Eldorado alles Reichthums" u. s. w. In dieser Zeit ist es, daß Georg Ludwig gleichzeitig mit Ulrich von Eggenberg dem Kaiser ein von großartiger, echt deutscher Gesinnung und feuriger Vaterlandsliebe, sowie von reiner Begeisterung für das Habsburg'sche Kaiserhaus zeugendes Gutachten (vielmehr Projekt) über die vier letztgenannten Punkte, namentlich aber über die Gründung einer deutschen Kriegs- und Handelsflotte unter einer gemeinsamen deutschen Flagge mit den kais. Farben vorlegt, das leider bis zur Stunde nur ein beschriebenes Blatt Papier geblieben ist. Aber die Priorität der Idee hat der erleuchtete Staatsmann für die Ehre der Oesterreichischen Diplomatie gerettet.*) Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, welch' große Opfer dieser abermalige Aufenthalt in Brüssel gekostet. (Der Graf mußte damals vor seiner Abreise den Schmuck seiner Gemahlin verpfänden!) Dießmal war aber dem Grafen ein glänzender Beweis vollkommener Anerkennung zu Theil geworden: vom Könige von Spanien das goldene Vließ **) und von seinem Kaiser die geheime Raths- und Hofmarschallswürde.

---

*) Ein Aufsatz hierüber nebst dem mitgetheilten authent. Texte der beiden eben berührten Gutachten findet sich im Oesterreichischen Militairkalender, Jahrg. 1850, aus der Feder des Verfassers dieser Blätter.

**) In einer vertraulichen Mittheilung schrieb damals der Graf: „Wegen des Teisen's bin ich längst in Ordnung, denn ich der Dritte bin. Der Erste ist der Graf von Nassau, der Andere Graf Argeil, der D[illegible]e soll ich sein, und als ich glaube, hab' ich die Gnad' und Sicherung vor diesen Allen gehabt. Auf des Herzogs Wilhelm Teisen ist nicht zu hoffen, weil der Erzherzog Leopold Wilhelm darum

Die beiden folgenden Jahre 1627 und 1628 finden ihn nun im Sinne seines obigen weit aussehenden Projektes, und um die Operationen Wallensteins an der Ostsee zu unterstützen, bei der Hansa in Lübeck und Hamburg überaus thätig. Seine dortigen Geschäfte brachten ihn mit dem stolzen Friedländer in vielfältige, nicht immer freundliche Berührung (Georg Ludwig's schriftliche Aufzeichnungen aus jener Periode sind ebenso interessant als bezeichnend), und zuletzt muß er, obgleich seine Negotiationen später dennoch nicht ohne Erfolg sehend, mit bitterem Gefühle dem stärkeren Einflusse des übermächtigen Herzogs weichen. Aber wie wenig der treue Mann einen wichtigen Dienst abzuschlagen vermochte, beweist seine neuerliche Sendung 1629 nach Mainz und zu noch anderen drei Churfürsten im Interesse des Erzhauses Oesterreich. *) Gleichwohl scheint ihn der Gedanke an ein früheres oder späteres Zurückziehen von der diplomatischen Laufbahn schon länger beschäftigt zu haben, einmal um mannigfacher herber Erfahrungen, besonders der Wallenstein'schen Unbilden willen, und dann seiner Familienangelegenheiten wegen, deren Besorgung sein bisheriges allzubewegtes Leben viel zu wenig erlaubte. Seinen Wunsch sah er erst im Juli 1631 realisirt; **) aber der that-

---

stehen thut. Ich bin ein Knecht des Herrn; geschieht mir die Gnad', so hab' ich zu danken; wo nicht," setzt er humoristisch-resignirt hinzu, „so werde ich mich darum nicht hängen." Gewiß ein Zeugniß unabhängiger Gesinnung und aufrichtiger Offenheit. —

*) Ohne Zweifel im Zusammenhange mit dem hierauf (1630) gefolgten Churfürstentage zu Regensburg, wo die Wahl Ferdinand III. zum röm. Könige auf nicht zu beseitigende Hindernisse stieß. Es ist dieß derselbe Regensburger Reichstag, auf dem die Entfernung Wallenstein's dringend begehrt worden. —

**) Von der damaligen Stimmung des Grafen zeugt folgende briefliche Aeußerung an seinen Vetter, den Grafen Adam: „Und glauben Ew. Liebden, daß ich zu klagen genug Ursache hätte; aber ich stelle Alles an seinen Ort, hoffend: „Quod animos quiescendo fieri sapientiores." Das habe ich erfahren: je mehr wir uns in die weltlichen Händel eindrängen wollen, je schwerere Unruhe und Arbeit, auch Unsicherheit uns solche gebären. „Quia labores manuum tuarum manducabis, beatus es et bene tibi erit." Diesem Exempel, oder vielmehr Lehre, nachzufolgen, will ich mich aller Obliegenheiten in wenig Wochen gänzlich entledigen und wo nicht vielen Dingen, doch meinen Acker mit Fleiß abwarten und mich nicht bekümmern,

gewohnte Mann hatte nur seinen Abschied vom Hofe genommen, um die Feder mit dem Schwerte zu vertauschen. Aus dem Cabinete trat er auf den offenen Kampfplatz gegen die Ungläubigen. Er hatte sich um das Gouvernement in den windischen Landen gegen die türkischen Grenzen (Waresdiner Generalat) beworben, und es auch erhalten. Daß er sich auch in dieser neuen Stellung mit voller Tüchtigkeit bewährt, beweist das Zeugniß der Khevenhüller'schen Annalen, wo von ihm gesagt wird: „Seine Untergebenen halten ihn für einen Vater, der Türke für einen wachsamen General und die Länder für ihren rechten Beschützer." Zu wiederholten Malen hatte er als windischer General Truppen geworben, 1636 3000 Mann, um sie nach Frankreich zu führen, und im nächsten Jahre abermals 3000, „ohne zu wissen, was Ende oder Ort sie werden kommandirt werden." Indessen war auch seine diplomatische Rolle nicht ganz ausgespielt, denn noch einmal — 1635 — mußte er sich zu einer Gesandtschaftsreise entschließen, und diese war es, die die röm. Königswahl Ferdinand III. (1. December 1636) bei den Churfürsten von Sachsen und Brandenburg angebahnt. Tief ging ihm der Tod des Kaisers Ferdinand II., 1637, zu Herzen, und er „besorgte, daß seine Dienste und aufgewandten Kosten mit dem Kaiser dürften gestorben und begraben sein." In demselben Jahre nahm er auch seinen Abschied von der Armee.

Mit Georg Ludwig's Eigenschaften als Staatsmann und öffentlicher Charakter waren aber auch höchst schätzbare Tugenden des Privatmannes und Menschen gepaart, und sie sind es eben, die sein ganzes Wesen so liebenswerth, so ehrwürdig machen und mit dem klaren Lichte schöner Patriarchalität umgeben. Er war ein pietätvoller Sohn, ein treuer, liebevoller Gatte, überhaupt ein Hausvater im eminenten Sinne des Wortes und ein die Interessen des Schwar-

---

was der Tag zu Leipzig (Convent der evangel. Stände, 1631) Gutes oder Böses gebären werde. Denn ich sehe, daß ich dahin nicht geboren und deßwegen Mehrerem nicht aspiriren dürfe." Diese wehmüthig-resignirte Stimmung konnte nur der trostlose Zustand der Dinge in Deutschland dem vielerprobten Manne einflößen. —

zenberg'schen Gesammthauses mit ausgezeichneter Sorgfalt und innigster Verwandtenliebe umfassender Repräsentant desselben.*) Nicht ohne Kampf hatte er den an ihn gediehenen Besitz der fränkischen Stammlehen gegen die Beirrungen von Seite der Markgrafen von Brandenburg, als Lehnsherren, und gegen die hartnäckigen Ansprüche der auf den Grafenstand aspirirenden westfriesländischen Schwarzenberge, als Erbprätendenten, vertheidigt, mit Eifer die Geltendmachung der Schwarzenberg'schen Rechte auf das Seinsheim'sche Fideikommiß zu realisiren gesucht, und 18 Jahre lang unter den schwierigsten Verhältnissen und den drohendsten Gefahren für den Schwarzenberg'schen Besitzstand, für die Mitbelehnung seiner Vettern, der Grafen zu Schwarzenberg von der Niederländischen Linie, mit den Fränkischen Stammgütern gestritten, bis sie endlich 1637 gelang. Es war dieß überhaupt eine Zeit schwerer Prüfung und Heimsuchung für das Schwarzenberg'sche Gesammthaus, dessen Bayer'sche Linie mit Georg Ludwig zu erlöschen drohte, und das in der nächstverwandten niederländischen nach dem frühen Hinscheiden des älteren Sohnes des Grafen Adam, Franz Hartard, nur auf zwei Augen stand; des-

*) Der jahrelange, fleißige Briefwechsel des Grafen mit seinen Vettern Adam und Johann Adolf liefert zahlreiche Belegstellen zu dieser Charakteristik. Aber eben so treu spiegelt er auch die ganz verwandten Charaktere der beiden letztgenannten Correspondenten zurück. Ueberhaupt ist dieser Briefwechsel von dem vielseitigsten Interesse und gestattet einen tiefen Einblick in die damaligen Zeitverhältnisse überhaupt und in die Situation des Schwarzenberg'schen Hauses insbesondere. Hoffentlich wird er der Oeffentlichkeit nicht für immer entzogen bleiben, um so weniger, als er nur zum Ruhme des Hauses gereicht. — Als bester Sohn wird Georg Ludwig von seiner Mutter geschildert. In ihrem Testamente vom 15. December 1614 bezeichnet sie ihn als denjenigen, „der ihr von allen ihren Kindern von Jugend auf bis auf die jetzige Stunde allen kindlichen Gehorsam, die schuldige Liebe und Treue und zu ihrem besten Gefallen jederzeit bewiesen und erzeigt, sie niemals, weder mit Worten, noch mit Werken, vielweniger mit einiger Schuldenlast, noch mit andern Ungelegenheiten beleidigt hat, u. s. w" — Das schmeichelhafteste Lob ertheilte auch Georg Ludwig's hochbetagte erste Gemahlin ihrem jungen Gemahle in der Schenkungsurkunde vom 30. Oktober 1617 über die Herrschaft Murau in Steyermark. Er hatte die 82jähr. Matrone als Mutter geehrt und geliebt und „aus schuldiger dankbarlicher Wiedervergeltung bedenkt sie ihn nun aus dem ihr von Gott reichlichbeschenkten Vermögen" ꝛc. —

sen Fränkische Stammlehen auf der einen Seite von unberufenen Prätendenten gierig umlauert, andererseits von den Schweden gänzlich verwüstet, confiscirt und in fremde Hände überliefert worden (an den Obersten Heinrich Wilhelm Grafen zu Solms 1632), während Georg Ludwig frühzeitig seine einzigen zwei Söhne begrabend den Ausgang seiner Familie vor Augen sah und die gehässigsten, wie ungerechtesten Verfolgungen das Haus seiner Vettern Adam und Johann Adolf an den Rand des Abgrunds zu reißen schienen. Zur Sicherung der so allseitig gefährdeten gemeinsamen Interessen wurde bereits 1637 eine Erbeinigung zwischen den beiden Schwarzenbergischen Linien geschlossen und wenige Jahre vor dem Tode Georg Ludwig's Graf Johann Adolf, auf dem nun ausschließlich die Hoffnungen des Hauses ruhten, in den Besitz der Grafschaft Schwarzenberg, Herrschaft Hohenlandsberg und der übrigen fränkischen Güter und Nutzungen eingeführt (1643). Zwei Jahre später wurde demselben auch die Seinsheim'sche Erbsanwartschaft förmlich abgetreten und der Seitenzweig der Niederländischen Linie, die sogenannte „Edmund'sche" oder „Lüttich'sche", von der ersteren für den Anspruch auf die Fränkischen Stammlehen mit Antheilen an der Grafschaft Wels und Morsdorf im Luremburg'schen entschädigt. Die Berührung dieser Familienarrangements gestattet einen Einblick in die inneren Verhältnisse des Hauses und ist hier um so weniger überflüssig, als eben dieser Besitzstand die Basis der nachmaligen Erhebung des heutigen Hauses Schwarzenberg bildet. In seinem letzten Willen ernannte überdieß Georg Ludwig den Grafen Johann Adolf zum Universalerben auch in seinem Steyermärk'schen Allodialbesitze (Herrschaft Murau, u. s. w.). Letzterer rührte von der ersten Gemahlin des Grafen Georg Ludwig, Frau Anna Neumann von Wasserleonburg her, einer zu ihrer Zeit wegen ihres Reichthums und sonstiger Umstände willen weit und breit bekannten Dame. *) In dem merkwür-

*) Das Andenken dieser würdigen Matrone lebt noch jetzt im Volksmunde der Steyermark fort. Welcher besonderen Aufmerksamkeit sie selbst von Seite des Kai-

digen Leben unseres Grafen bildet diese Ehe nicht eben die kleinste Merkwürdigkeit. Als sich Georg Ludwig 1617 mit dieser Dame vermählte, war dieß bereits die 6. Hochzeitsfeier der Letzteren, der Bräutigam 31, die Braut zwei und achtzig Jahre alt. Frau Anna war nacheinander Witwe Johann Jakob's von Tannhausen, Christoph's zu Liechtenstein, Ludwig's von Ungnad, Carl's Freiherrn von Teufenbach und des Grafen Ferdinand von Ortenburg geworden. Ihrem sechsten, sie kindlich verehrenden Gemahle, Georg Ludwig z. S., hatte sie die von ihrem zweiten Gemahle überkommene Stadt und Herrschaft Murau sammt allen Liegenschaften, Barschaften und Kleinodien als freiwillige Schenkung übergeben. Diese ansehnliche Erbschaft im schönen Steyerlande ward nun seit 1646 zur Grundlage des nachgerade zu so großartiger Entwickelung gediehenen und jetzt so umfangreichen Schwarzenberg'schen Besitzstandes in den Oesterr.-Erblanden.

Unmittelbar vor seiner spanischen Reise i. J. 1624 hatte sich Graf Georg Ludwig durch unmittelbare Procurirung des Kaisers*) mit Maria Elisabeth, Gräfin von Sulz, Tochter des Grafen Rudolph von Sulz, Landgrafen im Kleggau, und der Frau Barbara, geb. Freiin von Hohenstaufen, einer eben so liebenswürdigen als höchst religiösen Dame, vermählt, die ihm zwei Söhne gebar, denen er jedoch zu seinem größten Schmerze in die Gruft nachsehen mußte. Georg Ludwig endete sein irdisches Dasein am 21. Juli 1646, nicht ohne die Treue alter Diener belohnt, reichliche Legate hinterlassen und geistliche Stiftungen in's Leben gerufen zu haben. Er selbst

---

sers genoß, beweist der Umstand, daß derselbe das lange, durch wichtige Ursachen veranlaßte Ausbleiben ihres Gemahls zu entschuldigen und sie deßhalb auf sehr herablassende Weise zu trösten suchte.

*) Georg Ludwig schreibt über diesen Punkt: „Sr. Maj. habe es gefallen, daß er sich vor seiner Abreise nach Spanien mit seiner nun hochgeliebten Gemahlin Maria Elisabeth vereheligen sollte, und es sei Alles in solcher Eile vor sich gegangen, daß ihm zu aller Versehung nicht gar acht Tage Termin gegeben gewesen, und so sei ihm der Segen Gottes so gnädig, daß er hoffe zu Weib und Kind (nach dem Sprüchwort) früher zu kommen, als von Spanien zurückzugelangen.“

begehrte „sonder Pomp und Gepränge, *) ohne Trompeten und Heerpauken, nur im gemeinen Sarge“ zur ewigen Ruhe gebracht und in der Grabkapelle des von ihm gestifteten Kapuzinerklosters zu Murau beigesetzt zu werden. Dort schläft den langen Schlaf der Letzte der Bayer'schen Grafen zu Schwarzenberg, aber sicherlich nicht der Letzte unter ihnen an Verdiensten, Ehren und Würden. Mit Recht nennt ihn Johann Heinrich Haimb „magnum universae familiae ornamentum“ („eine große Zierde der ganzen Familie“), und rühmend gedenkt seiner „herrlichen Thaten und der ausgezeichneten kostspieligen Gesandtschaftsreisen“ das Fürstendiplom K. Leopold I.

Mit sichtlicher Vorliebe haben wir bei diesem fesselnden Lebensbilde eines hervorragenden Staatsmannes von solcher Gediegenheit des Wesens und Reinheit des Herzens verweilt, und dennoch nur die äußeren Conturen zu zeichnen vermocht. Nichts desto weniger sind sie die Grundlinien, der ächte Typus des Schwarzenberg'schen Familiencharakters, der gerade damals in den drei gleichzeitig lebenden und zu einer besonders hervortretenden Rolle in Staatsgeschäften mitten in einer höchst merkwürdig bewegten Zeit bestimmten Schwarzenbergen: Adam, Johann Adolf und Georg Ludwig, zur prägnanten Erscheinung geworden. Dem eingeweihten Kenner dieser höchst interessanten Persönlichkeiten, die unerschütterlichen Felsen gleich in der sturmvollen Brandung ihres Jahrhunderts fest standen und sowohl durch diese Ausdauer, nicht minder aber durch ein nie wankendes Gottvertrauen, strengste Pflichterfüllung und reines Bewußtsein am Ende alle Schwierigkeiten überwanden und aus den hartnäckigsten Kämpfen sieggekrönt hervorgingen; dem eingeweihten Kenner werden diese sprechende Familienähnlichkeit, diese ursprünglich verwandten Charakterzüge und die psychologischen Elemente dieser Affinität nicht entgehen und sie werden ihn zu interessanten Schlüssen führen. Indem wir das Bild des Grafen Georg Ludwig wenigstens in den Hauptumrissen nach dem Leben zu zeichnen versuchten, haben

*) „Der Ketten und Kleinodien hatte er sich niemals beflissen.“

wir zugleich auch schon zum Theil die Aufgabe gelöst, das Verständniß der Charaktere der beiden anderen vorgenannten Grafen unseren Lesern nahe zu rücken, ja der Grundton dieser typischen Eigenartigkeit der eben bezeichneten Trias klingt in den späteren Schwarzenbergen bei mehr als einer Veranlassung vernehmlich wieder, und hat namentlich in dem verewigten Fürsten, dessen Leben uns beschäftigen wird, einen unserer Zeit und ihren Verhältnissen angemessenen, charakteristischen Ausdruck gefunden.

Nun wir die Nachkommen Erkinger's, des Stammvaters, aus dessen zweiter Ehe bis zur Gruft geleitet, die sich über dem Epigonen dieser edlen Männerreihe 1646 schließt, nicht ohne daß ihre düstere Pforte von dem Glanze der zuletzt hinabgestiegenen Persönlichkeit leuchtend verklärt würde, erheischt es unsere Aufgabe, uns zu den Descendenten des Stammvaters aus dessen erster Ehe zurückzuwenden. Auch hier wird sich uns eine Scene voll interessanter Erscheinungen öffnen und Gestalten an unseren Blicken vorüberschreiten lassen, die es werth waren, „gewesen zu sein." — Michael I., des erstgebornen Sohnes Erkinger's, und seiner leiblichen Geschwister haben wir bereits früher gedacht. Seiner ersten Ehe mit Gertrude Freiin von Kronenberg waren ein Sohn Michael der Jüngere und zwei Töchter, Anna und Margaretha, entsprungen. Erstere ward dem Peter Holicky von Sternberg, aus dem Geschlechte des berühmten Tartarenschreckers Jaroslaus von Sternberg, vermählt. Dieses Peter Vater's schwester war Gemahlin Georg's von Podiebrad und Kunstadt, des nachmaligen Königs von Böhmen. Margarethe heirathete den Grafen Theodor von Plessen, dessen uraltes Geschlecht im Laufe des 16. Jahrhunderts erlosch. Michael II. oder der Jüngere erscheint als Brandenburgischer Rath und Hauptmann zu Kitzingen und gemeinschaftlich mit seinen Söhnen Erkinger d. J. und Sigismund II., dann mit seinen Vettern Sigismund d. Ä. und Johann II., beide letztere von der Hohenlandsberg'schen Linie, als derjenige, der an dem denkwürdigen Befreiungswerke in Brügge Theil genommen und sich um das Habsburg'sche Kaiserhaus ein wesentliches Verdienst erworben,

wie dieß auch in kaiserl. Diplomen und in anderen Urkunden anerkennend ausgesprochen wird, unter anderen namentlich in der Bestätigungsurkunde K. Friedrich III. vom 18. Juli 1488 über die Karthause „heim, deren Stiftung Michael II. erneuert und ansehnlich erweitert hat, so daß er sich den Namen eines „zweiten Stifter's" derselben erworben. Dieser Umstand darf wohl auch als Zeugniß für seine religiöse Denkart gelten. Er hatte Margarethe von Hutten, Tochter Ludwig's von H. und Susanna's von Bickenbach, zur Gattin. Letztere starb 1503, ihr Gemahl aber bereits 1499, hundert Jahre nach dem Tode seines Urgroßvaters Michael's von Seinsheim. Ihn überlebten zwei Söhne und eine Tochter, Erkinger d. J., Sigismund und Eva, welche letztere als Braut des Reichs-Erbschenken Friedrich von Limpurg-Speckfeld gestorben. Ueber die Existenz einer zweiten Tochter Margaretha, verm. v. Brandenstein, wird gestritten. Mit Sigismund, dem jüngeren Sohne, Rathe mehrerer Fürsten, Hauptmann zu Kitzingen und Theilnehmer an dem niederländischen Zuge, starb die Stephansberg'sche Linie aus, zumal er seinen einzigen Sohn Ernst überlebte (die Genealogen erwähnen auch zweier Töchter) und das Schloß Stephansberg, wiewohl gegen die urgroßväterliche Satzung, an Brandenburg verkaufte. Er war mit der Witwe des Grafen Eberhard von Sonnenberg, Anna, Tochter des Landgrafen Conrad von Fürstenberg in der Bahr, und der Gräfin Kunigunde von Mätsch und Mosat vermählt, und starb 1529.

Mit Erkinger, Michael's älterem Sohne, sollte die Geschichte des Schwarzenberg'schen Hauses in eine neue Phase treten. Ihm war es nämlich beschieden, durch seine Söhne Wilhelm und Edmund im eigentlichen Sinne des Wortes Stammvater der niederländischen Linie, oder des jetzt noch regierenden Hauses, und der Nebenlinie desselben, der Lüttich'schen, zu werden. Dadurch nämlich, daß er Maximilian I. auf dessen Brautzuge nach den Niederlanden begleitete und sowohl zufolge seiner dienstlichen Stellung, als der Anknüpfung besonders fesselnder Familienbande dort eine neue Heimat fand, verpflanzte er seine Laren und Penaten auf einen neuen Boden und öff-

nete seinem Hause eine veränderte und in vielen Beziehungen eigenthümliche Zukunftsperspektive. Historiker und Genealogen bezeichnen ihn als einen in jeder Hinsicht berühmten Mann („ex omni parte celebris") und nennen ihn bald im Allgemeinen Hofmann, bald Rath Maximilian's, heben aber zugleich hervor, daß er sowohl in Civil- als Kriegsdiensten die ersten Stellen bekleidet.*) In letzterer Beziehung wird ihm der Titel eines Generallieutenants beigelegt. Daß übrigens in den verschiedenen kaiserl. Diplomen des Fürstenhauses Schwarzenberg, die von der ruhmvollen Vergangenheit desselben handeln, überall dieses Erkinger's ehrende Erwähnung geschieht, haben wir bereits zum Theile früher berührt. Auf seine ausgezeichnete Stellung läßt auch seine glänzende Verbindung mit einer der ersten Familien des Landes schließen. Er hatte nämlich Apollonia, die Tochter des Grafen Johann von der Mark, Herrn von Aremberg, und der Anna Gräfin von Virneburg, Witwe des Freiherrn Theodorich von Pallant,**) als Gattin heimgeführt und hiermit eine Wahl getroffen, die dem alten Adel seiner eigenen Abstammung den Stem-

*) Dieß bestätigt auch der Fürstenbrief K. Leopold I. mit den Worten: „Nitweniger, daß nach selb'gem Zug" (zur Befreiung Maximilian's I.) „vorernannter Erkinger der Jüngere, Michaelis d. J. Sohn, sich hochgedachts Maximiliani I. persönlicher Bedienung ergeben und anbei von seiner Tugend und Tapferkeit solche vorzügliche Proben gethan, daß Se. M. und Lbden Ursach genommen, unter dero Befelch durch Ihne hernach die vornehmbiste Niederl. Ehrenämter, sowohl in Kriegs- als Staatssachen versehen zu lassen." Mit dieser Stelle stimmt auch die Angabe des Johann Jakob von Weingarten in dessen „Fürstenspiegel" überein, der gleichfalls auf jene „vornehmsten Ehrenämter in Kriegs- und Staatssachen" mit dem Bemerken hinweist, daß Maximilian seine Befreiung aus den Händen ungetreuer Unterthanen vorzüglich Erkingern zu verdanken gehabt habe.

**) Herrn auf Wildenburg und Wittem ꝛc. Das uralte Haus der Freiherren von Pallant (seit Friedrich dem Schönen Reichsfreiherren) soll, der Anführung des Bucelinus in seiner „Germania sacra et prosana" und der Berufung desselben auf das Zeugniß des obengenannten Fürsten zufolge, von den Königen von Polen abgestammt sein. Durch ein besonderes Zusammentreffen der Umstände wurde ein direkter Sprosse dieser alten historischen Familie Mutter Johann Adolfs, des ersten Fürsten zu Schwarzenberg, die Freifrau Margarethe von Pallant, Erbin von Weibelskirchen. Möglich, daß Genealogen auf diesen Umstand die Verwandtschaft des Schwarzenberg'schen Hauses mit den Königen von Polen gründen.

pel der Anerkennung aufdrückt. Und merkwürdig genug, diese Urahnmutter des heutigen Fürstenhauses sollte die frühe Vorläuferin jener Princessin aus demselben Belgischen Geschlechte werden, die das Geschick unserem Fürsten-Ministerpräsidenten zur Mutter gab: Paulinens von Aremberg! — Erkinger starb 1510, seine Gemahlin 1520. Beide ruhen zu Mecheln in der Pfarrkirche zu Wittem, wo denselben ein prächtiges Grabmahl errichtet worden sein soll.

Aus dieser Ehe hinterließ Erkinger die beiden oben genannten Söhne: Wilhelm I. und Edmund I. Letzterer ward im Erzstifte Lüttich seßhaft, woher auch der Name der von ihm gestifteten Linie. Er war unter Carl V. Oberster über ein Regiment zu Fuß. Auch ihn sehen wir nach dem väterlichen Beispiele eine neue glänzende Familienverbindung schließen, nämlich mit Eleonore von Coswaremme, Gräfin von Nill, Herrin von Berséz, einem Abstämmling der alten Grafen von Loos. Unter Edmund's Kindern ziehen Edmund II. und dessen Brüder Erhard und Jakob die Blicke auf sich. Der Erstere von den beiden Letztgenannten eilte 1546 aus Belgien Carl V. gegen die Schmalkaldischen Bundesgenossen zu Hilfe, also zu derselben Zeit, als Freiherr Friedrich zu Schwarzenberg von der Hohenlandsberg'schen, resp. jüngeren fränkischen Linie, von dem unglücklichen Friedrich von Sachsen unfreiwillig mit in den Kampf gegen den Kaiser gerissen worden. Erhard bezahlte seine Treue mit einem ehrenvollen Tode auf dem Schlachtfelde. Er fiel bei Giengen. Jakob, der jüngere Bruder, ward Maltheserordensritter, vertheidigte als solcher das Castell St. Elmo gegen die anstürmende Uebermacht der Türken (1565) und fiel mit denjenigen, die bis zum letzten Blutstropfen im Kampfe gegen die Bedränger ausharrten. Bekanntlich gaben sich die Türken nach der Erstürmung der lang vertheidigten Mauern allen Ausschweifungen wilder Grausamkeit hin. Wilhelm Tyrins in seiner Geschichte des Johanniterordens nennt die mit Jakob von Schwarzenberg Gefallenen, worunter auch der deutsche Ordensritter Reinek. Der älteste Bruder Edmund II. vereinigte Kriegs- und Civilämter in seiner Person. Er wird als Oberst zweier Regimenter zu Fuß und Roß

bezeichnet, zudem als Churkölnischer Rath, Statthalter bei der Lehenkammer in Lüttich, dann als Gouverneur von Stockhum. Er hatte zwei Ehen eingegangen, die erste mit Claudia Freifrau von Barbançon und Villemont, und die andere mit Margaretha Tserklas Gräfin von Tilly, Schwester des berühmten obersten Feldhauptmanns der kath. Liga und kais. Generals. Aus der ersten Ehe erblühten ihm zwei Söhne und eine Tochter, Edmund III. und Gerhard, dann Anna, letztere an Edmund von Reuschenberg verheirathet und Mutter des Feldmarschalls von Reuschenberg. Gerhard ragt als ein in Kriegs- und Friedensdiensten ausgezeichneter Mann hervor. Wie seine Vorgänger war er Spanischer Kriegsoberst, überdieß aber Präsident und Richter des Ritterordens in Luremburg, zudem ein Mann, dessen man sich bei verschiedenen außerordentlichen Missionen bediente. Die wichtigste darunter war wohl seine Sendung mit dem Herzoge von Archott zu dem Spanisch-Holländischen Friedensschlusse. Mit seiner Gemahlin Dorothea von Nawes, Erbin von Chiveri und Fischbach, hatte er keine Nachkommenschaft gezeugt. Edmund III., den Fortsetzer der Linie, finden wir als span. Kriegsobersten und Lüttich'schen Gouverneur zu Stockhum. Er hatte seinen Sitz zu Fischbach (drei Meilen von Luremburg) und schrieb sich: „Graf zu Schwarzenberg, Herr zu Hohenlandsberg, Fischbach, (das vermuthlich von seinem Bruder Gerhard an ihn überging,) Berséz, Hierges, St. Lamprecht, Humaning, Hostouville, Campion, Marenne, Verdenne und Menny. Den Grafentitel scheint er nach der Standeserhebung seines berühmten Zeitgenossen, des Grafen Adolf zu Schwarzenberg, von der älteren Niederländischen Linie (seit 1599 Graf), angenommen zu haben.*) Aus seiner Ehe mit Maria Gräfin von Archott, Tochter

*) Auffallend bleibt es nur, daß er nicht auch das neue „vermehrte und gebesserte" Wappen des Grafen Adolf zu Schwarzenberg (den Türkenkopf mit dem Raben) angenommen, sondern sich der altschwarzenberg'schen vier blauen und silbernen Pfähle im ersten und vierten Felde des Wappenschildes bediente und mit denselben den Seinsheim'schen „springenden Eber" im zweiten und dritten Felde verband, denselben springenden Eber, der mit dem Besitze von Sinchingen und seit der Er-

des Grafen Richard von Rivière und Heere und der Antoinette Freifrau von Merode, Houffalise und Bury (aus diesem alten Geschlechte), erblühte ihm zwar eine zahlreiche, leider aber bald erlöschende Nachkommenschaft. Zwei seiner Söhne, Ferdinand Aloys und Georg Ludwig, hatten sich dem Kriegsdienste gewidmet, der Letztere war K. Spanischer Oberst über ein Infanterieregiment, der Erstere trat in das Regiment seines Vetters, des Generals von Reuschenberg, und fiel im Felde (1643). Vier der Töchter finden wir in adeligen Damenstiften und Klöstern, die fünfte, Justine Maria, als Gemahlin des Grafen Maximilian von Dietrichstein, den dritten Sohn Johann Karl aber als Domkapitular zu Cöln und Abt von La charité in Burgund. Er beschloß 1667 die Reihe der Nachkommen Edmund I. in einem Augenblicke, wo sich die Abstämmlinge Wilhelm's I., Bruders des Ahnherrn der Lüttich'schen Linie, dem Culminationspunkte des Glanzes der Gesammtfamilie mit raschen Schritten zu nähern anfingen. Hatte sich auch übrigens dieser Zweig der Schwarzenberge nicht zu jener Höhe des historischen Ruhmes emporgeschwungen, wie deren Vorfahren in Franken und Baiern und wie die ihnen nächstverwandte Wilhelminische Linie, so hatten sie doch jedenfalls in ihrer Adoptivheimat die altererbte Ehre ihres Familiennamens bewahrt und eines bedeutenden Ansehens genossen, wie dieß die oben angeführten notorischen Umstände und sonstige Familienverhältnisse füglich voraussetzen lassen.*) Uebrigens dürften die Belgischen Archive noch so manches Dokument bewahren, das als „verwehtes Blatt" der Geschichte dieser zu früh erloschenen Linie angehört.

---

hebung der Seinsheime in den Freiherrenstand (1580) in das Seinsheim'sche Wappen kam.

*) In dem Grafendiplome K. Rudolf II. v. J. 1599 wird ausdrücklich auf den Umstand hingewiesen, daß die mit Kaiser Maximilian I. nach den Niederlanden gekommenen Schwarzenberge „in fürnemen Kriegsbefehlen treulich gedient, in den Herzogthümern Jülich und Friesland, wie zugleich auch in dem Stift Lüttich sich ansehnlich begütert, mit dem Grafen von der Mark, auch in anderen Grafen- und Herrengeschlechtern durch Heirathen befreundet" ꝛc.

Nach Belgien haben wir uns zu wenden, um dort Erkinger's d. J. anderem Sohne und direktem Ahnherrn des jetzigen Fürstenhauses, Wilhelm I., zu begegnen. Er tritt uns zuvörderst als Befehlshaber eines Reitertrupps von 1500 Mann und eines Wallonischen Fußregiments entgegen. Allem Anscheine nach hatte er sich unter K. Karl V. in früher Jugend dem Kriegsdienste gewidmet und, in Anbetracht der ausgezeichneten Leistungen seines Vaters und der übrigen Schwarzenberge in der nächstvergangenen Zeit, bald zu einer hervorragenden Stellnng emporgeschwungen. Auch sollte die Gelegenheit, in die rühmlichen Fußtapfen seiner Vorfahren zu treten und seinen eigenen Nachkommen mit einem neuen befeuernden Beispiele voranzuleuchten, nicht lange auf sich warten lassen. Sie bot sich in dem berüchtigten Bauernaufruhr in Lothringen, Elsaß und in den benachbarten Landstrichen, als das schwellende und die Schrecken der Verwüstung vor sich her tragende Heer der Rebellen die an Zahl bei Weitem schwächeren Kriegsheere des Herzogs Anton von Lothringen zu erdrücken drohte. In diesem kritischen Augenblicke war es, als Freiherr Wilhelm zu Schwarzenberg dem bedrängten Fürsten aus Belgien zu Hilfe gesendet worden. Seinem ungestümen Muthe, seinen taktischen Dispositionen und raschen Bewegungen konnten die zwar gewaltigen, aber ungeordneten Haufen der Aufrührer keinen ebenbürtigen Widerstand leisten und erlitten bei Elsaß-Zabern eine gänzliche und grauenvolle Niederlage. Siegreich führte Wilhelm seine Krieger nach Belgien zurück und erntete, wie berichtet wird, lautes Lob aus dem Munde des Kaisers.*) Auch erwarb ihm diese glückliche und rasch vollführte Expedition ein so hohes Zutrauen des Letzteren, daß er sofort zum Feldmarschall ernannt und mit dem Commando über das kais. Heer in

*) Darauf wird an mehreren Orten hingedeutet, wie z. B. in Wallius': „Carmine heroico.“ Ueber den Bauernaufruhr in Elsaß, Lothringen u. s. w. berichtet umständlich Petrus Gudalius in seiner: „Seditio repentina Vulgi,“ gedr. in Basel. Wilhelm von Schwarzenberg schlug zu derselben Zeit diesen Bauernaufstand im Elsaß nieder, als Friedrich und Johann zu Schwarzenberg in Franken gegen die Aufrührer zu Felde zogen und der Erstere die fränkischen Stammgüter gegen die fanatisirten Haufen vertheidigte.

Friesland betraut worden. Auch entsprach er dieser neuen kriegerischen Sendung, indem es ihm gelang, sich gegen den in Friesland eingefallenen Herzog von Geldern siegreich zu behaupten und jene Provinz wieder der kaiserl. Herrschaft zu unterwerfen. Nicht ungegründet ist die Vermuthung, daß Wilhelm auch in den übrigen auswärtigen Feldzügen K. Karl V., namentlich in Italien, tapfere Kriegsdienste geleistet und die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gelenkt, was seine besondere Sendung nach Elsaß unter so kritischen Zeitverhältnissen zu bestätigen scheint. Uebrigens wird der vorzüglichsten oben angeführten Lebensumstände Wilhelm's sowohl in dem Grafendiplome K. Rudolf's II. v. J. 1599, als auch in dem Fürstenbriefe K. Leopold I. v. J. 1670 auf rühmliche Weise gedacht. Bei der Belagerung von Sternwigk (Stainwegk) in Friesland endete Wilhelm seine heroische Laufbahn 1526. Wilhelm eröffnet eine neue Reihe von Schwarzenbergen, die als mannhafte Kämpfer in unerschütterlicher Anhänglichkeit an das Habsburg'sche Kaiserhaus ihr Leben auf dem Schlachtfelde verhaucht. Aus seiner Ehe mit Katharina, des Freiherrn Wilhelm von Nesselrode und Elisabethens, der Letzten aus der Familie von Bürgelu und Marschalksrode, Tochter und Erbin von Bovenberg, ist die Existenz zweier Söhne constatirt, Wilhelm II. und Gottfried's, welcher Letztere Großhofmeister des Herzogs Wilhelm von Jülich und Statthalter zu Kladbach und Graffenbröck gewesen. Er soll mit Anna von Metternichwinneburg in kinderloser Ehe gelebt haben. Ein anderer Sohn Bertram soll in der Jugend, eine Tochter Katharina als Stiftsdame zu Münsterpilsen in Brabant gestorben sein.

Von seinem Vater hatte Wilhelm II. nicht bloß den Namen, sondern auch den heroischen Muth, den Drang nach kriegerischen Thaten und die treue Anhänglichkeit an den angestammten Herrn geerbt. Letztere hatte er auch wie der Vater mit seinem Blute besiegelt. Vielen übereinstimmenden Zeugnissen zufolge, hatte er bereits in den verschiedenen Feldzügen K. Karl V. mit Auszeichnung gedient, namentlich in den spanisch-französischen Kriegen und sich somit frühzeitig seine

ritterlichen Sporen verdient. Indem sowohl das Grafendiplom als auch der Fürstenbrief des Schwarzenberg'schen Hauses den kriegerischen Ruhm Wilhelm II. verkünden, sprechen sie ausdrücklich von den „vielen vollbrachten Feldzügen" dieses hervorragenden Schwarzenberg'schen Vorfahren. Nach erfolgtem Waffenstillstande (wahrscheinlich jenem von Vaucelles, wenn nicht schon nach dem früheren Friedensschlusse von Crespi (1544), soll Wilhelm die Churkölnische Statthalterschaft jenseits des Rhein's bekleidet haben. Gewiß aber ist, daß er in dem nach Philipp II. erfolgten Regierungsantritte wieder entbrannten Kriege als „oberster (General-) Lieutenant über alle Bände der Niederländischen Ordonnancen" und als Oberster der von ihm selbst am Rhein geworbenen 1000 deutschen Reiter erscheint, die er dem Feind entgegenführt. Bald erblicken wir ihn in der großen Schlacht von St. Quintin (1557), wo er Angesichts beider Heere Proben erstaunlicher Tapferkeit liefert. Dort ist er Einer der Ersten, der sich dem Keile des feindlichen Heeres entgegenwirft, mit seinem Gefolge lange den sich „sturmwindartig" (quasi turbine quodam) auf ihn stürzenden französischen Massen Widerstand leistet, mit eigener Hand Leichenhügel um sich her aufthürmt und endlich zu Tode verwundet der Uebermacht erliegt, „mit seiner Todeswunde die angeerbte Treue gegen das Oesterreich'sche Herrscherhaus besiegelnd." Ein nicht geringer Theil des glücklichen Erfolges jenes blutigen Schlachttages wird der reckenhaften Tapferkeit Wilhelm's von Schwarzenberg zugeschrieben.*) Bekanntlich verdankt das ebenso riesige als prächtige Eskurial einem feierlichen Gelübde Philipp's II. vor der Schlacht von St. Quintin seine Entstehung. Als Siegesmonument ist es somit auch zum kolossalen Denkmahle Wilhelm's von Schwarzenberg geworden. —

*) So versichern wenigstens mit Imhof (In not. Imp. Germ.), Haimb und Andere. („Fecit ibidem Wilhelmus noster cum Germanis suis ad fanum Quintini a. 1557 in conspectu utriusque exercitus tantas impressiones ut, attestante Imhofio, non exigua reportatae victoriae pars fuerit." Haimb.) Der Schrecken nach der obigen Schlacht soll, dem Zeugnisse des Johannes Palatius zufolge, in Paris so groß gewesen sein, daß die Bürger zum Theile die Flucht ergriffen, nicht anders, als wäre Hannibal vor den Thoren.

Er hatte mit Anna von der Harff zu Alstorff, Erbin von Gimborn-Neustadt im Westphälischen Kreise, einen einzigen Sohn, aber einen des ahnherrlichen Ruhmes vollkommen würdigen Nachfolger, Adolf, den berühmten Helden von Raab, und eine Tochter, Elisabeth,*) erzeugt, die Wilhelm's von Nesselrode Gemahlin geworden. Fühlt man sich versucht, Wilhelm II. den „getreuen Cid" seines königlichen Gebieters zu nennen, so möchte man seinen gefeierten und in den Annalen der Kriegsgeschichte glorreich auftretenden Sohn Adolf als den Hannibal bezeichnen, der den gefürchteten türkischen Halbmond zum erstenmal erzittern machte und den künftigen Fall der osmanischen Uebermacht in Ungarn, somit aber auch das dereinstige Verschwinden dieses Schreckbildes für das westliche Europa voranden-tete. Wenn Jemand, so war Adolf von Schwarzenberg der Mann dazu, jene Uebermacht gänzlich zu brechen und dem nächsten Jahrhunderte die Schmach zu ersparen, den „allerchristlichsten König" im schlechtverschleierten Bündnisse mit dem Erbfeinde des christlichen Namens gegen das kaiserl. Oberhaupt der Christenheit zu sehen. Daß es ein Held wie Adolf nicht vermochte, haben nur die unseligen Verhältnisse seiner Zeit verschuldet, so wie denn auch sein frühzeitiger tragischer Fall diesem Verhängnisse zuzuschreiben. — Durch den frühen Tod seines Vaters wurde Adolf wohl schon im 10ten Lebensjahre verwaist; aber bald sehen wir ihn denselben Fahnen folgen, unter denen Wilhelm, der Vater, sein Heldenleben ausgehaucht. An der Spitze deutscher Krieger kämpft er in den Schlachten Philipp II. gegen die empörten Niederlande und in jenen der kath. Ligue unter den Guisen gegen die Hugenotten unter Coligny und Heinrich von Navarra. „In einer Zeit," sagt mit Recht sein Biograph im fürstl. Schwarzenberg'schen Ahnensaale, „in welcher man haltlos von einer Partei zur andern übersprang und ohne Bedenken seinen Degen dem

*) Diese von mehreren Genealogen, selbst von Ritterhusius, ignorirte Tochter existirte wirklich laut urkundlichen Zeugnissen. Ihre Tochter Anna, geb. v. Nesselrode, ward nachmals Gemahlin eines Herrn von Binsfeld. —

Meistbietenden feilbot, ist er der Fahne, die er als junger Mann ergriffen, und dem Beispiele seiner Väter und seiner eigenen religiösen Ueberzeugung folgend — treu geblieben bis zum Tode." — So wie wir ihn in Frankreich an der Seite Christoph's von Bassompierre und des Herzogs von Guise finden, so später als Obersten eines deutschen Reiterregiments unter den Befehlen Karl's v. Mansfeld und des berühmten Alexander von Parma. Mit Auszeichnung wird sein Name bei der Belagerung von Berg im Hennegau genannt.*) Unverwelkliche Kriegslorbeeren sollte er auch im Osten auf den Ungarischen Schlachtfeldern pflücken. Dahin war er nämlich nach dem verhängnißvollen Verluste von Raab, dem Hauptbollwerke der Christenheit nach Ofens Falle, 1595 mit 2000 selbstgeworbenen Wallonischen Reitern gezogen, um bald „für die Tartarenschwärme eine gefürchtete Geißel" zu werden. Er hatte sich sofort an der Belagerung von Gran auf energische Weise betheiligt und im folgenden Jahre bei der Eroberung von Hatván und in der schon siegreich gewonnenen und nur durch unzeitige Plünderungsgier der Soldtruppen wieder verlorenen Schlacht von Keresztes seinen Namen mit Pálfy zu einem furchtbaren gemacht. Das Jahr 1597 sah ihn nach vorangegangener Ernennung zum Kriegsrath und Stadtguardia-Obersten (Commandanten) von Wien bereits als Feldmarschall an der Spitze des christlichen Heeres in Ungarn mit alleiniger Unterordnung unter den Kaiser und den Erzherzog Mathias als obersten General. Von nun an beschäftigte ihn ausschließlich der Gedanke an die Wiedereroberung von Raab, an dessen Wiedergewinn die Ruhe und Sicherheit Europa's geknüpft war. Hiermit beginnt aber auch jene zwar nur kurze, aber allgefeierte Ruhmeslaufbahn Adolf's, die ihn zum Helden des Jahrhunderts machte und beweisen sollte, wie viel ein Mann auch mit den beschränktesten Mitteln, unter den ungünstigsten Umständen und im

*) Nicht umhin können wir zu bemerken, daß Adolf noch vor seinem Ungarischen Kriegszuge, in den Jahren 1589 und 1590, auch als „churfürstl. Cölnischer geh. Rath, fürstl. Lüttich'scher Marschall, Statthalter, General und Landhofmeister im Stifte Cöln" erscheint.

Kampfe mit den größten Schwierigkeiten zu leisten vermag, wenn begeisterte Hingebung an eine hohe Aufgabe, flammender Muth und unerschütterliche, mit inniger Ueberzeugung gepaarte Ausdauer seine Führer sind. Nur so konnte Adolf von Schwarzenberg das kühne Problem der Wiedereroberung von Raab lösen und der Fall von Raab trug seinen und Pálfy's, des treuen Mitgenossen, Namen bis zu den Sternen. Mit schlichten, aber warm lebendigen, wahrheitsgetreuen Worten schildert das Grafendiplom Adolf's und das Fürstendiplom seines Enkels Johann Adolf diese von der europäischen Christenheit gefeierte Großthat, die von ihrer Ruhmwürdigkeit nichts verliert, wenn auch durch eine verhängnißvolle Verkettung von Umständen und durch eine unbegreifliche Verblendung Anderer die Früchte jener kostbaren Errungenschaft nachgerade verloren gingen. Adolf hatte sein Wort gelöst, den zum Hohne der Christen von den Türken auf dem Thurme von Raab aufgerichteten metallenen Hahn krähen und die steinernen Verzierungen am Wasserthore klingen gemacht.*) Unermeßlichen Jubel verbreitete die blitzschnell weit in die Welt hinaustönende Kunde von dem großen Ereignisse in der Christenheit; Dankgebete stiegen in allen Kirchen zum Himmel auf, Denksäulen mit dem Namen Adolf's von Schwarzenberg und dem Mahnspruche: „Sagt Gott dem Herrn Lob und Dank, daß Raab ist gekommen in der Christen Hand" wurden auf allen Kreuzwegen**) errichtet, das

*) Einer Sage zufolge hatten die Türken nach der Einnahme von Raab jenen metallenen Hahn mit dem höhnenden Motto aufgepflanzt: „Nicht früher würden die Christen Raab wieder bekommen, als bis dieser Hahn zu krähen begänne." Und er hat gekräht, als Graf Adolf am frühen Morgen des 29. März 1598 die Türken mit dem Krachen seiner hölzernen Petarde aus dem Schlafestammel weckte.

**) Manche dieser Denksäulen haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Auch auf der sogenannten „Spinnerin am Kreuz" auf dem Wiener Berge war vormals jene Inschrift zu lesen. Die Erbauung jener Denksäule selbst will übrigens von Geschichtsforschern in eine frühere Zeit, von der romantischen Sage gar bis in die Zeit der Kreuzzüge zurückversetzt werden. Jedenfalls soll sie bereits vor 1598 bestanden haben, aber noch nicht 1529 zur Zeit der ersten Türkenbelagerung Wien's. Auch auf die glückliche Beendigung des dreißigjährigen Krieges durch den westphälischen Frieden enthielt diese Denksäule einige Gedächtnißverse vom J. 1650. Auf die Eroberung von Raab durch Adolf von Schwarzenberg besitzt aber das k. k. Münz- und

geängstigte Wien athmete wieder frei auf und „Tausende von Wiener Bürgern wallfahrteten nach der wieder gewonnenen Vormauer ihres heimathlichen Heerdes.“ In dankbarer Anerkennung des erworbenen glänzenden Verdienstes und zur Wiedervergeltung der gebrachten schweren Opfer ertheilte der Kaiser feierlich vom Throne herab dem Helden den Ritterschlag, verschrieb ihm nebst der Stadt Hostopruz (Auspitz) in Mähren 30,000 (nach Anderen 100,000) Goldgulden*) und erhob ihn und seine Nachkommenschaft im folgenden Jahre, 1599, mit den ehrendsten Ausdrücken in den Grafenstand des Reiches, sein angestammtes uraltes Familienwappen mit einem neuen sinnigen Emblem, dem Türkenkopfe, „welchem der Rabe das Auge auskratzt, und anderen Zuthaten, insbesondere mit den kaiserl. Farben an den Helmdecken, für ewige Zeiten schmückend. Aber noch ehe dieß letztere erfolgte, hatte der „Vezier mit der hölzernen Petarde“ (so

---

Antikenkabinet nicht weniger als 7 Denkmünzen. S. „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst,“ 1823 Nr. 24 u. 25. Dort sagt der Verfasser des betreffenden Artikels (J. E. Arneth, geg. Direktor des k. k. M.- u. Ant.-Cabinets): „Uralt ist der Glanz des fürstl. Schwarzenberg'schen Hauses; doch zwei Männer haben dessen Ruhm unter allen am meisten gehoben, bei beiden scheint die Hand der Vorsehung sichtbarer als in anderen menschlichen Dingen sich gezeigt zu haben; beide haben zur Rettung der europäischen Menschheit beigetragen, der Eine gegen die Weltstürmer des Ostens, der Andere gegen die des Westens; sie sind Adolf Graf zu Schwarzenberg, der unter Rudolf II. Raab durch List und Tapferkeit den Türken in der Nacht des 29. März 1598 entriß, und Carl Fürst zu Schwarzenberg, der am 29. März 1814 in Paris einziehende Sieger von Leipzig! Oesterreich war in den Kämpfen gegen den Halbmond in harter Lage, und ohne den Muth seiner Regenten, seiner Feldherren, seiner Bürger und den Schutz der Vorsehung hätte Europa jetzt vielleicht ein traurigeres Aussehen denn Asien. Osen war durch 160 Jahre und noch vor 130 Jahren ein türkisches Paschalik.“ U. s. w.

*) Bei der traurigen Beschaffenheit der kaiserl. Kassen in jener Zeit konnte der auf jene Verschreibung gegründete Anspruch des Schwarzenberg'schen Hauses erst spät, nämlich erst unter dem Enkel Adolf's realisirt werden, nicht ohne daß von dem letzteren und seinen unmittelbaren Vorgängern (man erinnere sich des bei Georg Ludwig Grafen zu Schwarzenberg Gesagten) neue patriotische Opfer an Geld und Gut gebracht worden wären, Opfer im großartigen Maßstabe, wozu unter den späteren Schwarzenbergen neuerdings bedeutende, auf den Altar des Vaterlandes niedergelegte Gaben kamen. Und dennoch entgingen die hiefür empfangenen, so gerechten Entschädigungen den schnöden Verdächtigungen der Verläumdung nicht! —

nannten von nun an die Türken ihren Schreckensmann, den Grafen Adolf, von der explodirenden Maschine, womit derselbe die Thore von Raab sprengte), im raschen Siegesfluge das feste Dotis — die zwischen Raab und Gran gelegene Festung Tata, — gleich darauf Gestes den Türken entrissen und „innerhalb 6 Tagen (vom 3ten bis 9ten August) donnerten seine Geschütze vor Tschohobay, Pallota und Vesprim." Jetzt begann der Sultan für seine Eroberungen in Ungarn zu zittern, leider aber auch zugleich wie durch ein dämonisches Widerspiel die in dem ohnehin kleinen und täglich mehr zusammenschmelzenden, überdieß mit allem Ungemach kämpfenden Christenheere einreißende Noth*) und der sich in ihrem Gefolge äußernde Geist der Meuterei den Siegerschritt Schwarzenberg's zu hemmen. Dieß hatte bereits die Unternehmung des Grafen auf Stuhlweißenburg vereitelt, und nur seinem persönlichen Ansehen und unbeugsamen Muthe gelang die Eroberung der untern Stadt Ofen (am 10. Okt. 1598). Mit schwerem Herzen sah sich der thatkräftige Feldherr im folgenden Jahre in der Ausführung seiner kühn entworfenen Pläne gehindert; eine natürliche Folge der täglich fühlbarer werdenden Auflösung seines aus allen Nationalitäten zusammengewürfelten Heeres und der in demselben wegen gänzlichem Mangel an Sold und fehlender Nahrungsmittel einreißenden Disciplinlosigkeit. Nichts destoweniger hielt

*) Das christliche Heer litt an dem Unentbehrlichsten und Nothwendigsten gänzlichen Mangel. Die Kriegskasse war leer und der das Heer begleitende Reichspfennigmeister Geizlhoffler klagte: „Es sei auch nicht ein Kreuzer, Heller oder Pfennig vorhanden," die kargen Bewilligungen der Stände waren im Voraus verausgabt, die Hofkammer wußte keinen Rath und selbst um 50 Procent war kein Anlehen aufzutreiben. Vergebens waren alle Mahnungen und tausendfältigen Vorstellungen des Feldherrn, man blieb taub und die Armee befand sich im Zustande der traurigsten Vernachlässigung. „Städte, Geistlichkeit und Adel schienen sich in der Sorglosigkeit um das allgemeine Wohl zu übertreffen, und hätten nicht Männer wie Pálffy und Nadasdy durch die edelste Hingebung ihrer Person und Habe eine bessere Gesinnung beurkundet, so wäre das Land (Ungarn) der großen Anstrengungen unwürdig gewesen, die Oesterreich durch Jahrhunderte gemacht hatte, um es vom schmählichen turkischen Joche zu befreien." Die Folgen solcher Zustände konnten daher auch nicht ausbleiben und Graf Adolf zu Schwarzenberg ward ihr beklagenswerthes Opfer. —

er für ſeine Perſon ſelbſt in der äußerſten Noth treu aus, feſt entſchloſſen, „Alles daran zu wagen, ja gar die Haut dazu.“ Wie wahr dieß werden ſollte, hatte die nächſte Folgezeit bewieſen. Zur ſchlimmen Vorbedeutung ward ſeine ſchwere Verwundung durch eine Stückkugel bei dem Sturme auf Peſth im Auguſt 1599. Schlimmeres ſollte noch das nächſte Jahr 1600 bringen. Die meuteriſche Beſatzung von Papa — 1200 Franzoſen — hatten die verrätheriſche Uebergabe dieſes feſten Platzes an den Feind beſchloſſen; da eilt der zürnende Feldherr herbei, um die Treuloſen zu züchtigen, mit unbedeckter Bruſt wirft er ſich den verzweiflungsvoll Ausfallenden entgegen und haucht, von einer Walloniſchen Kugel zu Tode getroffen — ſeine Heldenſeele aus (am 29. Juli 1600). Ein lauter Aufſchrei des gerechten Schmerzes begleitet den allzufrühen Fall ſolch unerſetzlichen Mannes, den nur der Verrath zu beſiegen vermochte. Mit glänzenden kriegeriſchen Ehren wurden die irdiſchen Ueberreſte des Gefallenen in der Kloſterkirche zu St. Auguſtin in Wien zu Grabe gebracht, wo ſie in einem zinnernen Sarge noch heutzutage unter dem Hochaltare ruhen. Längſt verſchwunden aber iſt das prächtige Grabdenkmal aus weißem Marmor, das die Dankbarkeit des Kaiſers dem bis in den Tod Getreuen ſetzen ließ, unverloren aber das Epitaph, das im Lapidarſtyle den vollen Werth des Mannes mit den Worten ausdrückt: „Hic jacet et stare jubet, qui stando cecidit: Adolphus Comes a Schwarzenberg, a lapsu fortior, vivus castra, mortuus astra penetravit. Rudolphi Caesaris supremus belli Dux, consultore Deo sagi et togae consilia secutus. Cum vitam sciret esse militiam, inter arma vixit. In Germania et Belgio bello clarus, Jaurini demum a Turcis vindex. Caesari quae Caesaris, Deo quae Dei sunt, utrique fidem, utrique animam inter arma servavit, inter arma reddidit, cum ad papense praesidium pro Deo ac Caesare stans occubuit. Anno M. D. C. Julii die XXIX.“ („Hier ruht und heißt dich ſtehen bleiben, der ſtehend gefallen, Adolf Graf zu Schwarzenberg, gewaltiger noch im Falle. Im Leben Feldlager ſtürmend, drang er im Tode zu den Sternen empor. Als oberſter Heerführer des Kaiſer's Rudolf

wußte er, von Gott berathen, im Krieg und Frieden Rath zu schaffen. Da er das Leben als steten Kampf kannte, lebte er auch beständig unter Waffen. Ein ausgezeichneter Kriegsheld in Deutschland und in den Niederlanden, ward er endlich bei Raab Bezwinger der Türken. Dem Kaiser was des Kaisers, Gott was Gottes ist, mitten im Kampf bewahrend, beiden die Treue und beiden die Seele, gab er diese auch dem Schöpfer zurück, als er bei der Behauptung von Papa für Gott und den Kaiser stehenden Fußes fiel, im Jahre **1600** den 29ten Juli.*) Sehr richtig wird der Graf Adolf als „der Wendepunkt des Oesterreichischen Waffenglückes gegen die Gefahren aus Osten und als der Markstein der verfallenden Türkengröße" bezeichnet. „Wie später Stahremberg in den treuen Mauern Wiens dem schwellenden Halbmond das erste donnernde: „Halt!" zurief, so lehrte Schwarzenberg die Oesterreich'schen Feldherren wider die Osmanen: „Vorwärts!" rufen, welches auch fortan, wenige Augenblicke ausgenommen, ihr Losungswort in diesen Kämpfen blieb."

Noch während Adolf unter den Fahnen Philipp II. von Spanien und der kathol. Ligue focht, ward ihm von seiner Gemahlin Margaretha, geb. Freifrau von Metternich zu Gracht, ein Sohn geboren — Adam — der einzige Erbe seines Ruhmes. Es war ein eigenthümliches Geschick des Schwarzenberg'schen Hauses, daß dasselbe schon von Wilhelm II. an durch sieben Generationen immer nur auf zwei Augen stehen sollte, bis sich später wieder ein reicherer Segen an Nachkommenschaft einstellte.

So groß und ausgezeichnet die Verdienste der bisher geschilderten Schwarzenberge an und für sich gewesen, so eröffnet doch eigentlich Graf Adolf, im Sinne der heutigen Auffassungsweise gesprochen, die Reihe der Männer „von europäischem Rufe" aus seinem Hause. So geläufig ward der Name dieses „Türkenbändigers" der ganzen zeitgenössischen Christenheit, daß er noch heute, umgeben vom Nimbus dankbarer Popularität, im Munde der Tradition fortlebt. Unvergessen ist auch der Name seines hochstehenden, solches Ursprungs vollkommen würdigen Sohnes Adam, unvergessen, wenn

gleich mehr in den oppositionellen Kreisen der Politik, Diplomatie und der geschichtskundigen Welt. Auf's Innigste mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges verwebt, wird er auch in ihr und durch sie fortleben. Unter den Auspicien dieser historischen Popularität wird dieser Name bei verschiedenen Gelegenheiten oft und immer wieder genannt, und dadurch, daß ein unverjährter Haß von einer gewissen Seite her demselben stets auf's Neue sein charakteristisches Stigma aufprägt, erhält der tragische Anklang dieses Namens einen erhöhten mysteriösen Reiz. Spielte doch einige Zeit nach dem Tode des Ministerpräsidenten Fürsten Felix zu Schwarzenberg ein Berliner Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung absichtlich oder unwillkürlich auf dieses eben angeregte Moment an, indem es dort heißt: „Preußen hätte den seligen Fürsten als einen seiner gefährlichsten Gegner und Widersacher angesehen, und der Name „Schwarzenberg" hätte in Erinnerung an eine Periode der älteren Preußischen Geschichte dem Preußischen Ohre nicht angenehm geklungen." Sollten sich an diese Erinnerungen ununterdrückbare Gewissensbisse über zugefügtes schweres Unrecht, Stimmen des Vorwurfs über bitteren Undank knüpfen: dann findet jener „Mißklang im Preußischen Ohre" eine leichte und natürliche Erklärung. Ebenso erklärlich und natürlich wäre aber auch eine allenfällige, aber noch erst zu erweisende Antipathie des hingeschiedenen Fürsten gegen Preußen, wenn er jenen „Erinnerungen an eine Periode der älteren preußischen Geschichte" Raum gegeben und denselben irgend einen maßgebenden Einfluß auf seine höheren politischen Erwägungen und staatsmännischen Principien verstattet hätte. Dann würde man vielleicht Preußischer Seits, im Bewußtsein verdienter Wiedervergeltung, allerdings einigen Grund gehabt haben, den Fürsten für einen der gefährlichsten Gegner und Widersacher anzusehen. Es wird sich wohl noch Gelegenheit bieten, auf diesen delikaten Punkt später noch einmal zurückzukommen.

Sicherlich gehört Graf Adam zu Schwarzenberg nicht nur zu den bedeutendsten Männern seiner Familie, sondern auch zu den interessantesten seiner Zeit, ganz gewiß aber zu den „Bestverläumdet-

ſten" unter den letzteren. So mächtig und unverſöhnlich war der für ein ohnmächtiges Darniederliegen während den Leibzeiten des Grafen ſich nachgerade entſchädigende Haß der Gegenpartei, daß er lange nach dem Tode des giftig Angefeindeten noch immer nicht die gewünſchte Sättigung zu finden vermochte und daß es erſt ſpät gelang, das dichte Lügengewebe zu zerreißen, welches er um das Andenken des Grafen geſponnen. Zu dieſem Akte der Gerechtigkeit bedurfte es erſt des Auftretens namhafter proteſtantiſcher Schriftſteller und unparteiiſch denkender Preußen ſelbſt, die ehrlich genug waren, das, was Graf Adam gethan, weßwegen er verfolgt und verleumdet worden, „für die einfachſte Pflicht der Nationalehre und gegen das Reich" zu erklären und die verunglimpfte Ehre ſeines Namens in den Augen aller wahren, groß und edel denkenden Deutſchen zu rehabilitiren. Wie treffend und wahr bemerkt z. B. der Beurtheiler einer Geſchichte der Stadt Frankfurt an der Oder*) von F. W. S. Sachſe in Ledebur's „Allgemeinem Archiv für die Geſchichtskunde des Preußiſchen Staates" (VII. B. p. 91—93, 1832): „Schwarzenberg, der Miniſter des Churfürſten Georg Wilhelm, bleibt (S. 66 des Sachſe'ſchen Werkes) ſo ganz der ausgemachte Böſewicht, wie ihn die meiſten Brandenburg'ſchen Geſchichtſchreiber ſchildern, als ob nichts zur Widerlegung dieſes ungerechten Urtheils geſchehen wäre. Doch es ſcheint, als ob es noch ſchwerer wäre, einen in der Geſchichte einmal angenommenen Gegenſtand des Haſſes und Abſcheues aufzugeben, als einen liebgewonnenen Gegenſtand der Bewunderung." Und was waren denn die Verbrechen dieſes in der preußiſchen Geſchichte zu einer hervorragenden Rolle deſtinirten und in die Geſchichte Deutſchlands mit kraftvoller Hand eingreifenden Miniſters? Sein lebendiger, echt großdeutſcher Sinn, ſein treues Feſthalten am Kaiſer und Reich, ſein nie verhehltes antipartikulariſti-

*) „Geſchichte der Stadt Frankfurt an der Oder, nebſt topographiſch-ſtatiſtiſchen Bemerkungen ihrer vorzüglichſten Merkwürdigkeiten. Von F. W. S. Sachſe. Frankfurt an der Oder, 1830, bei F. Z. Tempel," 8. VIII u. 344 S. —

sches Streben, seine entschiedene Auflehnung gegen die Einmischung der Fremden in Deutschlands Angelegenheiten, seine aufopfernde Hingebung im Dienste seines Fürsten und Herrn und, im Verhältnisse hiezu, eine vielbeneidete Gunst des Letzteren, hohes Ansehen bei Hofe und im Auslande, unmittelbare Leitung aller Regierungsmaßregeln, endlich der mißgönnte Besitz einer hohen Ordenswürde (des Johanniterordens in Sonnenburg), vor allem Anderen aber seine ausgesprochene Sympathie für das Haus Oesterreich und ein ungeheuchelter Katholicismus. Was Wunder, daß ein solches Denken, Wollen und Wirken angefeindet, daß am Abende dieses rastlos thätigen Lebens die Sonne staatsmännischer Glorie zum Untergange sich neigen und die eisige Nacht des Todes ihre finsteren Schleier um das Andenken des Verblichenen legen mußte. Und so nachhaltig ist die Gewalt des historisch eingewurzelten Hasses, daß die enragirten Gegner des späten Enkel's jenes großen Brandenburg'schen Minister's selbst jetzt noch instinktartig ihre Waffen gegen den Ersteren aus dem Arsenale der Feindseligkeit gegen den Letzteren holen. War es doch wieder ein Schwarzenberg, mit Eigenschaften, die ihn als Gesinnungs- und Charaktererben jenes verhaßten Ahnherrn legitimirten, und ähnliche Ursachen gebären unter gleichen Umständen ähnliche Wirkungen. Indeß, die Wahrheit kann wohl eine Zeit lang getrübt und verfälscht, aber nicht für immer verdunkelt werden, und siegend bricht sich am Ende ihr Licht freie Bahn durch das verdüsternde Gewölke. Dieß war auch mit dem besudelten Andenken des Grafen Adam der Fall, das zuletzt, oder vielmehr zuerst in Preußen selbst muthige Vertheidiger gefunden, namentlich an Cosmar, der dem bisherigen Zerrbilde des Grafen wahre, geschichtlich treue Züge entgegengehalten. Das Urbild selbst in seiner vollen Originalität und ungetrübten Klarheit wird dann erst aus den täuschenden Nebeln hervortreten, wenn eine kundige und pietätvolle Hand aus den zahlreich vorhandenen Papieren des Grafen, namentlich aus seinem höchst interessanten Briefwechsel mit den hervorragendsten Zeitgenossen, seinen beiden Söhnen, mehreren seiner treuesten Diener, insbesondere aber

mit dem ihm so geistes- und charakterverwandten Grafen Georg Ludwig*), endlich aus seinen eigenen Denk- und Rechtfertigungsschriften ein lebensgetreues Gemälde geschaffen haben wird, und eine solche wird sich wohl bald finden. Eine volle und glänzende, aber freilich an betreffender Stelle unbeachtet gebliebene Genugthuung war dem Grafen Adam bereits 30 Jahre nach dessen Tode von dankerkenntlicher Seite geworden, durch das kais. Reichsoberhaupt selbst. In dem goldenen Ehrenbuche des Hauses Schwarzenberg — im Fürstendiplome v. J. 1670 — rühmt nämlich Kaiser Leopold I. vom Grafen Adam wortgetreu: „Welchergestalt aber durch obberühmtes Heldens Graf Adolf's Sohn, Adam Grafen zu Schwarzenberg, Herrn zu Hohenlandsberg, Gimborn ꝛc. gewesenen Gewollmächtigten Churbrandenb. Statthalter und Meister des ritterlichen Johanniterordens zu Sonnenburg, dessen anererbte, dem h. r. Reich sowohl, als Unserem loebl. Erzhaus beharrlich zugetragene Devotion fortgeführt und comprobirt hat; solches ist neben Anderen förderist auch aus dem überflüssig abzunehmen, daß er bei vier Markgrafen und Churfürsten zu

*) Dieser Briefwechsel ist von dem vielseitigsten und umfassendsten Interesse. Er gestattet nicht nur einen genauen Einblick in die gesammten inneren Verhältnisse des Schwarzenberg'schen Hauses, sondern rollt auch den Verhang der Zeitbühne auf, wo der wildeste Tumult und eine grauenhafte Verwirrung aller öffentlichen und Privatzustände herrschen. Nichts rührender, als die Klagen der beiden Grafen Adam und Georg Ludwig über die verhängnißvollen Conjunkturen ihrer Zeit, und nichts erhebender, als die Art und Weise, wie sich die beiden rastlos thätigen und vielgeprüften Männer über die allgemeine Verwilderung, die unheilbare Zerrissenheit Deutschlands, den sichtlichen Untergang von Treue und Glauben, den Verfall der guten alten deutschen Sitte und ihre persönlichen Leiden, so wie ihres Hauses schweres Ungemach wechselseitig zu trösten suchen. Georg Ludwig ermuntert seinen Vetter mit dem Zuspruche: „Beruhigung in dem Gedanken zu finden, daß er nur um seiner Treue, seiner Ehrbarkeit und seines Glaubens willen leide." In dem Briefwechsel mit seinen Dienern, namentlich mit dem Oberamtmanne und gräfl. Rathe von Herding, früheren Hofmeister der jungen Grafen zu Schwarzenberg, zeigt sich Graf Adam als geradsinniger, ehrenfester und biederber Charakter, dabei aber auch als strenger, auf gute Ordnung haltender Geschäftsmann. Wenn der obengenannte Herding von dem Grafen sagt: „Der Graf von Schwarzenberg habe das hohe Lob, daß er seine Diener besser begnadige, als ein Churfürst des Reiches"; so ist hiermit das Verhältniß des Herrn zu seinen Dienern auf sehr bezeichnende Weise charakterisirt.

Brandenburg succeſſive und ohne Unterlaß der vornehmſte Rath und Miniſter geweſen, auch von Anfang ſeines Miniſterii alle ſeine Actiones und vernünftige Rathſchläge je und allezeit dahin dirigirt und gerichtet hat, wie nach dermahls ſich erhobener, ſowohl Böheimiſcher Unruhe und darauf gefolgtem deutſchen Krieg, als auch wegen der Jülichiſchen Succeſſion entſtandener Trennung und ſchweren Zerrüttungen das allgemeine Vaterland aus denen damaligen höchſt gefährlichen Empörungen zu einem ſicheren Ruheſtand gebracht werden möchte, und ihme Solches ſo treu und eifrig angelegen ſeyn laſſen, daß ehe und bevor er ſeines Orts ichtwas eingerathen oder nachgegeben hätte, welches nicht zu des Reiches allgemeiner Wolfarth und ſowohl zu Unſeres Erzhauſes, als vorbeſagter Churfürſten zu Brandenburg Lbden Dienſt und Beſten nutz- und erſprießlich geweſen wäre, er lieber ſich und die Seinigen, und was ihm ſonſt auf dieſer Welt angenehm ſeyn können, der allerſchwerſten Verfolgung und mehrmaligen Leib- und Lebensgefahr*) unterwerfen wollen. Allermaßen dann nach dem erſten bei Leipzig vorgegangenen (dieſer Seits unglücklichen) Treffen erfolgt, daß, als die Schwediſchen und andere reichswiderwärtige Waffen weiter in's Reich gedrungen, dieſelbe unter dieſem währenden Fürbruch aller Orten und Enden, wo Sie nur beſagtes Gravens zu Schwarzenberg Güter mächtig werden können, umb deßwillen, daß er ſowohl dem Reich und Unſerem Erzhaus, als vorbeſagtes Churfürſten von Brandenburg Lbden mit beharrlicher Treue zugethan geweſen, eingezogen und confiſcirt, oder verſchenkt, verhergt (verheert) oder verderbt haben.**)

*) Damit hat es ſeine volle Richtigkeit. Die Schweden hatten dem Grafen in einem Hinterhalte aufgelauert, in der Abſicht, ſich ſeiner um jeden Preis zu bemächtigen. Nur wie durch ein Wunder entging er der Gefahr. Die vorhandenen Familienpapiere geben darüber Kunde.

**) Die anſehnlichen Schwarzenberg'ſchen Güter im Brandenburg'ſchen, in den Jülich-Cleve'ſchen Landen, Lothringen und Luxemburg waren dem Verderben gänzlich preisgegeben. Freund und Feind hatten ſich ihrer bemächtigt, dieſelben ausgeſogen, geplündert und durch Brand verheert. Darin ſchienen Schweden, Franzoſen

BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK MÜNCHEN

Dessen allen unerachtet aber er in seinem bekannten rühmlichen Vorhaben unausgesetzt continuirt, und nicht allein bei denen damaligen zu Rettung des h. Reichs aus solchem höchst gefährlichen Zustand angesehenen churfürstlichen Conventibus des Reichs und Unseres Erzhauses Interesse best möglichst beobachten helfen; sondern auch bei der sowohl anno sechzehnhundert neunzehn erfolgten kais. Wahl Unseres in Gott ruhenden Anherrns Kaiser's Ferdinandi des Andertens sehr nütz- und ersprießliche Officia beigetragen, als zu dem anno 1636 in Unser und des h. Reichs Stadt Regensburg angestellten Wahltag seines Orts, als hierzu gevollmächtigter churfürstl. Brandenburgischer Haupt- und Principalgesandter dieses allerwichtigste Werk zum Standt zu bringen, vor allem Anderen sich dergestalt bemüht, daß, als er darüber in Leibesschwachheit gerathen, Unseres Ahnherrn Majestät und Lbden für dessen Reconvalescenz eine so gnädigste Obsorg getragen, daß sie zu deren förderſamster Erlangung sonderbare Gelübde und Opfer thun lassen,*) wozu dann der Allerhöchste seinen göttlichen Segen dergestalt verliehen, daß er desto ehender zu voriger Gesundheit gelangt, und mithin die Wahl an seinem Ort, wie reichskundig, auf höchst selig ermeldts Unseres Herrn Vater's Maj. und Liebden befürdern und zu glücklichem Ausgang bringen helfen." —

---

und die Soldateska der Generalstaaten zu wetteifern, ja selbst die Kaiserlichen machten es nicht besser, ohne daß es der Kaiser zu hindern vermochte. Die Geschichte dieser Devastationen allein schon bietet ein treues Zeitbild des 30jährigen Krieges dar. Viele dieser bedeutenden Güter waren brandenburg'sche und churpfälzische Pfandschaften theils für gemachte baare Darlehen, theils als Recompens für geleistete wichtige Dienste; aber sie wurden nachgerade ihrem rechtmäßigen Besitzer auf die schnödeste Weise entrissen und erst nach langwierigem und ärgerlichem Streite durch vertragsmäßige Entschädigungen ersetzt. Der Confiskation der Schwarzenberg'schen Stammgüter in Franken durch die Schweden haben wir bereits früher einmal gedacht.

*) Dieser Thatsache gedenken auch Spener in seinem heraldischen Werke, Haimb, Wilhelm Lamormain („de Virtute Ferdinandi"), Wallius in seinem heroischen Gedichte, u. A. Der Kaiser that ein Gelübde zur göttlichen Jungfrau und ließ in den Oesterr. Erblanden öffentliche Gebete für Adam's Wiederherstellung verrichten.

Dieß beredte Lob aus kaiserlichem Munde dürfte genügen, auf die Stellung, den Einfluß und die Wirksamkeit, aber auch auf die Schicksale des Grafen Adam ein helles Schlaglicht zu werfen. Seit dem Jahre 1619 — also gerade seit dem Beginne der verhängnißvollen Wirren des 30jährigen Krieges — von dem Churfürsten Georg Wilhelm, dem Nachfolger Johann Sigismund's, in richtiger Würdigung seiner im Jülich'schen Erbfolgestreite in der Eigenschaft eines Brandenburg'schen bevollmächtigten Administrators der Jülich-Cleve'schen Lande (1610—1619)*) um das Churhaus erworbenen hohen Verdienste, als dirigirender Minister („Direktor des geheimen Rathes") und Statthalter an der Spitze der Regierung der gesammten Churlande gestellt und durch das unbedingte Vertrauen Georg Wilhelm's ausgezeichnet, genoß er durch mehr denn 20 Jahre alle Ehren und Vorzüge einer so eminenten Stellung, mußte aber auch den bittern und zuletzt tödtlich gewordenen Kelch aller unter den damaligen Umständen daraus fließenden und mit der ganzen Trübsal einer heillosen und wüsten Zeit gemischten Leiden bis auf die Hefe leeren. Wär' es uns vergönnt, das getreue Lebens- und Charakterbild dieses merkwürdigen, viel- und schwergeprüften Mannes in allen seinen einzelnen Zügen und mit seiner gesammten, nicht minder interessanten Umgebung auszumalen: es würde unwillkürlich zum Spiegelbilde einer wild bewegten Zeit und aus den Fugen zu gehen drohenden Welt. Nur ein so durch und durch gediegener, innerlich gefestigter und vom unerschütterlichen Gottvertrauen getragener Charakter, wie Graf Adam, vermochte das nicht enden zu wollen scheinende Elend einer trostlosen Zeit, den Grimm der Verfolger, die schwere Wucht des Undankes und die täglich augenscheinlichere Gefahr des gänzlichen Ruin's seines Hauses bis zur plötzlich hereinbrechenden Katastrophe zu ertragen, die schnell das Herz des deutsche-

*) Bereits 1610 war Graf Adam zum churbrandenburg'schen geheimen Kammerrath und Oberkammerherrn ernannt worden, nachdem er seine schwierige Jülich'sche Mission mit Eifer und Gewandtheit begonnen.

sten Mannes brach und den einzigen Sohn der rückhaltlosen Gewalt des Hasses preisgab. Inmitten der bittersten Anfeindungen starb Graf Adam am 14ten März 1641 am Schlagflusse in Folge einer heftigen Gemüthsaufregung —*) (5 Jahre früher als sein Ebenbild, Graf Georg Ludwig v. S., der Letzte von der Bayer'schen Linie, mit der bereits seit 1637 ein Erbeinigungspakt rücksichtlich der Schwarzenberg'schen Stammgüter in Franken geschlossen worden war). Seine in hastiger Eile geschehene Beisetzung in einer Sakristei der Spandauer Kirche läßt auf das Wirrsal in seiner Todesstunde schließen. Graf Adam (geb. 26ten August 1584) hatte sich 1613 mit Margarethe von Pallant**) auf Dalenbroch, Erbin von Weibelskirchen in Lothringen, vermählt, die ihm frühzeitig (1615) durch den Tod entrissen worden, nachdem sie den zweiten Sohn Johann Adolf,

---

*) Lange erhielt sich die Sage von des Grafen geheimer Hinrichtung, unterstützt von dem Gerüchte, gelegentlich einer Oeffnung des Sarges den Kopf vom Rumpfe getrennt gefunden zu haben, und wahrscheinlich gemacht durch die Bemühungen der Feinde des Todten, sein Andenken durch schändliche Verdächtigungen, ja selbst durch Hindeutungen auf Felonie und Hochverrath zu verunehren. Die Zeit, eine gerechtere Nachwelt und unumstößliche Gegenbeweise haben dergleichen Anklagen Lügen gestraft. Nebst der schriftlichen Aufzeichnung von Zeugenaussagen über das Begräbniß des Grafen, „dem viele Leute und alle Officiere der Festung Spandau beigewohnt," hat sich auch eine eigenhändige Deduktion des Fürsten Johann Adolf zu Schwarzenberg, Sohnes des Grafen Adam, über den Tod seines Vaters und die sich hieraus ergebenen Folgen erhalten. Die Leiche war anfänglich in einer Sakristei der Spandauer Kirche, rechts vom Altare, beigesetzt worden, wo sie Jahrelang gestanden; nachgrade wurde sie mitten auf dem Chore unter einem stattlichen Grabdenkmale, welches ein Augenzeuge vom Jahre 1662 genau beschreibt, zur ewigen Ruhe gebracht.

**) Sie wurde ihm am Hochzeitstage durch Adrian Balthasar von Flohdorf auf gewaltsame Weise entführt. Auch das gehörte mit zu den mannigfachen schweren Mißgeschicken des Grafen. Trotz der eclatantesten Beleidigung durch ein so offenkundiges Attentat konnte der Graf, dem vielseitig protegirten Entführer gegenüber, in dem hierüber anhängig gemachten Processe kaum Genugthuung finden. Der Rechtsstreit, erst vor der Jülich'schen Regierung geführt, kam später vor den hohen Rath zu Mecheln und wurde endlich durch einen Vergleich 1617 beigelegt. Herr v. Flohdorf auf Wehl wurde insbesondere von den Generalstaaten begünstigt und fand an dem Prinzen Moriz von Oranien einen warmen Beschützer. Die augenscheinliche Verschleppung der Gerechtigkeit verstimmte den klagenden Grafen Adam so, daß er aus den Brandenburg'schen Diensten scheiden wollte.

nachmals den einzigen Stammhalter des Hauses, geboren. Adam hatte sich nicht wieder vermählt, sondern nahm das Johanniterkreuz und ward 1625 zum Heermeister des Ordens in der Mark Brandenburg, Sachsen, Pommern und Wendland erwählt, nicht ohne früher mit dem um diese, vor ihm in der Regel nur den Mitgliedern des Brandenburg'schen Regentenhauses zugängliche Würde rivalisirenden Markgrafen Sigismund in harte Kämpfe verwickelt worden zu sein. Zu der oft gehegten Absicht (bereits 1616), sich ganz vom Staatsdienste zurückzuziehen,*) gesellte sich auch der Wunsch, ganz dem weltlichen Treiben zu entsagen und sich ausschließlich der Kirche zu widmen, (der Cardinalshut**] war ihm in Aussicht gestellt worden,) wenn

---

*) Zuerst tauchte dieser Gedanke aus der so eben erwähnten Ursache 1616 auf und würde vielleicht realisirt worden sein, wenn der Churfürst Georg Wilhelm den Grafen nicht mächtig an sich zu fesseln gewußt hätte. Im Jahre 1635 trat dieses Vorhaben neuerdings in den Vordergrund, und der Graf berieth sich ernstlich mit seinen vertrautesten Freunden über die Rechtzeitigkeit dieser Maßregel. Damals wäre sie allerdings an der Zeit gewesen und würde dem Grafen vielleicht die schweren Kränkungen am Lebensende erspart haben; aber sie würde auch zugleich den Grafen der Gelegenheit beraubt haben, dem Kaiserhause jene wichtigen Dienste zu erweisen, die im Fürstendiplome so glänzend gerühmt werden.

**) Dieser war ihm zwar verheißen worden; aber Adam selbst machte sich keine Illusion über die Erfüllung des Versprechens. War ihm doch das Bisthum Verden vom Kaiser förmlich zugesagt, und doch nachgerade dem Grafen von Tilly zur Verfügung gestellt worden. Das Stift Ratzeburg, ihm gleichfalls in Aussicht gestellt, lehnte er selbst mit den bescheidenen, ihn ganz charakterisirenden Worten ab: „Der jetzige Bischof lebt noch und hat sich gegen Ihre kais. Majestät in nichts vergriffen. Sollte ich das Stift nehmen und diesen alten Herrn verdrängen, so haben Ew. Liebden zu erachten, was es für eine üble Nachrede geben würde." Das wichtigste Bedenken gegen ein gänzliches Scheiden aus dem Hof- und Staatsdienste fand Graf Adam in der Möglichkeit des Erlöschens seines Hauses im Falle des frühzeitigen Verlustes seines noch einzigen Sohnes Johann Adolf; eine Möglichkeit, die ihn sogar auch an die Eventualität denken ließ, sich am Ende nochmals vereheligen zu müssen. In diesem so höchst hoffnungsvollen Sohne concentrirte sich seine ganze Vaterserge und nur um der Zukunft dieser einzigen Stütze des wankenden Hauses willen beschäftigte er sich noch mit weltlichen Projekten und weit aussehenden Plänen. Gerne hätte er ihn mit einer reichen Gräfin von Anhalt vermählt gesehen. Uebrigens hätte es vielleicht selbst gelingen können, ihn mit einer churfürstlichen Princessin zu vermählen; aber wie sehr er die Heiligkeit der Ehe achtete, bezeugen die Worte: „Als alter Mann sehe ich auf das Geschlecht der Mutter und auf das

ihn nicht nach dem frühzeitigen Tode seines erstgebornen, höchst hoffnungsvollen Sohnes Franz Hartard (geb. 1614 † 1636) und bei der anscheinenden Körperschwächlichkeit seines zweiten, nun einzigen Sohnes und Erben Johann Adolf die Besorgniß vor dem möglichen Erlöschen seines Hauses von diesem Schritte abgehalten hätte. Wie wenig der Weltschimmer über ihn vermochte, beweist sein Ablehnen glänzender Anträge von fremden Höfen und die lange Liste zurückgewiesener Geschenke während seiner Statthalterschaft. Nur ein echt deutsch gesinnter Mann konnte dem Könige von Frankreich auf lockende Anerbietungen antworten: „Es gebühre ihm nicht, von fremden Herren etwas anzunehmen, so lange er einen so reichen und gnädigen Churfürsten habe.“ Den St. Michaelsorden trug er als ehrenvolles Andenken seines im Jünglingsalter bewiesenen ritterlichen Muthes. Zu beneiden wäre Deutschland gewesen, wenn es viele Männer seines Gleichen gezählt hätte. Nur zu schnell hatte der große Churfürst Friedrich Wilhelm vergessen, wie viel er ihm aus früherer Zeit zu verdanken hatte. Und wie viele von des Grafen staatsklugen Einrichtungen und politischen Ideen traten unter Friedrich Wilhelm in's Leben, ohne daß man ihres ersten Urhebers mehr gedachte! Das

---

Gut; aber Ew. Lden haben sich wohl zu bedenken, denn ein Weib nehmen ist nicht eine schlechte Sach, die Sie nehmen, müssen Sie behalten und Sie all' Ihr Lebetage lieben.“ — Die Vermählungsfrage des Sohnes blieb eine offene, selbst nach dem Eintritte desselben in den Johanniterorden; denn vier Jahre später (1639) und kurz vor seiner Erwählung zum Coadjuter und eventuellen Nachfolger seines Vaters im Heermeisterthume erhielt Johann Adolf die päbstliche und großmeisterliche Dispens, selbst im verheiratheten Stande das große Kreuz- und Ordenskleid tragen zu dürfen. Wenn Graf Adam nach einem erweiterten Besitzstande im Reiche, wo möglich nach reichsunmittelbaren Herrschaften trachtete, so geschah dieß nur im Hinblicke auf eine zu sichernde Stellung seines einzigen Sohnes und mit Rücksicht auf alte und unverjährte Ansprüche seines um Kaiser und Reich hochverdienten Hauses. War ja schon seinem eigenen Vater, dem berühmten Grafen Adolf, eine Grafschaft oder ein reichsunmittelbares Lehen in Aussicht gestellt worden. Uebrigens trug sich in den letzten Lebensjahren des Grafen Adam das Gerücht mit der bevorstehenden Erhebung desselben in den Fürstenstand, und im Zusammenhang damit mochte wohl schon damals das Absehen Johann Adolf's auf die Erwerbung eines Fürstenthum's stehen. So viel zur Erläuterung der Verhältnisse und zum Verständnisse des Nachfolgenden. —

iſt Menſchenſchickſal! „Wehe der Zeit,“ möchte man mit Goethe („Götz von Berlichingen“) ausrufen, „die ihn verſtieß, und wehe der Nachkommenſchaft, die ihn verkennt!“ —

Mit dem Tode des Grafen Adam war das Schwarzenberg'ſche Haus in eine entſcheidende Kriſis getreten. Es war für dasſelbe eine Zeit der ſchwerſten Prüfungen und ſchmerzlichſten Heimſuchungen gekommen und alle Zeichen deuteten auf den nahen Untergang desſelben. Mächtige Feinde waren gegen dasſelbe in die Schranken getreten, mit der Glut der Leidenſchaft lang verhaltener Neid und Haß gegen dasſelbe losgebrochen, nicht zu erwähnen, daß überdieß alle Calamitäten einer troſtloſen Zeit gegen dasſelbe losſtürmten. Alles ſchien verloren, wenn nicht die Vorſehung in dieſer äußerſt kritiſchen Lage dem allſeitig bedrohten Hauſe in Johann Adolf, dem Sohne und Nachfolger des Grafen Adam, ein der ruhmvollen Vergangenheit ſeines Geſchlechtes in jedem Betrachte vollkommen würdiges Oberhaupt, einen Mann der Weisheit und That, voll Kraft und außerordentlicher Begabung, einen Erben aller angeſtammten Tugenden und Familieneigenſchaften im potenzirten Grade gegeben hätte. Auf's Genaueſte mit der Geſchichte dieſes ausgezeichneten, mit den ſeltenſten Gaben des Geiſtes und Herzens ausgeſtatteten, leider viel zu wenig gekannten und von der vaterländiſchen Geſchichtſchreibung nicht in dem verdienten Maße gewürdigten Mannes vertraut, findet der Verfaſſer dieſes nicht Worte, um eine Perſönlichkeit zu ſchildern, die nicht nur zu der hervorragendſten Rolle ihrer Zeit geboren und die bewundernde Liebe aller Zeitgenoſſen als natürlichen, hoher Befähigung und außerordentlichen Verdienſten gezollten Tribut zu ernten berufen war, ſondern eine leuchtende Zierde jeder Zeit und jedes Standes ſeyn würde, um ſo mehr aber eines Standes, in welchem der Glanz der Geburt und des Ranges ſeine blendenden Strahlen dem hellen Lichte eben dieſer Perſönlichkeit zu verdanken hatte. Johann Adolf, der erſte Fürſt ſeines Hauſes, war in der That ein Fürſt im vollſten Sinne des Wortes, geboren „zum Voranſtehen.“ In ihm kam gewiſſermaßen das „hiſtoriſche Familienbewußtſein“ ſei-

nes uralten Geschlechtes zum lebendigsten Durchbruche, und so erscheint er denn auch als der reinste und edelste Träger desselben. Seine faktische Erhebung in den Fürstenstand war nur das äußere nothwendige Accessorium, die formelle und concrete Darstellung jenes Durchbruches, und daß sie es geworden, war ein feierlicher Akt der siegenden Gerechtigkeit, der providentielle Lohn für muthiges und treues Ausharren im langen Kampfe, der strahlende Sonnenschein nach Sturm und Gewittern. Es wäre uns ein Leichtes, das Gesagte mit unzähligen authentischen Aktenstücken zu belegen, die eben so viele Zeugnisse sind für die eminenten Eigenschaften und seltenen Talente des erlauchten Ahnherrn des Fürstenhauses; allein auf engbegrenzten Raum beschränkt, müssen wir auf diese gründliche Beweisführung vor der Hand verzichten, ohne Besorgniß des Panegyrismus geziehen zu werden, dessen es hier nicht bedarf. Die Gewißheit genügt, daß der erste Fürst zu Schwarzenberg das volle Bewußtsein der verpflichtenden Macht des Adelsbegriffes in sich trug, daß er es als moralisches Vermächtniß in klar ausgesprochener Vorschrift auf seine Nachkommenschaft vererbte und mit der Weihe einer heiligen Tradition umgab, ja noch mehr, ihm den Stempel eines unverbrüchlichen Familiengesetzes aufdrückte. Rein und unverletzt, wie er das Palladium des Hauses von seinem ehrwürdigen*) Vater überkommen, übertrug er es auch an seine Erben und späten Enkel, nur noch von hehrem Glanze umleuchtet. Wie sehr sich auch Haß und Mißgunst mühten, Adam's Verdienste und helles Andenken zu verdunkeln: sie vermochten es nicht. Des Vaters Ruhm zu überstrahlen war nur dem Sohne vorbehalten.

Aber unter den trübsten Auspicien übernahm der Letztere die Verwaltung des Hauses. Widerrechtliche Confiskation der sämmtlichen wohlerworbenen Besitzungen in den Churlanden, in Jülich,

*) Dieses Epitheton war auch ein faktischer Titel des Grafen Adam, demselben durch ein besonderes kais. Reskript 1628 verliehen, ohne Zweifel im Zusammenhange mit seiner hohen Ordenswürde.

Cleve und Berg, und nicht nur hartnäckige Verweigerung der Einsetzung in das väterliche Erbe, sondern auch willkürliche Vorenthaltung der Johanniterordensgüter in der Balley Sonnenburg trotz der rechtmäßigen und mit Beobachtung aller Förmlichkeiten stattgefundenen Wahl Johann Adolf's zum Coadjutor und Nachfolger seines Vaters im Heermeisterthume (1640), ein dießfälliger, endlos zu werden drohender Streit mit Churbrandenburg und ein nicht minder schwieriger Riesenproceß mit Pfalz-Neuburg (nachmals Churpfalz) aus gleichen Ursachen; ein ärgerlicher Injurien- und Realstreit mit den Cleve'schen Ständen; zwar (seit 1642) faktischer Besitz der durch Schwedische Confiskation gänzlich zu Grunde gerichteten, vom Grafen Georg Ludwig von der Bayer'schen Linie aus Ueberdruß nach jahrelangen Brandenburg-Onolzbach'schen und Würzburg'schen Lehenverationen im Erbvertragswege abgetretenen Stammgüter in Franken, aber damit verknüpfter allseitiger Kampf mit den Erbsanwärtern von der Lüttich'schen Linie und den petulirenden Freiherren von Schwarzenberg aus Westfriesland als Namens- und Standesusurpatoren, nebst Austragung eines 50jährigen Processes wegen Revindikation des Seinsheim'schen Fideikommisses (seit 1590); ein langwieriger Streit mit Chursachsen wegen willkürlicher Beschlagnahme und Vorenthaltung des Schwarzenberg'schen Familiensilber's, zudem ein verwickelter Rechtsstreit mit den Erbsprätendenten auf die mütterliche Erbschaft in Lothringen und Luxemburg; Collisionen mit Frankreich's König als Lehensherrn über die Lothring'schen Güter; mehrere ältere schwebende Familienprocesse, fruchtlose Geltendmachung begründeter Ansprüche auf der Basis väterlicher und ahnherrlicher Verdienste und großer pecunieller Staatsopfer, und zu alle dem ein bitterer und höchst aufregender Kampf mit unversöhnlichen politischen Feinden, Verleumdern und Pasquillanten, verbunden mit den allgemeinen Drangsalen der Zeit und dem fürchterlichen Wirrsal im Reiche, immer neue Wunden schlagend, neue Verluste bereitend und Opfer heischend: das war die Lage des Schwarzenberg'schen Hauses zu Beginn der Regierung Johann Adolf's. Um das sturmumbrauste,

klippenumrungene Schiff aus allen Gefahren zu retten und in den ſchützenden Hafen zu bringen, bedurfte es der kräftigen, gewandten und unermüdlichen Hand eines eben ſo muthigen als umſichtigen und vielbegabten Steuermannes, wie er ſich eben in Johann Adolf gefunden. Binnen 30 Jahren war nicht nur der Sturm beſchworen, die Klippen umſchifft und die ſtrudelnde Untiefe im Rücken, ſondern die freie Meereshöhe mit weiter, heller Fernſicht, beglänzt vom Sonnenlichte, gewonnen. Zwar ſchien, als ſelbſt der Culminationspunkt erreicht war, von Zeit zu Zeit noch immer nahende Gefahr ſchrecken zu wollen und düſteres Gewölk — Ungnade genannt — am fernen Horizonte aufzuſteigen; indeſſen erwieſen ſich dieſe Erſcheinungen mehr als luftige Phantome, denn weſenhafte Gebilde, von nie ruhenden, heimlich wühlenden Feinden aus dem Pfuhle des Neides und boshafter Niedertracht argliſtig heraufbeſchworen.*) Johann Adolf

---

*) Eine ſolche Harpie, dem Sumpfe prämeditirter Geſchichtsverfälſchung entſtiegen, hat ſich ſogar bis in unſere Tage herüber verloren. Der bekannte Verfaſſer der „Lebensbilder und Anemonen“ hat es in einem der letzten Jahrgänge ſeines „Hiſtor. Taſchenbuches“ (wenn wir nicht irren 1847) gewagt, einen Stein des Vorwurfs auf das Andenken des Fürſten Johann Adolf zu ſchleudern, ohne bisher eine gebührende Entgegnung gefunden zu haben. Es wird nicht ſchwer halten, mit ſchlagenden Dokumenten in der Hand einen gründlichen Gegenbeweis durchzuführen und die trübe Quelle aufzudecken, aus welcher Herr v. Hormayer ſeine Behauptungen geſchöpft, denn gerade dieſe ſind durch Johann Adolf ſelbſt auf einleuchtende Weiſe längſt widerlegt. Die leidenſchaftliche Animoſität des Herrn v. Hormayer gegen Oeſterreich glaubte nichts ſchonen zu dürfen, was nur irgend Oeſterreichiſch heißt, und ſo waren ihm ſelbſt die Gräber der Todten nicht heilig. Ein Interpolator und Urkundenfälſcher nimmt es auch mit dergleichen Dingen nicht genau. Wie gern hätte wohl Hr. v. H. ſeine „Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte Wien's“ und was ihn ſonſt noch aus früherer Zeit mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gebracht, ungeſchrieben machen mögen! — Wie, ſchrieb er nicht in der Vorrede zu ſeiner „Allgemeinen Geſchichte der neueſten Zeit vom Tode Friedrich d. G. bis zum zweiten Pariſer Frieden“ (Wien 1817—1819. 3 Bde) von ſeiner zu „Mark und Blut gewordenen Parteilichkeit für das, weil es gewollt hat, über Alles emporragende Oeſterreich, dem er aus Pflicht und aus Leidenſchaft ewig angehöre?“ Aber Herr v. Hormayer hat dieſes Gelöbniſſes vergeſſen wie man im Liebesrauſche geleiſteter Eide zu vergeſſen pflegt, und die Pflicht ward der Leidenſchaft zum Raube. Er hat ſich ſelbſt gerichtet in den Augen Aller, denen die Wahrheit mehr als ein Hauch, der die Luft bewegt.

wußte ihnen den Schild des reinen Bewußtseins, unerschütterlichen Gottvertrauens und treuester Pflichterfüllung entgegenzuhalten, und sie hatten keine Gewalt über ihn. Als er im Jahre 1659 sein Tagebuch über die Verhandlungen des geheimen kais. Conseils, in dem er als einer der ersten Räthe des Kaiser's saß, wieder aufnahm, schrieb er: „Die Gründe der Wiederaufnahme dieses Diariums sind mannigfach, und u. A. erstens: die Untreue des eigenen Gedächtnisses; zweitens: die Bosheit Anderer, die Thaten und Gesinnungen einem feindseligen Urtheile unterwerfen und sie dem Ununterrichteten anders darstellen, als sie gethan oder geäußert worden sind; drittens: um der eigenen Ruhe willen und wegen der nothwendigen Selbstvertheidigung gegen Verleumdungen, denen ich mein Leben lang unterworfen gewesen. Gottes Wille geschehe! Möge meine Mühe überflüssig gewesen sein und ein reines Bewußtsein der Vertheidigung nicht bedürfen!" — Nach dem Auftauchen des falschen Gerüchtes von der über ihm schwebenden Ungnade schrieb er (1681) an den Reichshofrath Nikolai:

„Ich getröste mich meines guten Gewissens und supponirten Sicherheit, daß ich Niemand das Geringste zu Leid oder Unrecht gethan habe. Si gratis odisse velint, habeant sibi und mögen es bei Gott verantworten, ich verzeihe es vom Herzen." .... Und über den Punkt, daß, möge geschehen was da wolle und möge man sich wie immer anstellen, den Kritikern und Uebelwollenden nichts recht ist, bemerkt er: „Mir aber ist schon Alles recht, wenn es allein dem Kaiser und dem Publiko recht ist und wohl geht." .... „Ob ich meine Nota dubiose und unlauter oder klar und deutlich ablege, kann ich zwar nicht versichern, weil die Verständniß und Begreifung der Sachen nicht bei mir, sondern bei denen Auditoren besteht. Ich vermuthe aber, es thun Ihre kais. Maj. meine wenige Nota genugsam begreifen, weilen Sie deren Explikation bis dato von mir niemahlen, von Anderen aber zu Zeiten begehrt haben."... „Daß der Herr einmahl mit mir in Arrest kommen solle, steht bei Gott und dem Kaiser. Gott kann mich verlassen und fallen lassen, der Kaiser auch Innocen-

tissimos aggraviren; sed neutrum supponitur, und auf solchem Suppositio können wir, recte agendo, getröstet leben und ruhig schlafen. „Quis ex vobis arguet me de peccato?“ ist eine gewaltige Herzstärkung und Antidotis contra hoc genus veneni, wobei ich mich bis dato wohl befunden und durch Gottes Gnade conserwirt habe u. s. w.“ — Ein Mann, der so dachte und auf solchen Grundlagen fußte, hatte vor keiner Ungnade zu zittern. Eine solche Zumuthung wäre zu lächerlich; er eine Ungnade fürchten, der keinen geringeren Herold seiner Tugenden, Verdienste und Vorzüge hatte, als den Kaiser selbst! — Anerkennungsvoll und vor aller Welt verkündet Letzterer im Fürstenbriefe den Preis Johann Adolf's:

„Unter welchen Allen“ — fährt jene Urkunde, an Adam's Verdienste anknüpfend, fort — „erstbesagtes Graf Adamen nachgelassener eheleiblicher Sohn, Unser geheimer Rath, Reichshofrathspräsident und Ritter des Ordens vom goldenen Fluß (Vließ) Johann Adolf Graf zu Schwarzenberg, Herr zu Hohenlandsberg, Gimborn, Murau, Wittigau und Frauenberg ꝛc. mit solchen heroischen Tugenden, fürtrefflicher Vernunft und Erfahrenheit, sowohl in Kriegs- als Staats- und politischen Sachen dermaßen herfürgeleuchtet, daß nicht allein höchst selig ernannt Unser Anherr denselben zu seiner Ankunft an den kais. Hof in wirkliche Dienste als Kammerer*) gnädigst an und aufgenommen, sondern auch nach dero gottseligen Ableben Unseres Herrn Vaters Majestät und Liebden ihn dergestalt qualifizirt befunden, daß Sie bei Antretung dero kais. Regierung denselben nicht nur zu dero wirklichem Reichshof-**) und Hofkriegsrath,***) sondern auch mit dero kais. geheimen Rathsstell†) gewürdigt und sich seiner vernünftigen Consiliorum nicht allein in allen Fürfallenheiten zu Hof, sondern auch in anderwertlichen hochwichtigen Commissionen

*) Definitiv 1637.

**) 1640.

***) 1646.

†) 1648 und neuerdings von K. Leopold I. bestätigt 1657. Seit 1646 auch erzherz. geh. Rath.

und Gesandtschaften in- und außerhalb des Reichs sehr nütz- und ersprießlich gebraucht haben; bevorab aber, nachdem höchstseelig ernannt Unseres Hrn. Vaters Maj. und Lbden Unseres freundlich geliebten Vetter's Erzherzog Leopold Wilhelm's zu Oesterreich Lbden nach dem in anno 1645 bei Jankau vorgegangenen und unglücklichen Treffen dahin disponirt und vermöcht gehabt, daß Sie sich nicht allein der Direktion Dero kais. Waffen im Reich nochmahls, sondern folgendes auch des Ihro angetragenen Gubernements der Burgundischen Landen, da Alles in höchster Confusion und Gefahr bestunde, unternommen, Ihrer Lbden Er auch als Dero resp. geh. Rath und Obrister Kämmerer, *) hernach Obrister Hofmeister**) seiner sowohl in Kriegs-, als politischen und Staatssachen erlangten fürtrefflichen Erfahrenheit nach bei allen Occasionen unausgesetzlich an die Hand gegangen und keine Gelegenheit aus Handen gelassen, seine Uns und Unserem Erzhaus devovirte Treu mit freudiger Darbiet- und Aussetzung Leib- und Lebens, so oft es die Nothdurft und Gelegenheit erfordert, zu contestiren und zu Restabilirung des damals sehr zerrütteten allgemeinen Zustands ein Merkliches beigetragen und cooperirt hat. Nachdem aber Unseres H. Vaters Maj. und Lbden am anderen Aprilis verwichenen 1657 Jahr's und eben zu der Zeit diese Welt gesegnet, da nicht allein Unsere eigene Erbkönigreich und Lande und das h. r. Reich fast aller Orten mit fremden Kriegsverfassungen gleichsam umgeben, sondern auch die benachbarten nordischen Kronen, bevorab in Pohlen und Dänemark und denen angrenzenden Provinzen, zu Wasser und zu Lande auf's Heftigste zu den Waffen gegriffen, und wir bei damaligen gefährlichen Conjunkturen Uns dem gött-

---

*) 1645.

**) 1656, und Verbindung dieser Würde mit dem Oberstkämmereramte. Grund der Ernennung wie bei jener zum Kriegsrathe: „Vortreffliche Qualitäten und Talente, mit denen der Graf zu Schwarzenberg von Gott dem Allmächtigen begabt und condecorirt worden." Das goldene Vließ erhielt Johann Adolf 1650, zum Reichshofrathspräsidenten wurde er 1670 ernannt. Auch als k. Span. Kriegsrath fungirte J. Adolf seit 1650 oder bereits 1648.

lichen Willen nach mit der Bürde des Regiments erſtbeſagter Unſerer Erbkönigreich, Erzherzogthumb und Landen beladen laſſen, und dahero Unſer Abſehen dahin richten müſſen, wie eines Theils dieſelbe mit denen damals entſtandenen gefährlichen Motibus nicht implicirt, anderen Theils aber und in Sonderheit, wie auf ſo geſtalten Unſeres in Gott ruhenden Herrn Vaters erfolgten ſeligen Hintritt das h. Reich mit einem anderweitigen höchſtgeehrten Oberhaupt je eher je beſſer verſehen werden möchte; iſt mehr ernannter Johann Adolf Graf zu Schwarzenberg einer von Unſeren geheimſten und vornehmſten Räthen geweſen, vermittelſt deren getreuen Einrath und Aſſiſtenz wir nebſt göttlichem Beiſtand die uns bei der damahls ausgeſchriebenen Wahl eines Röm. König's und Kaiſer's gleichſam unüberwindlich gemachte difficultäten überwunden und zu glücklichem End gebracht haben; alſo, daß Ihm nicht unbillig das rühmliche Zeugniß zuzulegen iſt: Gleich wie Er ſein von Gott erlangtes Talentum in währender höchſtſelig ernannt Unſeres in Gott ruhenden Hrn. Vaters Regierung durch ſeine, ſowohl in Kriegs-, als Staatsſachen erworbene treffliche Erfahrenheit in Ihrer Maj. und des allgemeinen Weſens Dienſten zu ſolcher Perfektion gebracht, daß auch Wir Uns von Anfang Unſerer angetretenen Regierung bis anhero ſeines vernünftigen Anraths in denen vorgefallenen wichtigſten Geſchäften jederzeit ganz nütz- und erſprießlich bedient haben, dergeſtalt, daß Wir Ihm bei denen Uns vorgefallenen und außer Lands angeſtellten Reiſen, zumahlen aber bei dem entſtandenen letzten Türkenkrieg, bei Unſerem Aufbruch von hinnen nach Regensburg die Direktion aller in Unſerer Abweſenheit vorkommener Geſchäfte und Sachen vor Anderen anvertrauet haben, welchen er dann mit ſolcher Vigilanz und Emſigkeit obgelegen, daß Wir ob ſeiner punktuellen Verrichtung jedesmahls alle vollkommene Satisfaktion empfunden haben. Mit nicht geringerem Eifer und Sorgfalt hat Er in allen anderen, ſowohl des h. römiſchen Reichs und des allgemeinen chriſtlichen Weſen's Sicherheit, als Unſerer Erbkönigreich und Landen Aufnehmen und Beſtes betreffenden Angelegenhei-

ten wie bishero in allen vorigen Occasionen, also und in Sonderheit auch bei der neulich durch wunderbarliche Schickung des Allerhöchsten entdeckter, von etlichen meineidig- und pflichtvergessenen Ständen und Unterthanen Unseres Königreich's Ungarn angesponnenen Rebellion, Berufung des Erbfeindes und anderer fremder Gewalten und darob entstandenen fast allgemeinen Abfalls jetzt gemeldtes Königreichs, seine Devotion absonderlich bewährt und erwiesen; also, daß es an Werkstellung ihres, der Rebellen, vorgehabten blutdürstigen Willens nicht ermangelt haben würde, die wider unsere eigene kaiserl. Person machinirte abscheuliche Mordthat in's Werk zu setzen; wenn nicht zuvörderst der allerhöchste Gott so mild väterlich über uns gewaltet und Unserer hierzu deputirter Ministrorum, und unter denselben vornehmlich auch sein, Grafen zu Schwarzenberg, getreue Rathschläge dergestalt gesegnet hätte, daß alle solche grausame Unthaten, bekanntermaßen, zernichtet, die in gedachtem unserem Königreich Ungarn entstandene Unruhe mit unglaublicher Geschwindigkeit gedämpft und dasselbe nach eingenommenen Festungen und zerstreuten Rebellen zu vorigem Gehorsam und Ruhestand reducirt worden wäre.*) Bei welchem Allen dann, und weil viel ernannter Unser Geheimer Rath und Reichshofrathpräsident Johann Adolf Graf zu Schwarzenberg seine tapferen Qualitäten, Vernunft und Geschicklichkeit jederzeit dergestalt an den Tag gelegt hat, daß er vielen Anderen, und zumahlen auch seinen eheligen Descendenten zum rühmlichen Exempel der Nachfolge wohl vorgestellt werden kann; und in diesem seinen loeblichen Vorhaben unausgesetzt zu continuiren geneigt und erbietig ist, auch wohl thun kann, mag und soll: So haben Wir" ꝛc. (Es folgt nun hierauf die feierliche Erhebung in den Fürstenstand nach dem Rechte der Erstgeburt.) In diesem Lichte erschien Johann Adolf seinem Kaiser,

*) Unwillkürlich erinnern diese Zustände an die Ereignisse der jüngsten Zeit, wo es wieder ein Schwarzenberg war, der im Rathe des Monarchen saß und durch seine Rathschläge und energische Entschlossenheit einen der kostbarsten Edelsteine in der Kaiserkrone Oesterreich's erhalten und bewahren half.

und die Mächtigen der Erde haben nicht nöthig zu schmeicheln. Die Erhebung Johann Adolf's in den Fürstenstand war nicht nur die natürliche Folge der persönlichen Verdienste des Grafen, seines aufopfernden, den Begriff gewöhnlicher Thätigkeit*) weit übersteigenden Wirkens und einer beispiellosen Hingebung; sondern auch das Resultat der Gesammtverdienste seines Hauses, die Einlösung einer alten Ehrenschuld gegen dasselbe und die Befriedigung längst begründeter Ansprüche, zudem die Erfüllung einer früheren kais. Zusage. Zu dem alten Ruhme des Namens gesellte sich nun auch der Glanz der äußeren Weltstellung, die durch die sich nachgerade immer großartiger gestaltende Entwickelung der materiellen Verhältnisse des Hauses eine breite Grundlage erhielt. Der Standeserhöhung am 14ten Juli 1670 folgte am 20ten Oktober 1671 die Erhebung der Grafschaft Schwarzenberg und Herrschaft Hohenlandsberg zu einer gefürsteten und unter Einem die Ertheilung des größeren Palatinatsbriefes (die goldene Bulle über eine Summe kostbarer Privilegien, worunter auch das Recht Ritter zu schlagen,) oder die Ernennung des Fürsten und seiner Nachfolger in dieser Würde zum Pfalz- und kais. Hofgrafen. Jener Standeserhöhung und dem nunmehr gefürsteten reichsunmittelbaren Besitzthume zufolge nahm Johann Adolf bereits 1672 auf dem Fränkischen Kreistage, wo er auch schon wegen des Besitzes der altväterlichen, durch neue Acquisitionen vermehrten

*) Diese Thätigkeit war eine außerordentliche. Man muß jene Tausende, entweder von eigener Hand des Fürsten geschriebener, oder wenigstens retouchirter Papiere gesehen haben, um sich einen Begriff von dem rastlosen Eifer dieses Herrn als Hof-, Staats- und Privatmann machen zu können. Seine Correspondenz nach allen Richtungen und in allen damals gangbaren Sprachen war die ausgebreitetste, und dennoch merkt man keiner dieser zahlreichen Schriften Eile oder Oberflächlichkeit an. „Er arbeitete Tag und Nacht," heißt es von ihm, „auch mit Entziehung des nöthigen Schlafes, um nur Jedermann ohne Verzug, besonders den Nothdürftigen, die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Johann Adolf mitten unter Geschäften vergaß sich selbst, nur um für die Wohlfarth des Staates und vorzüglich des gemeinen Wesens nichts zu verabsäumen." — Dieser stupende Fleiß erinnert lebhaft an Johann Adolf's Ahnherrn, den unermüdlichen und starken Johann von der Fränkischen Linie, den Enkel Erkinger's des Stammvater's. Er schien mit Johann unter einem Gestirne geboren zu sein. —

Seinsheim'schen Güter (seit 1655) Sitz und zwei Stimmen hatte, auf der Fürstenbank Platz, und wurde 1674 feierlich in das Fürstencolleginm eingeführt. Das Eigenthum der Herrschaft Gimborn-Neustadt *) im Westphälischen Kreise verschaffte dem fürstlichen Hause auch Sitz und Stimme auf den dortigen Kreistagen und zufolge der Einführung der Westphälischen Grafen in den Reichsfürstenrath auch eine Curiatstimme im letzteren. Als nachmals die Landgrafschaft Kleggau durch die gleichfalls von Johann Adolf bewerkstelligte Vermählung seines einzigen Sohnes Ferdinand mit der Erbtochter von Sulz an das fürstl. Haus kam, wurde auch Sitz und Stimme im Schwäbischen Kreise und eine Curiatstimme im Fürstencollegium gewonnen, so daß also auf Grund des reichsunmittelbaren Besitzes das fürstl. Haus Schwarzenberg auf den Fürstentagen im Besitze einer Viril- und zweier Curiatstimmen war. Der Possess von Gimborn-Neustadt wurde für dasselbe nachgerade in soferne wichtig, als durch die Constituirung des letzteren zu einem Fideikommiß der Zweitgeburt das fürstl. Haus eigentlich zwei reichsfürstliche Familien repräsentirte. Als Besitzer reichsunmittelbarer Herrschaften hatte bereits Graf Adam das Münzrecht ausgeübt und in Folge der neuen fürstlichen Prärogative trat nun das Münzregal selbstverständlich in den Vordergrund. **) Universalerbe des 1646 kinderlos hingeschiedenen

*) Gimborn kam durch Anna von Harf auf Alstorf, Gemahlin Wilhelm II., Johann Adolf's Urgroßvater, an das Schwarzenberg'sche Haus. Das Amt Neustadt, erst theilweise, später ganz, wurde unter dem Grafen Adam als Brandenburg'sche Schenkung („ob bene merita") in der Eigenschaft einer freien unmittelbaren Reichsherrlichkeit mit allen landesfürstlichen Rechten damit vereinigt (1630, durch Vergleich bestätigt 1649). Obgleich bereits 1651 die Aufnahme Gimborn-Neustadts in die Reichsmatrikel angeordnet und 1653 die Einladung zum Westphälischen Kreistage veranlaßt wurde, ward der Schwarzenberg'sche Bevollmächtigte doch erst 1682 auf dem Kreistage zu Duisburg förmlich eingeführt. Seit 1703 gehörte Gimborn-Neustadt zum Schwarzenberg'schen Sekundo-Genitur-Fideikommiß, und als 1782 diese Reichsherrschaft cum voto et sessione an den Grafen von Wallmoden verkauft worden, mußte die fideikommissarische Verpflichtung auf die fürstl. Besitzungen in Böhmen als Fideicommissum pecuniale übertragen werden.

**) Schwarzenberg'sche Münzen von gediegenem Gehalte und mit schönem Gepräge cirkuliren jetzt noch, werden gesucht und wie ein Schatz gehütet.

Grafen Georg Ludwig, des Letzten von der Bayer'ſchen Linie, war Johann Adolf vorlängſt in den Beſitz der Steyermärk'ſchen Güter desſelben gelangt und fügte ſpäter neue Erwerbungen hinzu. Hiermit war denn auch das Steyermärk'ſche Incolat verbunden. (Jenes in Kärnthen hatte bereits Georg Ludwig 1631 erworben.) Von impoſanter Bedeutung ſollte das Böhmiſche Landsmannſchaftrecht (bereits 1654 erlangt) werden, dem ein ausgebreiteter Güterbeſitz zu Grunde liegt. Auch dieſe Baſis ward von Johann Adolf geſchaffen, zunächſt durch die remuneratoriſche Acquiſition der großen (nachmals zu einem Umfange von 15 □M. angewachſenen) Herrſchaft Wittingau, dann durch Kauf der nachbarlichen (8 □M. großen) Herrſchaft Frauenberg, und durch noch mehrere andere Beſitzerwerbungen. (Hierunter die Herrſchaften Kornhaus, Wildſchütz, verſchiedene kleinere Güter und die Pfandherrſchaft Pürglitz, letztere jure anticretico vom kaiſ. Hofe an Johann Adolf für deſſen Forderung an Churbrandenburg pro 300,000 Rthlr. pfandweiſe überlaſſen.) Wittingau erhielt Johann Adolf vom Erzherzog Leopold Wilhelm, der dieſelbe anfänglich pfandweiſe, dann erbeigenthümlich beſaß, 1658 remuneratorio nomine, d. h. als Entſchädigung und zugleich Belohnung für lange, ebenſo ausgezeichnete als uneigennützige Dienſte, für jahrelang rückſtändige Beſoldungen, Penſionen und anderweitige Competentien, beſtehend in geleiſteten Vorſchüſſen, Kriegsſubſidien, Beſtreitung des erzherzogl. Haushaltes u. dgl., mit einem Worte alſo für ſehr namhafte Guthabungen. Bereits früher wollte der Erzherzog dem Grafen Johann Adolf die Herrſchaft Hohenſtein im Bisthume Halberſtadt aus obigen Gründen verleihen; da dieſelbe aber durch den Weſtphäliſchen Frieden verloren ging, ſo wies er ihm jährl. 5000 fl. auf ſeine Pfandherrſchaft Wittingau an und cedirte ihm ſein Pfandrecht auf dieſelbe; Alles dieß ſtatt der reſervirten niederl. Beſoldungen und Penſionen, dann „rückſichtlich der dem Erzherzoge ſeit vielen Jahren mit Hintanſetzung des eigenen Privatvortheils geleiſteten treuen Dienſte und der wegen langer Abweſenheit von ſeinen Gütern erlittenen Verluſte, Entſetzung von denſelben, und

in Ansehung der statt einiger wohlmeritirter Gnadenrecompens ausgestandenen unverdienten Verfolgung" u. s. w. Dieß die Antecedentien der Schenkung. Als später die Schwanberg'schen Töchter, verm. Gräfinnen von Paar, gestützt auf ein rosenberg'sches Testament, Rechtsansprüche auf Wittingau und die anderen vormals rosenberg'schen Besitzungen erhoben, mußte das fürstl. Schwarzenberg'sche Haus in Folge Rechtsspruches nicht weniger als 233,725 fl. an die Paar'schen Erben, salvo regressu an den übrigen Compossessoren der rosenberg'schen Güter, bezahlen. Der Besitz von Wittingau ward also mit schweren Summen aufgewogen. Frauenberg aber ward 1661 um 385,000 fl. gekauft. Der frühere Besitzer war der kais. General Don Balthasar de Maradas. So verhält es sich also thatsächlich mit den ersten Schwarzenberg'schen Besitzerwerbungen in Böhmen und dahin sind die bezüglichen Anführungen des Herrn Dr. Vehse in seiner „Geschichte des Oesterr. Hofes, Adels und der Oesterr. Diplomatie," theils zu berichtigen, theils zu erläutern.*) Es ist wenigstens eine sehr zweideutig klingende Behauptung, wenn Herr Dr. Vehse sagt: „Die neue kath. Oesterr. Aristokratie, die an die Stelle der im Sturme des 30jähr. Krieges umgebrochenen alten protestantischen Landherrengeschlechter trat, ward mit den Gütern derselben dotirt, sowohl im Lande Oesterreich, als im Lande Böhmen, Mähren und Schlesien".... „Die beiden Geschlechter, denen der reichste Theil aus dem Böhmisch-Mährisch-Schlesischen Rebellengute zufiel, waren die Fürsten Liechtenstein, die jetzt sogar souverain sind, und die Fürsten Schwarzenberg." — Den letzteren wenigstens fiel nichts zu, was nicht rechtmäßig erworben und mit schwerem Gelde bezahlt, oder mit bedeutenden Opfern erkauft worden wäre. Die Alterirung früherer Besitzverhältnisse durch Confiskationen ändern an der Sache nichts. Solche Antecedentien hat die Ge-

*) Der Berichtigungen und Erläuterungen wäre das obengenannte Werk überhaupt noch in mehr als einer Beziehung bedürftig; ja wir sehen uns in Folge dessen, und besonders seit uns die weiteren Bände desselben bekannt geworden, selbst zur Zurücknahme der S. 30 unseres Buches ausgesprochenen theilweisen Anerkennung aus zureichenden Gründen veranlaßt. —

ſchichte allein zu vertreten und es wäre traurig, die Nachkommen dafür verantwortlich machen zu wollen. — Den Beſitz des Herzogthums Krummau in Böhmen anlangend, auf den Herr Dr Behſe zugleich anſpielt, ſo gründet ſich derſelbe ebenfalls auf ein klares, gerichtlich entſchiedenes und geſetzlich geſchütztes Erbrecht. Auch zu dieſer großen Acquiſition hat Johann Adolf durch die Vermählung ſeiner einzigen Tochter Erneſtine mit einem der letzten Fürſten von Eggenberg die Fundamente gelegt, im Sinne einer weiſen Providentia majorum handelnd. Doch davon ſpäter. — Das Ungariſche Incolat und Indigenat wurde dem Fürſten Johann Adolf aus dankbarer Erkenntlichkeit für die großen Verdienſte ſeines Großvaters Adolf verliehen. — Nicht nur ein würdiger Liebling, ſondern auch der treueſte Freund und innigſte Vertraute des langbetrauerten Erzherzogs Leopold Wilhelm — zahlreiche Schriften geben von Dieſem und Jenem Kunde — konnte er Univerſalerbe ſeines erlauchten Herrn ſein, was er auch laut teſtamentl. Verfügung bereits definitiv war; aber ebenſo uneigennützig als vorausſichtig verzichtete er feierlich auf eine ſo Aufſehen erregende, Neid und Mißgunſt aufſtachelnde Begünſtigung, *) ohne es doch, „trotz ſeinen dringenden Bitten," verhindern zu können, mit einem anſehnlichen Legate bedacht zu werden. Es war eine Dankesſchuld, die er nicht ablehnen durfte. Für ſein Verhältniß zum Kaiſer, zu deſſen geſammten erlauchtem Hauſe und ebenſo zu den Oeſterreichſchen Erblanden, wie zum Reiche ſpricht ſeine Standeserhebung zu deutlich, als daß es einer weiteren Erläuterung bedürfte. Die zuverläßigſte Kunde von ſeinen genauen Beziehungen zum Kaiſer (Leopold I.) gibt die jahrelange vertraute Correſpondenz des Letzteren mit Johann Adolf in den wichtigſten Haus-, Hof-, Staats- und Perſonalangelegenheiten, nicht minder ſeine in dieſem Betreffe ſorgfältig ausgearbeiteten Vota und Gut-

*) Johann Adolf hinterließ hierüber ein eigenhändiges, ſehr intereſſantes und charakteriſtiſches Promemoria, worin er die Motive dieſer Verzichtleiſtung mit der ihm eigenen Prägnanz entwickelt, um ſich ſeinen ſpäten Nachkommen gegenüber wegen dieſer ſeiner, ſo erhebliche Vortheile verſchmähenden Reſignation zu rechtfertigen.

achten. Wohl suchten Neider und Feinde dieß intime Verhältniß zu trüben und zu stören; aber es gelang nicht, und nur Einer konnte es zerreißen — der alle Bande lösende Tod. — *)

Johann Adolf besaß eine vielumfassende und tiefe Bildung, wozu auf seinen Reisen in der Jugend durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Italien, namentlich aber während eines längeren Aufenthaltes in Paris, wo ihn der Französische Hof als Sohn eines einflußreichen Vaters und künftigen Vasallen, zudem als vielverheißenden Jüngling für immer zu fesseln suchte, der Grund gelegt worden. Er sprach und schrieb ein markiges Deutsch, ein klassisches Latein, und wußte sich gewandt französisch, italienisch, selbst spanisch auszudrücken. Ein Mäcen der Künste und Wissenschaften, verdiente er auch die ihm von dieser Seite gewordenen Huldigungen und auf vielen gleichzeitigen Werken prangt sein Namen als Dankeszeugniß dedicirender Schriftsteller. Mit den klassischen Alten war er vertraut. Vor allen Anderen zogen ihn aber die ernsten moralischen, dann juridisch-politischen Wissenschaften an. Von allgemeinen Geschichtsstudien fand er bald den natürlichen Uebergang zu der Geschichte seines Hauses, mit der er sich viel beschäftigte und die seinen forschenden Bemühungen viele Aufhellungen verdankt. Mit dieser gediegenen Wissenschaftlichkeit ging aber als hervorstechender und angeerbter Zug seines Charakters eine tiefe und innige, in allen Lagen des Lebens bewährte und durch zahlreiche fromme Stiftungen und Widmungen bethätigte Religiosität Hand in Hand, wovon der Ruf, Aufmerksamkeit erregend, selbst in Rom erscholl. Gewiß würde Johann Adolf auch im geistlichen Stande, für den er ursprünglich bestimmt schien, eine hervorragende Stelle eingenommen haben. Wie wenig es ihm übrigens am ritterlichen Muthe gebrach, hat er in den Affairen mit dem General-Lieutenant von Budissin und dem Obersten Ribekh, persönlichen Gegnern und Beleidigern seines edlen Vaters, bewiesen, indem er zugleich hierdurch seine kindliche Pietät

*) Dieses vertraute Verhältniß des Fürsten zu Leopold I. erinnert an die ähnlichen Beziehungen Erlinger's I. v. S. zu Kaiser Sigismund.

gegen den Verunglimpften an den Tag legte. Einen Augenblick ging Johann Adolf auch sogar mit dem Gedanken um, die kriegerische Laufbahn zu wählen, welche allerdings bei den damaligen Zeitläuften günstige Aussichten zu bieten schien. Wenigstens hatte er sich um das Buttler'sche Regiment beworben. Er mochte wohl das in seinen Adern rollende Blut der Erkinger, Wilhelme und Adolf's von Schwarzenberg fühlen. Der Tod seines Vaters, die sich bald darauf entwickelnden Verhältnisse zum kais. und erzherzoglichen Hofe, endlich seine Vermählung*) i. J. 1644 mit Maria Justina, Tochter des Grafen Ludwig von Starhemberg und Barbara's, geb. Gräfin von Herberstein, gaben seinem Streben eine veränderte Richtung.

Obgleich ihm seine Gemahlin mehrere Kinder schenkte, so überlebten ihn doch nur Ferdinand, der Nachfolger in der Fürstenwürde, und Erneſtine, (1649 geb. zu Brüssel) seit 1666 Gemahlin des Fürsten Johann Christian von Eggenberg, Herzogs zu Krummau und Besitzers großer und ausgedehnter Herrschaften in Böhmen, Ober- und Niederösterreich. Das auszeichnendste Lob dieser Princessin tönt einstimmig aus dem Munde aller Zeitgenossen. Wenn die schönsten Gaben des Geistes**) und Herzens, persönlicher Liebreiz, herablassende Güte, wahre Engelsmilde, unbegrenzte Wohlthätigkeit und fürstliche Munificenz, innigste Gattenliebe und Zärtlichkeit (ihre Ehe durfte in dieser Hinsicht als unnachahmliches Vorbild gelten und galt auch dafür) — einen Frauencharakter mit unvergänglicher Schönheit schmücken, und diese weiblichen Vorzüge überdieß Verstandesschärfe, ruhige Besonnenheit und fast männliche Entschiedenheit, gepaart mit praktischem Sinne, nicht ausschließen; so besaß Fürstin Erneſtine diese Eigenschaften in unbestreitbarem

*) Diese fand auf Grund der päpstlichen und großmeisterlichen Dispens statt, als Adolf noch dem Johanniterorden angehörte, aus dem er erst 1649 definitiv schied.

**) Haimb („Schwarzenberga Gloriosa") nennt sie „die hohe Beschützerin, eine zweite Pallas der Gelehrtenrepublik." Von ihrer liter. Beschäftigung zeugt die noch vorhandne eigenhändige Uebersetzung der auserlesenen Briefe Seneka's.

Grade. Sie war die echte Tochter Johann Adolf's. Ihr Gemahl, Sohn des Fürsten Johann Anton von Eggenberg und einer Brandenburg'schen Princessin, (Graf Adam hatte auf diese Familienverbindung Einfluß genommen,) Enkel jenes berühmten Ulrich von Eggenberg, der seiner Zeit „das Herz des Kaisers" genannt worden, (1623 in den Fürstenstand, 1628 als Besitzer von Krummau zur Herzogswürde erhoben,) hatte mit seinem Bruder Johann Seifried den Besitz der väterlichen Allodialherrschaften in den Oesterr. Erbstaaten (Böhmen, Ober- und Nieder-Oesterreich, Steyermark und Krain) getheilt*) und als seinen Antheil das Herzogthum Krummau und die übrigen Besitzungen in den drei erstgenannten Erbländern erhalten (1665, definitiv 1672). Er residirte zu Krummau und lebte an der Seite seiner vortrefflichen Gemahlin schöne Tage einer glücklichen, leider aber kinderlosen Ehe. Dem Familienvertrage zufolge zur freien Disposition über seine Güter berechtigt, ernannte er in seinem Testamente v. J. 1696 und laut Codizill v. J. 1710 zur Universalerbin seines gesammten Vermögens und lebenslänglichen Nutznießerin des Herzogthum's Krummau sammt Appertinentien, dann anderer Allode, seine Gemahlin, nach deren Hintritte aber zu Nachfolgern in den letztgenannten Besitzungen seines Bruders Sohn, Johann Anton II. und dessen männliche Nachkommenschaft, für den Fall aber des gänzlichen Erlöschens des Eggenberg'schen Mannsstammes vor seiner Gemahlin, deren Neffen Adam Franz Fürsten zu Schwarzenberg. Da dieser problematische Fall wirklich 1717 eintrat, so succedirte Adam Franz, von seiner Tante zum Universalerben ernannt, nach dem Hinscheiden derselben 1719 auf vollkommen rechtmäßige Weise im Herzogthume Krummau. Auf diese Art kam dasselbe an das Fürstenhaus Schwarzenberg nebst anderen bedeutenden Adneren und zwar „ratione fideicommissariae substitutionis." Bei

*) Nicht mit einbegriffen in die ursprüngliche Theilung waren die Fideikommißherrschaft Ehrenhausen, die Erbmarschallamtsgüter in Nieder- und Oberösterreich und die seit 1647 den Eggenbergen mit Heimfallsrecht an das Erzhaus Oesterreich gehörende gefürstete reichsunmittelbare Grafschaft Gradiska.

der Vermählung Erneſtinens 1666 konnte zwar Johann Adolf dieſe im Schooße der Zukunft verhüllten Eventualitäten nicht vorausſehen (er hatte übrigens bereits auf den erſten Eggenberg'ſchen Theilungsvertrag, 1665, conſultativen Einfluß genommen); aber gleichwohl leitete ihn bei dieſer für ſein Haus ſo folgenwichtig gewordenen Familienverbindung eine richtige Anſchauung, vielleicht eine innere Stimme, und hätte Erneſtine ſich eines Kinderſegens zu erfreuen gehabt, ſo trügen wenigſtens Schwarzenberg'ſche Abkömmlinge den Herzogshut von Krummau. Indeſſen, es kam noch beſſer und Johann Adolf's Enkel ſollten für ſchwere Verluſte aus früherer Zeit durch des Himmels Fügung reichliche Entſchädigung finden.

Eben im Begriffe ſich zur Rathsſitzung im kaiſ. Luſtſchloſſe Larenburg zu begeben, wurde dieſer mit Recht gefeierte Ahnherr des Fürſtenhauſes am 26. May 1683 plötzlich vom Tode ereilt und es blieb ihm erſpart, die Schrecken der Belagerung Wiens durch die Türken im ſelben Jahre mit zu erleben. Er ſtarb im Berufe und mitten im Wirken wie ſein ſpäter Urenkel, Fürſt Felix zu Schwarzenberg. Sein Andenken bleibt im Segen. Die Trauer um ſeinen Verluſt war eine allgemeine und tiefgefühlte. Von ſeinen Zeitgenoſſen erhielt er die ehrenden Beinamen: „Cato in foro, Cicero in rostris, Fabius in armis, providus patriae, prodigus sui;" das ſchönſte Zeugniß, das die Welt einem Staatsmanne und öffentlichen Charakter zu geben vermag. Eine gleichzeitige Parentation (von Georg Andreas Störinger) feiert ſein Andenken mit den Epitheten: „Meine hohe Eiche;" das „große Licht;" wie Origenes im Schreiben demantfeſt, wie Aurelius der Römer Lebensfriſt; Feind der Müſſiggänger wie Antoninus; in der Gedächtnißkraft ein Erbe Hadrian's. Er hat wie Trajan die gelehrte Welt geliebt; Plinius ſollte ſein Grabmahl ſchreiben; ein Plutarch betrübt um ihn ſein. Er war des Kaiſer's Jonathan, des Reichshofraths Sokrates, Seneka, des Unterthan's Ulpian, des Hofes Salomo." — So panegyriſch dieß auch klingt, ſo drückt ſich doch ein gerechter Schmerz in dieſen bezeichnenden Sätzen aus.

Es bedurfte keines Plinius, um ſein Epitaph zu ſchreiben. Er kam ihm zuvor, indem er, eben ſo groß als beſcheiden noch im Tode, ſelbſt ſchrieb:

„Siste viator et lege! Joannes Adolphus, S. R. I. Princeps a Schwarzenberg, Divo Caesari Leopoldo a cubiculo et arcano consilio, supremi imperialis in aula dicasterii praeses, eques aurei velleris. Certus mori, incertus quando, fidens Deo, diffidens mundo, praesentia spernens, futura sperans, huic tumulo, exiliique urnae magnorum nominum tenues reliquias, leve foenum — folium — nihil, olim tamen resumendum depositum intulit. Anno 1683, die 26 Maji. —

(„Wanderer, ſteh' ſtill und lies! Johann Adolf des h. R. R. Fürſt zu Schwarzenberg, des glorreichen Kaiſer's Leopold geh. Rath und Kämmerer, Reichshofraths-Präſident, Ritter des goldenen Vließes. Des Sterbens gewiß, aber unbekannt mit der Todesſtunde, Gott vertrauend, aber der Welt mißtrauend, das Irdiſche verſchmähend, ein Jenſeits hoffend: übergab er dieſem Grabeshügel, dieſer engen Urne hoher Titel winzige Ueberreſte — leichtverwehende Spreu — ein Blättchen nur — ein Nichts — einſt aber wiedererſtehend — zur Ruhe.")

Dieſen, die ganze Lebensanſchauung des Verewigten bezeichnend ausſprechenden Zeilen fügte eine andere Hand folgende nicht minder treffende Worte hinzu:

„Quae legisti huic incisa marmori, qui hic situs est, scripsit. Metire ex paucis lineis magnum animum, mirére in magna fortuna mortis memoriam, disce eruditionem ex principe, virtutem ab aulico, bene praecare tantae virtuti, abi et plaude!" (Die Marmorinſchrift, die Du hier geleſen: der hier ruht, er hat ſie ſelbſt geſchrieben. Ermeſſe an dieſen wenigen Zeilen ſeine Seelengröße, des Todes Eingedenkſein mitten in Glückesfülle, lerne Weisheit von einem Fürſten, Tugend von einem Hofmanne, ſegne ſolch' eine Tugend, geh' hin und lobpreiſe!") —

Den beſten Commentar zu dieſem Epitaph liefert wohl das

ganze Leben des Fürſten, dem wir dieſe ausführliche Schilderung aus mehrfachen Gründen ſchuldig zu ſein glaubten. Iſt doch Johann Adolf der zweite Stammvater des Hauſes! Von ihm gilt wohl zu ſagen: „Per aspera ad astra!“ Aber er hatte ſich, die aufrechten Pfähle ſeines Familienwappens ſinnig deutend, für den Wahlſpruch entſchieden: „Nil nisi rectum!“ Und das iſt auch das Motto ſeiner Nachkommenſchaft geblieben.

Er ruht in der von ihm geſtifteten Familiengruft (letztere ſeit den Joſefiniſchen Zeiten aufgehoben) bei den P. P. Auguſtinern in Wien. Seine Gemahlin war ihm 1681 vorgeſtorben. —

Ferdinand Wilhelm Euſeb, das nunmehrige fürſtliche Oberhaupt des Hauſes, war, wie ſeine Schweſter Erneſtine, zu Brüſſel geboren (1652), wo er auch die erſten Jahre ſeines Lebens zubrachte. Große Hoffnungen ruhten auf dieſem fürſtlichen Jünglinge, und er hat ſie auch auf ausgezeichnete Weiſe gerechtfertigt. Er hätte nicht der wohlbegabte, trefflich geleitete*) und vielſeitig ausgebildete Sohn eines ſo vortrefflichen Vaters ſein müſſen, um ſie nicht zur Erfüllung zu bringen. Ueberdieß ward ihm durch die wahrhaft weiſen, die fernſte Zukunft ſeines Hauſes in's Auge faſſenden teſtamentariſchen Weiſungen Johann Adolf's eine ſo ſichere Richtung vorgezeichnet, daß er dieſelbe um ſo weniger verfehlen konnte, als ihn eine tiefe Pietät gegen das Andenken des Verewigten beſeelte, den er nie anders als den „Auguſtus“ („Mehrer“ im wahrhaft fürſtlichen Sinne des Wortes) ſeines Hauſes nannte. Mehrjährige Bildungsreiſen, ernſte Studien zu Beſançon, Rom und Prag in allen philoſophiſchen Disciplinen und in ſämmtlichen Zweigen des Rechtes (mehrere Manuſcriptfolianten von der Hand

*) Kein unrichtig angewandtes Wort, wenn man weiß, daß Johann Adolf den Lehrern und Erziehern ſeines Sohnes zur Aufgabe machte, bei dem Letzteren dahin zu wirken, daß er ſei: „amans recti, affabilis, misericors erga inferiores, magnanimus et cautus, liberalis, at non profusus.“ („Rechtsliebend, zugänglich, theilnehmend gegen Untergeordnete, hochherzig und vorſichtig, freigebig, aber nicht verſchwenderiſch.“)

des Fürſten ſind ſprechende Zeugen großer Lernbegierde und eiſernen Fleißes), nicht minder mathematiſche, ſelbſt die Kriegswiſſenſchaften umfaſſende Studien bereiteten den Eintritt des jungen Mannes in die große Welt und deſſen künftige Laufbahn vor. Die Stellung des Vater's am kaiſ. Hofe begründete indeſſen bereits frühzeitig auch des Sohnes Verhältniß zu demſelben und feſſelten ihn nachgerade dauernd an den letzteren. Schon im 16. Jahre zum kaiſ. Kämmerer ernannt (1668), fungirte er 10 Jahre ſpäter bereits als Oberſtſtallmeiſter der verwitweten Kaiſerin Eleonore, die ihn hoch hielt. Kurz vorher erſcheint er als k. D. Regimentsrath im Herrenſtande und als wirklicher Hofrath im Reichshofrathe mit freiwilliger Dienſtleiſtung. Das verhängnißvolle Jahr 1683 erwarb ihm die geheime Rathswürde, eine unter den Auszeichnungen, die der nach glücklich überſtandener Türkenbelagerung Wiens hierher zurückkehrende Kaiſer den verdienteſten Staatsmännern zu Theil werden ließ. Ferdinand hatte es bis zu dieſem Augenblicke nicht verſäumt, zum Theile noch unter den Augen ſeines erhabenen Vaters, ſich unverwelkliche Lorbeeren zu pflücken. Als die Peſt, damals noch die furchtbare Geiſel der europäiſchen Menſchheit, in den Jahren 1679 und 1680 von Ungarn aus in Wien eingedrungen und auf entſetzliche Weiſe gehauſt (vom Jänner bis November 1680 waren derſelben 122,000 Menſchen erlegen); als der kaiſ. Hof, der Adel und Alles, was zu flüchten vermochte, die Stätte des Jammers floh; war es Ferdinand zu Schwarzenberg, der in Wien zurückblieb, der augenſcheinlichſten Gefahr trotzend und der ſchwer heimgeſuchten Stadt „in der milden Glorie eines wohlthätigen Schutzgeiſtes leuchtend." In der allgemeinen Auflöſung der geſellſchaftlichen Bande erfaßte er mit männlicher und glaubensſtarker Hand das verlaſſene Steuerruder und handhabte, an der Spitze der Regierung, die vorgeſchriebene Peſtinſtruktion. Ueberall war er, auf den öffentlichen Straßen und Plätzen, in den Lazarethen, ſelbſt bis in die Hütten der Armuth dringend, überall half, rettete, ſpendete, ermunterte und ſtrafte er (die plündernden Räuber in den Wohnungen des Todes), bis der grauenhafte Würgengel überwältigt floh.

Fürſt Ferdinand hat ſich in den Annalen Wiens durch dieſe hochherzige, lebhaft an Carolus Boromäus erinnernde Selbſtaufopferung ein unauslöſchliches Andenken gegründet,*) und eine That, wie dieſe, wiegt Heldenthaten auf. Auch aus der Zeit der Türkenbelagerung tönt ſein Namen gefeiert herüber. „In der größten Angſt und Noth halfen Fürſt Ferdinand zu Schwarzenberg, der Helfer in der Peſtzeit, und Graf Szechenyi, Fürſtprimas von Ungarn, mit ſo fürſtlicher Freigebigkeit, daß es zum Sprüchworte wurde, ſie hätten Wien ebenſo durch Gold erhalten, wie der berühmte Starhemberg durch Waffen.“ Solche Verdienſte verlieren auch nach Jahrhunderten nicht ihren Demantglanz. Uebrigens iſt es notoriſch, daß Ferdinand überdieß zur Führung des Türkenkrieges bedeutende Geldſubſidien vorgeſchoſſen, ſo wie er denn überhaupt für die Nöthen des Staates ſtets offene Hand und einen freigebigen Säckel hatte.**) Sein wärmſter Lobredner in dieſer Hinſicht, ſo wie der Schwarzenberg'ſchen Verdienſte im Allgemeinen, war daher niemand Geringerer, als der Kaiſer ſelbſt und die Verleihung des goldenen Vließes von Seite des Königs von Spanien (1688) war nur eine natürliche Folge dieſer rühmlichen Anpreiſung. Drei Jahre früher hatte er das kaiſ. Oberſthofmarſchallamt überkommen, 1692 aber jenes eines Oberſthofmeiſters der regierenden Kaiſerin Eleonora Magdalena Thereſia; eine Würde, die er bis an ſein Ende mit glänzenden Ehren bekleidete. Ueberhaupt hat er die ſchwere Kunſt verſtanden, fürſt-

*) Auch in neueren Geſchichtswerken wird jenes aufopfernden Wirkens mit dankbarem Rückblicke gedacht. So z. B. unter andern auch in dem Buche: „Wien und ſeine Landesfürſten.“ (Herausgegeben von der Mechitariſten-Congregation, Wien 1833.) Als im J. 1836 die Cholera Bayern's Hauptſtadt heimſuchte und König Ludwig in der Mitte der Seinen trotz der Gefahr auszuharren beſchloß, glaubte eine Münchner Volkszeitung, die „Bayer'ſche Landbötin,“ an das erhebende Beiſpiel Ferdinand's zu Schwarzenberg rühmend erinnern zu ſollen.

**) Die vom Fürſten Ferdinand für das allgemeine Beſte gebrachten Geldopfer betrugen hunderttauſende von Gulden. In einem vertraulichen Briefe an ſeinen Sohn und ſpäteren Nachfolger Adam Franz, worin er demſelben die inneren Verhältniſſe des fürſtl. Hauſes, an die Vergangenheit anknüpfend, entwickelt, berührt er auch mit ziffermäßigen Angaben dieſen intereſſanten Punkt.

liche Munificenz und standesmäßigen Aufwand mit weiser Sparsamkeit zu vereinigen; ein Resultat seines eigenen richtigen Taktes und der goldenen Lehren und Anordnungen seines unvergleichlichen Vater's. Nur so war er im Stande, nicht nur die großen Ausgaben eines fürstlichen Haushaltes zu bestreiten, sondern auch bedeutende Güteracquisitionen in den Oesterr. Erblanden (Böhmen und Steyermark) zu machen und reiche Summen als Opfer auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen. Zudem verewigen viele Andenken der edelsten Wohlthätigkeit, Spitalstiftungen und religiöse Institutionen (u. A. auch eine kath. Mission) seinen Namen, indem sie ihn zugleich als treuesten Sohn der Kirche charakterisiren, als den er sich überhaupt durch ein ganz makelloses Leben bewährte. Im Punkte der Frömmigkeit und Religiosität konnte er nur durch seine Gemahlin Maria Anna, geb. Gräfin von Sulz, Landgräfin von Kleggau, (verm. 1674) übertroffen werden. Ihr reines Bild leuchtet in der Familiengeschichte im milden Glanze der innigsten Gatten- und Mutterliebe, in der hellen Glorie einer unübertroffenen Pietät. Das bestätigen noch vorhandene schriftliche Denkmahle, *) und dafür spricht selbst das glänzende Zeugniß des kais. Hofes, wo sie als Muster der erhabensten Frömmigkeit galt. Es hieß dort von ihr: „daß sie von Keiner ihres Geschlechtes an Religiosität übertroffen werde, und daß selbst diejenigen Frauen am Hofe, die als Exempel der Gottseligkeit geachtet werden, noch von ihr lernen könnten." Es ist dieß eine verbürgte Tradition. Maria Anna war die Tochter Johann Ludwig's, des letzten Grafen aus dem uralten und berühmten Hause der Grafen von Sulz, Landgrafen von Kleggau ꝛc., und Maria Elisabeths geb. Gräfin von Königsegg-Aulendorf. In Folge der vom Kaiser bestätigten Sulz'schen Primogenitur'sdisposition von 1676, welche die Landgrafschaft Kleggau in ein Reichserbkunkellehen verwandelte,

*) Unter Anderen ihr noch vorhandenes tägliches Abendgebet, das an Innigkeit des Gefuhls, an Schwung und Erhabenheit der Gedanken bei größter Einfachheit des Ausdrucks alle Andachtsmuster dieser Art übertrifft. —

wurde Maria Anna, als erſtgeborene Sulz'ſche Tochter, Erbin nicht nur dieſer alten Habsburgiſchen Beſitzung (an Sulz gebracht durch Urſula von Habsburg-Lauffenberg, Gemahlin Rudolf's von Sulz), ſondern auch der übrigen Sulz'ſchen Güter, durch ſie aber das fürſtl. Haus Schwarzenberg nachmaliger Beſitzer dieſer ſchönen Reichsterritorien. So kam auch das Erbhofrichteramt von Rothweil — dieſes uralte Sulz'ſche Prärogativ — (entweder ſchon ſeit Kaiſer Conrad III., dem Errichter desſelben, oder doch ſeit 1360 unter Rudolf v. Sulz, bei dieſem Hauſe)*) an die Fürſten zu Schwarzenberg, und die Söhne Ferdinand's, Adolf Ludwig und Adam Franz, wurden gleichzeitig mit demſelben belehnt, nach des Erſteren frühem Tode führte dann Adam Franz dieſen Titel allein. Nach dem Hinſcheiden ihres Vaters wurde Maria Anna 1688 in den erblichen Beſitz der Sulz'ſchen Stammgüter eingeführt, wozu noch 1697 laut kaiſ. Lehenbriefes der Blutbann von Thiengen durch Uebertragung vom Stifte Conſtanz an die Herrſchaft Thiengen in qualitate feudi promiscui kam. In Folge teſtamentariſcher Verfügung ſuccedirte Adam Franz (1698) ſeiner Mutter im Beſitze des Sulz'ſchen Erbes, das bis zum Jahre 1812 bei ſeinem fürſtl. Hauſe blieb, **) ohne daß die Fürſten zu Schwarzenberg deßhalb aufgehört hätten, den Namen „Grafen zu Sulz, gefürſtete Landgrafen zu Kleggau" zu führen, wozu ſie ſowohl zufolge kaiſ. Diploms v. J. 1688, als auch gemäß der dießfälligen, nach dem Verkaufe von Kleggau mit Baden getroffenen Uebereinkunft berechtigt ſind. In dem erſtgenannten Jahre (am 8. Februar) wurde nämlich der geſammten eheligen Deſcendenz des Fürſten Ferdinand die Bewil-

*) Demſelben Rudolf von Sulz, der der Habsburgiſchen Urſula Gemahl wurde. Er war ein Sohn Hermanns von Sulz und Margarethens Gräfin von Hohenberg. Jenes Reichstribunal war von Conrad III. für den Schwäbiſchen, Rheiniſchen ꝛc. Kreis creirt worden. Der jeweilige Erbhofrichter hatte das Recht, aus dem Grafen- und Herrenſtande einen Vicehofrichter zu beſtellen.

**) In dieſem Jahre wurden die Landgrafſchaft Kleggau (Klettgau), dann die Herrſchaften Riegel, Forchheim und Schellingen, oder Lichtenegg, an den Badenſchen Hof verkauft. Die Veränderungen der ehemaligen reichsunmittelbaren Verhältniſſe des fürſtl. Hauſes waren der nächſte Antrieb zu dieſer Alienation.

ligung zur Führung der obigen Namen ertheilt und die Vereinigung des Schwarzenberg'schen Familienwappens mit dem uralten Sulz'schen verfügt, somit aber die Fortdauer des letzteren garantirt. Seit dieser Zeit prangen im Schwarzenberg'schen Wappenschilde die drei rubinfarbenen Zinken im zweiten silbernen Felde (von den fränkischen Herzogen herrührend), der brennende, ursprünglich freiherrl. Brandisische, schwarze, dreiästige Querbalken, gleichfalls im silbernen Felde, und im getheilten Herzschilde neben dem dreihügeligen schwarzen Berge mit silbernem Thurme (Schwarzenberg bedeutend) die drei goldenen Korngarben der Landgrafschaft Kleggau im blauen Felde. Ueber dem ersten Turnierhelm aber blinkt die weiße bischöfliche Imfel mit drei rothen Spitzen, als Erinnerungszeichen der Statthalterschaft eines Sulz zu Jerusalem unter dem Kaiser Heraklius. Die Schwierigkeiten wegen Einführung in das Fürstencollegium rücksichtl. Kleggau's wurden bald, nämlich schon 1696, beseitigt, in welchem Jahre das fürstliche Haus auf der weltlichen Fürstenbank im Schwäbischen Kreise Sitz und Stimme erhielt. Ein hartnäckiger Streit hatte sich aber mit den Cognaten des Sulz'schen Hauses und mehreren verschwägerten Familien (Montfort, Manderscheid-Gerolstein- und Blankenheim, Khun und Zeyl und mit der Fürstin-Äbtissin von Buchau) wegen des Sulz'schen Erbes entsponnen, der lange Jahre währte und durch verschiedene Instanzen ging, endlich aber zu Gunsten des fürstl. Hauses entschieden wurde.

Zu dieser ansehnlichen Erweiterung der Reichsbesitzungen kamen nun aber auch noch beträchtliche Güterkäufe des Fürsten Ferdinand in Böhmen und in der Steyermark (unter den ersteren die schöne Herrschaft Postelberg in damaliger Schätzung um 600,000 fl.), dann die Acquisition des heutigen Schwarzenberg'schen Palastes am Neumarkte in Wien; lauter sprechende Zeugnisse für das musterhafte Hausregiment dieses Fürsten. Nur ein so exakter Haushälter wie er konnte sich in einem interessanten Rechenschaftsberichte über seine 20jährige Regierung rühmen: den von seinem Vater — „dem der unsterbliche Ruhm eines sorgfältigen und treuen Patris familias ge-

bührt" — überkommenen Vermögensstand von 1,733,029 fl. (nach Abzug bestrittener Auslagen effektive von 976,213 fl.) binnen 19 Jahren 7 Monaten auf 3,170,399 fl. gebracht, also um 2,149,186 fl. vermehrt zu haben, „ungeachtet der höchst beschwerlichen theuern Zeiten und der aus eigenem Säckel sich auf ein Immensum extendirenden Extraordinari-Kriegsgaben."*) — Mahnend verweist er seine Nachkommen auf das väterliche und großväterliche Exempel und ruft denselben zu: „Es sei nicht genug, daß der Regent einer fürstlichen Familie herrlich und standesmäßig lebe und der ererbten Güter genieße, sondern er müsse auch die seinen Händen anvertraute Verlassenschaft durch gute Wege und Mittel erweitern und auf eine discrete Oekonomie denken." In dem kurz vor seinem Hintritte zu Stande gebrachten Fideikommißstatut, in welchem bereits für eine allenfällige Sekundogenitur vorgesehen worden, hat er sich neuerdings als der echte Sohn seines weisen und wahrhaft patriarchalisch denkenden Vaters erwiesen. Alle möglichen Eventualitäten berücksichtigend und klug erwägend, ist dieses Denkmahl väterlicher Sorgfalt das eigentliche Fundamentalgesetz des Hauses. War Johann Adolf der neue Gründer des letzteren, so ward Fürst Ferdinand dessen Befestiger auf lange hinaus und dessen Erhalter. Er überlebte seine Gemahlin († 1698) nur bis zum 22. Oktober 1703. Von 10 Kindern überdauerten ihn der einzige Sohn Adam Franz Carl, (der Erstgeborne Johann Adolf Ludwig Anton Euseb, geb. 11. Apr. 1676, starb als Kämmerer des nachmaligen Kaisers Josef I., damals Königs von Ungarn, 1690) und 4 Töchter: Maria Franziska Justina (geb. 1677 † 1737), vermählt mit dem Feldmarschall Egon Land-

*) Man darf nicht vergessen, in welch' schlimmen Zeiten Fürst Ferdinand lebte: der erst 1699 endende Türkenkrieg, die Franzosenkriege vor dem Ryswicker Frieden, und endlich der ausbrechende spanische Successions- und große nordische Krieg! — Bemerken wollen wir auch bei dieser Gelegenheit, daß Fürst Ferdinand während dieser ganzen bewegten Periode mit den hervorragendsten Staatsmännern, Gesandten, Feldherren und den höchsten Würdenträgern der Kirche im ausgebreiteten Briefwechsel stand. —

grafen v. Fürſtenberg-Stühlingen; Maria Anna Philippine, geb. 23. Novbr. 1683, Gemahlin des Grafen Franz Carl von Kolowrat-Liebſteinſky; Maria Johanna Louiſe, geb. 16. Dezbr. 1689, † 1739, verm. mit Ferdinand Auguſt Fürſten zu Lobkowitz, Herzog zu Sagan, und Maria Johanna Rothburga, geb. 1692, Gemahlin des Grafen Franz Leopold von Sternberg, Statthalters in Prag. Wir begegnen hier wieder Ehen, wie ſie in den erſten Zeiten des Schwarzenberg'ſchen Hauſes geſchloſſen worden.

Hätte Fürſt Ferdinand kein anderes Andenken ſeiner Geſinnungen und ſeines hausväterlichen Waltens hinterlaſſen, als jene fideikommiſſariſchen Dispoſitionen und ſeine „Paterna monita" an den hoffnungsvollen Sohn, und lägen nur die vielfältigen, einen tiefen Einblick in ſeine Lebensanſchauungsweiſe geſtattenden Proben ſeiner außerordentlichen, bis in's kleinſte Detail eindringenden Sorgfalt um die geiſtige und moraliſche Bildung und Entwickelung ſeines Erben und Nachfolgers vor; ſo könnte man nicht umhin, wenigſtens den hochachtbarſten Privatmann in ihm zu verehren. Wie bei ihm ſelbſt, beruhten auch auf Adam Franz die Hoffnungen des Hauſes und die glänzende Nativität, die ihm geſtellt worden, durfte die Zukunft nicht Lügen ſtrafen. Auch ſollte der verhängnißvolle Augenblick, in welchem Adam Franz am 25. Septbr. 1680 zu Linz, wohin ſeine Mutter mit dem kaiſ. Hofe wegen der in Wien wüthenden Peſt geflüchtet war, das Licht des Lebens erblickte, keine trübe Vorbedeutung haben, es wäre denn, man wollte ihn mit dem ſchmerzlichen und ungeahnten Ende dieſes Fürſten in eine gewiſſe fataliſtiſche Verbindung bringen. Als künftiger Regent eines ſo hochſtehenden Hauſes und Herr nicht nur ausgedehnter Beſitzungen, ſondern auch zahlreicher Diener, als Standesgenoſſe des höchſten, durch Reichthum, Geiſt, ſchimmernden Aufwand und durch ein ausgeſuchtes Raffinement conventioneller Formen glänzenden Adels, überdieß für eine eminente Carrière am kaiſ. Hofe beſtimmt, durfte der einzige Sohn des Hauſes keines jener Bildungselemente entbehren, die den Begriff eines echten Cavalier's vollendeten, „denn" — ſo lautete der väterliche

Wunsch — „Adam Franz sollte es nicht nur den ausgezeichnetsten seiner Standesgenossen gleich-, sondern wo möglich zuvorthun." Ein feuriges Temperament, leichte und schnelle Auffassung und eine für alles Große und Schöne empfängliche Seele in einem fein organisirten Körper erleichterten diese Aufgabe, die unter äußerst umsichtiger Leitung des Vaters auf mehrjährigen Reisen durch die damaligen Culturländer Europa's und durch sorgfältig überwachte Studien in Prag, Augers, Paris und Rom glücklich gelöst worden. Ausgerüstet mit positiven Fachkenntnissen, vielseitiger Sprachenkunde und früh eingeweiht in die Mysterien der Politik ging Adam Franz seiner künftigen Bestimmung entgegen. Eine dankenswerthe Frucht seiner Reisen, nicht minder als seines offenen Auges und sensibeln Gemüthes war seine früh erwachte Kunstliebe, die, verbunden mit einer edlen Achtung vor den Wissenschaften, nachmals viele schöne Blüthen trieb. In beiden Beziehungen hat er seiner Nachkommenschaft die sprechendsten Denkmahle hinterlassen, insbesondere eine durch ihn geschaffene Gemäldegallerie — den Hamiltonsaal im Frauenberger Jagdschlosse — bestehend aus einer reichen Sammlung von in seinem Auftrage gemahlten, äußerst werthvollen Thier-, Jagd- und Hetzstücken, ausgeführt von dem berühmten Thiermahler J. G. Hamilton,*) den er auf seinen Böhmischen Schlössern jahrelang beschäftigte; zudem die Gemählde von der kunstreichen Hand des vielseitig gebildeten Daniel Gran, Mahlers und zugleich fürstl. Gartendirektor's, durch den er sein neues Gartenpalais am Rennwege in Wien

*) Wir finden Johann Georg von Hamilton, einen der beiden berühmten Brüder und späteren kais. Hofkammermahler, von 1706—1718 ausschließlich für die Jagd-Galerie des Fürsten Adam Franz beschäftigt, und erhalten durch dessen während dieser Periode geschriebenen Briefe einen interessanten Einblick in dessen ziemlich vereinsamtes, aber sehr emsiges Künstlerleben. Zahlreiche Werke seiner Meisterhand schmücken den großen Saal des fürstl. Jagdschlosses zu Frauenberg in Böhmen (erbaut von Adam Franz); desselben, wo sich auch gegenwärtig ein reichhaltiges Forstmuseum mit den auserlesensten Musterstücken der böhmischen Fauna und eine Forstbibliothek — beide eine Schöpfung des jetzt regierenden Fürsten Johann Adolf z. S. — befinden. —

künstlerisch ausschmücken ließ und dessen ingenieuser Geist die Wasserkünste im dortigen Garten durch eine sinnreich erfundene Dampfmaschine trieb; dann die Schöpfung dieses schönen Sommerpalastes selbst (ein Werk Fischers von Erlach, des Erbauer's der Karlskirche in Wien), zudem die vielen geschmackvollen und großartigen Schloß- und ökonom. Bauten auf den böhmischen Besitzungen, entworfen und ausgeführt von ital. Architekten; endlich die bedeutende Bereicherung der fürstlichen, seitdem auf mehr als 40,000 Bände angewachsenen Bibliothek. Jedenfalls gehört Adam Franz, sowohl dem Gesagten zufolge, als auch rücksichtlich der energischen Leitung seiner Regierungs-, Haus- und Familienangelegenheiten, die ihn als einen kraftvollen Erhalter und Vermehrer des überkommenen väterlichen Erbes charakterisirt, dann durch seine Stellung bei Hofe und die besondere Gunst, deren er sich namentlich von Seite Kaiser's Carl VI. zu erfreuen hatte, so wie durch sein imponirendes, wahrhaft fürstliches Auftreten, ohne eine weise Sparsamkeit am rechten Orte aus den Augen zu lassen, zu den glänzenden Repräsentanten seines Hauses. Auch sein Leben fiel in kritische, Opfer heischende Zeitläufte, aber er wußte durch ein kluges Regime und eine musterhaft geregelte Geschäftsführung die Schäden auszugleichen und den Ausfall zu decken, ohne genöthigt zu sein, den fürstl. Aufwand seines Hauses zu beschränken. Ein besonderes Verdienst hat er sich um das letztere theils durch energische Förderung mehrerer großen schwebenden Familienprocesse, theils durch glückliche Beendigung derselben erworben, hierunter namentlich durch die rasche Durchführung des Krummauer Successionsprocesses mit den Gräfinnen von Leslie, geb. Fürstinnen von Eggenberg, als Erbsprätendentinnen nach dem Erlöschen des Eggenberg'schen Mannsstammes und in Folge der Einführung des Fürsten Adam Franz als eventuellen Erben nach dem Tode seiner Tante Maria Ernestine Fürstin von Eggenberg in den Besitz von Krummau und anderer Eggenberg'schen Güter (1719).*) Hun-

*) Dieser Erbfolgestreit wurde durch Finalsentenz vom 22. December 1727

dert Jahre nach der Erhebung der Eggenberge in den Fürstenstand und fast ebenso viel nach jener der einst rosenberg'schen, später königl. Herrschaft Krummau zum Herzogthume, nämlich 1723, während der Krönungsfeierlichkeiten zu Prag, erfolgte die neuerliche Erhebung Krummau's zum Herzogthume mit der Bestimmung, daß der jeweilige effektive Allodialbesitzer von Krummau aus dem Hause Schwarzenberg den Herzogstitel mit den damit verbundenen Vorrechten (laut böhm. Landesordnung) zu führen habe. So ward denn Adam Franz der erste Herzog von Krummau aus der Familie Schwarzenberg und der Lüstre der letzteren gewann dadurch an neuem Glanze. Zu diesem großartigen Erbe und seinen übrigen böhm. Besitzungen fügte aber Adam Franz noch eine Reihe von Güter- und Herrschaftsacquisitionen in demselben Lande, eingedenk der Verpflichtung, für die Vergrößerung und Machtentwickelung seines Hauses zu sorgen. Den Planen seines Vaters zufolge hätte die letztere durch möglichste Gebietserweiterung im Reiche stattfinden sollen, wozu allerdings die Verbindung des Sohnes mit einer reichen Erbin aus einer reichsunmittelbaren Familie hätte die beste Gelgenheit bieten können (Ferdinand hielt sich in dieser Beziehung Oesterreichs Wahlspruch: „Tu autem, felix Austria, nube!" gegenwärtig); aber dazwischen tretende Umstände gaben diesen Wünschen eine veränderte Richtung und Adam Franz entschied sich (1701) für die Princessin Amalia Eleonora von Lobkowitz, Tochter seines nachmaligen Schwagers Ferdinand August Leopold Fürsten zu Lobkowitz, Herzogs zu Sagan, und Maria Anna's, geb. Markgräfin von Baden, eine der liebenswürdigsten, geistvollsten und unstreitig auch schönsten Damen ihrer Zeit.

---

auch in Revisorio geschlossen. Einer irrthümlichen Auffassung des wahren Sachverhaltes in einem Artikel der „Allg. Encyklopädie von Erich und Gruber," Th. 31, 1838, ist in neuerer Zeit H. Josef Kutschera, fürstl. Schwarzenberg'scher Wirthschaftsinspektor in Krummau, einer der verdientesten Beamten des Fürstenhauses und wohlunterrichteter Mann, mit authentischen Daten in der Brochüre: „Zur Geschichte der Fürsten von Eggenberg," Wien, bei Carl Gerold, 1844, entgegengetreten. S. dortselbst. —

Durch eine eigenthümliche Fügung des Geschicks wurde Adam Franz's Schwester, Maria Anna Elisabeth Louise, seit 1706 Gemahlin jenes Fürsten von Lobkowitz, Stiefmutter ihrer eigenen Schwägerin, und Adam Franz Schwiegersohn seines Schwager's. Eine Tochter, Maria Anna, seit 1721 Gemahlin des regierenden Markgrafen Ludwig Georg Wilhelm von Baden-Baden, ward dem fürstl. Paare 1706 geboren, aber der heißersehnte männliche Erbe erst 16 Jahre später, wie es scheint als Segensgeschenk andachtsvoller Gelübde. Es war dieß Josef Adam (geb. 1722), der nachmalige Stammerbe.

Wie seine Vorältern war auch Adam Franz ein Liebling und persönlicher Freund seines Kaiser's, so wie als feiner und würdevoller Hofmann, zudem Prototyp eines vollendeten Cavalier's, eine der Zierden des kais. Hofes. Bereits seit 1694 kais. Kämmerer, 1700 Hofrath, 1711 kais. Oberst-Hofmarschall, später auch Oberststallmeister, 1713 wirklicher geh. Rath (nach Anderen geh. Staatsminister K. Carl VI.), überdieß seit 1712 mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt, nahm Adam Franz eine Stellung am kais. Hofe ein, die ihm ein hohes Ansehen sicherte und den Antecedentien seines vielverdienten Hauses angemessen war. Gelegenheitlich der Vermählung seiner Tochter Maria Anna mit dem Markgrafen von Baden wurde ihm die Auszeichnung zu Theil, den Letzteren im Namen des Kaiser's und als Stellvertreter desselben zum Ritter des goldenen Vließes zu schlagen. — Stets an des Kaisers Seite, war er auch — wie dieser ein leidenschaftlicher Freund der hohen Jagd*) —

*) Davon zeugen die vielen Jagdtrophäen — eine kostbare Sammlung von Hirschgeweihen im Jagdschlosse zu Frauenberg. Bezeichnend für jene Zeit ist auch die Existenz der hochadeligen Gesellschaft der „Diana cacciatrice" („Dianenerden"), deren Mitglied auch Adam Franz war und deren Statuten die Jagd für eine noble Beschäftigung erklärten, die Pflege derselben nach allen Regeln der Waidmannskunst zur Pflicht machend. Auch die Fürstin Eleonore Amalie theilte das Jagdvergnügen ihres Gemahls und schrieb mit heiterer Laune in ein Jagdgedenkbuch:

„Wer seyn will von Unlust frei, der thu sich mit Diana üben;
Ich lieb die edle Jägerei; drum kann mich nichts betrüben."

Aber sie sollte leider dennoch, und gerade durch die „edle Jägerei," tief betrübt werden.

dessen Gefährte auf jener unglücklichen Hirschjagd bei Brandeis in Böhmen (nicht wie Herr Dr. Vehse meint, auf einer der Frauenberger Jagden) am 10. Juni 1732, die sein plötzliches und trauriges Ende herbeiführte. Dort war es, wo er, verhängnißvoll genug, durch einen auffspringenden Hirschen in die Schußlinie des Kaisers gerieth und zu Tode getroffen wurde. Er verschied am Morgen des folgenden Tages. Ebenso groß als die Trauer des fürstl. Hauses, war die schmerzliche Bestürzung des Kaiser's, der in Adam Franz „einen seiner treuesten Diener und Vasallen" verloren. Tagelang nach diesem unglücklichen Ereignisse in sein Cabinet eingeschlossen, ließ er Niemand vor sich kommen und ward nicht wieder heiter. Durch unmittelbare Einflußnahme auf die vormundschaftlichen Geschäfte und die Erziehung des verwaisten 10jährigen Erbprinzen Josef Adam beschloß er Vaterstelle bei diesem zu vertreten, und um die Trauer der tiefgebeugten Fürstin-Witwe „durch einen außerordentlichen Akt kaiserl. Huld zu mildern," ließ er — ein unerhörtes Ereigniß in der Geschichte des goldenen Vließordens! — die fürstliche Waise durch eine eigens deputirte kais. Commission mit derselben Ordenskolane schmücken, die der verblichene Vater am Frankfurter Kaiserkrönungstage aus des Kaisers Händen empfangen.

Adam Franz starb mit wahrhaft christlicher Ergebung in Gottes Rathschlüsse. „Stets sei es seine Schuldigkeit gewesen, für den Kaiser sein Leben hinzugeben"; dieß waren die rechtfertigenden Worte in Bezug auf die unfreiwillige That des Kaiser's. Sein Leben lang hatte er eine wahrhaft ungeheuchelte Frömmigkeit und den eifrigsten Katholizismus an den Tag gelegt und durch zahlreiche Akte der Wohlthätigkeit und Großmuth, durch Stiftungen, Kirchen- und Klösterfundationen, Gelübde und Geschenke der Pietät bethätigt, eingedenk der testamentarischen Verordnung seines Vaters: die humanen Stiftungen des fürstl. Hauses zu erhalten und zu vermehren.

Mit treuester Hingebung und aufopfernder Mutterliebe erfüllte die Fürstin-Witwe bis an ihr Ende, 1741, die Pflichten der Vormünderin, und mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit, aber auch mit männ-

licher Kraft und Besonnenheit leitete sie die großartige Administration der fürstlichen Besitzungen. Geschmückt mit Anmuth und echter Frauenwürde, war sie zugleich ein schönes Vorbild der christlichen Demuth. „Hier ruht die arme Sünderin Eleonore; betet für sie!" so ließ sie auf das Grabdenkmahl schreiben, das ihr die Pietät des Sohnes errichtete.

Im neunzehnten Lebensjahre trat Fürst Josef Adam die Regierung seines Hauses und die Verwaltung seiner ausgedehnten Besitzungen an. Der Beginn dieser neuen Periode fällt mit dem Regierungsantritte der großen und unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia zusammen. Bedrängnißvolle Zeiten waren über Oesterreich hereingebrochen, der böse Successionskrieg mit seinem Trübsal und der nachträgliche siebenjährige Krieg schwangen ihre Geißel über dem Oesterreichschen Erbe trotz pragmatischer Sanktion und deren europäischen Garantien, und was der Krieg etwa verschont, richteten Mißwachs und Hungersnoth zu Grunde. Von allen diesen Uebeln und Drangsalen wurden die Schwarzenberg'schen Herrschaften, zumal jene in Böhmen, schwer heimgesucht und Fürst Josef Adam hatte große Mühe den bisherigen Wohlstand seines Hauses aufrecht zu erhalten. Es gelang zwar, aber nicht ohne bedeutende Opfer und langjährige Nachwehen. Nichtsdestoweniger behauptete er das fürstliche Dekorum und die alte Ehre seiner Familie; zur neuen Erprobung der angestammten Treue gegen das ehrwürdige Kaiserhaus gaben gerade die schlimmen Zeiten nur zu viele Gelegenheit. So finden wir denn auch den Fürsten die ganze Regierungsperiode Maria Theresia's hindurch im successiven Besitze all' der Ehren und Würden am kaiserl. Hofe wieder, die bereits von seinen Vorfahren bekleidet worden. Das goldene Vließ war ihm bereits in der Kindheit zugefallen, im blühenden Mannesalter gesellt sich hierzu die geh. Rathswürde (1753) und das Oberstthofmarschallamt, dem endlich jenes eines ersten Oberstthofmeisters (1776) folgt. Dabei fehlt es überdieß nicht an vielen persönlichen Auszeichnungen sowohl von Seite Maria Theresia's, als deren kais. Gemahls, so u. A. ein höchsteigener Be-

ſuch der Kaiſerin nach einer ſchweren Erkrankung des Fürſten, und ſonſtige Beweiſe kaiſ. Huld. Mit dieſen Zeichen der Achtung von Oben ſtehen vielfältige Darlegungen der Liebe und Anhänglichkeit von Unten im geraden Verhältniſſe, denn Fürſt Joſef iſt ein milder Herr ſeiner zahlreichen Diener und ein liebreicher, vorſorgender, wohlthätiger Gebieter ſeiner noch zahlreicheren Unterthanen. Auch die Kirche weiß ſeine Verdienſte um ſie zu rühmen, er baut Kirchen, ſpendet Liebeswerke, unterſtützt die ſtudirende Jugend, beſonders junge Theologen, und zeichnet die Prieſterſchaft bei allen Gelegenheiten aus und leuchtet mit warmer Andacht voran. Veranſtaltet er auf ſeinen Schlöſſern Feſte, ſo vergißt er auch des Bürgerſtandes nicht und zieht ihn an ſich heran. Große Gütererwerbungen zu machen, iſt ihm zwar nicht vergönnt; aber er erweitert und arrondirt dennoch ſeinen Böhmiſchen Beſitzſtand durch neue Ankäufe, und das iſt in ſo ſchweren Zeiten genug. Eine große Errungenſchaft verdanken ihm indeſſen dennoch ſeine Nachkommen: die 1746 erwirkte Ausdehnung der Fürſtenwürde auch auf die geſammte männliche und weibliche Deſcendenz ſeines Hauſes, während bis jetzt nur der Erſtgeborne des fürſtl. Ranges genoß. Ein anderer wichtiger Gewinn für das Geſammtintereſſe des Hauſes iſt die Umwandlung des Herzogthums Krummau in ein unveräußerliches, an die Primogenitur geknüpftes Allod. Durch Beides aber hat er ſich ein dankbares Andenken in der Geſchichte ſeiner Familie gegründet.

Fürſt Joſef Adam war ſeit 1741 mit Maria Thereſia, Tochter des Fürſten Joſef v. Liechtenſtein und der Maria Antonia Katharina, geb. Gräfin von Oettingen-Spielberg, vermählt, einer allverehrten Dame, die nach 12jähr. Ehe ſtarb, nachdem ſie ihm neun Kinder geboren.

Ueberlebt ward der Fürſt nur von ſeinem Nachfolger Johann Nepomuk (geb. 3. Juli 1742) und vier Töchtern. Zwei erwachſene Söhne waren ihm im Tode vorangegangen: Prinz Joſef Wenzl (geb. 1745), kaiſ. Kämmerer und Oberſt des Terziſchen Regiments († 1781), und Prinz Anton (geb. 1746 † 1764), Johannitteror-

densritter und Hauptmann. Er starb zu Würzburg auf der Reise zur röm. Königswahl nach Frankfurt und ruht, der Erste und Einzige von den Fürsten zu Schwarzenberg, in der vom Stammvater Erkinger gestifteten Karthause zu Astheim. — Die überlebenden Töchter Josef Adam's waren vermählt: Maria Anna (geb. 1744 † 1803) mit Friedrich Julius Grafen von Zinzendorf-Pottendorf, k. k. geh. Rath und Rechnungskammerpräsidenten; Maria Thereſia (geb. 1747 † 1888) mit Sigmund Rudolf Grafen v. Goes, k. geh. Rath; Maria Erneſtine (geb. 1752 † 1801) mit Franz Grafen v. Auersperg; Maria Eleonore (geb. 1748) ſtarb unvermählt als Stiftsdame zu Mons 1786. —

Fürſt Josef Adam ſelbſt aber verſchied am 17. Februar 1782.

Die empfindliche Erſchütterung, welche die materielle Baſis des fürſtl. Hauſes durch die Calamitäten der Zeit erlitten, machten die kräftige Hand eines Reſtaurators zur unabweislichen Nothwendigkeit, und der letztere hat ſich in Josef's Nachfolger, Johann Nepomuk, gefunden. Seinem Hauſe einen ſo tüchtigen Regenten hinterlaſſen zu haben: auch das iſt ein indirektes Verdienſt, ein größeres aber allerdings, binnen einer verhältnißmäßig ſo kurzen Zeit, als es dieſem Chef ſeines Hauſes vergönnt war zu wirken — er ſtarb bereits 1789 — ſo Vieles und nachhaltig Gutes geleiſtet zu haben. Mit ſelbſtverläugnender Hingebung und dem vollen Aufwande ſeiner Kraft hatte ſich Fürſt Johann der Aufgabe unterzogen, nicht nur die Schäden der jüngſten Vergangenheit wieder gut zu machen und die geſchlagenen Wunden zu ſchließen, ſondern auch auf dem neu befeſtigten Fundamente ein dauerndes Gebäude aufzuführen. Zu dieſem Ende widmete er ſein ganzes Augenmerk den ökonomiſchen Intereſſen ſeiner weiten Beſitzungen und den finanziellen Zuſtänden ſeines Hauſes, von der richtigen Anſicht geleitet, daß die Errungenſchaften in dieſen beiden Beziehungen mittelbar auch dem allgemeinen Beſten, dem Wohle ſeiner Diener und Unterthanen, der Landwirthſchaft im Großen und Ganzen, der Induſtrie, dem Handel und Verkehre, den Culturintereſſen des Landes überhaupt, bei den inni-

gen Wechselbeziehungen der letzteren zu den Bestrebungen eines der größten Grundbesitzer und einflußreichsten Privaten, zu Statten kommen müßten. Er dachte in diesen Beziehungen wie sein kaiserlicher Zeitgenosse, Josef II., von dem er hochgeschätzt und ausgezeichnet wurde, ohne bei Hofe eine andere Würde, als die eines k. Kämmerers und geheimen Rathes zu bekleiden.*) Aber freilich, ein so praktischer und erfahrungsreicher Mann, wie Fürst Johann, wußte auch gewiß gut zu rathen. Ohnehin war die fast ausschließlich in eigene Hand genommene Oberleitung der Verwaltung so ausgedehnter und quellenreicher Territorien, die Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit der Regierungsgeschäfte nur schwer mit einer Stellung bei Hofe vereinbar, und Kaiser Josef war zu einsichtig, um in dieser Hinsicht Opfer zu verlangen. Als Haupt einer zahlreichen Familie mußte Fürst Johann überdieß die Zukunft derselben ernstlich in's Auge fassen und die letztere dauernd zu begründen suchen. Alles zureichende Gründe für jene rastlose ökonomische Thätigkeit, die dieser Fürst entwickelte und in welcher er jetzt noch als nachahmungswürdiges Muster gilt. Auf diesem Gebiete war er praktischer Politiker und, vielleicht in Vorahnung künftiger veränderter Zeiten, ein vorbereitender Bahnbrecher der großen staatswirthschaftlichen Interessen. Wenn er die Agricultur- und Forstwirthschaft seiner umfangreichen Güter mit scharfem Auge überwacht und das Darniederliegende möglichst zu heben sucht; wenn er nach neuen Quellen forscht und die entdeckten rührig ausbeutet; wenn er Moräste ableitet und versumpfte Länder ertragsfähig macht und in lachende Gefilde umwandelt; wenn er sogar bis in die Urwälder dringt und, mit einem Aufwande von Hunderttausenden einen Schwemmkanal künstlich eröffnend, den Weg bis zur Donau sucht, um Wien mit reichen Holzvorräthen zu versehen; wenn er durch vortheilhafte Güterverkäufe **) Schulden tilgt

*) Die einzige diplom. Mission, welcher sich Fürst Johann unterzog, war 1764 seine Sendung nach Rom mit der Notifikation der röm.-deutsch. Königswahl Josef II. an Clemens XIII.

**) Ein solcher war der bereits früher berührte Verkauf von Gimborn-Neustadt

und andererseits durch Kauf, Tausch, Vergleiche und wohl auch durch Erbschaften *) seinen Besitzstand erweitert, abrundet und verbessert; wenn er sich endlich als Oberdirektor und Hauptaktionaire selbst an die Spitze eines Zukunft verheißenden großen Handels- und Finanzinstitutes (der oktroyirten Leih- und Commerzialbank gemeinschaftlich mit dem Fürsten Franz-Gundaker v. Colloredo-Mansfeld und dem Grafen Friedrich von Nostiz als Mitoberdirektoren) stellt, und keine sonst sich darbietende Gelegenheit zu großem, gemeinnützigem Wirken versäumt: so sind dieß Aufgaben, völlig hinreichend, ein Menschenleben auszufüllen, auf den Namen eines hochverdienten Staatsbürgers vollgiltigen Anspruch machen zu dürfen und das goldene Vließ — dieß Symbol sieghafter Errungenschaft und hohen Preises — mit Ehren zu tragen. Fürst Johann besaß es seit 1782. Hatte wohl Kaiser Josef II. Unrecht, einen Johann von Schwarzenberg — den späten, aber würdigen Nachkommen eines gleichnamigen und nur in anderer Weise gleichthätigen Schwarzenberg — dem Adel als Muster vorzustellen? Und ein Lob gerade aus solchem Munde wiegt schwer! Dieser vielseitigen Thätigkeit fügte Fürst Johann auch noch Werke der Philanthropie, Stiftungen, Stipendien u. dgl. hinzu, und machte sich namentlich seiner zahlreichen Dienerschaft durch die neue Constituirung des bereits von seinem Vater gegründeten Pensionsfonds (nicht zu verwechseln mit dem allgem. Pensionsinstitut für Witwen und Waisen, dessen Mitbegründer und

---

im Westphälischen Kreise an den Grafen von Wallmoden. Der Fideikommißtitel wurde, durch ein Capital surrogirt, auf den böhm. Herrschaften versichert.

*) Durch Vergleich und Uebereinkunft erhielt er von seiner Base, der Markgräfin Elisabeth, Tochter Maria Anna's zu Schwarzenberg und des Markgrafen Ludwig Georg Wilhelm zu Baden, Enkelin des Fürsten Adam Franz, die Herrschaften Lobositz und Werschowitz nebst den Gütern Mehr und Kamaik in Böhmen, dann den Nutzgenuß der Herrschaft Schlackenwerth; durch Erbschaft aber von derselben Markgräfin die Herrschaft Lichtenegg nebst Riegl im Schwäbischen Kreise. Im Reich erwarb er auch die Herrschaften Illereichen, Kellmünz und Unterroth. Zu den Steyermärk'schen Besitzungen fügte er neue Käufe von Herrschaften und Eisenhämmern. Ueberdieß fanden in Böhmen durch ihn noch mehrere andere Acquisitionen statt. —

erster Protektor sein Sohn und Nachfolger, der edle Fürst Josef, wurde) unvergeßlich. Durch seine Vermählung mit Maria Eleonora Gräfin von Oettingen-Oettingen und Wallerstein (Tochter des Grafen Philipp von Ö-Ö., und der Gräfin Caroline Juliane, geb. Gräfin von Oettingen-Hohenbaldern und Soetern) bereicherte er die Ahnengalerie seines Hauses um ein anmuthvolles, tugendverklärtes Bild und gab seinen Kindern eine angebetete Mutter. Marie Eleonore hieß allgemein die „Gütige und Leutselige." Sie folgte ihrem Gemahl 1797, 25. Dezbr., in die Gruft. Angesichts der nun wirklich vorhandenen, vom Fürsten Ferdinand bereits vorgesehenen Sekundogenitur verordnete Fürst Johann in seinem Testamente u. A. die Uebertragung des Sekundogeniturverbandes von den Steyermärkischen Besitzungen auf eine der großen Herrschaften in Böhmen, wozu denn die bereits von ihm durch Zukäufe erweiterte, aus dem Eggenberg'schen Erbe herrührende Herrschaft Worlik unter seinem Nachfolger Josef gewidmet ward. Wenn einst in einer neuen, längst projektirten Familiengruft (in der gegenwärtigen zu Wittingau ruhen seit Johann interimistisch alle Schwarzenberge, auch der verewigte Fürst-Ministerpräsident an der Seite seines Vaters und Großvaters, und der gefeierte Feldmarschall Carl); wenn einst dort ein prächtiges Marmordenkmal Johann's Ruhestätte schmücken wird, so ist es zugleich ein Monument der Pietät seines Sohnes und Nachfolger's Josef, der es von der Meisterhand Tripel's in Rom aus carrarischem Marmor verfertigen ließ. — Eine Schaar blühender Söhne und Töchter weinte an Johann's frühem Grabe. Von nicht weniger als 13 Kindern waren am Leben:

Fürst Joseph Johann Nepomuk, geb. 27. Juni 1769 † 19. Dezbr. 1833, der nachmalige Chef des Hauses.

Fürst Carl Philipp, geb. 15. April 1771, † 15. Oktbr. 1820; k. k. Oesterr. Feldmarschall und Generalissimus der verbündeten Heere bei Leipzig, Oesterreichs Hort und Deutschlands Befreier vom Fremdlingsjoche und eigener Entwürdigung, eine der beiden europäischen Größen, die das Fürstenhaus Schwarzenberg im

Laufe eines und desselben Jahrhunderts aufzuweisen hat. Ohnehin kaum der Aufgabe gewachsen, den Lebensabriß der zweiten, eben erst den Blicken entschwundenen Größe zu zeichnen, kann es nicht unsere Aufgabe sein, das Bild der ersten in ihrer herrlichen Totalität zu malen; das wäre eine allzukühne Vermessenheit. Was Fürst Carl zu Schwarzenberg that und im ersten Viertel dieses Jahrhunderts vollbracht: es ist mit unauslöschlichen Zügen den Geschichtstafeln des letzteren eingegraben und lebt in dankbarem Andenken der befreiten Völker fort. Ueberdieß hat sich der würdigste Biograf in dem Verfasser der „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg" (von Anton Prokesch, damals Oberlieutenant im kaiserl. Oesterr. Generalstabe; Wien bei Carl Schaumburg und Compagnie, 1823) bereits gefunden, und was wir auch jetzt hinzuzufügen versuchen wollten, es wäre jedenfalls eine Ilias post Homerum. Um sich den Ruhm und die unsterblichen Verdienste dieses Mannes lebendig zu vergegenwärtigen, bedarf es von Seite des Geschlechtes, dem er entsprossen, nur eines Blickes auf das durch ihn neu geschmückte und verherrlichte Wappen seiner Familie. Das (seit 1817) hinzugekommene, neben dem Seinsheim'schen Urwappen prangende Herzschild des kaiserl. Oesterr. Wappens und das aufrechte Schwert sind redende Zeichen einer thatenreichen Vergangenheit. In einsamer Glorie verkündet der einfache Granitblock auf dem Monarchenhügel in Leipzig's schlachtenreicher Nähe mit Lapidarschrift die Pietät der Hinterlassenen des großen Vaters. Wann wird sich das Monument hinzugesellen, das Oesterreich und Deutschland einem ihrer größten Männer schulden?*) Auch die Manen des unvergeßlichen Erzherzogs Carl von Oesterreich harren lange schon der Lösung einer gleichen

*) Ein des Fürsten würdiges Monument sollte Thorwaldsens Werk werden. Es kam nicht zur Ausführung, wohl aber eine Medaille auf Veranstaltung einer Gesellschaft von Freunden des Verewigten mit der Widmung auf dem Revers: „Marti pacifero." —

Dankesschuld entgegen. Man scheint ihr jetzt wieder die verdiente Aufmerksamkeit zu schenken; auch das Andenken des Fürsten Carl Schwarzenberg darf sie beanspruchen. —

Zufolge brüderlicher Vereinbarung ward Fürst Carl erster Besitzer des nach Böhmen übertragenen Fideikommisses der Schwarzenberg'schen Sekundogenitur und somit Stifter der zweiten Linie des fürstl. Hauses. Aus seiner glücklichen, durch den reinen Einklang zweier liebenden Seelen verschönten Ehe mit Maria Anna, geb. Gräfin von Hohenfeld, verwitweten Fürstin von Esterházy (geb. 1768, † 1848), einer geist- und gemüthvollen Dame, waren ihm drei Söhne erblüht, des Vaters Ebenbilder an männlicher Kraft und reicher Begabung. Es sind dieß:

Fürst Friedrich Carl, Joh. Nep. Jos., (geb. am 30. September 1800) *) Majoratsherr des fürstl. Sekundogeniturfideikommisses in Böhmen und Besitzer von Marienthal in Ungarn, Maltheserordensritter, k. k. Generalmajor in der Armee, Inhaber vieler hoher Orden ꝛc. Ein tapferer Degen (Spanien und Afrika und wohl auch Italien wissen davon zu erzählen), voll ritterlicher Gesinnung, herzensgut und edel, Dichter und Schriftsteller (wer kennte den sangeskundigen Romancier und „verabschiedeten Landsknecht" nicht!): was bedarf es wohl mehr, um ebenso liebenswürdig, als geliebt zu sein? —

Fürst Carl Borom., Philipp, geb. 21. Jänner 1802, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, vordem Civil- und Militargouverneur von Mailand, jetzt in gleicher Eigenschaft an der Spitze von Siebenbürgen, tapferer Führer auf Italiens Schlachtgefilden, geschmückt mit Ehrenzeichen hohen Verdienstes, vielbegabt und Freund der Künste und Wissenschaften. Er ist vermählt mit Josephine Marie, geb. Gräfin Wratislaw von Mitrowitz (geb. 1802), Sternkreuzordens- und Palastdame J. M. der Kaiserin. Sein einziger Sohn Carl, k. k. Rittmeister, ist die Hoffnung dieser fürstl. Linie.

*) Also wenige Tage vor der Geburt seines Cousins, Felix F. z. S. —

Fürst Edmund Leopold Friedrich, geb. 19. Nov. 1803, k. k. Feld-Marschall-Lieutenant, Commandirender des 4. Armeekorps in Galizien ꝛc. Daß er in den Kämpfen auf Ungarn's Boden ritterliche Lorbeeren gepflückt, davon zeugt der Theresienorden auf seiner Brust. Er ist unvermählt.

Dieß die lebenden Repräsentanten der zweiten Linie des fürstl. Hauses und des Feldmarschalls Carl würdige Söhne.

Die weiteren überlebenden Kinder des Fürsten Johann waren: Ernst Josef Johann, geb. 29. May 1773, widmet sich dem geistlichen Stande, Dompräbendar zu Cöln, Canonicus von Lüttich, Salzburg, Passau und Gran, besteigt 1818 dort den bischöflichen Stuhl, wo vor 220 Jahren sein Ahnherr Adolf die Mauern erstürmt — in Raab. Ein würdevoller Priester, Bildner des Clerus und Förderer der religiösen Jugenderziehung, Erwecker und Läuterer des Kirchengesanges (überhaupt Freund der Musik), feuriger Prediger und eifriger bischöflicher Hirt; gütig, herablassend und freigebig. Stirbt vielbetrauert 1821. Der reizende Park zu Aigen im Salzburg'schen, eine der schönsten Gartenanlagen Oesterreich's, wird die Erinnerung an seinen Schöpfer festhalten. Ernst's Zwillingsbruder, Franz de Paula, Dompräbendar zu Cöln, starb im schönsten Jünglingsalter, wenige Monate vor seinem Vater. — Friedrich Joh. Nep., geb. 1774, Johanniterordens-Ritter, fällt, nach Thatenruhm dürstend und bereits im Feldzuge 1793 Proben der Tapferkeit liefernd, 1795 am Schlachttage von Mannheim beim Sturme auf die Neckarschanze, als Rittmeister und Eskadronskommandant bei Lobkowitz-Chevaux-Legers. Widmet sein väterliches Erbtheil demjenigen aus seiner Familie, der, „ein würdiger Sohn seiner Aeltern und Großältern, sich dem Kriegerstande widmet und verspricht, ein rechtschaffener Mann zu werden." Ruht seit 1804 in der kath. Pfarrkirche zu Weinheim, wo die brüderliche Liebe Josef's ihm ein Mausoleum errichtete. — Maria Carolina Theresia, geb. 1775 † 1816, Gemahlin des Fürsten Franz Josef Max von

Lobkowitz, Herzogs zu Raudnitz. Ihr Tod raubt dem Heldenbruder Carl für immer die Heiterkeit. — Elisabeth Theresia Carolina, geb. 1778 † 1791. — Maria Theresia, geb. 1780, Sternkreuzordens- und Palastdame, zudem Oberstenhofmeisterin J. M. der Kaiserin Maria Anna Pia, vermählt mit dem Landgrafen Friedrich Egon zu Fürstenberg in der Bar und zu Stühlingen, k. k. wirkl. geh. Rath und Kämmerer, Oberst-Hof-Ceremonienmeister, Oberst in der Armee, Ritter und Großkreuz in- und ausländischer Orden, Präsident der Gesellschaft der Musikfreunde des Oesterr. Kaiserstaates, Mitglied der Landwirthschaftsgesellschaft in Wien, Verordneter des N.-Ö. Herrenstandes u. s. w. — Eleonore Sophie Therese, geb. 1783 † 1846, Stiftsdame zu Essen und Honorarstiftsdame des herzogl. Savoy'schen Damenstifts in Wien. Eine liebevolle Schwester, zweite Mutter ihrer frühverwaisten Nichten und Neffen und echtes Prototyp hoher weiblicher Tugenden. —

Seinem, mitten im thätigsten Schaffen und Wirken (1789) hingeschiedenen Vater folgte Fürst Josef als 20jähriger Jüngling, aber ein Mann an Geist und Herz und zudem auch ein Bild männlicher Schönheit und fürstlicher Hoheit, in der Regierung. „Seinem Vater ähnlich zu sein, betrachtete er als das größte Glück, welches er sich von Gott zu erbitten und zu verdienen trachten, und als das Ziel, das er zu erreichen streben wollte, den Verblichenen zu ersetzen." Und er ward ihm ähnlich und hat sein Wort redlich gelöst. Bedarf es mehr, als sich unvergeßlich zu machen und mit dem Bewußtsein der allgemeinen Hochachtung, der aufrichtigen Liebe und Dankbarkeit aller Näherstehenden, verklärt vom milden Lichte der Humanität und geschmückt mit dem Kranze hoher Bürgertugenden der Ewigkeit entgegenzuschreiten? Dieß war bei Fürst Josef der Fall. Erscheint sein Bruder im leuchtenden Glanze des Kriegsgottes auf den blutigen Feldern der Ehre (so weich und sanft auch übrigens seine Seele gebildet war), so tritt uns Fürst Josef in der hellen Glorie eines Friedensgenius entgegen, schützend und erhaltend, Glück und Segen um

sich verbreitend. Da ihm die Aufgabe zugefallen war, das unterbrochene Werk seines Vaters fortzusetzen, so widmete er sich auch demselben mit der Hingebung eines treuen Sohnes, mit dem ernsten Eifer eines Familienoberhauptes und mit der Liebe eines Vaters, zu dem viele Kinder mit innigem Vertrauen aufblicken. Als Regent seines Hauses und Gebieter über große Besitzungen erscheint er durchaus als Fortsetzer der Bemühungen seines Vaters und Vollender seiner begonnenen Unternehmungen. Frühzeitig in die Geschäfte einer der großartigsten Güteradministrationen eingeweiht und mit vielseitigen Kenntnissen ausgestattet, zudem von einem heiligen Eifer für alles Gute und Gemeinnützige beseelt, leitet er, wie Jener, die Güterverwaltung im Großen und Ganzen, cultivirt, baut, pflanzt und verschönert, legt in noch durchgreifenderer Weise die Art an die Wildniß der Urwälder, erweitert und verlängert künstlich Schwemmkanäle und macht Gewässer dem Verkehre dienstbar (Krummauer Schwemmkanal, Stubenbach-Prager Holzschwemme ꝛc.), vergrößert und vervollständigt seinen Besitzstand, ermuntert und unterstützt — wenn auch mit Opfern und Verlusten — den Bauer und Gewerbsmann, Wissenschaften und Künste (Wiener Theatergesellschaft, ꝛc.), spendet tausendfältige Wohlthaten und streut unzählige Keime des Guten und Edlen aus, ist nie der Letzte, wo es gilt, sich als Fürst, in der hehren Bedeutung dieses Wortes, zu erweisen, und steht überall an der Spitze, wenn das Vaterland ruft, oder die Menschenliebe winkt. So als treuer Anhänger seines Monarchen in den bedrängnißvollen Zeiten Oesterreichs während der franz. Kriege, so als Oberdirektor der oktroy. Leih- und Wechselbank (die mit ungeheuren Verlusten zu Grabe ging), dann als Repräsentant der Stände Böhmens bei der Bankozetteltilgungs-Hofkommission, als Präsident der Wohlthätigkeitskommission (zur Regulirung und Leitung aller Wohlthätigkeitsanstalten seit 1801), *) ferner als erster Protektor

*) Das Präsidium dieser erst 1815 aufgelösten Hofkommission wurde dem Fürsten mittelst kaiserl. Handbillets „wegen seiner mildthätigen Gesinnung und rechtschaffenen Denkungsart" übertragen.

des allgemeinen Witwen- und Waisen-Pensionsinstituts, und endlich als unterstützendes, wirkendes und Ehrenmitglied so vieler gemeinnützigen, humanistischen,*) Kunst- und wissenschaftlichen Vereine und Anstalten. Ihre Zahl ist Legion und wir müssen darauf verzichten, sie hier alle anzuführen. Und als in den Jahren 1805 und 1806 das h. R. deutscher Nation in Trümmer geht, der souveraine Fürst zu Schwarzenberg der lockenden Sirenenstimme des Rheinbundes nicht folgt, darüber aber die Landeshoheit über Schwarzenberg in Franken und Kleggau vernichtet wird,**) gleich darauf überdieß auch noch die Rechte der mediatisirten Reichsfürsten mehr und mehr geschmälert, und in Folge des Unglücksjahres 1809 die Schwarzenberg'schen Güter im ehemaligen Reiche confiscirt und sequestrirt werden: war es da nicht Josef's wahrhaft großdeutscher Patriotismus und unerschütterliche Anhänglichkeit an das alte Kaiserhaus, die diese schmerzlichen Opfer brachten? Noch mehr, als 1810 bei der verhängnißvollen Vermählungsfeier Napoleon's mit Oesterreich's Kaisertochter das dem Herzen des Fürsten Theuerste — die eigene Gattin und Mutter seiner zahlreichen Kinder — den qualvollsten Tod — in den Flammen — stirbt: war nicht auch dieß ein entsetzliches Opfer, das der zwangvollen Constellation der Verhältnisse fiel? Ueberblickt man die ganze Summe der Verdienste und Thaten dieses Mannes, so kann wohl keine Frage sein, ob sein Haupt nicht mit ebenso vielem Rechte als Glanze die Fürsten- und Bürgerkrone trug. — Wie sein verewigter Vater bekleidete auch er kein eigentliches Hof- oder Staatsamt; aber außerordentlichen Sendungen hatte auch er sich unterzogen; zuerst 1790 als Churböhmischer Wahlbotschafter nach Frankfurt, und von dort als Krönungsverkünder an die Höfe von Parma und Modena und an den päpstlichen Stuhl, im J. 1816 aber als Großbotschafter

*) Der Fürst war auch Präsident des nach der Rückkehr des Kaisers Franz 1814 gebildeten Invalidenfonds und des 1817 entstandenen Centralunterstützungsvereins.

**) Die Herrschaften Illereichen und Kellmünz wurden erst kurz vor dem Tode des Fürsten verkauft. Die Besitzverhältnisse in Deutschland waren dem Fürsten in Folge der früheren Ereignisse verleidet.

und Brautwerber des Kaisers Franz an den Münchner Hof, wo ihn die auszeichnendsten Ehren erwarteten. Dort ward zu dem goldenen Vließe, dessen Ritter der Fürst bereits seit 1808 war, und zum Großkreuze des St. Stefansordens jenes des St. Hubertusordens gefügt. Nie sind Orden mit größerem Verdienste getragen worden. Der Fürst war überdieß k. k. Kämmerer und k. k. wirklicher geheimer Rath (seit 1804). — Gleich nach seinem Regierungsantritte hatte er, eingedenk des väterlichen Wunsches, mit seinem Bruder Carl die Fideicommißangelegenheit der Secundogenitur in nachahmungswürdiger Harmonie zu dauerndem Bestande geordnet. Ueberhaupt erscheinen diese beiden Brüder als ein schönes Dioscurenpaar brüderlicher Liebe und Eintracht. — Im Mai 1794 ward dem Fürsten auf dem herzogl. Arenberg'schen Lustschlosse Heverlé in den Niederlanden — also dort, wo einst auch seine Ahnen freiten — die herrliche und unvergeßliche Pauline Charlotte Iris, Tochter des regierenden Herzogs Ludwig Engelbert von Arenberg, Herzogs zu Arschott und Croy, und der Herzogin Louise Pauline, geb. Herzogin von Villar-Braucas, Gräfin von Lauragais ꝛc., angetraut. Wie schmerzlich ward diese selbst von Dichtern gefeierte Ehe 16 Jahre später zerrissen! — Als sich am 19ten Dezember 1833 auf dem Schlosse Frauenberg in Böhmen auch Josef's Augen zum ewigen Schlummer schlossen, waren die fürstlichen Herrschaften in ein Trauer- und Bethaus umgewandelt, und wenn ein warmer Nekrolog in der Augsburger Allg. Zeitung der Welt verkündete: „Oesterreich habe einen empfindlichen Verlust erlitten — einen großen Bürger, die fürstl. Familie einen trefflichen Vater, die Unterthanen einen edlen Fürsten, — alle Redlichen einen Gegenstand der Verehrung verloren"; so war dies keine panegyrische Schmeichelei, beherzigenswerth aber das Schlußwort: „So stand er da, eine Wahrheit aus alter Zeit — das würdige Musterbild eines Systems, nach dem unsere Enkel, wenn die Zerstörung gelungen sein wird, mit Recht wie nach einer Heimat von Glück und Frieden mit vergeblichem Verlangen zurückblicken werden."

Mit neun Kindern hatte Pauline — dieſe Heroine der Mutterliebe — ihren Gemahl beglückt. Dieſe ſind:

Marie Eleonore (Philippine Louiſe), geb. 1796, Sternkreuzordensdame und Dame du Palais J. M. der Kaiſerin, 16ten Juni 1817 vermählt mit Alfred Fürſten zu Windiſchgrätz, damals Oberſten und Commandanten des k. k. Cuiraſſierregiments Großfürſt Conſtantin, gegenwärtig k. k. Feldmarſchall. Sein Name gehört der Geſchichte an. Fürſtin Eleonore fiel in der traurigen Pfingſtwoche Prags 1848 als beklagenswerthes Opfer der Parteiwuth.

Marie Pauline (Thereſe Eleonore), geb. 1798, vermählt mit Heinrich Eduard Fürſten von Schönburg-Waldenburg, damals k. k. Rittmeiſter und Eskadronskommandanten im oben genannten Cuiraſſierregimente. In Paris 1810 wie durch ein Wunder an der Seite ihrer unglücklichen Mutter dem Flammentode entriſſen, ſtarb ſie den 18ten Juni 1821.

Johann N. Adolf (Joſef Auguſt Friedrich), geb. 22ſten Mai 1799, der jetzt regierende Fürſt.

Felix Ludwig (Johann N. Friedrich), geb. 2ten Oktober 1800, † 5ten April 1852, Oeſterreich's gefeierter Miniſterpräſident. —

Aloiſia Eleonora (Franciska Walpurgis), geb. 8ten März 1803, Palaſtdame J. M. d. K., zweite Gemahlin des Fürſten Eduard von Schönburg. Ein geiſtvolles Ebenbild der verklärten Mutter.

Mathilde Thereſia (Walpurgis Franciska), geb. 1ten April 1804, die treue Gefährtin und innig befreundete zweite Seele ihres früh verblichenen Bruders Felix, zudem bekannt wegen ihrer merkwürdigen Heilung vom langen Leiden.

Karoline (Antonie Eleonore), geb. 15ten Jänner 1806, Palaſtdame J. M. d. K., vermählt ſeit 27ſten Juni 1831 mit Ferdinand Karl Cresceuz Fürſten zu Bretzenheim-Regecz, k. k. Kämmerer. Eine hochgebildete Frau.

Maria Anna Bertha (Eleonore Stephanie), geb. 2ten September 1807, Palaſtdame J. M. d. K., ſeit 1842 Witwe des Fürſten Auguſt Longin von Lobkowitz, Herzogs zu Raudnitz, gefürſteten Grafen zu Sternſtein und Neuſtadt in der Pfalz, ehedem Landesgouverneurs von Galizien und Lodomerien, nachher Präſidenten der k. k. Hofkammer in Münz- und Bergweſen, k. k. Kämmerers, wirkl. geh. Raths ꝛc. Eine treue und liebevolle Mutter ihrer verwaiſten Kinder.

Friedrich (Johann Joſef Coeleſtin), geb. 6ten April 1809. Cardinalprieſter der Röm. kath. Kirche, Fürſterzbiſchof von Prag und Dr. der Theologie, vordem Cardinal-Erzbiſchof von Salzburg, legatus natus und Primas von Deutſchland; zu letzterer Würde durch allgemeine Wahl vom Caneniku am 23ſten September 1835 erhoben (inthroniſirt am 1ten und 2ten Mai 1836); eine feſte Säule der Kirche, eine Zierde der Prieſterſchaft und der Stolz ſeines Hauſes, ein hochſinniger Freund der Künſte und Wiſſenſchaften, wohlthätig aus Herzensbedürfniß und tiefer Religioſität, und wie einſt ſein Oheim Biſchof Cruſt gütig und allverehrt. An ihm iſt das prophetiſche Wort zur Wahrheit geworden: „Er werde einſt ein großer Mann werden, denn er liebe die Wiſſenſchaften.“

Treu dem Beispiele seiner Väter und eingedenk des berühmten Namens, den er trägt, ist der jetzige Regent des Hauses, Fürst Johann Adolf, in ihre Fußstapfen getreten. Wie sie, kennt er keinen schöneren Beruf, als der würdige Enkel gefeierter und hochverdienter Ahnen, ein großer Bürger des Staates, treuer Anhänger seines Kaiser's, rastloser Förderer aller wichtigen Interessen des großen, zukunftsvollen Vaterlandes, ein Mitverwirklicher des kais. Wahlspruches: „Viribus unitis" und somit eines „einigen, freien und mächtigen Oesterreich's," zudem ein Menschenfreund in erhabenster Bedeutung des Wortes, ein fürstlicher Repräsentant des Adels und seines uralten Hauses Erhalter, Mehrer und Verherrlicher zu sein. Schon ist seit seinem Regierungsantritte (1833) Vieles vollbracht und errungen, Anderes angebahnt und vorbereitet. Was er als Chef seines Hauses mit rastlosem Eifer bisher für das Beste des letzteren gethan, was er als Oekonom im großen Style geleistet und angestrebt, als Patriot Hohes und Gemeinnütziges unternommen, als Präsident der k. Böhmischen Landwirthschaftsgesellschaft, Protektor und Mitglied so vieler und verschiedener Vereine und Institute gearbeitet und geopfert: einst wird es die Geschichte des Hauses zu seinem Ruhme den Nachkommen verkünden. Bei solcher Verdienstlichkeit ist das goldene Vließ, dessen Ritter Fürst Johann Adolf ist, kein bloßer äußerer Schmuck und man begreift, wie dieser höchste der europäischen Orden seit Generationen im Schwarzenberg'schen Hause zur erblichen Auszeichnung werden mußte. Die ritterlichen Insignien des k. preuß. rothen Adlerordens I. Classe trägt Fürst Johann Adolf seit seiner Großbothschaftsreise an den Preußischen Hof nach dem Hinscheiden des Kaisers Franz I. von Oesterreich (1835). Dieser außerordentlichen Mission folgte 1838 die Sendung des Fürsten als kais. Großbothschafter zur Krönungsfeier der Königin Viktoria von England. Im selben Jahre erhielt er auch, bereits k. k. Kämmerer, die Würde eines kais. wirklichen geheimen Rathes. Seiner Ehe mit Eleonore Marie, geb. Fürstin von und zu Liechtenstein, Sternkreuzordens- und Palastdame J. M. d.

K., geb. 1812, einer geistvollen und hochgebildeten Dame, sind als hoffnungsvolle Nachkommen entsprossen: der Erbprinz

Adolf (Joseph Johann Eduard), geb. 18ten März 1832, Oberlieutenant im k. k. Uhlanenregimente Baron Civalart, Ritter des k. Russischen St. Annenordens II. Cl. und des k. Hannover'schen Guelphenordens. Ihm gehört die Zukunft seines Hauses. — Dann

Marie Leopoldine, geb. 2ten Novbr. 1833, seit 23sten Juni 1851 Gemahin des Grafen Ernst Anton von Waldstein-Wartenberg, k. k. Kämmerer's, Husarenrittmeister's, Johanniterordensritter's und Inhaber's des Militairverdienstkreuzes; in erster Ehe vermählt mit Anna Prinzessin zu Schwarzenberg, Tochter des Fürsten Karl zu Schwarzenberg (von der Sekundogenitur).

Von diesen Kindern und Enkeln ist in diesem Augenblicke die Primogenitur des fürstlichen Hauses repräsentirt; im engeren Sinne aber von dem Fürsten Johann Adolf und dessen unmittelbarer Descendenz.

Dieß also im Hauptumrisse die Geschichte eines ebenso thaten- als ehrenreichen Hauses; eine Geschichte, die auf jeder Blattseite glänzende Kundgebungen des stets lebendig und unversehrt gebliebenen historischen Familienbewußtseins aufzuweisen hat.

Und diesem Geschlechte ist Fürst Felix zu Schwarzenberg entstammt.

Sein Leben im Zusammenhange mit der achthundertjährigen Geschichte seines Hauses darzustellen, ist das Ziel unserer Aufgabe. Möchte doch diese innige Wechselbeziehung nicht übersehen werden! Wollte man auch behaupten, jene Geschichte könne seinen eigenen selbständigen Verdiensten nichts hinzufügen; so läßt sich doch die Vermehrung der Ehrensumme der ersteren durch den Ruhm der letzteren nicht in Abrede stellen, selbst abgesehen davon, daß der Genius der einen in der Kraftentfaltung der andern als mächtiger Geisterhauch der Vergangenheit weht. Das eben ist ja wahrer Adel und des historischen Familienbewußtseins reinste Blüte, wenn die Geschichte eines Geschlechtes rühmend von sich melden darf: Die Enkel seien der Väter würdig geblieben. —

II.

Fürst Felix zu Schwarzenberg.

Zweiter Abſchnitt.

Fürſt Felix zu Schwarzenberg.

Geburt. — Erziehung. Bildungs- und Entwickelungsgang. — Charakteriſtik. — Eintritt in den Kriegerſtand.

Das neunzehnte Jahrhundert, deſſen mithandelnde und mitleidende Genoſſen wir ſind, ein Jahrhundert, das ſo viele große und bedeutende Perſönlichkeiten über die Weltbühne ſchreiten ſah und einem der gewaltigſten Kämpfe zum Ausgangspunkte diente, ſollte ſeinen Lauf nicht beginnen, ohne gleich im erſten Jahresſtadium des letzteren einem Manne das Leben gegeben zu haben, dem die Beſtimmung geworden, mit kräftiger Hand in den ſauſenden Schwung des Zeitrades einzugreifen und auf die geſchichtliche Entwickelung der Dinge einen poſitiv mitwirkenden Einfluß zu nehmen. Wenn es das lebhafteſte Bedauern erweckt, dieſe Thätigkeit und energiſche Mitbetheiligung am Geſtaltungsproceſſe der Zeit ſchon nach Ablauf der erſten Hälfte des Jahrhunderts plötzlich unterbrochen zu ſehen, ſo gewährt es doch andererſeits Befriedigung, den ausgeprägteſten Theil dieſes raſch und ungeahnt abgeſchloſſenen Lebens mit ſeinem vollen Inhalte an Kraft und Begabung als unbeſtreitbares Eigenthum der Gegenwart und Glück verheißende Erbſchaft der Zukunft zu wiſſen. Je größer aber die Genugthuung im klaren Bewußtſein dieſes Gewinnes und je beruhigender die Gewißheit des Beſitzes, deſto befliſſener wendet ſich der Blick zu den Tagen der Vergangenheit, um in

der erſten Dämmerung eines nachgerade hell aufleuchtenden Daſeins mit angelegentlichem Eifer nach der Quelle des Lichtes zu forſchen und die Spuren des Urſprungs aufzufinden. Es iſt ein ebenſo natürliches als begreifliches Verlangen, bei voller Kenntniß des Endes ſich auch mit dem Anfange vertraut zu machen und den urſächlichen Zuſammenhang beider zu verfolgen. Scheinbar zufällige Momente, an ſich unweſentliche Umſtände gewinnen oft bei dieſer Verknüpfung des fern auseinander Liegenden eine Bedeutung, die freilich erſt bei genauerem Hinſehen in die Augen fällt, und da kann es denn geſchehen, daß Geburtsſtunde und Namen eines bedeutenden Menſchen unter einem ganz anderen Geſichtspunkte erſcheinen, als nach der gewöhnlichen Weiſe kalendariſcher Auffaſſung. An ſich mögen vielleicht beide gleichgültig und wie man gemeiniglich anzunehmen pflegt, als bloße Fügung des Zufalles erſcheinen; aber bei hervorragenden Menſchen gewinnt Alles an Bedeutung und ein dunkler Trieb drängt, auch dort durchſchimmernde Winke eines providentiellen Waltens zu entdecken, wo es ſich den profanen Blicken im Schleier des Geheimniſſes verbergen zu wollen ſcheint. Schon den Alten galt das Nomen auch als Omen und der Brauch des Horoſcopſtellen's wurzelt eben in jener Begierde des Wahrſagens. Treffen nun Geburt und Namen mit der Verknüpfung äußerer eigenthümlicher Verhältniſſe wie in einem Scheitelpunkte zuſammen; dann gewinnt die Verſuchung zu deuten, an Berechtigung. Die Geſchichte mißt die Dinge und Erſcheinungen allerdings nach ganz anderen Maßſtäben, als nach Jahren und Jahrzehenden und ſchätzt ihre Heroen nach anderen Graden ab, als nach den kleinen Segmenten des individuellen Menſchenlebens; aber ſie regiſtrirt doch auch die Zahlenverhältniſſe des letzteren, wenn Auf- und Niedergang, Erſcheinen und Verſchwinden hiſtoriſcher Perſönlichkeiten mit irgend einem Hauptpunkte ihrer ecliptiſchen Linien zuſammenfallen. Dieß möchte auch bei dem Fürſten Felix zu Schwarzenberg der Fall ſein. Seine Geburt trifft mit dem Wendepunkte zweier Jahrhunderte zuſammen, und das genügt, um auf dieſes bedeutſame Moment einiges Gewicht zu legen. Der große Sturm im Weſten Euro-

pa's, deſſen entfeſſelte Gewalten mit unheilverkündendem Brauſen an das Ohr des ganzen Welttheils ſchlugen, war zum Orkane geworden, Alles vor ſich her niederwerfend, Höhen erſchütternd und Tiefen durchwühlend, die Herrſcher auf den Thronen, wie den Landmann in der Hütte bedrohend. Zwar hatte ſich ein Magus gefunden, der mit Zauberkräften die raſende Windsbraut beſchwören zu können ſchien, und Europa wäre ihm zu großem Danke verpflichtet geweſen; aber er hatte den Orkan nur gebändigt, um nachgerade ſelbſt als dräuende Gewitterwolke am Horizonte emporzuſteigen und mit ihren zündenden Blitzen und ſchreckenden Donnern über die offenen Länder nach allen Richtungen der Windroſe herzufahren. War es auch Frankreich's erſtem Conſul gelungen die Anarchie in ſeinem neuen Vaterlande zu bewältigen und wie im Auslande den Sieg, ſo auch hier den finſteren Dämon an ſeinen Triumphwagen zu feſſeln; ſo hatten ohne den größeren und ſchwereren Sieg über ſich ſelbſt und die lodernde Leidenſchaft in der eigenen Bruſt der Friede und die Sicherheit Europa's nicht viel — kaum eine Erhohlungsfriſt gewonnen. Denn ſchon begannen die Rieſenſchwingen des gigantiſchen Adlers ſich auszuſpannen, um den Himmel Europa's für lange zu verfinſtern, ſchon die ſcharfen Fänge mit den Donnerkeilen zu bewaffnen, die den verheerenden Brand entzünden ſollten. Marengo, Hochſtädt und Hohenlinden, Unglück weisſagend hatten dieſe Namen ihre blutige Bedeutung in die Geſchichtsblätter Deutſchland's und Oeſterreich's gezeichnet; aber wie düſter auch die Zukunft vor den Blicken lag, das unabſehliche Wirrſal der kommenden Jahre, Deutſchland's tiefe Schmach und Entwürdigung konnten doch nicht geahnt werden. Auf ſtolzen Kriegstrophäen und auf noch kühneren Plänen und koloſſaleren Gedanken künftiger Weltherrſchaft erhob ſich in kurzer Friſt das neufränkiſche Kaiſerthum, während andererſeits bald darauf die Welt das Zuſammenbrechen der Schöpfung Karl's des Großen, des uralten Reiches der römiſch-deutſchen Cäſaren ſchauen ſollte. Aber inmitten dieſer Kataſtrophe ward auf der Baſis der ſchönen Oſtmark, dem alten, herrlichen Erbe der Babenberger, von einem ſpäten Enkel der Habs-

burger Oeſterreich's Kaiſerthron aufgebaut, als Warte und Leuchtthurm einer neuen Völkerzukunft, wie ſehr auch im Augenblicke umbrandet von wogenden Gefahren. Eng dem Geſchicke des Ganzen verbunden und mit Kaiſer und Reich ſtets Glück und Mißgeſchick theilend, mußte auch das Fürſtenhaus Schwarzenberg den Sturz des Reiches in ſeinen Grundveſten fühlen und mit dem Verluſte der alten welthiſtoriſchen Herrlichkeit des letzteren den Nimbus jenes Glanzes verſchwinden ſehen, den es urſprünglich als Reflex der heiligen Kaiſerkrone empfangen. Dafür ſollte ihm aber vergütende Entſchädigung durch den Schimmer neuer Verdienſte ſeiner ruhmgetreuen Söhne werden. Eingedenk des Beiſpiels gefeierter Ahnen und feſthaltend an Vaterland und Pflicht, kämpften zwei Schwarzenberge in den Reihen deutſcher Heere mit dem Ungethüm der franzöſiſchen Republik. In die Lorbeeren, die der Eine der beiden Brüder (Carl) bereits im letzten Türkenkriege unter Laudon und Lascy gepflückt, ſchlangen ſich ſeit den Tagen von Jemappes und Neerwinden, beſonders aber bei Cateau, dem Schauplatze des kühnſten Reiterangriff's ſeit den Tagen Seidlitz's und Sziethen's, friſche Siegesreiſer, denn der jugendliche Held hatte das außerordentliche Beiſpiel geliefert, wie man in einem Jahre zweimahl das Thereſienkreuz verdienen könne. Schon damals ließen die glänzenden Proben wohlgewürdigter Tapferkeit die große Zukunft eines Mannes ahnen, den keine Gefahr ſchreckte und dem kein Feind zu mächtig ſchien. Schon damals reifte in dem jungen Feldmarſchalllieutenant (im September 1800, alſo unmittelbar vor Felix's Geburt) der künftige Feldherr, der nicht Armeen allein, der Völker in die Schlacht mit dem gefürchteten Kriegsgotte des 19ten Jahrhunderts führen ſollte, um Deutſchland's Befreier zu werden. Dem anderen, nicht minder hoffnungsvollen Bruder aber (Friedrich) war das Loos des Kriegers beſchieden, den ſchönen Tod für's Vaterland zu ſterben, während das kühn geſteckte Ziel des Tapferen von ferne winkte (bei Mannheim an der Neckarſchanze). In den Freudenhymnus über die Triumphe des Einen miſchte ſich ſo im Schooße der fürſtlichen, durch die innigſten Bande der Liebe und Eintracht ver-

bundenen Familie, die Nänie über den schmerzlichen Verlust des Anderen, der nur erst einige Jahre später durch die hierauf folgenden frohen, Ersatz verheißenden Familienereignisse eine mildernde Ausgleichung finden, obgleich nicht in Vergessenheit begraben werden konnte.

Unter den Zeichen jener europäischen und dieser familiengeschichtlichen Constellation erblickte Fürst Felix zu Schwarzenberg das Licht des Lebens.

Es war am Abende des 2ten Oktobers 1800 als dem damals regierenden Fürsten Josef zu Schwarzenberg von seiner Gemahlin, der Fürstin Pauline, gebornen Herzogin von Arenberg, auf dem herzoglichen Residenzschlosse zu Krummau ein Sohn geschenkt ward. Dort, wo vom malerischen Felsenufer der im nahen Böhmerwalde des südwestlichen Böhmens*) entspringenden Moldau die stolzen Mauern des Herrengebäudes auf die zu ihren Füßen liegende alterthümliche Stadt in der Thalschlucht niederblicken, durch die sich der genannte Fluß in eigenthümlicher Krümmung windet, und ihre altersgrauen Zinnen in den braunen, einst perlenreichen Wellen desselben spiegeln; dort hatte jener zweite Oktober dem erlauchten Schloßherrn eine glückliche Stunde bereitet. Es ist dieß dasselbe Krummau, wo einst, wie damals der fürstliche Gebieter aus dem Hause Schwarzenberg, die mächtigen Abstämmlinge der römischen Ursinis, die Rosenberge, Balbins Rosenkönige („Reguli rosenses") vom hohen Söller des Schlosses weit hinaus in's Land schauten, wo noch so manche romantische Sage mit poetischen Geisterschwingen Thurm und Mauern umkreist, wo Wilhelm von Rosenberg, der Vorletzte seines Stammes, Böhmens Oberstburggraf und kinderloser Gemahl dreier Prinzessinnen und Polyxena's von Pernstein, sein großartig luxuriöses Hochzeitsgelage hielt; dasselbe Krummau, das im ersten Losbruche

*) Eine der romantischesten Wald- und Gebirgsregionen Böhmens, die durch Adalbert Stifter's farbenreiche und sinnige Feder in dessen „Studien" eine poetische Verherrlichung gefunden.

der böhmiſchen Rebellion, dieſem Signale zu einem dreißigjährigen Blutvergießen, mit nur noch wenigen Städten Böhmens treu am Kaiſer hielt, bis es von Mathias von Thurn überwältigt ward, und wo ſpäter die Schweden zu einem ſehr überläſtigen Beſuche erſchienen. Durch jene Thore hatte Ferdinand II. ausgezeichneter Liebling und hochverdienter Miniſter Johann Ulrich von Eggenberg als Freiherr ſeinen Einzug in das kraft kaiſerl. Schenkung ſein eigen gewordene Schloß gehalten, um ſchon im nächſten Jahre dort einen noch glänzendern Beweis kaiſerl. Huld und Gnade — den Fürſtenbrief zu empfangen, dem wenige Jahre ſpäter auch der Herzogshut folgte. Durch dieſelben Thore führte auch Ulrich's Sohn und Nachfolger, Johann Anton von Eggenberg, ſeine Gemahlin aus Brandenburgiſchem Stamme in die Brautgemächer ein, und letzteren war es vorbehalten in ſpäteren Tagen auch die Tochter des erſten Fürſten zu Schwarzenberg, die holdſelige und geiſtvolle Maria Erneſtina, als Gemahlin des drittletzten Fürſten von Eggenberg und Herzogs von Krummau aus dieſem Geſchlechte zu empfangen. In jenen Sälen und weitläufigen Schloßräumen hatte dieſe allgeliebte Tochter eines gefeierten Vaters ihren geräuſchloſen, aber dabei doch immer fürſtlichen und ringsumher Glück und Segen verbreitenden Hofhalt aufgeſchlagen und dreiundfünfzig Jahre, die letzten neun derſelben als allein regierende Witwe, im Geiſte einer wahrhaft erhabenen, jetzt noch nicht vergeſſenen Humanität gewaltet. Nur der Tod konnte ſie von dieſer liebgewonnenen Stätte ihres ſtillen Wirkens und Schaffens trennen, und als ſie ſchied, gab ſie derſelben in ihres geliebten Bruders Ferdinand einzigem Sohne Adam Franz einen neuen glückbringenden Herrn und Gebieter. Schon zwei Jahre ſpäter war dasſelbe Schloß Zeuge einer ſeltenen und merkwürdigen Doppelfeier: der Vermählung Maria Anna's von Schwarzenberg, Tochter Adam Franzens, mit dem Markgrafen Ludwig Georg Wilhelm von Baden, und des Ritterſchlages, den der fürſtliche Schwiegervater ſeinem zum Ritter des goldenen Vließes ernannten Eidam an Kaiſer's Statt ertheilte. Und nach Verfluß abermahls eines Jahres wiederhallten dieſe Schloßräume

von den Fest- und Jubeltönen*) über die nach 16 Jahren vergeblichen „Wünschens und Hoffens, Betens und Sehnens“ endlich erfolgte Geburt des Erbprinzen Josef Adam zu Schwarzenberg (1722). Aber einen schmerzlichen Contrast zu dieser Freudenfeier bildete zehn Jahre hierauf die in demselben Krummau Eleonoren Amalien ereilende Trauerkunde von dem urplötzlichen Verluste ihres Gemahls Adam Franz durch den verhängnißvollen Schuß des Kaisers auf der Hirschjagd bei Brandeis. Um den erschütternden Eindruck dieser Schmerzensbotschaft durch einen glänzenden Akt kaiserlicher Huld zu mildern, sollte das Außerordentliche geschehen, und so sah denn Krummau im Juli 1732 eine eigens deputirte kais. Commission, den Oberstburggrafen von Prag an der Spitze, mit dem goldenen Vließe für den verwaisten 10jährigen Erbprinzen von Schwarzenberg in seinen Mauern einziehen. Und so knüpft sich denn an die Geburtsstätte des fürstlichen Sprößlings, der zu Anfang dieses Jahrhunderts seinem Vaterlande geschenkt worden, mehr als eine historische Erinnerung und unzählige Andenken deuten auf eine längst verklungene Vergangenheit zurück.**) Noch blicken von den Wänden der einsamen Schloßgemächer die ernsten Bildnisse der Rosenberge, „die dort gleich Königen geherrscht und von dort aus mehr als einmal das Schicksal Böhmens entschieden. Noch bestehen ihre kolossalen Werke, fortgesetzt von den jetzigen Besitzern; noch lebt ihr Name im Munde des Volkes, noch hängen ihre Wappenschilde über mancher Pforte, unangetastet bei allem Wechsel der Zeiten und ihnen zur Seite die glänzenden Insignien des neuen

*) Das dießfällige noch erhaltene Diarium entwirft ein lebendiges Bild von jenen außerordentlichen, ungeheuchelter Freude entsprungenen und der Veranlassung vollkommen entsprechenden Festlichkeiten.

**) Das fürstliche Schloß zu Krummau birgt in seinen Mauern ein in vielseitiger Hinsicht interessantes, durch die pietätvolle Bedachtnahme und reichliche Munificenz des gegenwärtigen hohen Besitzers bedeutend erweitertes, vollständig geordnetes historisches Museum und numismatisches Cabinet, welche der Vergangenheit Krummau's, so wie auch der anderer fürstlichen Schlösser, besonders aber der Schwarzenberg'schen und Eggenberg'schen Familiengeschichte als charakteristische Illustrationen dienen.

Stammes, an dessen Namen sich die großartigsten Erinnerungen reihen und die Dankbarkeit eines Welttheils knüpft." —

Dort verweilte, wie alljährlich vom Hochsommer an in einem der schönen Schlösser der großen fürstl. Besitzungen im Südwesten Böhmens, in den Herbsttagen 1800 Fürst Josef an der Seite seiner liebenswürdigen Gemahlin, umgeben von drei blühenden Kindern, als die Hoffnung auf den Besitz eines vierten durch die Geburt eines zweiten Sohnes zur erwünschtesten Wahrheit ward. Der ältere Sohn und Stammerbe Johann Adolf war dem Fürstenpaare im Mai des nächst vergangenen Jahres durch des Himmels Gunst bescheert worden als neues Unterpfand für eine durch die Geburt zweier Töchter Marie Eleonore und Marie Pauline seit 1796 und 1798 in Aussicht gestellte zahlreiche Nachkommenschaft. Es versteht sich von selbst, daß ein Ereigniß, welches im Schooße jeder anderen Familie einen Festtag bereitet hätte, von den fürstlichen Aeltern mit um so größerer Freude begrüßt werden mußte, als das Dasein eines zweiten Sohnes nun sicherere Garantien für die Erhaltung und den Fortbestand des Hauses bot und demselben eine neue Zukunftsperspektive öffnete. Als ein providentieller Wink mußte es zudem erscheinen, daß wenige Tage zuvor (am 30sten September) auch dem Fürsten Karl, jüngerem Bruder des regierenden Fürsten und Haupte der zweiten Linie des Schwarzenberg'schen Hauses, ein Sohn, und zwar der Erstgeborene, geschenkt worden; Umstände, die als Bürgschaften für einen neuen Flor des in früheren Zeiten so oft dem Aussterben nahen Geschlechtes gedeutet werden konnten. Wenn nun in der am Morgen des 3ten Oktober von dem Prälaten und Erzdechant Anton Gastko von Sachsenthal zu Krummau vollzogenen Taufhandlung dem Neugebornen die Namen Felix, Ludwig, Johann Nepomuk, Friedrich beigelegt worden, so liegt der Gedanke nahe, die Wahl derselben, wenigstens des ersten Namens, durch die oben angeregten Conjunkturen motivirt zu finden. Erhöhtes Glück und vermehrter Segen sollte durch diesen neuen männlichen Sprossen in die Familie kommen; dieser Wunsch und Sinn lag so ganz in dem zum ersten Male adop-

tirten Namen Felix eingeschlossen. Für den anderen Namen Ludwig mochte wohl die Pietät gegen den Großvater mütterlicher Seite, den regierenden Herzog Ludwig Prosper von Arenberg entscheiden; aus demselben Grunde war wohl auch die Wahl auf den dritten Namen Johann Nepomuk gefallen (mit Rücksicht auf den unvergeßlichen Großvater von väterlicher Seite), zunächst aber auch aus großer Verehrung des h. Johann von Nepomuk, des traditionellen Schutzpatrons des Hauses. An den Namen Friedrich knüpfte sich aber eine wehmüthige Erinnerung an den in der Blüte der Jahre bei Mannheim gefallenen jüngsten Bruder des Fürsten Josef, dessen leer gewordene Stelle im Familienkranze nun der neugeborne Sohn des Hauses ausfüllen sollte; ja, um den Frühverlorenen gewissermaßen doppelt zu ersetzen, wurde auch Karl's Erstgeborner Friedrich getauft.

Jenem patriarchalischen Verhältnisse*) zufolge, welches damals Herren und Diener, Fürsten und Unterthanen mit dem gemeinsamen Bande väterlicher Güte und innigster Anhänglichkeit umschlang, beide Theile zu einer großen Familie vereinend, einem Verhältnisse, das jetzt noch im dankbaren Andenken der Zeitgenossen fortlebt, von dem aber schon die nächste Generation kaum eine deutliche Vorstellung bewahren wird; jenem wohlthuenden Verhältnisse zufolge ist es begreiflich, daß das oben geschilderte frohe Ereigniß über den engeren Familienkreis hinaus ein lautes Echo finden und sich zum Freudenfeste gestalten mußte. Dieß war besonders in Krummau, der unmittelbaren Stätte des glücklichen Begebnisses, inmitten einer zahlreichen

*) Ebenso wahr als warm schildert der bereits früher angeführte Nekrolog in der Augsburger Allg. Zeitung dieses Verhältniß. „Wenn er seine Güter bereiste," heißt es dort vom Fürsten Josef, „so war es, als zöge er von Kindern zu Kindern; alle freuten sich den gemeinsamen Vater zu sehen, dessen Herz das Glück, wie den Jammer verstand, und das für beide zu Mitgenuß und Tröstung Zeit hatte. Durch das alldurchwärmende, in jeder Gelegenheit werkthätige Wohlwollen, das von ihm ausging, schloß er Alle an sich, und durch sich wieder an den Staat, zu dem er mit gleicher Liebe aufblickte, mit der er zu den Seinigen niedersah." — So war der erlauchte Vater des Fürsten Felix, und mit gleich warmen Farben müßte das Bild der edlen, unglücklichen Mutter gemahlt werden, deren Andenken jetzt noch in unverblichener Frische fortlebt. —

Dienerſchaft und einer nicht unbedeutenden Stadtbevölkerung der Fall. Man wetteiferte in ſinniger Erfindung von ſprechenden Beweiſen huldigender Aufmerkſamkeit und in Darlegung von ungeheuchelten Freudenbezeugungen. Es gewährt eine eigenthümliche Genugthuung ſolchen Kundgebungen aufrichtiger Liebe zu begegnen und das Andenken derſelben auch nach 52 Jahren aufbewahrt zu ſehen, als redendes Merkmahl des Werthes, den man ſeiner Zeit darauf legte. Wie wenig dem hellen Auge zartſinniger Liebe das Bedeutſame und Hoffnung Gewährende entgeht, drücken charakteriſtiſch ein paar Chronographika aus, die jener Geburtsfeier ihre Entſtehung verdankten und ſich bis heute erhalten haben, gleichſam als ſollten ſie dem thatſächlich in Erfüllung gegangenen prophetiſchen Wunſche zum Belege dienen. Unter mehreren, den Grundgedanken oftmahl variirenden Inſchriften lautet die eine: „CresCe Deo et hoMInI, VIVeqVe FeLIX, tV Vera spes VtVrI“; und die andere: „FLoreat patrI et patrIae FeLIX neonatus DVX CrVMLOWII.“ Ohne auf Claſſicität Anſpruch zu machen, ſind in beiden Chronogrammen wie Wunſch und Hoffnung, ſo auch im prophetiſchen Geiſte Hindeutungen auf eine erfüllungsreiche Zukunft ausgeſprochen, und es muß überraſchen, wie getreulich die letztere Wort gehalten. Der ſo warm zuverſichtliche Zuruf: „Tu vera spes futuri!“ durfte ja auch nicht Lügen geſtraft werden! — Zu dieſen Aeußerungen der Freude und dankbarer Anhänglichkeit geſellten ſich nun noch herzliche Glückwünſche und zahlreiche Zeichen aufmerkſamer Theilnahme von nah und ferne, den Chor der nächſten Freudenſtimmen harmoniſch vervollſtändigend, und nichts blieb zu wünſchen übrig, als die ungefährdete Erhaltung des theueren Neugeſchenkten.

Freundliche Genien wachten über ſeinem Leben und deckten ſeine zarte Kindheit mit den ſchirmenden Fittigen des häuslichen Glückes und eines heiligen Familienfriedens. Sichtbar erſchien einer dieſer Schutzgeiſter in der Geſtalt der Fürſtin-Mutter Pauline, einer Dame, ſo ganz geſchaffen, um einen ebenſo hochſinnigen als gemüthvollen Gatten zu beglücken, und den Segen reinſter Mutterliebe über hoff-

nungsvolle Kinder auszugießen. Einem der edelsten Geschlechter entsprossen, vereinte Fürstin Pauline mit der feinsten Bildung des Geistes — dem Resultate ihrer ursprünglich französischen Erziehung — und einer unnachahmlichen Grazie des Wesens, welcher die würdevolle Hoheit nicht ferne stand, alle Eigenschaften jener heh'ren Weiblichkeit, die ebenso sehr bezaubern und fesseln, als erquicken und wohlthun, einer Weiblichkeit, die der plastischen Schönheit nicht bedarf, um in dem Begriffe vollendeter Anmuth aufzugehen. Mit allen Gaben ausgestattet, um in der heh'ren Gesellschaft als Repräsentantin des Standes zu glänzen, dem sie angehörte, und jeden Salon zu schmücken, wo Rang und Geburt nebst den ausschließlichen Forderungen der conventionellen Sitte maßgebend in die Wagschale fielen, besaß aber auch Fürstin Pauline die seltene Befähigung, sich auch in untergeordneten Lebenskreisen zurechtzufinden, durch herablassende Güte und herzliche Theilnahme nicht minder, als durch ungesuchte Natürlichkeit und liebenswürdige Einfachheit Vertrauen zu erwecken, die Annäherung zu erleichtern und die einmal gewonnenen Herzen dauernd zu erobern. Ihr „hoher Geist und reiches Herz," für die u. A. auch Hr. von Prokesch in den „Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Fürsten Karl" als kundiger Zeuge einsteht, wußten in jeder Sphäre Ressourcen zu finden und, der Biene ähnlich, jeder Blume den Honig-Nektar abzugewinnen, und da sie nur Liebe und Dank und die zutraulichste Innigkeit empfing, so fiel es ihr nicht schwer, das Dargebotene wieder im überreichlichen Maße zurückzugeben. Je unsichtbarere Schranken sie zwischen sich und Anderen zog, in desto magischere Bande schlug sie die Seelen und einen desto freiwilligeren Tribut ungeheuchelter Huldigung empfing sie von den Tieferstehenden. Daher kam es, daß ihr Besuch auf den fürstlichen Schlössern wie ein frohes Kinderfest gefeiert wurde, nicht anders, wie das Erscheinen des feenhaften „Mädchens aus der Ferne," das Schiller mit so reizenden poetischen Farben mahlt. Für Jeden hatte sie eine Gabe, „und wer sie sah, der mußt' sie lieben." Ueberzeugt, wie sehr freundliche Zugänglichkeit und edle Milde die Gemüther fesseln und, zumahl in dem Verhält-

niſſe zwiſchen Herrn und Diener, das Verſtändniß vermitteln und die ernſte Pflichterfüllung zur freudigen Aufopferung ſteigern, hielt ſie es nicht unter ihrer Würde, die Frauen der fürſtlichen Beamten in ihre Nähe zu ziehen und blickte mit gleicher mütterlicher Güte auf die wohlerzogenen Kinder der letzteren als Geſpielen ihrer eigenen Kinder nieder. In ſolchen und ähnlichen Beziehungen erſchien ſie in der vollen Lieblichkeit einer echten deutſchen Frau und verklärte mit der milden Glorie dieſer perſönlichen Anmuth ihre ganze Umgebung. Nirgends glücklicher als im Kreiſe ihrer Familie, wußte ſie während ihres jedesmaligen Landaufenthaltes mit reinem Sinne den Freuden dieſes ſtillen Glückes die lockendſten Genüſſe abzugewinnen, überdieß aber auch ſich durch die heitere Luſt des Landlebens für den conventionellen Zwang der Hauptſtadt und die ſelten befriedigenden Zerſtreuungen der großen Welt zu entſchädigen. Dabei kamen ihr ein helles und offenes Auge und eine hohe Empfänglichkeit für den göttlichen Zauber der Natur und ein kunſtgebildeter, reich entwickelter Schönheitsſinn trefflich zu Statten. Die reizenden landſchaftlichen Umgebungen einiger der fürſtlichen Schlöſſer boten ihr willkommene Gelegenheit, ſowohl jene Naturliebe, als dieſen äſthetiſchen Sinn auf vielfältige Weiſe zu befriedigen und mit ſchöpferiſchen Entwürfen zu beſchäftigen. Sie pflanzte, baute, umſtaltete und verſchönerte, den durch ſie geſchaffenen Gehegen, Luſtwäldchen und ſchattigen Promenaden den Typus ihres idylliſchen Geſchmackes aufdrückend. Mit dieſem friſchen Naturſinne, der ſich mit himmliſchem Behagen im Grünen badete, ging ſelbſtverſtändlich auch warmes Gefühl für Poeſie als unzertrennlicher Gefährte Hand in Hand, und damit zum vollkommenen Dreiklang nicht das harmoniſche Dritte fehle, geſellte ſich auch noch die Liebe zur Muſik hinzu. Die bildende Kunſt zählte aber die Fürſtin ſelbſt zu ihren begabten Prieſterinnen; denn nicht nur daß die Fürſtin gewandt und geſchmackvoll zeichnete, ſo wußte ſie auch den Grabſtichel und die Radirnadel mit Geſchick und Empfindung zu handhaben. Noch hat ſich eine Anzahl von Kupferplatten erhalten, denen ihre kunſtfertige Hand Leben einzuhauchen verſtanden, und ein Heft radir-

ter Blätter mit pittoresken Anſichten der ſchönſten Punkte auf den fürſtl. Beſitzungen in Böhmen gibt Zeugniß von der glücklichen Wahl, zarten und ſinnigen Auffaſſung und anſprechenden Darſtellungsgabe der geiſtvollen Dilettantin. — Ein ſo ſeltener Verein von edlen Seelenvorzügen, durch reiche Geiſtes- und Herzensbildung zur vollſten Blüte erſchloſſen und erquickenden Duft ausſtrömend, konnte nicht verfehlen, auch auf die ganze Umgebung der Fürſtin einen nachhaltigen Einfluß auszuüben und ſich namentlich den Nächſtſtehenden in unerſchöpflicher Fülle mitzutheilen; um ſo mehr, als es Fürſtin Pauline verſtand, von ihrem eigenen Ueberfluß reichlich auf Andere zu übertragen. Die ſchaffende Natur hätte ihrem eigenen Geſetze untreu werden müſſen, wenn ſie von dieſer „ſchönen Seele in anmuthiger Form" das Beſte denjenigen vorenthalten hätte, die das urſprünglichſte Recht: das der Geburt, — darauf hatten — den Kindern Paulineus. Wie wenig aber das der Fall war, hat der liebliche Kranz holder, im ſanften Abglanze des mütterlichen Urbildes heranblühender Töchter auf anmuthige Weiſe anſchaulich gemacht, und auch in den Söhnen finden ſich helle, je nach Berufsſtellung und Lebensrichtung modificirte Reflexe jenes reinen Lichtes, das den Morgen der Kindheit verklärte. Es dürfte kaum zu gewagt ſeyn, die feine Organiſation des verewigten Fürſten Felix, die der Bürde erdrückender Geſchäfte und der zerſtörenden Wirkung ruheloſer geiſtiger Anregung, trotz aller Willenskraft und oft bewieſenen Seelenſtärke, vor der Zeit erlegen, die ſchnelle und leichte Auffaſſung, den ſcharfen und richtigen Blick, den heiteren, geſelligen Sinn, das gewandte, äußerſt gewinnende Benehmen, die Gabe eſprivoller Unterhaltung und die leuchtenden Blitze treffenden Witzes, zudem das offene Auge für die ſchöne Natur und den Hang zu ſtillen idylliſchen Genüſſen, endlich die Liebe zur gemüthlichſten der Künſte — zur Muſik — eben ſo ſicher auf das eigenſte Weſen der Mutter, als Grundquell, zurückzuleiten, wie das feine, graziöſe Lächeln des Mundes und das geiſtvolle Feuer des dunkelglühenden Auges. Hingegen dürften in dem adeligen Hochſinne, in der fürſtlichen, von Unkundigen als Stolz gedeuteten Denkart, in der

ungezwungenen, aber unläugbar aristokratischen Haltung, so wie in dem offenen, kleinlicher Winkelzüge unfähigen, gerne gerade aus schreitenden Charakter eine erbliche Ueberkommenschaft vom Vater kaum zu verkennen sein. Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten, die die unerschöpflich nuancirende Natur jenen Eigenschaften des seltenen Mannes sonst noch hinzugefügt, bildeten eben den festen Kern seines eigensten Selbst und schlossen sein innerstes Wesen zur entschiedenen Individualität ab.

Der beglückende Besitz einer solchen Mutter: auch er schien dem Fürsten Felix eine Berechtigung auf den heilverheißenden Namen zu geben, der ihm beigelegt worden. Aber diese vortreffliche Mutter sollte ihm so frühzeitig und auf so entsetzenvolle Weise entrissen werden! Allerdings ein schneidender Widerspruch zu jenem Prognostikon, eine bittere Ironie in den Jahren der schönsten Hoffnungen und des reinsten Glückes. Wer kennt die unerforschlichen Wege der Vorsehung und wer kann die erschütternden Wirkungen des ersten, auf ein junges Gemüth hereinstürmenden großen Seelenschmerzes in ihrer Tragweite für's ganze Leben berechnen! Wer frühzeitig erstarken, im Gewitterbrausen Stand halten und mitten in dem gemeinen Gewirre des Alltagslebens das Bewußtseyn der Selbständigkeit, den edlen Stolz einer kräftigen Seele und den hochstrebenden Sinn bewahren soll, muß auch früh Schicksalsschläge ertragen lernen und in den Kampf mit den feindlichen Gewalten der Außenwelt geführt werden. Ueberdieß blieben, was auch ein prüfendes Schicksal über die Herzen einer innig verbundenen Familie verhängen und mit welch' tief verwundendem Risse es auch den Kreis der letzteren spalten mochte, dennoch die angeerbten, habituellen Eigenschaften ein unveräußerliches, unvertilgbares Eigenthum des Besitzers. Die volle, ausgeprägte Persönlichkeit des verewigten Fürsten dürfte wohl dieser Ansicht zur genügenden Bestätigung dienen. — Unter der schirmenden Aegide der mütterlichen Liebe und Obhut flossen die ersten Lebensjahre des Knaben hin, glücklich geborgen vor jeder unsanften Berührung widriger Einflüsse, sich glücklich entwickelnd im Sonnenscheine eines ungetrübten Fami-

lienlebens. Das finſtere Gewölk, das ſich über dem fürſtlichen Hauſe aufzuthürmen anfing und, im Zuſammenhange mit der Gewitterſchwüle am ganzen politiſchen Horizonte Europa's, endlich mit zündendem Wetterſtrahl auf dasſelbe herunterzuckte, hatte noch keinen ſchreckenden Donner für das kindlich unbefangene Ohr des kleinen Fürſtenſohnes und konnte die wonnige Luſt ſeiner Jugendſpiele nicht ſtören. Fürſt Felix war eben in ſein ſechſtes Jahr getreten, als ſein väterliches Haus von dem erſchütternden Schlage der Mediatiſirung getroffen worden. Seit 135 Jahren war das fürſtliche Haus im Beſitze der Reichsfürſtenwürde und Reichsunmittelbarkeit zu ſeinem eigenen Ruhme und wahrlich auch nicht zum Schaden ſeiner Unterthanen im Reiche geweſen, als der Sturm vom Weſten hereinbrach, der das wankende Gebäude des h. r. Reichs deutſcher Nation mit jäher Gewalt erfaßte und den längſt drohenden Zuſammenſturz des alten ehrwürdigen, aber durch moderne Verunſtaltungen kaum mehr erkennbaren Baues vollendete. Unter dem Schutte und den ſtürzenden Trümmern wurde auch das Fürſtenhaus Schwarzenberg mit noch ſo vielen anderen Mitſtänden des Reichs begraben. Es hätte vielleicht der Kataſtrophe entrinnen und ſich auf einen momentan geſicherten Boden hinüberretten können; aber ſelbſt Angeſichts des unerſetzlichen Verluſtes, von dem es augenſcheinlich bedroht war, erſchien ihm der Preis zu hoch, womit es ſeine Sicherheit und Unverſehrtheit hätte erkaufen müſſen. Unmöglich konnte es die letzteren in einem Lager ſuchen, wo nicht ſein Platz war und wo es ſich nicht hätte geborgen fühlen können, ohne ſeine uralte Deviſe: „Treue bis in den Tod dem Kaiſer und dem Reiche!“ zu verläugnen und ſeinen Traditionen, ſeiner Geſchichte und ſeinem von Enkel zu Enkel vererbten Familiencharakter untreu zu werden. Unter ſolchen Umſtänden gab es keine Wahl für dasſelbe, oder vielmehr, es hatte vom erſten Augenblicke an bereits ſeine Stellung gewählt, hiermit aber auch ſein Schickſal entſchieden. Bekanntlich waren bereits 1805 Bayern, Würtemberg und Baden den Fahnen Napoleon's gefolgt, der Preßburger Frieden hatte die beiden erſteren zu Königreichen erhoben und der 12te Juli 1806

die Rheinbundakte in's Leben treten sehen. Das deutsche Reich und sein Kaiser waren faktisch zu Grabe gegangen und naturgemäß mußte dasselbe Loos theilen, was mit beiden organisch zusammenhing. Die letzte Stunde der Reichsunmittelbarkeit Schwarzenberg's hatte geschlagen; hingegen hatte sich, durch einen ebenso natürlichen Akt der Entwickelung, das längst dem Tage seiner Geburt entgegensehende Erbkaiserthum Oesterreich aus dem Ruine der alten Verhältnisse, wie der Phönix aus der Asche, emporgeschwungen, und die ehemaligen Reichsfürsten zu Schwarzenberg waren spezifisch auch Oesterreichische Fürsten. Die neue Gestaltung der Dinge war also auch in dieser Beziehung maßgebend für das Schwarzenberg'sche Haus. Jener Donnerstreich der Mediatisirung hatte aber das Unglück nicht vollendet, er war nur das Vorspiel kommender prüfungsschwerer Ereignisse. Wäre auch der Verlust der Landeshoheit über Schwarzenberg in Franken, welcher an Bayern, und jener über die Landgrafschaft Kleggau, die an Baden fiel, zu verschmerzen gewesen, so waren noch die kränkenden Consequenzen einer einseitigen Auslegung der Rheinbundakte und der Bayer'schen Constitution v. J. 1808 für die arg geschmälerten Rechte der mediatisirten Fürsten zu verwinden, wo nicht noch schlimmere Folgen in Aussicht gestellt. Diese hatten sich auch zugleich mit den Calamitäten des Kriegsjahres 1809 eingestellt, die Confiscation der Schwarzenberg'schen Reichsbesitzungen einerseits und die Sequestration derselben andererseits herbeiführend. Zwar hatte das folgende Jahr auf Napoleon's eigenen Wunsch eine theilweise Restitution im Gefolge; aber die billige Ausgleichung und schließliche Befriedigung gerechter Entschädigungsansprüche war auf lange hinausgeschoben und hat erst in neuester Zeit zum gänzlichen Abschlusse gebracht werden können. Diese unglücklichen Conjunkturen schienen wieder die alten bedrängnißvollen Zeiten über das fürstliche Haus heraufzubeschwören und schwere Opfer wie in den schlimmsten Tagen der Vergangenheit zu heischen. Diese wurden dann auch im genügenden Maße gebracht, ohne übrigens das Vertrauen auf den guten Stern des Hauses, der ihm schon in so mancher Sturmnacht

geleuchtet, erschüttern zu können. Das freundlichste Gestirn in den ersten Stadien hereinbrechender Verfinsterung leuchtete den zarten Fürstenkindern im warmen Strahle der Mutterliebe, die mit ihrem milden Lichte alle Räume des häuslichen Heiligthums erhellte. Wer hätte damals ahnen können, daß es bereits die verglimmende Abendröthe einer untergehenden Sonne war! Und doch mußten sich alle Wünsche dahin vereinigen, diese klare Leuchte noch lange nicht im Zenith ihres aufsteigenden Tageslaufes anlangen zu sehen, denn der Familienkreis des fürstlichen Hauses hatte sich nachgerade ansehnlich erweitert. Im April 1809 zählte Fürstin Pauline bereits neun Häupter ihrer Lieben (nach dem Fürsten Felix noch einen Zuwachs von vier Töchtern und einem Sohne), die sich alle um ihr reiches Herz theilten und denen sie, zumahl den Töchtern, noch auf lange hinaus als Führerin und Gefährtin leuchtend voranschreiten sollte. Da kam das Unglücksjahr 1810, und mit ihm eines jener grauenvollen Ereignisse, die sich dem Gedächtnisse der Mitlebenden mit unauslöschlichen Zügen einprägen und fortan der Erinnerung der Nachkommen in schreckhafter Gestalt vorschweben. Was nun kommen sollte, war nur eine weitere traurige Entwicklung der widrigen Conjunkturen vom Jahre 1806, und der Schicksalsstreich, der damals an dem inneren Glücke und Frieden der fürstl. Familie spurlos vorübergeglitten, sollte nun die letztere unmittelbar im tiefsten Herzen treffen. Die bisher erfolglos betriebene Restitutionsangelegenheit seines Hauses hatte den Fürsten Josef zu dem Entschlusse vermocht, der zähen Abwickelung der Sache persönlichen Nachdruck zu geben und sich zunächst an Napoleon selbst, in dessen Händen zumeist die Entscheidung lag, zu wenden. Eine Reise nach Paris war dadurch zur Nothwendigkeit geworden. Der Fürst durfte um so mehr hoffen, auf diesem Wege dem gewünschten Ziele näher zu kommen, als gerade damals sein Bruder Karl, der spätere Feldmarschall, als kais. Oester. Gesandter am französischen Hofe fungirte und als Napoleon eben auf dem Punkte stand, seine Interessen durch enge verwandtschaftliche Bande an jene des Oesterreichischen Kaiserhauses zu knüpfen. Als

zärtlicher Familienvater nicht gerne die Seinen lange entbehrend, wählte er seine Gemahlin und die beiden ältesten Töchter Eleonore und Pauline zu Reisegefährten. So fand der Sommer des Jahres 1810 einen Theil der fürstlichen Familie in der rauschenden Weltstadt an der Seine. Die Aufmerksamkeit Europa's war mit gespannten Blicken dahin gerichtet, denn ein außerordentliches, früher ungeahntes und eine neue Gestaltung der Dinge involvirendes Schauspiel war ihr dort in Aussicht gestellt. Oesterreich's Kaisertochter, ein resignirtes Opfer der Politik, hatte in demselben Paris, wo kaum zwanzig Jahre früher Marie Antoinette auf schaudervolle Weise geblutet, ihren Einzug gehalten, um dem großen Imperator, dem neuen Alexander und gefürchtetesten Manne des Jahrhunderts angetraut zu werden. Großartige Feste, glänzende Feierlichkeiten umrauschten die Neuvermählten — ganz Paris schien in Jubel und Wonne aufgelöst. Begreiflicherweise konnte unter solchen Umständen Oesterreich's diplomatischer Vertreter nicht zurückbleiben, und es mußte Alles aufgeboten werden, um eine sowohl der Veranlassung, als auch des Veranstalters würdige Festlichkeit in Scene zu setzen. Feinster Geschmack, Pracht und Aufwand sollten bei dieser Gelegenheit wetteifern und nichts gespart werden, um der luxusverwöhnten Hauptstadt des neuen Kaiserreiches ein blendendes Schauspiel zu bieten. Unmöglich konnten aber die Räume des Gesandtschaftshôtels die ganze schimmernde Gesellschaft von Paris fassen, ein improvisirter Zubau im Garten des Palastes mußte daher das Fehlende ersetzen, und der erfinderische Geist der Festarrangeure wußte den hölzernen Saal auf künstliche Weise durch luftige Verhüllungen und ein Lichtmeer in einen Feentempel zu verwandeln. Die Nacht des 1ten Juli 1810 erschließt seine Pforten, in glänzender Herrlichkeit strömt die Elite von Paris herbei und ergießt sich in den strahlenden Räumen, rauschende Musikchöre empfangen die Götter der Erde, vor allen den dießmahl donnerlosen Zeus des neuen Olymp's an der Seite der junonischen Neuvermählten, die Thyrsusstäbe winken und schwelgende Lust zieht Alles in ihre betäubenden Wirbel. Auch den Fürsten Josef sammt Gemahlin und den

beiden aufblühenden Töchtern umfluthet dieß mächtige Gewoge und bannt der magiſche Zauber des Feſtes; da naht das Verhängniß mit der Mitternachtſtunde — ein zündender Funken — und der blendende Glanz — ſo eben noch einem entzückenden Feſte leuchtend — wird zum verheerenden Brande. „Feuer!“ ſchallt es, Beſtürzung verbreitend, durch den Saal — ſchon in wenigen Augenblicken wälzt ſich Woge auf Woge des vernichtenden Elements durch die Räume, und wenig ſpäter ſchlägt die dunkle Flammenſäule zum gewitterumzogenen Nachthimmel auf — ein unheilverkündendes Zukunftzeichen. Angſt, Schrecken und Verwirrung bemächtigen ſich der Geſellſchaft, die in wilder, ſich überſtürzender Flucht den Ausgängen zudrängt, um dem ſicheren Verderben zu entrinnen. Die Saalthüren können die fliehende Menge nicht faſſen — die Treppen brechen unter dem Gewichte der hinausſtürzenden Maſſen zuſammen, und die blitzſchnell auf dem Fuße folgende Feuerſchlange ereilt einzelne Opfer. Ein grauſenvolles Bild des Entſetzens und der Zerſtörung rollt ſich vor dem glutgeblendeten Blicke auf, aber das Haar ſträubt ſich empor, als er dort auf eine Geſtalt fällt, „die mitten in den Flammen wandelt, wunderbar zugleich und entſetzlich.“ Es iſt Pauline von Schwarzenberg, die, von ihrem ſchon halb geretteten Kinde — (der jüngeren Tochter Pauline, während die ältere, Eleonore, bereits in Sicherheit gebracht iſt) durch einen fallenden Balken getrennt, angſtgejagt in den brennenden Saal zurückeilt, um das theure Leben zu retten — und von der einſtürzenden Decke unter lodernden Trümmern begraben wird. Der Morgen des 2ten Juli bringt über das Schreckliche volle Gewißheit. In der Höhlung eines Baſſin's am anderen Ende des Saales findet man unter Fragmenten von Spiegeln und Lüſtern die verkohlten Reſte eines weiblichen Körpers, den man am Eheringe, an der goldenen Halskette mit den Monatſteinen ihrer Kinder — ein zehntes hatte ſie eben unter dem Herzen getragen — und ſonſtigen Koſtbarkeiten als den der Fürſtin erkennt.*) Sie war den Martertod

*) Jene Schreckensnacht von Paris wurde ſowohl gleich nach dem Ereigniſſe, als auch in ſpäterer Zeit oft und oft wiederbeſchrieben, den meiſterhafteſten Schilde-

der Mutterliebe geſtorben. Welche Feder vermöchte den grenzenloſen Schmerz des ſo ſchwer heimgeſuchten Gemahls, welche, die tiefe Trauer des Feſtgeber's zu beſchreiben! Mit Recht bemerkt Hr. v. Prokeſch in den Denkwürdigkeiten des Fürſten Karl: „Dieſes grauenhafte Ereigniß habe im letzteren den Grund zu einem ſeltſamen Gefühle von Unruhe und Schauer gelegt, das gedämpft im Herzen fortloderte, aber nie ganz erloſch und in düſteren Augenblicken mächtig hervortrat. . . . Der Gedanke, das Weib ſeines geliebten Bruders bei ihm durch ihn ſolchen Todes geſtorben zu wiſſen, war ein Geſpenſt, das ihn nie wieder verließ. . . Dieſe mit ihm gleichſam groß gewachſene Krankheit, das Geſchöpf vieler Jahre und Ereigniſſe, erklärt Manches in den Aeußerungen ſeines Weſens. Sie war gleichſam ein Schleier, hinter dem die Seele ſich verbarg. Untergeordnete Dinge gingen daran vorüber, ohne ihn aufzurollen; aber vor jeder großen Erſcheinung hob ſich der Schleier, und die Kraft trat unbeſchränkt hervor.“*) Ein nicht minder unauslöſchliches Andenken hatte

---

rer hat ſie aber an dem Verfaſſer der Denkwürdigkeiten des Fürſten Karl zu Schwarzenberg, Prokeſch, gefunden. So wie überhaupt das ganze Werk ein Muſter klarer, präciſer und markiger Schreibart, nicht minder durchaus edler Auffaſſung, ſo gehört auch die Darſtellung jener Unglücksnacht zu den gelungenſten Epiſoden des höchſt intereſſanten, jetzt durch die Geſchichte der Leipziger Schlachttage vom Oberſten Aſter neuerdings ehrenvoll in Erinnerung gebrachten Buches. Uebrigens hat der tragiſche Opfertod der Fürſtin Pauline ſeiner Zeit mehr als einen Dichter zu Trauerode und Elegien begeiſtert. – Urkundliche Schriftſtücke über den Sachbeſtand nach jenem ſchauerlichen Ereigniſſe bewahrt das fürſtl. Familienarchiv. Die Brandüberreſte der unglücklichen Fürſtin wurden ſorgfältig geſammelt und in der fürſtlichen Familiengruft zu Wittigau in Böhmen beigeſetzt. Mehrere verbrannte Knochentrümmer hatte der plötzlich Witwer gewordene Fürſt zum ewigen Andenken und als Gegenſtände der Verehrung in eigene Verwahrung genommen. Obgleich mit Brandwunden bedeckt, wurde Prinzeſſin Pauline doch dem Leben erhalten und ward nachmahls Gemahlin des Fürſten Eduard von Schönburg.

*) Dieſes Gemütheleiden erklärt auch den tiefen Eindruck, den der 1816 erfolgte Tod der Schweſter Karoline, vermählten Fürſtin von Lobkowitz, auf den Fürſten Karl machte. Als Quelle ſeines ſpäteren Krankheitszuſtandes wird auch der heftige Sturz mit dem Pferde bei Watignies 1793 betrachtet. Auch nach der Schlacht von Jemappes auf dem Rückzuge nach dem Rhein und der Moſel hatte der Fürſt einen argen Sturz mit dem Pferde erlitten. –

jenes Pariſer Schreckensfeſt in der Seele des Fürſten Joſef zurückgelaſſen. Hatte doch der furchtbare Schlag zunächſt ihn und die Seinen getroffen! Wie wenig fehlte, und er hätte zwei Opfer auf einmal beweinen müſſen! Wäre ſchon der Verluſt eines theueren Kindes an und für ſich ſchwer zu ertragen geweſen, um wie viel mehr jener einer ſo ſehr geliebten Gattin und Mutter zugleich. Mußte nicht jeder Blick auf ſeine unmündigen, nun mutterloſen Kinder den Stachel des Schmerzes ſchärfen und tiefer in die Seele drücken? Unmöglich konnte ſeine Familie ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, oder ausſchließlich fremder Obhut anvertraut werden (die älteſte Tochter zählte eben erſt 14 Jahre!). Aber, wer konnte, wer ſollte die früh Verlorene bei ſeinen Kindern erſetzen? Hier konnte nur die Vorſehung Rath ſchaffen und den dunkeln Weg der Zukunft erhellen. Sie that es und auf eine ſo troſtreiche und beruhigende Weiſe, daß ihr ſichtliches Walten nicht verkannt werden konnte. Eine wahre zweite Mutter fand ſich für die fürſtlichen Kinder in der Prinzeſſin Eleonore, der jüngſten Schweſter des Fürſten Joſef. Wenn ein edler gebildeter Geiſt, lebendige Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, Sanftmuth und eine durch nichts zu trübende, engelreine Seelengüte, tiefe Religiöſität und ein zartes, beſcheidenes Gemüth zur Uebernahme einer ſolchen Aufgabe vorzüglich befähigen, ſo war Fürſtin Eleonore dazu wie geſchaffen. Mit der innigſten Hingebung, mit echtem Feuereifer und einer wahrhaft begeiſterten Liebe unterzog ſie ſich dem ihr gewordenen Berufe und in der vollen Erkenntniß der übernommenen Pflichten fand ſie kein Augenblick läſſig in der Löſung ihrer Aufgabe bis das Werk vollbracht war. Kein prunkendes Monument, keine in Marmor gegrabene Inſchrift verkündet der Nachwelt dieſe ſtillen und anſpruchsloſen, aber darum nicht minder großen und ſchönen Verdienſte. Nichtsdeſtoweniger kann denſelben der gerechte Lohn nicht entgehen; ſie ſtehen im Buche des Ewigen verzeichnet und leuchten mit unvergänglichem Glanze. Eine reiche Vergeltung ward der nun auch bereits verklärten hohen Frau († 1846) im eigenen reinen Bewußtſeyn, in der ſegenvollen Entfaltung der von ihr geſtreuten Saat und in der

heiligen Pietät und dankbaren Verehrung ihrer über Alles geliebten Pflegekinder. Als ſich Prinzeſſin Eleonore der ihr durch ein ſo verhängnißvolles Ereigniß zugewieſenen, aber eben dadurch um ſo heiliger gewordenen Mutterpflicht unterzog, zählten die beiden älteſten Söhne ihres Bruders, Adolf und Felix, eben eilf und zehn Jahre, Eleonore und Pauline, die beiden älteſten Töchter, vierzehn und zwölf Jahre, ſämmtliche übrige Geſchwiſter ſtanden im Alter hinter Felix, und das Jüngſte der Kinder, der kleine Prinz Friedrich — jetzt Cardinal-Erzbiſchof von Prag — war damals kaum über das Säuglingsalter hinaus. Näherten ſich gleich die beiden älteren Brüder dem allmähligen Entwachſen der eigentlichen Mutterpflege, ſo blieb doch der Einfluß einer edlen, vorſorglichen und theilnehmenden Frau noch immerhin maßgebend genug, um denſelben mit in würdigenden Anſchlag bringen zu dürfen, um ſo mehr, als der alte Erfahrungsſatz in ſteter Geltung bleibt, daß den Duft des erſten Inhalts das neue Gefäß für lange hinaus behält. Es muß wiederholt ausgeſprochen werden: Fürſtin Eleonore war ihren Neffen und Nichten eine wahre zweite Mutter, die ihr anvertrauten Kinder alle mit gleicher Liebe umfaſſend, allen dieſelbe gewiſſenhafte Sorgfalt widmend. Der Tribut heiliger Erinnerung, den wir dem Andenken der erſten, unvergeßlichen Mutter gezollt, verpflichtet zu gleicher Pietät gegen die zweite, nicht minder gütige und liebevolle, die den ſchönſten Preis ihres Lebens an die ihr vom Geſchicke zugewieſene ſchwierige, und nur durch die glückliche Begabung und die trefflich gearteten Seelen der Kinder erleichterte Aufgabe geſetzt. Die ſchmerzliche Prüfung, von welcher das fürſtliche Haus heimgeſucht worden, hatte die Mitglieder desſelben einander nur noch näher gerückt, keines konnte des anderen entbehren und jedes fühlte ſich verpflichtet, den Riß ausfüllen zu helfen, den der Tod durch den Verluſt eines ſo theueren Lebens in dem Familienverbande verurſacht. Es trat nun ein ſo inniges Zuſammenleben, eine ſo eng geſchlungene Wechſelſeitigkeit in allen Beziehungen des Daſeyns zu Tage, daß dieſe feſtgeſchloſſene, harmoniſche Solidarität aller Intereſſen und Gefühle wohl berechtigt zu ſeyn ſchien, als

Schutzwehr gegen fernere rauhe Antaſtungen des Geſchickes zu dienen. Und der Genius dieſes enggeknüpften Bundes war Fürſtin Eleonore. Während ihr fürſtlicher Bruder die großen Angelegenheiten des Hauſes, gewiſſermaßen das auswärtige Departement, lenkte und die Regierungszügel in den Händen hielt, ſtand Eleonore dem inneren Hausweſen vor und leitete mit kluger Umſicht und treuer Sorgfalt die Geſchäfte dieſes Bereiches. Auf dieſem Gebiete war ſie unumſchränkte Souverainin, aber Niemand hatte Urſache, ſich über dieſe Autokratie zu beklagen, denn nie iſt eine Autorität mit größerer Milde, herzgewinnender Sanftmuth und liebevoller, über den engeren Familienkreis hinausreichender Mütterlichkeit ausgeübt worden. Natürlich konnte einem ſo berufseifrigen und pflichttreuen Weſen nichts ſo ſehr am Herzen liegen, als die Erziehung, Bildung und ſittliche Vervollkommnung der ihr ſo theuer gewordenen Kinder. Nachgerade ging ſie ganz in dieſer ſie ausſchließlich beſchäftigenden Sorge auf und widmete ſich derſelben, als eigentlichem Mittelpunkt des Gynecäum's, mit einer Hingebung und Ausdauer, deren nur Seelen fähig ſind, die der Glaube erfüllt, einſt einem heh'ren Richter über ihr Thun und Beginnen Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn. Obgleich nicht gerade direkt in die Leitung der Knaben eingreifend, denn das ließ ſchon ihre unendliche Beſcheidenheit nicht zu, ſo wirkte ſie doch auch in dieſer Sphäre durch moraliſchen Einfluß, Zuſpruch und Ermunterung, Wort und Beiſpiel, ſtille Obhut und warme Theilnahme, vor allem Anderen aber durch die Alles bezwingende Macht der Liebe. Der ſittigende und läuternde Impuls, von edlen und hochgebildeten Frauen auf empfängliche Gemüther ausgeübt, iſt nicht gering anzuſchlagen und von Einſichtigen und erfahrenen Beobachtern auch zu keiner Zeit verkannt worden. Die wohlthätigen, anregenden und erhebenden Spuren desſelben laſſen ſich auch in dem Leben ſo manches großen und bedeutenden Mannes pſychologiſch und hiſtoriſch nachweiſen. Neben den unbeſtreitbaren Verdienſten, die ſich Eleonore um ihre ſo ſehr geliebten und auch liebenswerthen Pflegetöchter erworben, iſt auch ihr ſtill mitwirkender Antheil an der Erziehung und Bildung

der fürſtlichen Söhne mit in Rechnung zu bringen, und es war ihr die Genugthuung geworden, die Früchte ihrer Wünſche und Bemühungen noch mit eigenen Augen ſehen und ſich ihrer erfreuen zu dürfen. Ihren Pflegeſohn Felix auf dem Culminationspunkte ſeiner ſtaatsmänniſchen Thätigkeit und äußerer Ehren zu erblicken, war ihr freilich nicht mehr vergönnt, hingegen blieben ihr auch die ſtürmiſchen Tage erſpart, welche jener Erhebung vorangingen, und ihren ſtillen Lebensabend verdüſtert haben würden. Wie würde ihr liebereiches Herz bange um den einſtigen Pflegling geſchlagen haben, als er, raſch entſchloſſen, die Feder mit dem Schwerte vertauſchend, auf die Schlachtfelder Italien's eilte, um mit dem tapferen Oeſterreichiſchen Heere Ruhm und Gefahren zu theilen! Auch einem anderen tiefen Schmerze wurde ſie frühe genug entrückt: jenem um den Verluſt ihrer älteſten Nichte und Stammesgenoſſin Eleonore Fürſtin von Windiſchgrätz, der eine meuchelmörderiſche Kugel in der ſtürmiſchen Pfingſtwoche Prag's plötzlich den Tod gab. Gewiß würde dieſes verhängnißvolle Ereigniß ſchreckliche Erinnerungen aus der Vergangenheit wieder erweckt und alte Wunden bluten gemacht haben. Wie anziehend es auch wäre, der Fürſtin poſitiven Einfluß auf den Bildungs- und Entwickelungsgang ihrer beiden älteren Neffen genauer zu ermitteln, ſo müſſen wir uns doch für dießmahl damit begnügen, dieſes Verhältniß nur angedeutet zu haben. Ihre Stellung und ihr ſorgſames Walten im Hauſe ihres fürſtlichen Bruders laſſen den Antheil an dieſer Lebensfrage errathen. Lange nachdem bereits beide genannten Prinzen ihrer mütterlichen Obhut entwachſen waren, beſchäftigte ſich Fürſtin Eleonore auf's Angelegentlichſte mit dem Erziehungsprobleme des Prinzen Friedrich, ihres jüngſten, frühzeitig für den geiſtlichen Stand beſtimmten Neffen. Es iſt rührend und erhebend zugleich zu ſehen, mit welch' wachſamen Blicken der zärtlichſten, wahrhaft mütterlichen Liebe ſie dem geiſtigen und moraliſchen Entpuppungsproceſſe dieſes ihres Lieblings folgt, wie achtſam und geſpannt ſie jeden Schritt des Studienganges belauſcht und wie feſt und unverrückt ſie das Ziel der Zukunft im Auge behält. Doppelt

erhebend wirkt diese mit den Jahren nicht abgeschwächte, vielmehr nur noch wachsende Aufmerksamkeit und erstarkende Theilnahme, wenn man sie zugleich mit der wärmsten Erkenntlichkeit und innigsten Dankbarkeit gegen diejenigen gepaart sieht, denen der wichtigste und verantwortlichste Theil der Erziehungs- und Bildungsaufgabe zugefallen — gegen Lehrer und Erzieher. Glücklicherweise gestatten noch vorhandene schriftliche Andenken einen überzeugenden Einblick in diese schönen, gemüthvollen Beziehungen, so daß wir uns nicht versagen können, einen jener Briefe mitzutheilen, der dem Gesagten so charakteristisch zum Belege dient. Die Berührung einiger zeitgeschichtlichen Momente in diesem Schreiben erhöht das Interesse an demselben. Während des Herbstaufenthaltes der Fürstin mit dem größeren Theile der Familie auf einem der fürstlichen Schlösser in Böhmen (es war in dem berühmten Wiener Congreßjahre) schreibt sie an den eben in der Residenz weilenden Lehrer ihrer lieben Pflegekinder: „Lieber H..! Letzten Posttag glaubte ich, Sie könnten keinen Brief mehr von uns vor Ihrer Abreise erhalten; da Sie aber gewiß Mittwochs noch in Wien seyn werden, so wage ich noch einen und letzten Brief an unsere lieben Flüchtlinge. Ich vergebe es Ihnen schon im Voraus, lieber Freund, wenn Ihnen Ihre Ankunft in Böhmen kein sonderliches Vergnügen gewährt. Ich glaube darum nicht, daß Sie uns nicht gut sind, sondern daß die tollen Jagden Ihrem Pflichteifer entgegen sind. Da es nun aber schon nicht anders ist, so müssen auch Sie mir erlauben, mich recht herzlich über Ihrer Aller Ankunft zu freuen. Der merkwürdigste Moment ist wohl für Wien vorüber. Nun fängt aber der folgenreiche Congreß erst recht an. Gott gebe ihm denselben unerwarteten Ausgang, den er Karl's" (des Feldmarschall's) „Feldzug gab. Mit Freuden werde ich dann Metternich mit ihm nennen hören. — Von unserem Aufenthalte kann ich Ihnen wohl nichts Neues sagen. Alles ist frisch und gesund. Für das danken wir Gott, wenn es nur so fortdauert, bis Josef" (der regierende Fürst) „zurückkommt. Ich hoffe, Sie werden Fritz" (Prinz Friedrich, damals sechs Jahre alt) „zu seinem Vortheile geändert finden; auch gibt sich G.

viele Mühe mit ihm. Seine kindliche Zerſtreuung hat abgenommen, ihr gänzliches Ende werden wir, hoffe ich, in einigen Jahren erleben. —Ich habe auf zwei Ihrer lieben Briefe noch nicht geantwortet. Mit dem kurzen vom 13ten Oktober ſchickten Sie mir den letzten Aufſatz über die Geſchichte. Ich gab ihm einen honnetten Platz in meinem Büreau. Nun, auf Ihren lieben und langen Brief vom 20ten Oktober: Ich las mit vielem Intereſſe und Vergnügen die zwei Blätter des „Wanderer's", in welchen Ihre Aufſätze ſowohl über die Leipziger Schlacht ſelbſt, als über deren Feier eingerückt ſind. Daß Ihre Schreibart mir beſonders angenehm iſt, darf ich Ihnen wohl nicht wiederhohlen, um Sie davon zu überzeugen. Wenn Sie einmahl mehr Ruhe haben, müſſen Sie viel, viel ſchreiben, und beſonders für die arme Jugend, die noch ſo ſehr Mangel an Lektüre leidet. Es gibt ſo wenig Menſchen, und ich darf ſagen, Keinen, der die Wiſſenſchaft des Unterrichts der Jugend — die ſchwerſte, die folgenreichſte für die Welt — ſo weit gebracht hätte; denn in jedem Gegenſtande den Kindern klar zu werden, iſt über allen Begriff ſchwer. Einen jeden gründlich darzuſtellen und den Geſchmack und Fleiß der Kinder nie zu ermüden, das war Ihnen vorbehalten. Auch werden Sie, lieber H., in Ihrem Alter mit Troſt und Stolz auf das herabſehen, was mit gutem Samen geſäet wurde und, mit emſiger Pflege gewartet, herrliche Früchte tragen wird, worunter heißes Dankgefühl gegen Sie eine davon ſeyn wird, die, unter ſo viele Individuen getheilt" (hier ſind die ſämmtl. fürſtl. Kinder genannt), „Ihr Alter gewiß mehr verſüßen wird, als die Folgen anderer, vielleicht wichtiger ſcheinenden Geſchäfte. — Kaiſer Alexander von Rußland*) iſt in der

*) Kaiſer Alexander beſuchte damals den regierenden Fürſten auf ſeinen böhmiſchen Schlöſſern und bezauberte alle Welt durch ſeine ritterliche Liebenswürdigkeit. Noch jetzt lebt dieſer Beſuch mit ſeinen Feſten und glänzenden Eindrücken im heiteren Andenken älterer Gedenkmänner fort. Aber auch der Kaiſer gefiel ſich ausnehmend im fürſtlichen Familienkreiſe und auf den ſchönen Beſitzungen, beſonders auf dem reizend gelegenen Frauenberg, deſſen herrliche Lage in ihm den Wunſch nach dem Beſitze dieſer Fideikommißherrſchaft erregt haben ſoll. —

That äußerſt liebenswürdig in ſeinen Attentionen für Karl, überhaupt hat er etwas Ritterartiges in ſeinem Benehmen, das angenehme Erinnerungen in der Seele eines Geſchichtsſchreibers- — und Liebhaber's erwecken muß; doch iſt in dieſem Lande wohl Alles auf die Außenſeite, auf den Glanz gewendet. Glauben Sie nicht, daß vielleicht Nebenabſicht hinter dieſem ſo artigen Benehmen liegt? Sie werden glauben, daß ich in meiner Einſamkeit mürriſch geworden bin; aber betrachten Sie Alexander den Feldzug durch.*) — Ich würde mich glücklich ſchätzen, lieber H., wenn meine ſchwache Feder es vermocht hätte, Ihnen die Wärme meines Dankes auszudrücken und diejenige Hochachtung, die mir Ihr raſtloſer Eifer für das Wohl meiner Lieblinge einflößt. Knaben zu unterrichten, mag ſchwer ſeyn, viele gründliche Kenntniſſe erfordern ꝛc., aber nichts kann für einen Mann ſo ſchwer ſeyn, als abſtrakte Gegenſtände für den zarten weiblichen Geiſt verſtändlich und angenehm zu machen. Ihn für alles Gründliche und Ernſte empfänglich zu ſtimmen, ohne das Zartgefühl abzuſtumpfen, die Geſchichte ſo gründlich, mit ſo vielen philoſophiſchen Anſichten geſchmückt, mit einer ſo ſtrengen Schonung der weiblichen Delikateſſe vorzutragen, halte ich für eine der ſchwerſten Aufgaben, die dem gelehrten Manne gegeben werden kann. Ihnen verdanke ich dadurch für meine Mädchen eine unerſchöpfliche Quelle der

*) Dieſer Zweifel der Fürſtin an der Echtheit der glänzenden Außenſeite darf nicht befremden, wenn man die hohe Wahrhaftigkeit dieſes durch und durch klaren Weſens und die innere Scheu auch ſelbſt vor dem Scheine der Zweideutigkeit, zudem das feine Gefühl der Frauen für „Sein und Schein," überdieß die unendliche Liebe der Fürſtin zu dem gefeierten Bruder Karl und die vermuthlich genauere Kenntniß der Leipziger Vorgänge aus der zuverläſſigſten Quelle mit in Anſchlag bringt. Wie groß auch immer die perſönliche Verehrung des Kaiſer's Alexander für den Feldmarſchall Karl nach den Erfolgen von Leipzig geweſen ſeyn mag und welche Achtung auch der bewährte Charakter des Feldherrn der unläugbar edlen Natur des Monarchen eingeflößt haben muß; das Verlangen Alexander's nach der oberſten Heerführung und die Rivalität mit dem Fürſten war dennoch Thatſache und blieb der Fürſtin kein Geheimniß. Daher ihr leiſes Mißtrauen. Ueber jene Leipziger Vorgänge brachte aber ſo eben das Werk des Sächſiſchen Oberſten Aſter: „Zur Geſchichte der Schlacht von Leipzig", intereſſante Aufſchlüſſe, die der Anſicht der Fürſtin zur Rechtfertigung dienen.

angenehmsten und lehrreichsten Lektüre, die einzige Vormauer gegen die so verderbliche Romanlektüre. Ihnen verdanke ich, mein lieber H., daß meine holden Mädchen bei einer ungewöhnlichen Instruktion die größte Unbefangenheit und Demuth behielten. — Nun habe ich einen wahren Durst nach Logik für sie. Es scheint mir das Siegel auf das Werk zu seyn. — Beinahe könnte ich eitel werden, indem ich das Gute überlese, was Sie von meinem Wirken, die Erziehung betreffend, sagen, wenn ein Blick auf das Fehlerhafte, was ich ohne Glasaugen entdecke, mich nicht bei der wenigen Aehnlichkeit der Wirklichkeit mit dem dichterischen Bilde in meine Demuth zurückwiese. Ich glaube mit Ihnen, daß meine Mädchen in Le Page's" (der französischen Gouvernante) „Gesellschaft nur gewinnen können, und ich denke mit Kummer, daß sie Bertha's und Karolinens Erziehung vielleicht nicht beenden wird. Ich glaube, sie nie ersetzen zu können. Ihre Anhänglichkeit an meine Kinder macht sie mir höchst schätzbar; ihre richtigen Ansichten und weisen Rathschläge haben mir schon oft große Dienste geleistet. Nicht leicht würde ich ein Mädchen finden, das so reine Grundsätze, strenge Denkart und Gewissenhaftigkeit vereinigt. Auf alle Art wäre sie ein unersetzlicher Verlust für mich, denn ich kenne ihre Vorzüge," u. s. w. — Welche Liebenswürdigkeit des Charakters, welche Innigkeit des Gefühls und Zartheit der Gesinnung athmet dieses vertrauensvolle Schreiben! Wie viel richtige Ansichten, klare Erkenntniß und gesunder Verstand nebst großer Bescheidenheit sind in diesen Zeilen entwickelt! Und kurz vorher schrieb die Fürstin: „Ich wollte schon letzten Posttag an Sie schreiben, um Ihnen für den zarten Antheil zu danken, den Sie mir bei unserm Abschiede in Worlik bezeigten. Ich kann es Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich damals Ihr heroisches Anerbieten rührte. Ja, es kam aus Ihrem guten Herzen. In diesem Augenblicke hätten Sie meinen theueren Kindern das Opfer Ihres so interessanten Wiener Aufenthaltes willig gebracht. Der Ausdruck Ihrer so innigen Anhänglichkeit an mich und meine Kinder ist mir immer unvergeßlich, wie jede Anstrengung, die Sie, dem Himmel sey Dank, mit so glücklichem Erfolge auf ihre

Bildung anwenden. Ich gestehe es Ihnen, lieber H., daß ich diese Reise mit düsteren Vorgefühlen unternommen hätte, denen ich freilich nicht nachgegeben haben würde, da ich die selige Ueberzeugung hatte, meiner Pflicht zu folgen. Ich kann es dem lieben Gott gar nicht genug danken, daß dieser Kelch von mir genommen worden. — Lieber H., Sie sagen mir so viel Schönes und Gutes über meinen Entschluß, der mir ja von der einfachsten Pflicht so streng eingegeben wurde, daß ich meine ganze Selbstkenntniß zu Hilfe nehmen muß, um darüber nicht stolz zu werden; denn nur von gewissen Menschen sind Lobsprüche meiner Demuth gefährlich, unter welche ich auch Sie, lieber H., rechne. Zum Stolz kann man wohl mit einem öfteren Rückblicke in sein Inneres nicht kommen; aber herzlich freue ich mich über die gute Meinung, die Sie von mir haben. Ich wünschte nur, derselben immer entsprechen zu können, damit Sie sie nie verändern. Aber in der That, ich habe kein Verdienst in meiner Art zu leben; es ist so leicht, gute Menschen zu lieben, und wie lohnend es ist, gute Kinder zu pflegen, zeigten meine Engelmädchen durch ihr rührendes Benehmen bei meiner bevorstehenden Abreise. Nie werde ich die seligen Augenblicke vergessen, die ich da mit ihnen verlebte! Ueberhaupt ist es ein seliger Genuß, so reine Seelen in jedem Augenblicke des Tages zu betrachten, jede ihrer Aeußerungen zu errathen, jeden ihrer Eindrücke zu leiten. Ich hoffe, sie sollen gute Mütter, auch glückliche Gattinnen werden, denn sie leben in der Wirklichkeit, nicht in der Romanwelt, haben eine strenge Ansicht über Pflicht, einen stärkenden Blick nach Oben im Leiden. Aber glauben Sie ja nicht, lieber Freund, daß ich es einen Augenblick vergesse, daß sie Ihnen ihre Bildung verdanken, die sie in den Stand setzt, so richtig zu fühlen. Ach, lieber H., setzen Sie ja das schön angefangene Werk fort, setzen Sie ihm die Krone auf durch die höhere Bildung, deren sie noch bedürfen! Ungern entbehren sie Ihre Stunden. . . Es scheint mir, sie wären ganz unterrichtslos, wenn der Ihrige ihnen mangelt. . . Durch Sie, lieber H., erfahre ich auch, daß unser pathetisches Volk für Karln" (den Feldmarschall) „aus dem Phlegma kam. Es freute

mich noch mehr, als der ſo ehrende Beſuch des ruſſiſchen Kaiſers," u. ſ. w. —

So dachte und fühlte die Fürſtentochter Eleonore, des Miniſterpräſidenten Oeſterreich's und ſeiner übrigen Geſchwiſter liebevolle Pflegemutter. Gewiß iſt es nicht unintereſſant, ſich im geiſtigen Bilde die heh're und eigenſte Perſönlichkeit jener Frau veranſchaulichen zu können, der vom Geſchicke die Beſtimmung zugewieſen worden, der wachende Hort über das leibliche und geiſtige Wohl, über Glück und Zukunft einer durch die Verkettung trauriger Umſtände frühzeitig mutterlos gewordenen Familie zu ſeyn; gewiß nicht ohne befriedigende Genugthuung und ſittlichen Gewinn die Wahrnehmung, wie jene Aufgabe aufgefaßt, verſtanden und erfüllt worden. Viele Mütter, die auf dieſen Namen ſtolz ſind, dürften ſich an dieſem erhebenden Beiſpiele ſpiegeln, und nahe liegt der Gedanke, daß, wie viel auch durch angeborne Begabung, eigene Kraft und ſelbſtändige Beſtrebung im Leben errungen werden mag, dennoch die primitiven Einflüſſe, der urſprüngliche Impuls und all' die maßgebenden Momente für die erſte Richtung, beſonders aber die frühzeitige Einwirkung im Sinne und Geiſte des familiengeſchichtlichen Charakter's ſich wie der rothe Faden durch alle Reſultate des Lebens ziehen. Mehr oder minder bleibt der Menſch ein Geſchöpf der Erziehung. In dem vorliegenden Falle war ſie in die beſten Hände gefallen. Beweiſe, wie die obigen, ſprechen deutlicher als jedes andere Zeugniß, und bedürfte es deſſen, ihre Zahl ließe ſich noch um ein Bedeutendes vermehren. Wie ſehr übrigens eine ſo eclatante Anerkennung treuer Berufserfüllung, eine ſo reich überſtrömende Dankbarkeit und ein ſo heiß und innig ausgeſprochener Wunſch nach Vollendung des begonnenen Werkes den Pflichteifer befeuern, das Intereſſe ſo richtig gewürdigter Beſtrebungen erhöhen und die Anhänglichkeit befeſtigen mußten, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Es darf daher nicht Wunder nehmen, den ſo erfolgreich ſtrebenden und, ſo zu ſagen, „zum Manne der Nothwendigkeit" gewordenen Lehrer mit ſtets friſcher Kraft und Luſt in ſeinem Wirkungskreiſe bis an's Ende beharren zu ſehen trotz lockender

Anerbietungen von auswärts und verheißenen Ehren auf anderen Gebieten. Einen Mann von ſo entſchiedener Brauchbarkeit, vielſeitiger Gelehrſamkeit und bewährter Geſinnung kann auch der Staat brauchen und in der That bleiben auch ehrenvolle Anträge nicht aus; aber es iſt ihm unmöglich, ſich von einem ſo vortrefflichen Hauſe, einer ſo liebenswürdigen und dankbaren Familie, von ſeinem ihm ſo theuer gewordenen Berufe loszureißen, und in einem Zuſtande eigenthümlicher, ja faſt freudiger Verlegenheit antwortet er dem auszeichnenden Anerbieten: „Die letzte Frage iſt endlich, wie ſich von einem Hauſe trennen, das ein ſo grenzenloſes Vertrauen in meine Dienſte ſetzt? Als ich in der erſten Wirkung der Exaltation über die Ausſicht auf einen unerwarteten öffentlichen Dienſt mich als Candidaten der Hofſtelle zeigte, glaubte ich zwar, daß das fürſtliche Haus mit meinen Dienſten zufrieden ſei; aber ich ſtellte mir nicht vor, daß man meinen Austritt als ein unerſetzliches Unglück für die Kinder anſehen würde," u. ſ. w. Ein ſo großes Gewicht legte man damals noch auf die redliche Thätigkeit eines berufseifrigen, kenntnißreichen Mannes und ſo lebendig war in jener, doch auch nicht mehr an Capacitäten armen Zeit der Glaube an die „Unerſetzlichkeit eines Mannes." In unſerer hyperintelligenten Gegenwart iſt das nun freilich anders geworden. Wer wäre heutzutage noch unerſetzlich! Um einen Mann von Bildung, ja eminenten Gelehrten zu finden, hätte man auch damals nicht verlegen ſeyn dürfen; aber man legte eben einen anderen Maßſtab an Dinge und Menſchen und hatte tiefer liegende Bedürfniſſe, kannte heiligere Intereſſen. Die Briefe einer Fürſtin Eleonore liefern dazu den ſprechenden Commentar. Man vergeſſe übrigens nicht, daß die Jugendperiode des Fürſten Felix in dieſe Zeit fiel. Abgeſehen davon, daß die Wirkſamkeit „dieſes treuen Lehrers," dem die Miſſion geworden, Söhne und Töchter aus einer der erſten Familien des Kaiſerſtaates zu unterrichten und Männer für die höchſten Sphären der Geſellſchaft, des Staates und der Kirche heranzubilden, immerhin eine für das Allgemeine nutzbringende und erfolgreiche geblieben, ſo gingen deſſen Fähigkeiten und Kenntniſſe außerdem nicht für die Allge-

meinheit verloren, denn die nicht unbedeutende literarische Produktivität dieses Mannes, seine Editionen und Erläuterungen römischer Autoren, seine zahlreichen Lehrbücher für die Oester. Gymnasien nach dem damaligen Unterrichtssysteme, so wie seine sonstigen Arbeiten auf didaktischem Gebiete wuchsen aus seiner lehramtlichen Wirksamkeit im fürstlichen Hause hervor und zeugten für die Beherzigung des wohlmeinenden Zurufs der Fürstin: „Sie müssen viel, sehr viel für die arme Jugend schreiben!" — Ueberdieß drängte ihn sein patriotischer Eifer, sich auch auf publicistischem Gebiete zu versuchen, und eine Reihe von Schriften über damals schwebende Finanzfragen (Finanzpatent) und staatswissenschaftliche Angelegenheiten entstammte seiner Feder. Auch hatte sich derselbe geraume Zeit an der Redaktion des „Archivs für Oestr. Geschichte und Staatenkunde" betheiligt und sein Name wurde nachgerade ein populärer, um so mehr, als er mit edler Bereitwilligkeit vielen humanistischen Zwecken seine Mitwirkung bis an's Lebensende lieh. Diesem Manne nun war auch die literarische Bildung des Fürsten Felix anvertraut, und er war es, der den Jüngling in die Propyläen der Wissenschaft einführte. Die Berufsliebe des Lehrers konnte nicht ohne Rückwirkung auf den Eifer des Schüler's bleiben, dessen leichte und schnelle Auffassungsgabe, wie übereinstimmend versichert wird, die beiderseitige Mühe erleichterte. Die Zweckmäßigkeit des Lehrplanes, ebenso sehr auf Bildung des Geistes als Entwicklung des Herzens berechnet und das Abstrakte mit dem Anschaulichen verbindend, zudem die Zutrauen erweckende Persönlichkeit des Lehrer's sicherten den günstigen Erfolg und bahnten den stetigen Fortschritt an. Kaum zehn Jahre alt übersetzt der bildsame Zögling schon den Flavius Eutropius und macht Bekanntschaft mit den großen Momenten der römischen Geschichte und mit den Celebritäten der Weltstadt von ihren sagenhaften Gründern an, den Söhnen des Mars und Säuglingen der Wölfin. Wie mag sich an dieser einfachen und schlichten, aber anschaulichen Darstellung die Phantasie des empfänglichen Knaben entzündet, der schmiegsame Geist sich an jenen großartigen Bildern und Gestalten der grauen Vergangenheit lau-

ſchend hinangerankt haben! Den Fleiß des Schülers beurkundet eines der uns noch vorliegenden Hefte jener Uebertragungen. Das alſo ſind die Schriftzüge des Knaben, aus dem ein Mann, ein ganzer Mann geworden! Eine kindliche, offenbar noch zarte Hand, die nur der Uebung bedarf, um zu erſtarken und mit ausgeprägtem Charakter hervorzutreten. Der Duktus leicht und gefügig, nicht ängſtlich der ſteifen Schulregel, vielmehr dem inneren Antriebe, den momentanen Regungen der Seele folgend, und daher auch gewiſſermaßen der Luſt oder Unluſt des Augenblicks zum Ausdrucke dienend. Daher auch je zuweilen dieß leiſe Schwanken und von der Linie Abſchweifen, dann aber wieder ein gerades Fortſchreiten zum neuerdings in's Auge gefaßten Ziele. Unverkennbare Fleribilität, dahinter ſich aber in der Hauptſache bereits eine gewiſſe Entſchiedenheit und Feſtigkeit birgt, denn jeder einzelne Buchſtabe dieſer noch ſo jungen Schrift iſt mit Beſtimmtheit und klarer Deutlichkeit hingezeichnet. Die Leſerlichkeit läßt alſo nichts zu wünſchen übrig, mag die Handführung im Allgemeinen hie und da noch ſo ſehr die oscillirende Kindlichkeit verrathen. Und aus dieſer Hand ſind nachgerade die ernſten, immerhin zarten und flüſſig gefügten, aber das offene Vizir zur Schau tragenden Schriftzüge des Mannes hervorgewachſen, der ſo oft ſein hiſtoriſch gewordenes „Schwarzenberg“ mit ſchmuckloſer Einfachheit unter die entſcheidungsvollſten Urkunden der Zeitgeſchichte hinſetzte. Das unwillkürliche Ablenken der Schülerhand von der Linie hatte allgemach einer ſicheren Direktion den Platz geräumt, wohlgeordnet ſtanden die Schriftzüge in Reihe und Glied und zeigten wie immer die offene Miene. Der Fürſt liebte in der Regel groß zu ſchreiben, der Duktus hatte einen disciplinirten, d. h. militäriſchen Charakter angenommen, der ſtets die Fronte herauskehrt, ohne doch ſo dicht geſchloſſen zu ſeyn, daß nicht geiſtvolle Feinheit und ariſtokratiſche Nobleſſe dahinter hervorblickten. In den letzten Lebensjahren des Fürſten hatte ein leiſes, unverkennbar nicht ohne einige Mühe bewältigtes Zittern der Hand den Schriftzügen einen leidenden Ausdruck aufgeprägt, unwillkürlich den Zuſtand nervöſer Aufgereiztheit

verrathend, die nur noch der energische Widerstand eines kräftigen Geistes in Fesseln hielt. So ist denn sowohl jene Knaben-, als diese Mannesschrift für das Auge, das in der Seele ihrer symbolischen Charaktere zu lesen versteht, ein Stück Lebensgeschichte, mystisch zugleich, und doch auch wieder so klar, so beredt und ausdrucksam. Man vergleiche die Namenszeichnung des Fürsten unter seinem Bildnisse mit der Physiognomie und wage einen Deutungsversuch. Bald werden jene Schriftzüge ihr stilles Geheimniß erschließen und ein ungeahntes Leben athmen. Wie zwischen Wiege und Sarg, so besteht auch zwischen den Schriftzeichen der kindlichen Hand, diesem ersten Schlüssel zum innersten Geistesleben, und den entwickelten Charakteren der reifgewordenen Schrift ein psychologisch-sinnbildlicher Zusammenhang, nur dann unerkennbar, wenn er übersehen wird. Immerhin bleibt jener übersetzte Flavius Eutropius ein interessantes Autograph. Daneben finden sich fleißige und systematisch durchgeführte Aufzeichnungen über die Anfangsgründe der Naturlehre, auf der richtigen Ansicht beruhend, den gelehrigen Zögling frühzeitig mit den Gesetzen der Erscheinungswelt, so wie mit den Ursachen der sichtbaren Wirkungen in der Natur bekannt zu machen und in die Propyläen der Real- und mathematischen Wissenschaften einzuführen; eine Bekanntschaft, die dem Schüler in seinem künftigen Berufe zu Statten kommen sollte. Unter der Leitung eines so pflichteifrigen und gewissenhaften Lehrers konnte es an dem gewünschten Fortschritte nicht fehlen und mit den Jahren erweiterte sich der geistige Gesichtskreis des Lernenden in dem Grade, als die scientifischen Hilfsmittel der Hauptstadt und die Mitwirkung ausgezeichneter Männer der Wissenschaft günstige Resultate einer fortschreitenden literarischen Bildung verbürgten. Wie tiefe Wurzeln das oben angedeutete glücklich adoptirte Unterrichtssystem in dem Geiste des jungen Fürsten geschlagen und welches Interesse derselbe für die Naturwissenschaften und was damit zusammenhängt gewonnen, verrathen die freiwilligen Studien in einigen verwandten Zweigen, welchen sich der Fürst in späteren Jahren während eines berufsfreien Aufenthaltes in Wien aus eigenem Antriebe

gewidmet und welche erſt nach ſeinem Tode zur Kenntniß ſelbſt der ihm naheſtehenden Perſonen gekommen. Wir werden nachgerade noch einmal Gelegenheit finden, derſelben zu gedenken. — Der alten Sitte in hohen Adelsfamilien zufolge, ſtanden die jungen Fürſten — mit Ausnahme des jüngſten Bruders Friedrich, dem mit Rückſicht auf deſſen künftigen geiſtlichen Beruf von früher Jugend an ein würdiger Prieſter als Führer und eigentlicher Erzieher beigegeben war — neben dem oben bezeichneten Fachlehrer und Inſtruktor, noch unter der beſonderen Leitung eines Mentors oder Gouverneurs, dem die Obſorge über das phyſiſche und moraliſche Wohl, die eigentliche conventionelle Bildung und Conduite im Sinne einer adeligen Erziehung anvertraut war. Bis in die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts war der mittelalterliche Gebrauch in Uebung geblieben, Söhne hoher Häuſer an fremde, durch Bildung und feine Art ausgezeichnete Höfe zu ſenden, um dort — gewöhnlich in der Eigenſchaft als Edelknaben — adelige Haltung und ritterliche Sitte zu lernen. Mit dem völligen Ausleben des Mittelalter's waren auch ſeine traditionellen Einrichtungen und herkömmlichen Gebräuche außer Anwendung gekommen, und an die Stelle jenes durch die lebendige Sitte ſelbſt vermittelten Hofticinium's die Lehrjahre unter den Augen eines beſonderen, in der Regel auch dem Adelſtande angehörigen Hofmeiſter's getreten, denen dann ſpäter, als eigentlicher Abſchluß des Erziehungs- und Bildungskurſus, die Wanderjahre, d. h. die Reiſen in fremde Länder und allenfalls auch noch ergänzende Studien an berühmten ausländiſchen Lehranſtalten folgten. So läßt uns z. B. ein Rückblick in die Schwarzenberg'ſche Familiengeſchichte den Grafen Georg Ludwig zu Schwarzenberg noch als Epigonen der mittelalterlichen Sitte, d. h. als Edelknaben am Hofe des Erzherzog's Ferdinand von Steyermark, nachmaligen Kaiſer's Ferdinand II., finden, während bereits die erſten Fürſten zu Schwarzenberg, Johann Adolf, Ferdinand und Adam Franz, unter der Obhut eines adeligen Mentor's ihre Bildung durch Reiſen in fremder Herren Ländern, Beſuch auswärtiger Höfe und Aufenthalt an gefeierten Akademien des Auslandes vollenden. Die

nivellirende neuere Zeit hat mit dem allmähligen Verfalle des Adelswesens auch diese Sitte verflacht — ob zum Schaden oder Nutz und Frommen, lassen wir dahingestellt seyn, da die Gründe für und gegen erst sorgfältig abgewogen werden müßten — und der bürgerliche Erzieher ist in hocharistokratischen Familien ebenso wenig eine Seltenheit, als überhaupt der Hofmeister dort, wo für den Begriff „Hof" gar kein Boden vorhanden — in rein bürgerlichen Häusern. Vor allen Anderen aber hat sich ihn die usurpirende Plutokratie — dieser Capitaltypus unseres aufgeklärten Jahrhunderts — als stehende Maske im Intriguenstücke des Lebens, par droit de conquête, beigelegt, und diese moderne Sitte hat als Aushängeschild der Wohlhabenheit in den weitesten Kreisen der Bourgeoisie eine unbewußte Nachahmung gefunden. Wir haben hier rein zufällig und ohne alle polemische Nebenabsicht eine culturgeschichtliche Seite unserer Gegenwart berührt, deren kritische Beleuchtung noch ihren feinfühligen W. Riehl erwartet. Mit welcher gewissenhaften Scrupulosität und ungemeinen Sorgfalt im Schwarzenberg'schen Hause zu der Wahl der Hofmeister geschritten worden, davon geben zahlreiche handschriftliche Belege seit der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts augenscheinliche Beweise, nicht ohne zugleich ein interessantes sittengeschichtliches Bild vor den Blicken aufzurollen. Auch bei der Wahl eines Hofmeisters für den Fürsten Felix und dessen älteren Bruder fiel das Loos auf eine Persönlichkeit aus ritterlichem Geschlechte (in den Befreiungskriegen hat sich einer seiner Söhne durch ritterliche Tapferkeit zum Freiherrenstande emporgeschwungen) und zudem aus einer Familie, die seit Generationen dem fürstlichen Hause treue Diener lieferte. Unsere fürstlichen Telemache besaßen in ihrem Führer einen Mentor von strengen Grundsätzen, untadelhaftem Lebenswandel und entschiedener Ergebenheit gegen das Fürstenhaus, der sich wohl nicht verbarg, wie sehr das in ihn gesetzte große Vertrauen die letztere unumgänglich bedingte. Sie ward später durch eine der ersten Ehrenstellen im fürstlichen Dienste belohnt. Unter seinen Augen wurden die Fürstensöhne Jünglinge und Männer, und von welchem Werthe Auf-

zeichnungen von seiner Hand für die Jugendgeschichte seines einstigen Elèven seyn müßten, fühlen wir nur zu sehr in diesem Augenblicke, wo wir sie leider vermissen. In solchen Gedenk- oder Tagebuchblättern, in Briefen oder sonstigen Mittheilungen*) — wie wir sie mitunter über die früheste Jugend mehrerer unserer bedeutendsten Männer besitzen, genauere Nachrichten über die Fähigkeiten und Anlagen, Neigungen und Temperament, Eigenthümlichkeiten und Charakteransätze unseres Fürsten zu finden, wäre jetzt, wo sein Leben abgeschlossen vor uns liegt, von psychologischem Interesse. Seinen hervortretenden Talenten, so wie seiner natürlichen Munterkeit und einer gewissen elastischen Lebendigkeit sprechen übrigens vielseitige Andeutungen einstimmig das Wort. Weit entfernt, durch eine bei feurigen Knaben so häufige und zugleich so schwer zu fesselnde Zerstreuung seine geistige Aufmerksamkeit zu stören, kam sie vielmehr seiner leichten und schnellen Auffassungsgabe zu Hilfe und floß mit derselben so eigentlich aus einer und derselben Seelenquelle. Diese lebhafte Aneignungsfähigkeit, verbunden mit einem hellen Blicke, den Uebung und Leben bald zum durchdringenden schärften, ersparte ihm und Anderen mühseliges Abquälen und half ihm über Schwierigkeiten hinweg, die Anderen länger zu schaffen machten. „Er pflegte mit seiner Aufgabe längst fertig zu seyn und sich mit seinen Lieblingsbüchern zu beschäftigen, während wir uns noch mit unserem Pensum abmühten," hören wir einen seiner Jugendgenossen sagen. Dergleichen kleine Züge sind charakteristisch. Diese Gewandtheit und expeditive Fertigkeit gewährte ihm auch den frühzeitigen Vortheil einer gewissen Unabhängigkeit, die sich nachgerade zur Selbständigkeit entwickelte, beide aber wurden die Mutter der Entschiedenheit und des Geradausschreitens zum vorgesteckten Ziele. Ueberdieß trat schon im ersten Jünglingsalter ein sehr richtiger

*) Wie anziehend sind nicht in dieser Beziehung die in einem der letzten Jahrgänge des trefflich redigirten und immer geistreichen Stuttgarter Morgenblattes mitgetheilten Tagebuchblätter eines Vaters über die Entwickelung seiner Kinder, ein wahres Muster für dergleichen psychologische Studien, eben so belehrend als interessant! —

Verſtand und eine feine Orientirungsfähigkeit in der jedesmaligen Situation zu Tage. Mit klarem Urtheile wußte er die Verhältniſſe aufzufaſſen und der Lage der Dinge den wahren Geſichtspunkt abzugewinnen. Bei Unahnnehmlichkeiten, die Anderen begegneten, hörte man ihn ſagen: „Das iſt ihr eigener Fehler. Wo ſie ſchuldig ſind, wollen ſie ihr Recht behaupten, und wo man ihnen Unrecht thut, laſſen ſie Alles über ſich ergehen. Da heißt es dann wohl: der Unſchuldige muß leiden, aber er leidet mit Recht, durch ſeine eigene Schuld.“ — Verrieth dieſer richtige Blick nicht den künftigen Politiker und den Mann der Situation? gab ſich nicht in dem beſonnenen Urtheil zugleich ein klares Rechtsgefühl kund? Ueberhaupt war an ihm frühzeitig und gleich nach Zurücklegung der erſten Entwicklungsſtadien eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit, ein ſicheres auf ſich ſelbſt Fußen wahrnehmbar, wodurch er ſich von vornherein über die flache Alltäglichkeit erhob, aber freilich auch dem gewöhnlichen Auge in der entlegenen Perſpektive der Iſolirung, auf der ſchroffen Höhe einer gewiſſen Vereinſamung erſchien. Aber man täuſchte ſich hierin ebenſo ſehr, als wenn man in ſpäteren Jahren, und vollends in ſeiner letzten Lebensperiode, jene Abgeſchloſſenheit für hochmüthige Selbſtüberhebung, oder vornehme Verachtung des unter ihm Stehenden nahm. Das war ſie eben ſo wenig, als jenes Alleinſtehen eine planmäßige Iſolirung. Stolz — wenn man ſo weit gehen will — könnte man ſie nennen; aber jenen Stolz edler und kraftvoller Seelen, die ſich etwas zutrauen und den Drang nach großen Dingen in ſich fühlen, jedes gemeine Mittel aber zum Zwecke weit von ſich wegweiſen und, ohne auf das Vollbrachte und Gelungene in Bezug auf ſich ſelbſt einen großen Werth zu legen, das eigene Verdienſt ſtets der Wichtigkeit des Erfolges für das Allgemeine und Ganze unterordnen. Dieſe Anſicht hat die eigene Selbſtbeurtheilung des Fürſten nachgerade beſtätigt und nur Unkundige können das Gegentheil behaupten. Daß es ein höheres Selbſtgefühl, eine Welt- und Lebensauffaſſung gibt, die ſich frühzeitig gewöhnt hat, die Dinge und Verhältniſſe mit großem Blicke zu meſſen, und es auch kann, weil ihr eine urſprünglich bevorzugte Le-

bensſtellung gleich von vornherein als emporragende Unterlage dient; davon ſcheinen die Wenigſten eine Ahnung, geſchweige denn eine richtige Anſchauung zu haben. Ueberhaupt ſcheint den Beurtheilern des Fürſten allzuſehr der Ariſtokrat in der gewöhnlichen nachmärzlichen Auffaſſung des Wortes vorgeſchwebt zu haben, und da können wohl die ſchiefen Anſichten nicht Wunder nehmen. Schnell fertig iſt der Menge Urtheil — mit dem „Ariſtokraten“ — ohne doch den eigentlichen Kern des Begriffs: „Ariſtokratie“ zu kennen. Zum Theile hat dieſe Unkenntniß, oder vielmehr dieſes Mißverſtehen, die zwiſchen dem Adel und den übrigen Geſellſchaftsklaſſen eingetretene Entfremdung verſchuldet, und es ſteht dahin, ob von der Zukunft ein richtigeres Verſtändniß zu erwarten. — Will man nun alſo den Fürſten denn doch ſtolz nennen, ſo muß man ſich auch bemühen, dieſes Epitheton auf ſeine wahre Quelle zurückzuführen und bis in die Entwicklungsjahre des Fürſten zurücktragen. Wir haben oben von der frühzeitigen Abgeſchloſſenheit und Selbſtändigkeit des Jünglings geſprochen. Es wäre ein pſychologiſcher Widerſpruch, ſich dieſe Eigenſchaft bei einer ſo aktiven Natur ohne adäquate Willenskraft zu denken, während doch ganz folgerichtig die erſtere von dieſer getragen wurde und ihre beſtändige Nahrung aus dieſer herzſtärkenden Lebensquelle empfing. Wie wäre auch mit einem ſo wirkſamen Agens dumpfe Paſſivität oder ſchlaffes Inſichgekehrtſeyn vereinbar geweſen! Nein, davon war in dem Fürſten keine Spur vorhanden und daher auch ebenſo wenig von jener unerquicklichen Negation, die in unfruchtbarer Grübelei die Kraft aufzehrt und ſich ewig in einem fehlerhaften Cirkel bewegt. Die urſprüngliche Friſche des Fürſten und der feurige Lebensdrang, der ſeine beſtimmten Anſprüche an das Daſeyn ſtellt, ließen ihn nie ſich in ſolche Netze verfangen, die ihn der Freiheit beraubt hätten, ſeine eigenen Wege zu gehen. Seine angeborne Munterkeit entwand ſich glücklich den einengenden Feſſeln zaghafter Bedenklichkeiten und ſtürmte mit triumphirendem Frohſinn in's grüne, offene Leben hinaus, das ihm da zu ſeyn ſchien, um als ein Geſchenk der Götter mit heiteren Sinnen und freudigen Herzens in Beſitz genommen, aber auch zu-

gleich mit überlegener Kraft beherrſcht zu werden. „Die Welt iſt da, daß ſie der Geiſt geſtalte.“ In dieſer unbefangenen Hingabe an des Daſeyns „ſüße, freundliche Gewohnheit,“ wie ſie der große deutſche Dichterfürſt nennt, aber auch zugleich in der Gewalt über dieſelbe manifeſtirte ſich eben die Freiheit dieſer unabhängigen Natur, die nur die ſelbſtgezogene Linie reſpektirte, wo die Luſt endet und der Ernſt beginnt. Daß der reife und geprüftere Mann über die Sturm- und Drangperiode ſeines Lebens, die ihm eben ſo wenig erſpart blieb, wie irgend einem kraftvollen Menſchen, und deren er auch kein Hehl hatte, in ſpäteren Jahren ſtrenger urtheilte und mit rückhaltloſer Offenheit ſeine Verwunderung über die Nachſicht Anderer äußerte, möchten wir eben nicht als ein kleinmüthiges „Pater peccavi“ deuten, wohl aber als Reſultat der beruhigteren, im Gegenſatze zur jugendmuthigen Expanſion, männlich intenſiv gewordenen Kraft und der Erkenntniß, im kühnen Vertrauen auf die erſtere denn doch vielleicht zu ſehr mit der Gefahr geſpielt zu haben, über das ſelbſtgeſteckte Ziel hinauszuſchießen. Er mochte ſich wohl gerne bekennen, daß ſich ſein erobernder Lebensmuth ſelbſt im Frühlingsalter mit einem begrenzteren Spielraume hätte begnügen können und ſich wohl auch begnügt haben würde, wenn die vollreife Frucht vor der Blüthe gepflückt werden könnte. Dazu hätte es aber des Außerordentlichen: eines Sprungs in der Natur bedurft. Was aber jene Verwunderung betrifft, ſo wollte ſie doch wohl nur das Erſtaunen ausdrücken, nicht das gewöhnliche Schickſal erfahren zu haben, rigoroſer beurtheilt worden zu ſeyn, als er verdiente und gleich von vornherein für mögliche künftige Fehltritte beſtraft zu werden. Vielleicht möchte ſie auch ein dankbares Urtheil zu Gunſten derjenigen in ſich ſchließen, die unbefangen genug waren, eine ſolche Nachſicht zu üben. Sollten nun Andere an der Gruft des Fürſten nachhohlen wollen, was dieſe, ihrer Meinung nach, verabſäumten, ſo mögen ſie es auf eigene Gefahr thun und auch ſelber verantworten. Wir unſererſeits halten uns nicht für berufen, geſtehen es aber ebenſo wenig Anderen zu, über die oben bezeichnete Lebensperiode des Fürſten zu Gerichte zu ſitzen. Dazu

bedürfte es einer strengeren Abwägung und analysirenden Ergründung von Ereignissen und Handlungen, wofür dem profanen Urtheil die Wage und die prüfende Sonde mangeln. Unsere Aufgabe beschränkt sich auf zuverlässige Deutungs- und Erklärungsversuche; was darüber hinausliegt, entzieht sich dem Maßstabe unserer Untersuchung. Von diesem Standpunkte aus dürfte es dem Hingeschiedenen kaum zu mißgönnen seyn, eine Jugend, und zwar eine glückliche, gehabt zu haben. Es gibt so Wenige, denen sie nicht gründlich verdorben wurde oder die nicht schnöde darum betrogen worden wären. Er, der Kräftige, wußte sich sie als wohlberechtigte joiyeuse entrée lächelnd zu bewahren, und daß ihm nicht „der Gedanken Bläße angekränkelt" gewesen, kam seinen Mannesjahren zu Statten. „Dem Muthigen gehört die Welt!" und so nahm er sie als eine ihm mit Recht zugefallene Domaine in Besitz. Seine innere Welt wußte er den unberufenen Späherblicken zu entziehen und in eine unzugängliche Festung zu verwandeln, um sie vor jeder Ueberrumpelung zu sichern. Jeden Augenblick bereit, seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu vertheidigen, ging er stets umgürtet mit der scharfen Waffe des raschen Entschlusses und der noch rascheren That, und blitzschnell, wie der Stahl aus der Scheide fährt, wußte er die Gedankenspitze auf den Gegner zu zücken. So war denn seine Entschlossenheit eine Zwillingsschwester seiner Abgeschlossenheit, mit der nöthigen Stärke und Schnellkraft zum Schutze der letzteren ausgerüstet. Bedeutsame Momente im Leben des Fürsten in seiner Doppelrolle als Staatsmann und Krieger haben zu dem Gesagten Belege geliefert und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Schöpferin der Dinge diesen Mann mit den nöthigen Eigenschaften zu dem Einen wie zu dem Anderen ausgestattet. Daher denn auch das eigenthümliche, nur durch diesen Charakter-Schwerpunkt erklärliche Schauspiel, jetzt den Diplomaten noch im Cabinete, und im nächsten Augenblicke schon als Soldaten auf dem Schlachtfelde zu erblicken und nach dem höchsten Preise kriegerischer Ehren ringen, gleich darauf aber bereits wieder das Schwert mit der Feder vertauschen zu sehen, ohne daß die Hand darüber ver-

gäße, im entſcheidenden Momente abermals nach dem erſteren zu greifen. Gewiß, eine ſeltene Erſcheinung, aber kein unverſtändliches Räthſel, wenn man ſich die intereſſante Mühe nimmt, den ganzen Bildungs- und Entwicklungsgang im Auge zu behalten.

Aber dieſer verſchloſſene, ſchweigſame, faſt unnahbare Charakter iſt zugleich ein Mann der Geſellſchaft, fein, gewandt, geiſtreich, galant, der heiterſte und anmuthigſte Genoſſe geſelliger Cirkel, ein Liebling der Frauen, den Männern werth und ſtets willkommen, und dennoch von den Meiſten faſt ein wenig gefürchtet. Seltſam, aber nicht unbegreiflich. Natur, Geburt, Bildung und Beruf haben den Fürſten nicht zum Anachoreten beſtimmt; ſchon als Jüngling ſtürzt er ſich in den breiten, rauſchenden Strom des Lebens, der ihn weithin bis an die fernen Geſtade eines anderen Welttheils trägt, er ſieht Städte, Länder und Menſchen von bunteſter Miſchung, mannigfaltigſter Art und Sitte, beobachtet, vergleicht, lernt und ſammelt einen Schatz von Erfahrungen, wie ſie ſich nicht leicht einem Touriſten von gewöhnlichem Schlage darbieten. Man ſieht und wird geſehen, die vielſeitigſten perſönlichen Berührungen und Bekanntſchaften ſind unvermeidlich, officielle und außeramtliche Beziehungen knüpfen ſich an, die höchſten Geſellſchaftskreiſe öffnen ſich, die bedeutendſten Perſönlichkeiten der Zeit, die Koryphäen der Literatur und Kunſt, ſowie die Repräſentanten der wichtigſten Sphären des Lebens ſind in unmittelbare Nähe gerückt, Geiſt, Phantaſie, Herz und Verſtand eines begabten, empfänglichen und thatluſtigen Mannes werden in allſeitigen Anſpruch genommen, und damit zum Ernſt die heitere Luſt, zum Starken das Zarte ſich geſelle: ſo ziehen Charitinnen, die Blüthe der Frauenwelt, ihren anmuthigen Reigen um den jungen, geiſtvollen und intereſſanten Cavalier. Mußte der Letztere unter dieſen Eindrücken, inmitten einer Fülle von Anſchauungen und lebendigen Einflüſſen einer ſo reich nuancirten, ewig bewegten Geſellſchaft, durch die mächtigen Hebel beſtändiger Wechſelwirkung, mit einem Worte: in dieſer lehrreichen Schule des Lebens nicht thatſächlich *Das* werden, wozu er wie geſchaffen war: zum *Weltmanne*? Aber es war eben

eine Schule des Lebens und wie in keiner anderen lernt man das letztere von ſeiner ernſten und heiteren, oder vielmehr von ſeiner humoriſtiſchen Seite kennen; wie in keiner anderen hat man Prüfungen zu beſtehen, die tiefe, nachhaltige Wirkungen hinterlaſſen. Talente können in der Stille reifen, aber Charaktere ſtählen ſich nur im Sturme der Welt. Auch an dem Fürſten hatte ſich dieſer Stählungsproceß vollzogen und er konnte ohne Gefahr für den gefeſtigten Kern ſeines eigenſten Weſens eine Stellung einnehmen, die ſo eigentlich recht im Mittelpunkte der Zeitconflikte lag. Beſäßen wir Selbſtbekenntniſſe aus ſeinen früheren Jahren, ſie würden uns ſagen, durch wie viele Feuerproben ſeine Selbſtändigkeit, ſein unabhängiger Sinn gegangen, und welcher Kämpfe es bedurft, um in dem Gedränge des Lebens die volle Willensfreiheit zu bewahren, den Muth nicht zu verlieren und ſeine ungeſchmälerte Integrität zu behaupten, ohne irgend eine der Beziehungen zur ſogenannten „großen Welt" abzubrechen oder an einer der geſelligen Eigenſchaften Einbuße zu erleiden. Das konnte nur durch eine entſchiedene Abgeſchloſſenheit erreicht werden, die keine Gewalt über ſich duldet, ſelbſt aber eine mächtige Attraktionskraft entwickelt, wie der Magnet, der anzieht, ohne ſelbſt angezogen zu werden. Ohne den Menſchen zu verſtehen, wird man auch den Mann des Berufes, den Staatsmann und Soldaten, den Politiker und ſogar auch den Ariſtokraten nicht begreifen, auf welchen letzteren doch auch faſt immer ein beſonderer Nachdruck gelegt worden, ſo oft von dem Miniſter Schwarzenberg die Rede geweſen. Vielleicht erleichtern obige Andeutungen einigermaßen das Verſtändniß.

Ohne den Menſchen zu verſtehen! Aber zum vollen und ganzen Menſchen gehört noch etwas mehr, als deſſen der Welt zugekehrte Seite; wie ſtand es mit jener zweiten, einer anderen Sonne zugewendeten? Wir verſtehen. Man zwingt uns im Vorübergehen hier noch eine Frage zu berühren, die gleich nach dem Hinſcheiden des Fürſten nicht ſo ſehr als Frage, vielmehr als ein Zweifel aufgeworfen worden, als ein Zweifel nämlich über den tieferen Hintergrund der weltmänniſchen Philoſophie des Fürſten, wenn man nun ſchon deſſen ganze

Charaktererscheinung mit diesem Namen bezeichnen will. Man hat in jenem Hintergrunde nach den Sternen geforscht, die das ewige Licht der Unsterblichkeit ausstrahlen und wollte nur Dämmerung, ungewisses Zwielicht entdeckt haben; aber man hat sich getäuscht, weil man nicht tief genug geblickt. Dieses heiligste Geheimniß der Seele hatte jene verschlossene Natur in einen dichteren Schleier gehüllt, und wenn man auf Schatten stieß, so war es nur die undurchsichtige Hülle, die das stille Heiligthum mit seiner ewigen Ampel vor fremden Blicken barg. Haben wir den Fürsten als „Weltmann" bezeichnet — und wir thaten dieß unter Voraussetzung der richtigen Auffassung dieses allerdings vieldeutigen Wortes — so gilt dieß zunächst von der conventionellen Stellung des Fürsten und von seinen Beziehungen zur Gesellschaft als modernem Mikrokosmus und berechtigt zu keinem gewagten Schlusse auf die ungreifbare Verfassung seines innersten Gemüthslebens. Nur den Eingeweihtesten dürfte hier ein tieferer Einblick und daher auch ein maßgebendes Urtheil gestattet sein; den Fernstehenden scheuchte ein strenges: „Odi profanum vulgus" zurück. Indessen setzen wir den obigen Zweifeln doch die feste Ueberzeugung vom Gegentheile mancher mißgünstig lautenden Deutungen entgegen. Wie weltmännisch angethan man sich den Fürsten auch immer denken mag, nichts lag seiner heh'ren Lebensauffassung so sehr ferne, als jener vage Libertinismus der Gesinnung und des Herzens, dem jeder moralische Halt entsunken und der als ein ziemlich unreiner Geist über den Moorgründen des Daseins schwebt, jene sybaritische Frivolität, die sich gedankenlos in den Taumelkelch des Materialismus stürzt und mit strafbarer Vermessenheit hart an gähnenden Abgründen schwebt. Blieb auch der Fürst den Genüssen des Lebens nicht fremd, so kannte er doch den Lockgesang der Scylla und Charybdis zu gut, um ihn nicht als Warnungsruf zu verstehen. Wie bewegt auch die Woge der hochgehenden See war, die ihn trug: den Stern verlor er doch nicht aus dem Auge, der ihn allein in den sicheren Hafen leiten konnte. Gewiß, der Fürst war ein Weltmann; aber nichts deutet in seinem Leben auf jenen banalen Rationalismus, dem sich so oft selbst sogenannte

„ſtarke Geiſter“ gefangen geben, um nachgerade in trauriger Hilfloſigkeit unterzugehen. Bei ihm, dem ſpitzen Epigrammatiſten und ſcharfen Cauſtiker, hätte man etwas dergleichen vermuthen können; aber kein Wort des Spottes, keine Spur glaubensfeindlicher Ironie iſt uns bekannt, die da berechtigte, ihn der Zahl der Negirenden anzureihen. Aber auch nicht einmahl unter den Indifferenten können wir ihn ſuchen, da ſichtliche Beweiſe auch in dieſer Beziehung anderswohin deuten. Sein Glaube ſtand auf poſitivem Boden, ohne ſeine innerſte Ueberzeugung zur Schau zu tragen oder die Welt dafür zum Zeugen aufzurufen, da ihn zu ſehr das Gefühl durchdrang, daß nur er allein einem höheren Tribunale gegenüber dafür einzuſtehen habe. Er verſchmähte äußerlich zu ſcheinen, was er doch in tiefſter Seele war, und von dieſer Seite hat er allerdings den Angriffen des Zweifels, der ſich vom Scheine leiten läßt, Blößen gegeben. Die Erziehung des Fürſten ruhte auf zu feſter religiöſer Grundlage, als daß dieſelbe durch welchen Anſtoß immer im bewegten Leben des Fürſten hätte erſchüttert werden können, und, wie in ſo vielen anderen Beziehungen, ſtand er auch in dieſer unter der ſchützenden Obhut des Genius ſeines Hauſes, das im Laufe von drei Jahrhunderten ſo viele treue Kämpfer für den Glauben der Väter aufzuweiſen hat. Die geſchichtlichen Traditionen ſeiner Familie waren aber ein offenkundiger Glaubensartikel des Fürſten. Und ſomit waren wir im vollen Rechte, rückſichtsloſen Antaſtungen gleich nach dem Hintritte des Miniſterpräſidenten entſchieden entgegenzutreten, verweiſen aber in dieſer Hinſicht auf die im III. Abſchnitte geſammelten Zeitſtimmen, wo im Oeſterr. „Soldatenfreunde“, Nro. 53, 1852, das Bezügliche zu finden.

Wir haben eben des juvenaliſchen Zuges im Charakter des Fürſten erwähnt. In der That beſaß derſelbe die Gabe des feinen, eſpritvollen Witzes, der unter Umſtänden zuweilen den ſchärferen Stachel der Cauſtik herauskehrte. Man trug ſich in dieſer Beziehung mit vielen pikanten Anekdoten, die es begreiflich machen, wie der Fürſt, der in geſelligen Cirkeln ſo liebenswürdig, ja, wie vielſeitig

verſichert wird, wenn er wollte, unwiderſtehlich ſein konnte, leicht verletzbaren Gemüthern oder ſchwächeren Charakteren eine gewiſſe Scheu einzuflößen vermochte. Ohne ſich gerade dadurch unverſöhnliche Feinde zu machen, da ſein anziehendes und gewinnendes Weſen andererſeits wieder unangenehme Eindrücke auszugleichen verſtand, trafen die Pfeile ſeines richtig zielenden Witzes doch hie und da eine zu empfindliche Stelle, wodurch die Kühle in manchen Urtheilen über den Fürſten erklärlich wird, die unwillkürlich eine Voreingenommenheit verrathen, ſo ſehr man ſich auch bemüht, ſie zu verbergen. Wie noch ſo manche andere Anlage iſt auch der Witz eine urſprüngliche Mitgift der Natur — Spuren davon zeigten ſich bei unſerem Fürſten ſchon in früher Jugend, zumal in der ſchneidenden Schärfe ſeiner Urtheilskraft — aber erzogen wird er wie alle übrigen Eigenſchaften, Talente und Kräfte in der Schule des Lebens, die ihm Schliff und Politur gibt und ihn zu der zweiſchneidigen Waffe geſtaltet, die oft den Gegner tödtlich trifft, nicht ohne zugleich den Angreifer ſelbſt zu verletzen. So gewandt und ſicher der Fürſt ſich nun auch derſelben zu bedienen wußte, ſo machte er doch nur mäßigen, der Zeit und Gelegenheit angemeſſenen Gebrauch davon, weniger Perſönlichkeiten, als vielmehr Dinge und Verhältniſſe dabei in's Auge faſſend. In geſelligen Cirkeln war ſein attiſches Salz zum Bedürfniſſe der Unterhaltung geworden und die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes geſtattete ihm, es in einem den jedesmaligen Umſtänden entſprechenden Maße als pikante Würze der Converſation zu ſtreuen. Lag doch eben in jener Geiſtesüberlegenheit eben ſo ſehr eine Aufforderung als ein Vorrecht, dem geſelligen Verkehre dieſes wirkſame Reizmittel als belebendes Ferment einzuflößen. Hätte ſich der Fürſt je als Schriftſteller verſucht, die deutſche Literatur würde vielleicht um einen Xeniendichter reicher geworden ſein. So parador es übrigens klingen mag, ſo wagen wir es, auch dieſe eigenthümliche Gabe des Fürſten unter das „Horoſcop der Geburt“ zu ſtellen. Was der gewöhnliche Sprachgebrauch in der Regel als „Mutterwitz“ zu bezeichnen pflegt, möchten wir im vorliegenden Falle, tiefer zurückgreifend, einen „ur-

großväterlichen" nennen, denn auch des Fürsten Ur-Urgroßvater, Adam Franz, zeigt uns die Familiengeschichte als ine geistig kräftige Natur, die es liebte, im Ernst und Scherze den Dingen zuweilen sarkastische Spitzen anzuheften. In sichtlicher väterlicher Beunruhigung läßt sich daher 1694 Fürst Ferdinand gegen des Sohnes Erzieher über den 14jährigen Jüngling also vernehmen: „Da von Adam Franz verlaute, daß sein Mund rasch und oft mit einem kleinen Gedanken, der Andere leicht beleidigen könne, hervorbreche, so hat er diese üble, oft so nachtheilige Gewohnheit abzulegen." Aber es scheint, daß gerade dieser Eigenthümlichkeit des Geistes mit pädagogischen Regeln am schwersten beizukommen. —

Und doch hat sich gerade diese anscheinend spröde und in ihrem ganzen Wirken ziemlich kategorisch auftretende Natur als eine Mecänin der schönen Künste, besonders der Malerei und Architektur, erwiesen. In noch scheinbar größerem Widerspruche mit sich selbst zeigt sich Fürst Felix, den wir huldigend an den Altären einer andern Muse, und gerade der sanftesten und seelenvollsten, finden. Wie sein zu früh hingeschiedener Oheim Ernst, Bischof von Raab, und wie jetzt noch sein hochwürdigster Bruder Friedrich, Cardinal-Erzbischof von Prag — Jener wie Dieser ausgezeichnete Freunde der Tonkunst und eifrige Beförderer des Kirchengesanges — liebte auch er die Musik, vorzugsweise den Gesang, und fand, sich oft und gerne selbst im letzteren versuchend, in seinen Jünglingstagen und schönsten Mannesjahren Erholung und Genuß, „wenn Lieder ihn umtönten und heiliger Chorale Seraphschwingen rauschten." Und so führt denn dieser Tonschlüssel in der Hand des Psychologen zu den innersten Tiefen dieses abgeschlossenen Charakters. Leise öffnen sich die sonst so festen Riegel und dem lauschenden Ohre tönen reine Accorde und weiche Melodien entgegen. Gerne lassen wir auch eine andere Liebhaberei, einen jener unschuldigen Zeitvertreibe, die sonst nicht auf der Rangliste der sogenannten „noblen Passionen" prangen, zur Verrätherin an den Geheimnissen des Fürsten werden. Er ergötzte sich mit Vorliebe am Angelfischfange. An und für sich ein unscheinbares

Vergnügen, aus dem ſich wenig herauscommentiren läßt. Und doch — warum war der Fürſt, an dem doch im Uebrigen jeder Zoll ein Cavalier, nicht ein ebenſo paſſionirter Jäger? Der obigen Andeutung zufolge in manchen Stücken ſeinem Ur-Urgroßvater nicht unähnlich, hätte er, wie dieſer, ein Jünger Dianens par excellence, ein Adept der hohen Jagd ſein ſollen, würdig an den Ordensmyſterien jener Göttin (adeliger Orden der „diana cacciatrice") theilzunehmen. Zwar ſind ihm Buſch und grüner Hag ein lieber Aufenthalt und gerne wandelt er, wo hohe Wipfel geheimnißvoll über ſeinem Haupte flüſtern; aber ihn lockt nicht des flüchtigen Wildes Spur in die romantiſchen Schatten der Waldesnacht und nicht ſeines Geſchoſſes dröhnender Knall weckt das Echo auf in den Bergesſchluchten und des Forſtes Tiefen. Das laute Halloh und Hallali der lärmenden Jagd, die Luſt am ſchallenden Rüdengebell Anderen überlaſſend, folgt er mit leiſem Tritte dem ſelbſtgewählten Lieblingsziele, wo auch die Beute winkt, nur nicht die müdgehetzte, ſondern eine mit lüſternem Behagen ſich ſelbſt gefangen gebende. Dort, wo der kleine Katarakt des klarſten Forellenbaches über bemooſtes Geſtein mit ſo rauſchendem Uebermuthe in das tiefere Bette ſtürzt und die ſchlanke Bewohnerin des reinſten Elements ihren bunten Leib in der kryſtallenen Welle badet: dahin fühlt ſich unſer einſamer Wandler am liebſten gezogen, dort kann er, ſtundenlang ſitzend, lauſchen und harren, ſinnen — und vielleicht auch träumen, die magnetiſche Anziehungskraft ſeiner Angelruthe an den munteren Kindern der Wildbäche erprobend. Das iſt wohl auch eine Jagd, aber eine von ganz anderer, eigenthümlicher Art und der ſinnende Jäger gibt am Ende ſelbſt etwas dabei auf zum Denken. Eine deutbare Seite möchte denn doch vielleicht auch dieſe Neigung dem Seelenkundigen darbieten. Der Fürſt liebt die Muſik und ein feingebildetes Ohr lauſcht mit Hochgenuß den kunſtvollen Combinationen der Töne. Vor Allem aber feſſelt ihn mächtig der Geſang, dieſer melodiſche Springquell der Menſchenbruſt; aber gerade der Geſang weiſt auf einen tieferen, bedeutſameren Urſprung zurück und nie lernt ihn verſtehen, wer nicht

am großen Herzen der Natur der Urharmonie des Alls gelauſcht. Drum zieht es den Fürſten mit ſanfter Gewalt hinaus in die wunderſame Waldeinſamkeit, wo Lüfte ſäuſeln, die Tanne rauſcht, murmelnde Bäche des Waldes Geheimniß erzählen, der Amſel Schlag und des Kukuks Ruf von Wipfel zu Wipfel ſchallen und kreiſchend der Adler vom Horſte ſich aufſchwingt. Da oder nirgends ſonſt werden dem einſamen Lauſcher die Grundtöne im erhabenen Schöpfungsconcerte kund, und helle, entzückende Ahnungen des Göttlichen dämmern in der Seele auf. Unwillkürlich ſucht jetzt das Auge den Himmel und, aufwärts gerichtet, taucht es in die blauen Tiefen des ewigen Aethers, aber auch zu Boden geſenkt, begegnet es wieder deſſen zitterndem Spiegelbilde in der tanzenden Welle des Wildbachs und in azurnen Abgründen ſcheint das hurtige Volk der Waldnymphe in ſchrankenloſer Fröhlichkeit zu ſpielen. Mit dem ſtillen Behagen neugieriger Luſt weidet der Blick ſich am phantaſtiſchen Getriebe ungebundenſter Freiheit, bis endlich am Anblick ſich das Verlangen entzündet, mit leicht verſuchender Hand in das funkelnde Revier der belebten Tiefe einzudringen und ihm ſeines Daſeinsräthſels verborgenen Sinn zu entlocken. So wird, eh' er ſich's verſieht, der forſchende Gaſt des Waldes zum Angler. Aber nicht ſo ſchnell, als der Wunſch ſich deſſen vermißt, iſt des Räthſels Löſung gefunden. Dazu bedarf es der Ruhe, der Geduld und Ausdauer. Stunden verrinnen mit den Wellen im Bache, eh' der Köder wirkt. Jetzt ſcheint er ſeinen Zauber zu üben; ſchon faßt der genäſchige Lüftling dort unten die trügeriſche Angel — die Beute winkt — ein vorſchnelles Zucken der ungeduldigen Hand — und ſchnöde täuſcht der gewarnte Flüchtling die zu früh triumphirende Hoffnung. Das ſind des Anglers Leiden und Freuden. Das ſcheue Wild der Gewäſſer hat ſeine eigenen Launen und Dispoſitionen, ſo zu ſagen ſeine beſonderen Appetite; einmal beißt es ſchnell, ein andermal wieder gar nicht an. Wie überhaupt bei der Jagd, kommt es da auf Wind und Wetter, auf die beſondere Conſtellation des Tages, auf des Köders Reiz und ſonſtige Dinge an, die eine ſeltene Ruhe, kluge Berechnung und im entſchei-

denden Augenblicke eine eigene Gewandtheit des Anglers voraus-ſetzen. Uebrigens kann er ſich nie mit einem Fiſchzug ſchmeicheln, wie jener Petri im Evangelium, wohl aber kann in ungeſchickter Hand die Angelſchnur reißen. Und wie hier dem Angler am Wald-bache, ergeht es nicht auch jenem Fiſcher am großen Zeitſtrome, der oft lange ſitzen und harren muß, eh' der Köder wirkt und der Fiſch am Hamen hängt? Auch der Staatsmann und Diplomat iſt ein Angler, deſſen Geduld nicht ermüden darf, deſſen Aufmerkſamkeit den ſchwimmenden Kork der „ſchwebenden Fragen" unabläſſig firiren muß, und für den an unbenützten Augenblicken und verſäumten Gelegen-heiten verlorene Ewigkeiten hängen. Man wird ohne Zweifel eine Parallele belächeln, für die wir nicht gleich von vorneherein das entſchuldigende: „Si parva licet componere magnis" in Anſpruch genommen haben; aber wär es nicht neu und ſeltſam, wenn ſich am Ende dennoch wagen ließe, den Forellenfang als praktiſche Vorſchule der Politik in Schutz zu nehmen? Wie dem immer ſei, ſo viel iſt gewiß, für unſern Fürſten war er von früher Jugend an ein Gegen-ſtand der Neigung und angenehmſten Erholung, auch blieben bis an ſein Ende von jenen glücklichen Tagen ſeines Lebensfrühlings an alle Lieblingsplätze an den Krummauer Forellenbächen eine reſervirte Domaine des nie ganz aufgegebenen idylliſchen Vergnügens. Viel-leicht, daß es ihm auch darum ſo lieb geworden, weil es ihm zugleich noch einen zweiten Genuß geſtattete, den die Jagd nicht gewährt — ſich während des Fiſchfangs an Lektüre zu ergötzen, da ſich der Fürſt auf ſeinen Ausflügen und Spaziergängen nur ungerne eines literari-ſchen Vademecum's entſchlug. Selbſt auf der Jagd erſchien der Fürſt ſelten ohne dieſen ihm zum Bedürfniſſe gewordenen Lückenbüßer und wo es anging, ſich der regelrechten Strenge waidmänniſcher Controle zu entziehen, überließ er unbedenklich das Schießen Anderen, über der Lektüre irgend eines intereſſanten Buches Alles um ſich her ver-geſſend. „Wußte er ſich," ſo erzählt ein Augenzeuge, „auf ſeinem Schießſtande unbeachtet, oder durfte er der Discretion der ihn begleitenden Schützen vertrauen, ſo lagerte er gemüthlich am Boden, der

Jagdluſt ſeiner Begleiter den freieſten Spielraum gönnend, während er ſich in den Ideenregionen irgend eines ſeiner Lieblingsſchriftſteller mit geiſtigem Behagen erging.“ Auf dieſe Weiſe ſchien der Fürſt wenig zum Nimrod angelegt und Diejenigen, die in ihm vorzugsweiſe einen Mann „des Salons“ erblicken, dürften in dieſer beſonderen, ihn von vielen ſeiner Standesgenoſſen unterſcheidenden Eigenthümlichkeit ſeines Weſens eine Beſtätigung ihrer Anſicht finden. Indeſſen dürften ſie vielleicht nur nach einer Seite hin Recht haben, beſonders ſo lange die grundſätzliche Jagd-Antipathie des Fürſten keine ganz ausgemachte Sache iſt. Während Andere Dianen nicht ſehen können, ohne leidenſchaftlich für ſie zu erglühen, war dieß bei dem Fürſten nicht der Fall, er konnte ihr mit ruhiger Reſignation in's Antlitz blicken und wußte ſie anderen Gegenſtänden ſeiner Wahl unterzuordnen. An und für ſich kein Gegner der Jagd, weder aus weichlicher Verwöhnung, noch aus ſonſtigen Gründen einer falſchen Sentimentalität, konnte er ihren Lockungen widerſtehen, weil er es ſo wollte. Jagden im großen Style, wie ſie damals in der Regel abgehalten zu werden pflegten, waren für ihre Theilnehmer eine Art von obligatoriſcher Verrichtung; das war es vielleicht, wovon er ſich auf ſeine eigene, mit anderen Neigungen mehr übereinſtimmende Weiſe zu emancipiren verſtand. Eine unabhängige Natur, wie die ſeine, liebte den Zwang in keinerlei Geſtalt, ſelbſt auch nicht den Schein davon, und ſo ging er auch auf der Jagd ſeine eigenen Wege, wenn ſie ihm als obligates Vergnügen aufgebürdet wurde. Das bekannte Archimediſche: „Noli turbare circulos meos“ findet vielleicht auch in dieſer Beziehung Anwendung auf den Fürſten. Tönten die Jagdfanfaren unbequem in ſeine ſtillen, eben weit ausgeſponnenen Ideenkreiſe, ſo koſtete es ihm keine ſonderliche Selbſtverläugnung ſie abſichtlich zu überhören und mitten unter „Hörnerſchall und Büchſenknall“ dem harmoniſchen Glockenſpiele der Gedanken zu lauſchen. Das war eben des Fürſten eigene Art, die Jagd zu ignoriren. Bewußte Gleichgültigkeit iſt noch nicht entſchiedene Abneigung. Hätte der Fürſt in der großen Kataſtrophe des Oeſterreichiſchen Kai-

ſerſtaates nicht auf ſo eclatante Weiſe echten Kriegermuth und hohe Unerſchrockenheit, da wo es galt, die koſtbarſte Beute zu erjagen, bewieſen, ließe ſich vielleicht manch Einer verleiten, von jenem flauen Jagdeifer auf des Fürſten geringen Beruf zum Krieger zu ſchließen. In dieſen Irrthum kann nun freilich Niemand verfallen, ſelbſt wenn er zu denen zählt, die in der Jagd ein Vorſpiel des Krieges erblicken. Dafür mochte ſie der Fürſt nie angeſehen haben, denn der Krieg iſt Kampf, und dieſer ſetzt Widerſtand voraus. Der Fürſt hatte den Krieg wiſſenſchaftlich ſtudirt und ihn von Seite ſeines hohen hiſtoriſchen Ernſtes kennen gelernt, nichts lag ihm alſo ferner, als eine Auffaſſung, die mit Parallelen ſpielt, ohne zu bemerken, daß ſie zuletzt auf ein hinkendes Gleichniß hinauslaufen. Und ſo kam es denn, daß der läſſige und unpaſſionirte Jäger, deſſen Schritt der ſchallende Ruf des Hüfthornes zum Rendez-Vous im wildreichen Reviere nicht zu beſchleunigen vermochte, ſich in fliegender Haſt als freiwilliger Genoſſe einfand, als des greiſen Marſchalls ſchmetternde Trompeten zum blutigen Stelldichein und heißen Streite in Italiens Gefilden riefen. Damals war freilich Fürſt Felix zu Schwarzenberg keiner der Letzten und als die gewaltige Jagd anhob, überließ er das Schießen nicht Andern.

Wir kommen noch einmal auf die Lektüre des Fürſten zurück. Er las viel, ſowohl aus wahrem inneren Bedürfniſſe, als um des Genuſſes willen, den Lektüre an und für ſich gewährt, noch mehr aber jener Befriedigung wegen, die der feine Sinn des Leſenden, als Genußkünſtlers, ſich ſelbſtändig daraus zu bereiten verſteht. „Bücher ſind Menſchen“ und wenn der Fürſt häufigen und vertrauten Umgang mit Büchern pflog, ſo ſuchte und fand er darin nicht minder Stillung ſeines geiſtigen Beſchäftigungs-, als ſeines Geſelligkeitstriebes, welcher letztere nur das Objekt wechſelte und, indem er höhere Saiten der Converſation anſchlug, ſich dem ungeſchwächten Reize eines ſtets neu belebten, ſich immer wieder verjüngenden Verkehrs mit friſcher Empfänglichkeit hingab. Wie ſehr Lektüre dem Fürſten zum Bedürfniß geworden, davon zeugt wohl am ſichtlichſten der Umſtand, daß

ihn ſelbſt ſeine weiten und häufigen Reiſen, zumal in der erſten Periode ſeiner diplomatiſchen Laufbahn, nicht darin zu ſtören vermochten. Sogar der Reiſewagen ward zum Leſe- und Studirkabinet und ſein erſter Beſuch in den meiſten fremden Städten galt dem Buchladen. Aber ſo wenig er im Leben überhaupt ſchlechte oder ennuyante Geſellſchaft um ſich dulden mochte, ſo hielt er es auch mit Büchern, ja mit dieſen brauchte er noch weniger Umſtände zu machen, als mit langweiligen Geſellſchaften, und ſo geſchah es, daß nicht ſelten mitten auf der Fahrt manch' überläſtig befundener Abſtämmling der Preſſe zum Wagenfenſter hinaus expedirt und gewiſſermaßen als Findling auf offener Straße ausgeſetzt wurde, zu nicht geringem Bedauern des begleitenden Dieners, dem das unglückliche Loos ſo vieler ſchönen Bücher zu Herzen ging, die, ſeiner Meinung nach, ein bequemes Aſyl bei ihm gefunden hätten. Während ſeines mehrjährigen Aufenthaltes in Turin beſuchte der Fürſt öfters Mailand, wo er überhaupt im guten Andenken ſtand und ſein frühes Hinſcheiden einen elegiſchen Wiederhall gefunden, wie dieß gleich nach der Todeskataſtrophe laut gewordene Stimmen bezeugten. In der dortigen bekannten deutſchen Buchhandlung war er denn auch ein lieber, ſtets willkommener Gaſt und „ſeiner Sitten Freundlichkeit," die nachmals, nämlich während des Feldzugs 1848, in der italieniſchen Armee ein gefeierter Gegenſtand allſeitiger Anerkennung geworden, wurde bereits in Mailand mit Wärme gehuldigt. Von dort aus ſcheint er auch den größten Theil ſeines Bedarfs an Lektüre bezogen und ſich mit Allem verſorgt zu haben, was ihm nöthig däuchte, um ſich über Geſchichte, Publiciſtik, Statiſtik, dann in den verſchiedenen Zweigen der Staatswiſſenſchaften, zudem über Geographie, ſeinem Lieblingsfache, u. ſ. w. auf dem Laufenden zu erhalten. Auch dieſe Studien charakteriſiren ihn als „Weltmann" in heh'rer, philoſophiſcher Bedeutung dieſes Wortes und wenn er, beſonders in ſeinem Jünglings- und erſten Mannesalter, mit Vorliebe, Luſt und Eifer Geographie trieb, ſo ſcheint ihn eine Vorahnung ſeiner künftigen Weltfahrten dazu weſentlich angefeuert zu haben, ſo wie denn auch ſelbſtverſtänd-

lich, wie sehr seine genauen geographischen Kenntnisse ihm auf seinen ausgebreiteten Reisen nicht nur zu Statten kommen, sondern auch den touristischen Genuß erhöhen mußten. Dem Vernehmen nach hatte er seine geographischen Studien bis in's kleinste Detail verfolgt und soll in der Kenntniß des letzteren seiner Zeit eine wahre Gedächtniß Bravour an den Tag gelegt haben. Die rührige Vielseitigkeit der geistigen Beschäftigung des Fürsten hatte nachgerade den Charakter der Universalität angenommen, und es ist begreiflich, wie allgemach auch das scheinbar Fernliegende und Fremdartige in den Kreis der Studien gezogen worden. Der Anstoß war einmal gegeben und das in Wellenbewegung versetzte geistige Fluidum zog immer breitere, weiter ausgreifende Ringe. Die bevorzugte, über des Lebens Druck und gemeine Sorge erhabene Stellung des Fürsten, die Leichtigkeit, das oft schwer Erreichbare und Anderen Unzugängliche in seine unmittelbare Nähe zu ziehen und die kostbaren Vortheile einer ihm in früherer Zeit mehr als einmal vergönnten, an das beneidenswürdige „Otium cum dignitate" erinnernden, mußereichen Situation boten ihm genügende Gelegenheit zur immer weiteren Ausspannung des Wissenskreises und zu beständigen neuen Eroberungen auf geistigem Gebiete, so wie andererseits seine mühelose Auffassungs- und Aneignungsfähigkeit, der geniale Ueberblick des Vorhandenen und der durch stetige Uebung zur Virtuosität entwickelte Takt, das Beste herauszugreifen, jene Eroberungen vollenden halfen. Diese glücklichen Anlagen und die ungetrübte Frische seines intellektuellen Assimilirungsvermögens bewahrten ihn vor jener geistigen Ueberladung, die so manchen strebsamen, aber übrigens mittelmäßigen Kopf in ein confusum chaos stürzt und durch Indigestion zu Grunde richtet. Der Fürst las viel und wußte viel, ohne mit der traurigen Sorte der Vielwisser irgend etwas gemein zu haben. Auch unterschied er sich eben so sehr von der schon etwas höher rangirenden Classe der eigentlichen Polyhistoren, die bereits in schriftstellerischer Thätigkeit zum produktiven Durchbruche gelangen, als vom Fachgelehrten im strengen Sinne des Wortes, der an die Verfolgung bestimmter Ziel-

punkte der Wissenschaft seine Lebensaufgabe setzt. Von der sonnigen Höhe des Lebens herab, auf welcher er stand, suchte er auch in den Büchern etwas Lebendiges und Lebenvermittelndes; Bücher, bedruckte Bogen, an denen er dieß Kriterium vermißte, mochten wohl den Weg zum Wagenfenster hinaus gefunden haben. Kennten wir sie alle, die diesen Weg gegangen, wir wüßten vielleicht auch bestimmter zu sagen, was ihm Lektüre gewesen, und wie weit seine Anforderungen über das praktisch-liebliche: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci," hinausgingen. In späteren Jahren scheint seine Seele eine innige Sehnsucht nach einer dem Umfange entsprechenden Vertiefung des Wissens erfaßt zu haben, wenigstens läßt ein nach seinem Tode bekannt gewordenes und dem letzteren kurz vorhergegangenes Gespräch mit einem rühmlich bekannten Gelehrten und nunmehr auch hochgestellten Staatsmanne über intensiv angestrebte Arbeit etwas Aehnliches vermuthen. Und wenn sich vollends das inhaltsschwere Wort seinen Lippen entringt: „Hätte ich nur mehr gearbeitet!" so lüftet dieß Aufseufzen unwillkürlich eine seiner geheimen Herzensfalten. Allerdings möchten diese Geständnisse zunächst nur auf seine hohe amtliche Stellung und das lebhafte Bedauern zu beziehen sein, sich auf diese außerordentliche, das reichste Wissen und die geübteste, gestählteste Kraft in Anspruch nehmende Sendung nicht hinlänglich vorbereitet, nicht den erprobtesten Apparat dafür mitgebracht zu haben; aber fast scheint, wenn auf seine jüngste staatsmännische Laufbahn gedeutet, in jenem Ausrufe seine edle Bescheidenheit und die rigoroseste Anforderung an einen Mann von seinem Berufe und in seiner Stellung einen hervortretenderen Ausdruck gefunden zu haben, als ein eigentliches Gefühl der Unzulänglichkeit. Ein Mann von so gediegener, selbstbewußter Kraft und voll vom entschiedensten Willen, sie in ihrer ganzen Stärke zu brauchen, hatte nicht nöthig, aus gepreßter Brust aufzuseufzen. Ein Mann, der den kältesten Muth und die kühnste Entschlossenheit auf dem Schlachtfelde bewährt und mit lächelnder Miene dem Tode in's Auge geschaut, mochte unter einer Aufgabe nicht schwer aufathmen, die alle Spring-

federn seiner geistigen Elasticität in Bewegung setzte und von dieser getragen ward, wie wuchtig auch die Bürde auf die Schultern drückte. Einer Anwandlung moralischer Verzagtheit — und nur von dieser könnte hier die Rede seyn — dürfte also jene bedeutsame Expektoration nicht entsprungen seyn. Sollte sie aber dem nachgerade fühlbar gewordenen Mißverhältnisse zwischen psychischer Ueberlegenheit und physischer Tragfähigkeit gegolten und den wankenden Zustand des überlasteten körperlichen Gebäudes bezeichnet haben, so lag es ganz in der Gesinnungsweise des Fürsten, nicht die Schwere der Bürde nach dem Maßstabe geistiger Gewältigung, sondern nach jenem der materiellen Beschränkung klagend zu betonen. Weder die Arbeit an sich, noch Größe und Umfang derselben konnten ihm einen Laut der Klage entlocken, so lange es sich um den Grad des moralischen Kraftaufwandes zum Vollbringen handelte; aber die eindringlichen Mahnungen der physischen Endlichkeit — dieses gemeinsamen Looses aller Sterblichen — und das gesteigerte Gefühl der sinkenden, anderen Gesetzen als den Diktaten des Geistes folgenden Spannkraft des Sinnenlebens mochten ihm, den zu lösenden Aufgaben gegenüber, ein schmerzliches Bedauern eingeflößt haben und dieses in dem Gedanken zum Durchbruche gelangt seyn: daß stetig-andauernde Arbeitsgewöhnung zugleich ein Härtungsproceß des organischen Trägers des Geistes, ebenso wie ungewohntes Einstürmen eine rasche Zertrümmerung des Instrumentes. Je kräftiger und schwungvoller der Flügelschlag des Geistes sich regte, zu je höherem Aufluge der letztere sich aufraffte, von Schöpfungslust getrieben und Thatendrang emporgetragen, desto peinlicher mußte der stockende Dienst der physischen Maschine empfunden werden und die Ueberzeugung sich aufdringen, wie sehr eine fortgesetzte Accommodation an eine Arbeitslast, wie die jetzt übernommene, die körperliche Unterlage gefestigt und dieselbe zu einem tauglichen Piedestale des geistigen Wirkens umgewandelt haben würde. Aber unter dem andauernden Drucke des angespannten Geistes beginnt jene Basis in den Grundvesten zu wanken und zu weichen, und der schmerzliche Ausruf entschlüpft dem

sonst so schweigsamen Munde: „Hätte ich nur mehr gearbeitet!“ So aufgefaßt, finden diese vielsagenden Worte in der seiner Zeit von der Tagespresse mitgetheilten vertraulichen Unterhaltung des Fürsten mit jenem gelehrten Staatsmanne über ihr gegenseitiges Befinden und über Erstarkung durch frühzeitige Geschäftsgewöhnung allerdings einen bestätigenden Commentar, und nichts begreiflicher, als das Zurückkommen auf ein so erinnerungswerthes Geständniß noch unter dem frischen Eindrucke eines Ereignisses, wie das plötzliche Zusammenbrechen des Fürsten. Die potenzirte Spannung des Geistes hatte das Gefäß zersprengt und es in Trümmer gelegt, sich gewaltsam aus dem beengenden Raume befreiend. Nicht der Geist selber hatte gelitten, ebenso wenig wie die Flamme, die ein plötzlicher Windstoß auslöscht, nachdem sie bis zum letzten Augenblicke hell und kräftig geleuchtet. Indessen darf nicht übersehen werden, daß der ursprünglich fein geformte und zart angelegte Organismus, wenn auch durch eine nach bestimmter Thätigkeitsrichtung hin und in gewisser Geschäftssphäre noch so consequent durchgeführte Arbeitsgewöhnung fügsam geworden, dennoch am Ende nicht sowohl dem Drucke geistiger Expansion, als vielmehr durch häufige Störungen seiner physischen Oekonomie hätte unterliegen müssen. Wenn „Schlaf, träge Federn und des Gaumes Fröhnen“ allgemach auch den gesundesten Geist zu Grunde richten, so untergraben im Gegentheile Schlafentbehrung, lange währende Ruhelosigkeit, stockender Ernährungsproceß, Mangel an Bewegung, und wie sonst die gewöhnlichen Begleiter und gefährlichen Gefährten eines an den Aktentisch gebannten Lebens heißen, nicht weniger die Fundamente des leiblichen Gedeihens, nicht selten zuerst den Geist in die öde Nacht der „lebendig Todten“ stoßend, — leider das grauenhafte Loos mehr als eines berühmten Staatsmannes — und nachgerade die erstarrende Hülle zermalmend. Diese unvermerkt aufreibenden, dann mit einem Schlage zerstörenden Faktoren, denen der unbeugsame Geist des Fürsten bis zum letzten Momente siegreich Stand gehalten, müssen bei der raschen Katastrophe des Verewigten mit in Rechnung gebracht werden. Was

ſelbſt eine lange Arbeitsentwöhnung, die übrigens ſelbſt des Fürſten Beſcheidenheit in dieſem Punkte bei ſeiner andererſeits bekannten geiſtigen Rührigkeit nicht glaublich machen kann, und eine nachmals übermäßig geſteigerte Anſpannung nicht herbeizuführen vermocht hätten, das haben jene Urſachen verſchuldet, auf unerwartete Weiſe in tödtlicher Wirkung ihr ſtill minirendes Daſeyn verkündend. „Hätte ich nur mehr gearbeitet!“ Wir haben die Deutung dieſer inhaltſchweren Worte im Zuſammenhange mit der amtlichen Stellung, mit den eigenthümlichen Schwierigkeiten der letzten Berufsaufgabe des Fürſten und mit Zeit und Ort, wann und wo ſie geſprochen worden, und nach der Seite hin verſucht, die noch das leichteſte Verſtändniß vorausſetzt. Es iſt dieß, wir möchten ſagen, nur die profane Bedeutung jener Worte; aber es gibt eine andere Richtung, in welcher der Sinn jenes Ausrufs ein noch viel tieferer und bedeutſamerer. Ihm, dem Fürſten, fiel er in Stunden der innerſten Selbſtſchau gewiß gewichtig auf die Seele. Wir haben eben der wahrſcheinlichen Sehnſucht des Fürſten nach einer größeren, im Verhältniſſe zu dem Umfange ſtehenden „Vertiefung“ ſeiner Studien erwähnt und jenen wehmüthig klingenden Ausruf als „Lüftung einer ſeiner geheimen Herzensfalten“ bezeichnet. Gewiß nicht mit Unrecht. Erinnert doch dieſes vielſagende: „Hätte ich nur mehr gearbeitet!“ unwillkürlich an das Goethe'ſche: „Mehr Licht!“ Gerade, weil der Fürſt viel gearbeitet, für ſich gearbeitet, ſehnte er ſich nach einem Richtmaße des Errungenen und noch zu Erringenden, nach „Cirkel, Blei und Winkelwage“ ſo für Beginnen, wie für Vollenden, und nach dem Sterne, ohne den, nach des Altmeiſters Worten, „Alles ſtockt und ſtarrt, wenn er nicht dem Tage leuchtet.“ Der Arbeitſame wird nur noch arbeitsluſtiger, ſo wie den Wiſſensdurſtigen das Wiſſen nur noch erkenntnißdurſtiger macht. Im Zenith ſeines Lebens mußten ihm die Dinge und Verhältniſſe in ganz anderer Sehweite und Beleuchtung erſcheinen, als auf einer untergeordneteren Lebensſtufe und eine höhere Ahnung vom großen Zuſammenhange alles Daſeyns, Wiſſens und Erkennens mochte in ſeiner Seele aufleuchten.

Von ſeinem hohen Standpunkte aus warf er einen rückſchauenden Blick auf die durchmeſſenen Stadien der Vergangenheit, wie man vom Bergesgipfel aus weite Rundſchau hält und in verborgenen Thälern Paradieſe entdeckt, an denen man achtlos vorübergegangen. So boten ſich auch ſeinem Blicke in den Umgebungen des zurückgelegten Weges quellenreiche Punkte, undurchforſchte Regionen dar, zu denen jetzt vergebens die Sehnſucht wie nach einem Canaan des Glückes und Segens zurückflog. Gerne wäre er vielleicht dahin zurückgekehrt, um wenigſtens im Fluge das ungenützt Zurückgelaſſene nachzuholen und als freie Domaine des Geiſtes in Beſitz zu nehmen; aber zu ſpät! Zu plötzlich und zu hoch hatte ihn die Woge emporgetragen, als daß es ihm vergönnt geweſen wäre, noch einmahl in die Tiefe zurückzutauchen und ihre Perlen emporzuholen, die dort noch des glücklichen Finders harrten. Daher der Ausruf: „Hätte ich nur mehr gearbeitet!“ Es zog den Fürſten mächtig zu den Myſterien der Wiſſenſchaft und wir finden Momente in ſeinem Leben, wo er verlangend die Hand gehoben, um ihre verhüllenden Schleyer zu lüften. Es war damals, als er mit dem jetzt rühmlich bekannten Profeſſor der Anatomie, damaligem Proſektor Hyrtl, Studien über Anatomie und Phyſiologie trieb, ſich von Profeſſor Lippich in die Geheimniſſe des animaliſchen Magnetismus einweihen ließ und den gerichtlichen und pathologiſchen Sektionen des anatomiſchen Theaters eine ſo ungewöhnliche Aufmerkſamkeit ſchenkte. Woher dieſe Wißbegierde und wozu ſolche Beſtrebungen, wenn nicht, um dem ſpornenden Geiſtesdrange nach allem Wiß- und Erkennbaren zu folgen? Momente, wie dieſe, in dem Leben eines bedeutenden Menſchen überſehen, hieße das Auge vor dem Belangvollſten und Intereſſanteſten verſchließen, deſſen wir uns am wenigſten ſchuldig machen möchten. Gerade, daß der Fürſt dieſer räthſelreichen Seite der Naturſtudien ſeine Blicke zuwandte, daß es ihn reizte, den Schleyer der Iſis zu heben, gerade dieß ſcheint ein bedeutſamer Fingerzeig für das innerſte Bedürfniß ſeines nach Tiefe und Umfang ringenden Geiſtes, und war in ſeiner bereits früher beſprochenen, ſich eigen-

thümlich verrathenden Naturliebe gewissermaßen nur vorangedeutet.

Doch es ist Zeit, uns wieder zu dem äußeren Lebensgange des Fürsten zurückzuwenden. Auch uns hat nach der klareren Erkenntniß des inneren Zusammenhanges seines geistigen Wesens verlangt; daher das weite Ausholen in der Darlegung des Entwickelungsganges dieser vielbegabten und so sehr zur genaueren Erforschung einladenden Natur, daher dieß unwillkürliche Anknüpfen des scheinbar Fernliegenden und Spätgereiften an die vielverheißenden Knospentriebe des sprossenden Jugendlebens und die graduellen Beziehungen der Morgenröthe des Tages zu seinem strahlenden Mittag. Nicht ein noch sichtlich fortschreitendes Leben, ein bereits abgeschlossenes liegt vor uns; dieß erklärt und rechtfertigt Alles. Das aber eben kennzeichnet die Bedeutsamkeit dieses Lebens, daß sich von ihm nicht läugnen läßt: „Wo ihr's packt, da ist's auch interessant." —

Der Fürst hatte sein 18tes Lebensjahr erreicht. Geistig und körperlich entwickelt, kenntnißreich und vielseitig gebildet, vielversprechend und mit freiem, kühnen Blicke hinaus in's reiche, offen vor ihm daliegende Leben schauend, stand er eben in der vollen, schön entfalteten Blüte des Daseyns. Wer den schlanken, in seinen Bewegungen rasch-lebendigen, und doch graziös-edlen, fast majestätischen Jüngling, mit dem dunklen Feuerauge und der geistvollen, echt adeligen Miene, die durch ihr bezaubernd feines Lächeln zu fesseln, aber auch durch ruhigen Ernst zu imponiren verstand, sah, mußte sich von einer Erscheinung angezogen fühlen, der unverkennbar erfreuliche Hoffnungen als Sendboten der Zukunft voranschritten. Jetzt war auch der Augenblick für die Standeswahl des fürstlichen Jünglings, oder vielmehr der Augenblick für die unmittelbare Realisirung derselben gekommen, denn die Berufsfrage war seit geraumer Weile bereits so gut als gelöst. Eigene Neigung, Charakter und Temperament nebst sonstigen Indicien der Persönlichkeit hatten nicht minder, als das gleichzeitige Zusammentreffen anderer Umstände für den Kriegerstand entschieden, und mit heißer Ungeduld sah der Fürsten-

ſohn, der Enkel und Urenkel ſo vieler Helden ſeines Geſchlechtes, deren Blut in ſeinen Adern rollte, der Neffe endlich jenes glorreichen Feldherrn, auf dem die Blicke Europa's eben damals mit Liebe und Bewunderung ruhten, dem Momente entgegen, wo es ihm gegönnt ſein werde, in die Reihen des aus den Schlachtenſtürmen der jüngſten Vergangenheit ruhm- und ſieggekrönt hervorgegangenen Oeſterr. Heeres zu treten. Zwar hatte ſich in jener Zeit ſegenbringende Ruhe über all die blutgetränkten Kampfplätze des Welttheils gelagert, der längſt erſehnte Friede war in das ſchwergeprüfte Erbe Oeſterreich's zurückgekehrt und Millionen Hände waren befliſſen, ſeinen heilenden Balſam in die geſchlagenen Wunden zu träufeln. Für einen thatenluſtigen, ehrgeizig hochſtrebenden Sinn und jugendfeurigen Muth ſchien alſo wenig Gelegenheit auf baldige Befriedigung in naher Ausſicht; aber man muß ſich den gefeierten, für das Ohr eines begeiſterungsfähigen Jünglings zauberhaft tönenden Namen eines Feldmarſchalls Karl zu Schwarzenberg in's Gedächtniß zurückrufen, man muß wiſſen, daß, ſo wie in der fürſtlichen Familie dieſer Name das Motto der innigſten Verehrung und hingebendſten Liebe, auch für Felix „der höchſte Gegenſtand der Bewunderung ſein Oheim, der bewährte Führer der verbündeten Heere geweſen, und daß, zu jung, um an dem Befreiungskriege perſönlich Theil nehmen zu können, der Jüngling bereits mit glühender Theilnahme den kriegeriſchen Ereigniſſen folgte." Man darf ferner die ruhmvollen Antecedentien ſeines Geſchlechtes, in welchem ſich ſeit jeher „die Vorliebe für den Kriegerſtand auf das Entſchiedenſte ausgeprägt", nicht vergeſſen, ſo wie, daß Oeſterreich's Geſchichte neben dem Namen „Schwarzenberg" nur noch einen von gleicher Berühmtheit, den der Starhemberge, ſeit der großen Türkenbelagerung Wien's, kennt, und daß der geſchichtliche Genius ſeines Hauſes ſich wieder mit mächtigem Flügelſchlage in dem jungen Fürſtenſohne regte, um den Feuereifer zu begreifen, womit ſich der letztere für den Waffendienſt entſchied. Gelegenheit zu Thaten und Muthesproben, zu Ehren und Auszeichnungen zeigte ſich allerdings nur in unbeſtimmter Ferne; aber klügelnde Berechnung wahrſchein-

licher Chancen, kommender Möglichkeiten liegt überhaupt nicht in der Art unaufhaltsam vorwärtsdrängender Jugend, die sich hoffnungsreich der Zukunft in die Arme wirft und in allem Uebrigen ihrem guten Glücke vertraut. Der junge Fürst wußte, was er wollte, er fühlte, was er konnte und durfte sich zutrauen, jede mögliche Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Auf die Heilighaltung dieser Zukunftsparole konnten sein Kaiser und Vaterland unter allen Umständen zählen. Wer hätte damals ahnen können, daß sich ihm ein erst so später Anlaß und unter so verhängnißvollen Conjunkturen zur Erprobung jener Gesinnung und muthigen Vaterlandsliebe bieten werde! Um so mehr müssen die Thatenfreudigkeit und das unerloschene Jugendfeuer überraschen, womit er für das bedrohte Palladium des Gesammtvaterlandes und für Thron und gutes Recht das Schwert zog und sich in den Kampf stürzte, als stände er erst im 18ten Frühling des Lebens und als wäre der Wandel dreißig voller Jahre spurlos über seinen Scheitel hingegangen. Wohl spät, aber nicht zu spät, war es ihm vergönnt, als gereifter, viel erfahrener Mann das begeisterte Jünglingswort einzulösen. Fast schien es übrigens, als ob durch den neuen Eintritt eines Schwarzenberg's in die Reihen des kais. Heeres demselben vom Schicksale ein einstmaliger Ersatz für den Verlust bereitet werden wollte, von welchem jenes, eben als sich der junge Fürstensohn mit dem Schwerte umgürtete, bedroht zu werden anfing. Seit dem Schlaganfalle, von welchem der gefeierte Feldmarschall Carl am 13ten Jänner 1817 betroffen worden, schien die erhabene Mannskraft desselben gebrochen und Krankheitserscheinungen waren mit diesem bösen Zufalle aufgetaucht, die für dieß theure Leben gegründete Befürchtungen einflößten. „Der Gebrauch der Bäder," sagt Herr v. Prokesch in seinen Denkwürdigkeiten, „schien anfänglich von gutem Erfolg. Er wurde im Jahre 1818 und 1819 wiederholt, ohne jedoch das Uebel aus dem Grunde heben zu können .... Deutlicher that sich von Monat zu Monat der Wille der Vorsehung kund: ihn, der den Riesenkampf geleitet hatte, nicht einen Zeugen des Friedens seyn zu lassen, der

den Anſtrengungen folgte.“ Unter dieſer trüben, ein ſowohl für das fürſtliche Haus, als für die Oeſterreichiſche Armee ſchmerzliches Ereigniß in Ausſicht ſtellenden, heute noch erinnerungswürdigen Conſtellation rüſtete ſich Fürſt Felix zu ſeiner Kriegerlaufbahn. Daß er nicht unvorbereitet, nicht ohne die nöthige Propädeutik der Kriegsſchule dem erkorenen Berufe folgte, bedarf wohl keiner Verſicherung. Das kaiſ. Heer hatte damals der tüchtigen, aus dem langjährigen Curſus des großen Kriegsgymnaſium's hervorgegangenen, theoretiſch und praktiſch geübten Männer genug aufzuweiſen, die vollkommen in der Lage waren, einen angehenden Soldaten in Bellona's Kunſt und die damit verbundenen Hilfswiſſenſchaften einzuweihen. Unter der Leitung ſolcher Männer wurde denn auch Fürſt Felix in die Propyläen der Kriegsſtudien eingeführt. Seine taktiſchen und ſtrategiſchen Aufzeichnungen aus jener Zeit ſind, wie jene Uebertragungen des Flavius Eutropius, als Erinnerungsmerkmale ſeines ernſten Eifers bis heute unverloren geblieben, und eine von ihm ſelbſt geſchriebene „l'art de Tactique“ befindet ſich in dieſem Augenblicke als werthvolles Autograph und beſonders gewähltes Andenken in hoher Hand.

Nach kaum vollendetem achtzehnten Lebensjahre, am 22ten November 1818, trat Fürſt Felix als Cadet in dem k. k. Cuiraſſierregimente Großfürſt Conſtantin No. 8 ſein kriegeriſches Tirocinium an. Eine beſondere Fügung hatte ihn einer der muthigſten, durch Tapferkeit und Kriegsruhm ausgezeichneten Reiterſchaaren einverleibt, deren Oberſt und Commandant gerade damals der Fürſt Alfred zu Windiſchgrätz, jetzt k. k. Feldmarſchall, war, welcher ein Jahr früher (1817) Gemahl Mariens Eleonorens, der älteſten Schweſter des Fürſten Felix, und ſomit Schwager des letzteren, geworden. Sowohl dieſer beſonderen Führung, als jener Genoſſenſchaft zufolge befand ſich der junge Adept der Kriegsgöttin ganz auf dem geeigneten Terrain für die Entfaltung echten, ritterlichen Sinnes und die Ausbildung jener unentbehrlichen Formen, denen wahrer martialiſcher Geiſt ein unverwiſchbares Gepräge aufdrückt. Eine ſo flexible, für

jede Nuance des äußeren Anstands und edler Haltung ausdrucksfähige Gestalt, wie die des Fürsten, wußte sich auch bald darin zurecht zu finden, und es ist begreiflich, daß jedes Auge auf der einnehmenden Figur des „bildschönen Soldaten" mit Wohlgefallen verweilen mußte. Aber nicht lange blieb der junge Kriegsmann in der Gesellschaft jener Waffengefährten, denn bereits am 16ten August 1819 vertauschte derselbe, mit Beförderung zum Lieutenant im Husarenregimente „Kaiser Franz," den schweren Brustharnisch mit dem mahlerisch-kleidsamen Dollmann dieser leichten Reiterschaar. Inmitten dieser neuen Berufsgenossen war es ihm vergönnt, eine genauere Bekanntschaft mit dieser besonderen Waffengattung zu machen und der gewandte Reiter auf flinkem Pferde saß, dahingaloppirend, nicht minder fest im Sattel, als der bepanzerte, sein schweres Schlachtroß tummelnd. Zwei Jahre später, am 16ten Juni 1821, rückte er zum Oberlieutenant in demselben Regimente vor und schied erst aus demselben, als ihn ein neues Avancement von dort abrief.*) Dieß war mit seiner Beförderung zum Secondrittmeister bei „Fürst Carl Schwarzenberg Uhlanen" am 1ten December 1822 erfolgt und ungerne mochten die alten Waffenbrüder den wackeren Husaren und liebenswürdigen Cameraden scheiden sehen, indessen hier neue Freunde in seine warm dargebotene Hand einschlugen. Sie konnten dieß um so zuversichtlicher thun, als sich der neue Camerad in ihren Reihen erst eigentlich auf seinem rechten Platze befand; denn wo wäre dieß wohl mehr der Fall gewesen, als in dem Regimente, das — zur auszeichnenden Zierde für das letztere und zur Verewigung ruhmreicher Erinnerungen — nach dem ausgesprochenen Willen

*) Einer anderen und, wie wir annehmen dürfen, zuverläßigeren Angabe zufolge, rückte der Fürst noch im Cuirassierregimente „Großfürst Constantin" zum Lieutenant vor. Mit 15tem Juni 1821 in gleicher Eigenschaft zu dem Husarenregimente „Kaiser Franz" No. 4. übersetzt (ohne jedoch einzurücken) avancirte er Tags darauf zum Oberlieutenant und wurde mit 1tem Juli desselben Jahres zu „Großfürst Constantin" Cuirassier zurücktransferirt. So verhielte sich's also eigentlich mit dem formellen Gange jenes Avancements. Demzufolge hätte der Fürst faktisch nie bei den Husaren gedient und darnach wären die obigen Andeutungen hiermit zu berichtigen.

des oberſten Kriegsherrn für immerwährende Zeiten den Namen „Schwarzenberg“ führt. Eine ſeltene, nur zu den eminenteſten Ausnahmen zählende Ehre in den Annalen einer Armee! War ſie dieß aber in erhöhter Bedeutung für einen beſonderen Theil, ein integrirendes Glied des kaiſ. Heeres; ſo war ein Schwarzenberg unter den „Schwarzenbergern“, in hiſtoriſcher Glorie dieſes Wortes, unbeſtreitbar ebenſo ſehr an ſeinem Platze, als etwa ein Pappenheim unter den ruhmbedeckten „Pappenheimern,“ und ſelbſt die unduldſamſte und eiferſüchtige Aemulation mußte ihm neidlos dieſe bevorrechtete, und doch zugleich auch ſo natürlich zukommende Stelle gönnen. Leider hatten ſich bereits zwei Jahre früher jene Augen zum ewigen Schlafe geſchloſſen, die den hoffnungsvollen Neffen mit ſtolzer Freude in den Reihen dieſer ausgezeichneten Krieger geſchaut hätten: Fürſt Carl zu Schwarzenberg, der lorbeergekrönte Inhaber jenes Reiterregiments, war ſeit 1820 nicht mehr! Auf um ſo größere Achtung durfte der junge Rittmeiſter, als Träger eines mit Recht ſo gefeierten Namens und neuer Aſpirant jenes bewährten Ruhmes, unter den nunmehrigen Waffenbrüdern rechnen, und ein um ſo gerechteres Hochgefühl mußte ſeine Bruſt ſchwellen, in welcher ein ſo feuriges, thatenmuthiges Herz ſchlug. Zwei Jahre nach ſeinem Eintritte in das genannte Uhlanenregiment, am 26ten Jänner 1824, rückte der Fürſt zum erſten Rittmeiſter und Escadronscommandanten vor; hiermit war auch das Durchſchreiten der ſubalternen Grade abgeſchloſſen und das Aufſteigen zu höheren Rangſtufen einer neuen Zukunft vorbehalten. Daß dieß letztere unter einer völlig veränderten Conſtellation der Verhältniſſe ſtattfinden ſollte, mochte wohl damals Niemand vermuthen, wahrſcheinlich Fürſt Felix im erſten Augenblicke ſelbſt nicht einmahl ahnen, denn, wie ſo oft im Leben, gilt wohl auch von der nachmals urplötzlich eingeſchlagenen neuen Laufbahn des Fürſten das immer überraſchende: „Unverhofft kommt oft.“

Von äußeren hervortretenden Momenten des raſch ablaufenden erſten Turnus ſeiner militäriſchen Carrière iſt leider nicht viel zu melden. Die Monotonie eines einförmigen, großentheils in ländliche

Einſamkeit gebannten Garniſonslebens, zumahl jenes eines berittenen Kriegers, den in der Regel eine beſcheidene Dorfidylle für die Entbehrungen der Stadtgenüſſe entſchädigen muß, macht jenen Mangel erklärlich. Was über jene „ereignißloſe Zeit“ etwa zu ſagen wäre, liefe auf eine „ewige Wiederholung im Soldatenleben“ hinaus und das Intereſſante davon haben gewandte ſchriftſtelleriſche Federn, namentlich jene des fruchtbaren Hackländer in ſeinen „Bildern aus dem Soldatenleben im Frieden“ mit reichem Humor und unnachahmlicher Friſche, ja ſelbſt mit Anklängen der Poeſie, ſoviel ſich davon dieſem Thema abgewinnen läßt, bereits ſo vielfältig ausgebeutet, daß in dieſer Hinſicht wenig mehr zu thun übrig bleibt. Uebrigens zu ernſt, um mit romantiſchem Flitter aufgeputzt zu werden, erheiſcht unſere Aufgabe, daß wir derſelben auf gehaltnere Weiſe gerecht werden. Unter dieſen Umſtänden müſſen wir auf Details verzichten, die vielleicht zu „manch' einem Ritt in's romantiſche Land“ auf dem Flügelroſſe der Phantaſie einlüden, und begnügen uns mit der Andeutung, daß es der zweiundzwanzigjährige Officier war, vor dem ein im Sonnenglanze der Jugend prangendes, in die Blütenfarben des Daſeynsleuzes gekleidetes Leben mit all ſeinen verlockenden Reizen, ſeiner üppigen Pracht und den Hesperidenfrüchten offen da lag und daß es nur des leiſen Sporendruckes eines feurigen Herzensdranges bedurfte, um kühnen Sprungs mitten in die Armidagärten zu ſetzen. Indeſſen dürfte das Geſagte keinen Uneingeweihten zu voreiligen Schlüſſen berechtigen und ſelbſt wir beſcheiden uns, der obigen Bemerkung nicht ſo ſehr den Sinn eines Geſchehenen, als vielmehr des lediglich Geſchehbaren beizulegen, der müßigen Neugierde, die, nach Pikantem lüſtern, rückſichtslos den Schleyer vor einer unbekannten Vergangenheit wegziehen möchte, auf halbem Wege mit einer natürlichen Erklärung begreiflicher Möglichkeiten entgegenkommend. Nicht immer iſt der Biograph ſo glücklich, in das Geheimniß confidentieller Mittheilungen gezogen zu werden, und wo dieß der Fall iſt, verbietet das Geſetz geſinnungsvoller Diskretion dem Manne von beſonnenem Takte jeden Mißbrauch des Ver-

trauens. — Wer nicht zum Kopfhänger geboren, oder vielmehr verzogen, ſucht ſich für den Mangel äußerer Lebensreſſourcen wenigſtens im engſten geſelligen Kreiſe zu entſchädigen und folgt hierin nur einem edlen Bedürfniſſe der menſchlichen Natur. Auch das Soldatenherz gehorcht willig dieſem allgemeinen Triebe, abgeſehen davon, daß ſchon die Erfüllung gleicher, ſtreng bemeſſener Berufspflichten ein feſtes Bindemittel zwiſchen den Standesgenoſſen bildet und den kameradſchaftlichen Geiſt gewiſſermaßen zu einer Art von Ordensregel entwickelt. Zu dieſer Ordensregel bekannte ſich auch Fürſt Felix mit aller Wärme echt militäriſcher Geſinnung und ſchon damals zeichnete ihn jene feſſelnde Kunſt des Umgangs aus, die auch in ſpäteren Tagen, vom italieniſchen Feldzuge her, als „ſeiner Sitten Freundlichkeit“ gerühmt wird. Dabei kam ihm ebenſo ſehr angeborne geiſtreiche Heiterkeit, als ſeine cavaliere Bildung zu Statten und der Mann iſt zu ſuchen, der ihm hätte gram ſein können. Am liebſten ſah er ſeine Cameraden als fröhliche Tafelrunde um ſich verſammelt, und wir ſchenken der Mittheilung vollen Glauben, die von faſt täglicher Tiſchgeſellſchaft des Fürſten berichtet. Und auf welch' liebenswürdige Weiſe er den Hauswirth zu ſpielen verſtand, deſſen werden wohl Alle lange gedenken, denen jemals das Vergnügen zu Theil geworden, des Fürſten Gäſte zu ſeyn. Jenen Mittheilungen zufolge, lag der Fürſt beſonders zur Zeit ſeines Aufenthaltes in Großſenitz in Mähren als Rittmeiſter den Pflichten der Gaſtfreundlichkeit ob und die wirthliche Schwelle ſeines Hauſes ſtand den „Freunden aus dem Regimente“ um die Wette immer offen. Von beſonders befreundeten Namen werden aus jener Zeit genannt: Rittmeiſter Graf Straſſoldo, Oberlieutenant Baron Blumberg, Lieutenant Graf Waldſtein u. A. m. Aber über den gleichgeſtellten Cameraden und Tiſchfreunden vergaß der humane Escadronschef auch ſeiner „Reiter“ nicht, denn auch dieſe hatten von manch' einem fröhlichen Tage auf ſeine Koſten zu erzählen. Auch dieſer Grundzug ſeines Weſens iſt ſich bis in die ſpäteren Tage gleich geblieben, und wie damals der Rittmeiſter Fürſt Felix zu Schwarzenberg auf ſeine „lan-

zenschwingenden Männer" etwas hielt, so wußte sich auch, wie rühmend von ihm berichtet wird, in den heißen Kampftagen auf italienischer Erde der Feldmarschalllieutenant und Unterfeldherr Fürst Schwarzenberg nicht nur „durch persönlichen Muth, Unerschrockenheit und einsichtsvolle Führung, sondern auch durch wachsame Sorge für das Wohl des Mannes die Herzen Aller zu gewinnen." Im Besitze dieses seltenen Schatzes konnte er auch auf seine Untergebenen unter allen Umständen zählen und wir sind gewiß, daß dem Rittmeister die Pikenmänner ebenso bereitwillig in Noth und Tod gefolgt wären, als dieß bei den kampflustigen und todesmuthigen Schaaren unter dem Brigadier und Divisionaire der Fall war. Wenn sich gleich in dem einförmigen Verlaufe der Friedenszeit weniger Gelegenheit zur Entwickelung jener disciplinirten Entente cordiale zwischen Officieren und Mannschaft findet, welche von jeder gemeinsam getheilten Gefahr im Kriege eine neue Weihe empfängt; so hat doch auch der tiefste Frieden für das Soldatenleben seine sympathetischen Beziehungen, die nachgerade im Kriege Wunder wirken. Wenn vor dem Feinde ein warmer Reitermantel um die Schulter und ein guter Trunk Wein im Magen dieß vermögen, so haben im Frieden auch ein schmucker Waffenrock mit sonstigem blanken Zubehör ihre eigenthümliche Anziehungskraft und aus dem netten Uhlanen wird am Ende auch ein Held. Dieß Geheimniß verstand Fürst Felix und seine Eskadron war — natürlich auf seine Kosten — wie man zu sagen pflegt: herausstaffirt „wie aus der Schachtel."

Gegen die trotz allen Auskunftsmitteln eines erfinderischen Jugendsinnes denn doch unvermeidliche Langeweile des Garnisonslebens hatte der Fürst eine nie versagende Panacee: die Lektüre. Sie gewährte ihm in mancher „ewig langen Stunde" der Dorfmuße jenes schon von Cicero dankbar begrüßte „Solatium," ersparte ihm die unangenehmen Folgen so mancher improvisirten Zerstreuungen und bot seinen intellectuellen Bedürfnissen Nahrung für Geist und Herz. „Ich bin in einem kleinen Dorfe stationirt," äußerte er einst gegen Jemand im vertraulichen Gespräche, „meine Cameraden bedauern mich ge-

wöhnlich wegen dieſes Aufenthalts; aber ich bin eigentlich darum zu beneiden, denn es iſt ein herrlich ruhiger Ort zum ſtudieren." Ein bezeichnendes Wort des jungen Cavallerieofficiers, der einem entlegenen Dorfe den Reiz eines beneidenswerthen Tusculum's abzugewinnen verſteht und ſich überall heimiſch fühlt, wo ſich die Muſe mit ihm gaſtlich niederläßt. Vermuthlich waren es jene Stunden ruhiger Erwägung und ſtiller Betrachtung, wo der Gedanke an eine neue, wichtige Lebensrichtung, erſt wie ein ferner Leitſtern in ihm aufdämmernd, nachgerade in ſeiner Seele zur Klarheit gelangte, um bald zum hellen Entſchluſſe durchzudringen. Allem Anſcheine nach ſind es hiſtoriſche, ſtatiſtiſche und andere ernſte Studien (bezeichnete er doch ſeine Lektüre ſelbſt als ſolche), die ihn in jenem Stadium ungeſtörter Selbſtprüfung beſchäftigen und ſeine Blicke auf höhere Zielpunkte richten. Wenn der eben mit Urlaub im väterlichen Hauſe anweſende Cuiraſſierlieutenant eines frühen Morgens von dem fürſtlichen Sommerſchloſſe Rothenhof aus in dem benachbarten Krummau erſcheint und ſich von einem Lehrer des dortigen ökonomiſchen Inſtitutes — einer munificenten Schöpfung des Fürſten Joſef, ſeines Vaters — aus der Bibliothek der genannten Anſtalt Bücher wiſſenſchaftlichen Inhalts der oben bezeichneten Kategorie erbittet, ſo iſt dieß ein beiläufiger Fingerzeig für ſeine geiſtigen Tendenzen. — Während ſolchen mußereichen Dienſtesvacanzen im ſchönen Kreiſe liebevoller Angehörigen war es denn auch, daß er von den letzteren, beſonders von ſeiner jüngſten Schweſter Mathilde, hilfreich unterſtützt mit warmem Dilettanteneifer der Tonkunſt huldigte, daß ihn die Moldaunymphe — dieſe bezaubernde Urtochter ſeines Heimathslandes — in der Tiefe ihrer braunen Fluthen dem ſtillen Geheimniſſe des räthſelhaften Muſchelthieres nachforſchen ſah und daß er dem poetiſchen Leben und Weben der Waldesromantik an klaren Forellenbächen lauſchte. Solcher glücklicher, von Natur- und Kunſtgenüſſen, befruchtenden Studien und zarter Geſchwiſterliebe gewürzter Stunden ſollte ihm in der Folgezeit ein immer kargeres Maß zugemeſſen werden, bis es allgemach ganz verſickerte. Es waren eben damals

die Honigmonde der Jugend! Daß sich sein musikalischer Sinn mit besonderer Vorliebe in den Regionen des Gesanges erging, haben wir bereits früher erwähnt; mit welch' innigem Verlangen er gerade zur erhabensten Sphäre desselben — zum Kirchengesange — hinanzudringen strebte, möge hier eine nachträgliche Bemerkung finden. Es ist dieß eine wenig bekannte Saite seines Innern, die, frühzeitig ertönend, wohl nie wieder ganz verstummt und in so mancher ernsten, oder weihevollen Stunde des Lebens, von profanem Ohre unbehorcht und nach Außen unvernehmbar, in heiliger Schwingung nachgeklungen. Was man uns von Suwaroff, Rußlands gefeiertem Feldherrn, der während seiner unmuthigen Kriegsferien auf dem väterlichen Dorfe Koschansk noch vor Tagesanbruch die Frühglocke läutete und auf dem Chore der kleinen Dorfkirche den Gesang intonirte, als bizarre Seltsamkeit dieses höchst originellen Charakters erzählt, stammte — auf den religiösen Musiksinn unsers Fürsten angewendet — wohl aus einer tieferen Quelle und trat einfach, ohne gekünstelte Verschnörkelung, oder sonst wie aufzufallen, zu Tage. Auch er sang gerne in dieser oder jener böhmischen Dorfkirche der Nachbarschaft und es konnte ihn angelegentlich beschäftigen, unter Mitwirkung einiger musikalischer Diener des fürstlichen Hauses und seiner Schwestern eine „Missa solemnis" in dem bescheidenen Gotteshause der ländlichen Nachbarschaft zu arrangiren. Das war dann immer ein hoher Feiertag für die ganze Bewohnerschaft; wie war das Kirchlein so vollgedrängt, wie lauschte die versammelte Gemeinde den feierlichen, wahrhaft auferbaulichen Klängen, und wie fühlte sich der Dorfschulmeister und Regenschori in einer Person inmitten einer so auserwählten Kapelle so beglückt! Jene schönen Festmomente sind noch bis heute unvergeßlich geblieben. —

Mit dem Jahre 1824, bald nach dessen Anfange, sollte das Leben des Fürsten in eine neue Phase auf unerwartete Weise treten.

2.

Erste diplomatische Laufbahn. Politische Weltfahrten: St. Petersburg; — Rio de Janeiro; — Madrid und Lissabon; London; — Paris; — Berlin. —

Daß die stillen Studien des Fürsten seit geraumer Zeit eine Richtung genommen, die den Gedanken an eine wesentlich modificirte Lebenszukunft mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen lassen, haben wir bereits oben erwähnt. Sind wir nun gleich nicht im Stande, den späteren Schritt hiermit in thatsächlich-unmittelbaren Zusammenhang zu bringen, so ist er darum doch nicht minder ideell vorhanden, denn die nächste Zukunft fand ihn, jenen Antecedentien zufolge, auf das Betreten einer neuen Laufbahn geistig vorbereitet. Auch darüber läßt sich wohl nichts mit voller Bestimmtheit feststellen, ob der Eintritt in die Diplomatie ein selbständiger Entschluß des Fürsten, ein Resultat seiner eigenen Combination gewesen, oder ob ihm derselbe von Außen suggerirt worden. Vielleicht, und wohl am Wahrscheinlichsten, daß der eigene Gedanke mit fremder Anregung zufällig oder durch Wechselwirkung in einem Punkte zusammengefallen und der Entschluß um so schneller gereift. So viel ist aber gewiß, daß der letztere sowohl der Umgebung des Fürsten, als auch selbst den nächsten Angehörigen desselben zur nicht geringen Ueberraschung der Betheiligten erst als vollendete Thatsache bekannt geworden. Die Sache war auf so geräuschlose Weise und, wie es scheint, auch so rasch abgewickelt worden, daß, als der Sohn eines Tages vor den fürstlichen Vater trat und sich ihm als Rittmeister und Diplomat in einer und derselben Person vorstellte, Jener kaum den eigenen Ohren traute. Indessen, diese Angelegenheit war bereits wirklich beschlossene Sache und trat unverzüglich in Wirksamkeit. Uebrigens möchten wohl noch einige Momente zur näheren Erklärung des Geschehenen dienen.

Der Fürſt war bereits ſeit 1822 k. k. Kämmerer. Auf die einfachſte und anſpruchloſeſte Weiſe hatte er ſich um dieſe Würde beworben und ſie — die dem Abkömmling eines ſo uralten und hochverdienten Hauſes füglich nicht vorenthalten werden konnte — auch alsbald erhalten. Hiermit war bereits ein beſonderes Ehren- und näheres Dienſtverhältniß zum kaiſ. Hofe angebahnt und gewiſſermaßen der Uebergang zur diplomatiſchen Carrière vermittelt. Im Jahre 1823 finden wir den Fürſten in freundſchaftlichem Verkehre mit dem Freiherrn von Hügel (vermuthl. Carl) und das folgende Jahr ſieht ihn in öfteren Berührungen mit dem kaiſ. Hof- und Staatskanzler und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Fürſten von Metternich; Berührungen, die allerdings den intimen Beziehungen des fürſtlichen Hauſes Schwarzenberg zu jenem gefeierten Staatsmanne zufolge nichts Auffälliges an ſich haben. „Daß dem Scharfblicke des letzteren," wie anderorten mehrſeitig bemerkt wird, „die Talente des jungen Officiers zur diplomatiſchen Verwendung nicht entgehen konnten," verſteht ſich von dem Kenneraugе des gewiegten Staatsmannes wohl von ſelbſt, und „daß derſelbe den jungen Fürſten zum Betreten der diplomatiſchen Carrière veranlaßte," iſt um ſo begreiflicher, wenn dieſer Schritt mit den eigenen Wünſchen desjenigen übereinſtimmte, der ihn that. Der Umſtand, daß dem jungen Candidaten der Diplomatie zugleich das Opfer erſpart blieb, dem militäriſchen Charakter zu entſagen und daß er nichtsdeſtoweniger im ſtetigen Verbande mit dem kaiſ. Heere blieb, hob zugleich alle Bedenklichkeiten in dieſer Hinſicht, ſetzte den Fürſten über einen Zwieſpalt mit ſeiner Vorliebe für den Kriegerſtand hinaus und machte jenen Schritt zu einer kampfloſen Lebensvariante. Und ſomit erblicken wir denn den jungen ritterlichen Krieger eben beim Eintritte in die erſte Mannesblüte*) zugleich als Adepten einer Geſchäftsſphäre, in der er zu der höchſten Stufe emporſteigen und gerade in einem für ſein großes

*) Wenige Monate zuvor hatte die Bewerbung um die geſetzliche Großjährigkeitserklärung des Fürſten ſtattgefunden.

Gesammtvaterland verhängnißvollsten Augenblicke den Culminationspunkt erreichen, dort aber denjenigen ersetzen sollte, der ihn in jenen bedeutsamen und nachmals so großartig gewordenen Wirkungskreis eingeführt, aus dem er selbst nach ruhmvollen Tagen, von einer plötzlichen Katastrophe überrascht, als historischer Nestor geschieden. Wunderbare Fügungen der Vorsehung! oder wäre dieß Alles ein zusammenhangloses Walten des blinden Zufalls? Wir unsererseits glauben nicht an das fatalistische Dogma vom Daseyn sinnlos wirkender Mächte.

Aber ehe diese Geschicke sich erfüllten, ehe die Erscheinung des Fürsten am Horizonte der jüngsten Vergangenheit meteorartig die Blicke fesselte und sich an seinen Namen Ereignisse von inhaltschwerer geschichtlicher Bedeutung knüpften, mußte erst eine weitgezogene, nur momentweise in die Augen springende, ihrem Ausgangs- und Endpunkte nach eben mehr als die volle Hälfte eines ganzen Lebens umschließende Laufbahn von jetzt erst berechenbarem Durchmesser durchschritten werden. Was wir davon kennen und was uns darüber zu sagen vergönnt ist, beschränkt sich allerdings nur auf den äußeren, den Inhalt mehr andeutenden, als prägnant hervorhebenden Umriß, der, wie unbefriedigt er auch in Bezug auf den ersteren das Verlangen nach einer reichen Fülle biographischer Details lassen mag, dennoch vielleicht das Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, die Continuität des lebensgeschichtlichen Zusammenhangs soviel als möglich festgehalten und da, wo es einzelne hervortretende Momente zu gebieten schienen und die innere Entwickelung des fortschreitenden Lebensganges dieß bedingte, auch den Einblick in die letztere gewährt oder wenigstens das Verständniß derselben vermittelt zu haben. Ohnehin würde eine weiterzielende Aufgabe die gesteckten räumlichen Grenzen überschreiten und zu dem Umfange von Bänden anschwellen, die unter Begünstigung von Zeit und Umständen erst als reife Frucht in den Schooß einer empfänglicheren Zukunft fallen können. Wenn je einem Diplomaten, so ist es dem Fürsten vom ersten Augenblicke seiner politischen Carrière durch den größten Theil seines vielbewegten Lebens beschie-

den geweſen, die volle Bedeutung des ſchönen und vielſagenden Aphorismus: „Reiſen iſt Leben, und Leben iſt Reiſen“ in dem Grade aus eigener reicher Erfahrung kennen zu lernen, als ſie gerade dem geiſtreichen, durch eine eigenſinnige Verkettung von Umſtänden ſein Leben lang an die Scholle gebundenen Aphoriſten abging, der aber jenen empiriſchen Mangel durch einen bedeutſamen Wahrſpruch ſeiner poetiſch ahnenden Seele erſetzte. „Reiſen iſt Leben und Leben iſt Reiſen!“ wie würde ein Touriſt von gewöhnlichem Schlage die praktiſche Bethätigung dieſes Satzes ſpekulativ ausgebeutet und unter der Ägide jenes Motto's die ephemere Perſönlichkeit als moderner Odyſſeus an die große Glocke der Oeffentlichkeit gehängt haben! Von alledem iſt bei unſerem Fürſten keine Rede. Wie weit ihn auch ſeine Beſtimmung vom heimiſchen Herde entführte, ob ſie ihn heute in geflügelter Eile nach dem fernen Norden und morgen ſchon wieder nach dem tiefſten Süden trägt, ob ihn das Geſchick jetzt nach dieſer Richtung der Windroſe, dann nach jener verſchlägt; er läßt ſich äußerlich von mächtigen Eindrücken, imponirenden Einflüſſen und Ueberraſchungen der Neuheit nichts merken, der gewaltige Wechſel der Dinge ſcheint an der Spiegelglätte ſeiner Seele ſpurlos vorüberzugehen und jede neue Sendung findet ihn bereit, mit ſchweigender Reſignation dem winkenden Gebote, wie dem Rufe der Götter, zu folgen. Kein Diarium, nicht ein Erinnerungsblatt, kaum ein Brief verräth die Bewegungen ſeines Inneren und ſpiegelt die empfangenen Eindrücke zurück; und doch: welche Bilder waren an dieſen Blicken vorübergezogen! wie vieler Länder, Völker und Städte Sitten hatten ſich darin gemahlt und wie unverhüllt hatten des Lebens Höhen und Tiefen vor dem forſchenden Auge ſich aufgeſchloſſen! Wahrlich, überreichlicher Stoff für ganze Bände der herkömmlichen Reiſeliteratur! Dieſe hatte nun dem Fürſten allerdings keine Bereicherung zu verdanken, vielmehr verhielt ſich der Fürſt derſelben gegenüber wie ein ſtarker Conſument, der all das angeſammelte Material für ſich ſelbſt aufbraucht, in ſich ſelbſt aufnimmt und die Ergebniſſe einer großartigen Weltſchau in der geiſtigen Concentration ſeines Weſens aufgehen läßt. Dieß iſt das Geheimniß der

schriftstellerischen Unproduktivität des Fürsten. In ihm arbeitete Alles auf innere, psychische Verdichtung hin und dieser Condensationsproceß ließ ihn allerdings nicht zu den Ergießungen einer überfließenden Mittheilsamkeit gelangen. Auch ihm, wie dem Touristen von Profession, war die Welt etwas sehr Gegenständliches, aber während der Letztere das Empfangene mit dem vollen Einschlage seiner Subjektivität an sie zurückgibt, hielt Jener das Objekt fest und zehrte es als Bildungsstoff in dem Gestaltungsprocesse seiner inneren Welt auf. Auch von dieser Seite stellt sich uns der Fürst als Weltmann in eigenthümlicher Bedeutung des Wortes dar und insofern seine Reisen ein wesentliches Moment seiner Gesammtbildung und politischen Entwickelung insbesondere ausmachen, dürfen sie wohl den bezeichnenden Namen „politischer Weltfahrten" beanspruchen, zum Unterschiede von den Kreuz- und Querzügen eines fahrenden Cosmographen.

Wir sehen den Fürsten seinen hohen politischen Cursus in St. Petersburg beginnen. Die Initiative der praktischen Studien der Diplomatie konnte nicht zweckentsprechender und lehrreicher ergriffen werden, abgesehen davon, daß sich dem Fürsten, als Glied seines bei dem mächtigsten Potentaten der heiligen Alliance vorzugsweise viel geltenden Hauses kaum irgendwo günstigere Auspicien für den Antritt einer neuen und soweit aussehenden Laufbahn darbieten konnten, als gerade am Kaiserhofe von St. Petersburg. Vermögen wir gleich bei der ersten diplomatischen Verwendung des Fürsten keinen planmäßigen Vorgang nachzuweisen, scheint vielmehr lediglich der Grundsatz der Opportunität hierbei maßgebend vorgewaltet zu haben; so knüpft sich doch an die Wahl dieses Ausgangspunktes unwillkürlich der Begriff der Methode, und die Ereignisse hatten nachgerade dafür gesorgt, ihr den entsprechenden Erfolg zu sichern. Hält man sich gegenwärtig, daß es gerade damals der conservativen Staatskunst aufgegeben war, das schwierige Problem der Begründung einer unerschütterlichen Ordnung der Dinge und dauernden Ruhe zu lösen, doppelt schwierig inmitten von vulkanischen Zuckungen revolutionärer Leidenschaften und

politiſcher Aufgeregtheit, daß das Streben der europäiſchen Cabinete vor allem Anderen auf Erzielung einer unverbrüchlichen Solidarität in der Behandlung und Wahrung aller gemeinſamen Intereſſen, beſonders in allen Fragen der höheren Politik, zunächſt aber auf Erhaltung und Befeſtigung der ſeit 1815 gewonnenen Baſis für alle ſtaats- und völkerrechtlichen Beziehungen Europas ging, und daß es darauf ankam, nicht nur nach Außen hin das Schwert in der Scheide zurückzuhalten, ſondern auch den inneren Frieden auf unverrückbare Grundlagen zu ſtellen, um den Welttheil von den Nachwehen ſeiner langen Erſchütterungen zu befreien und den Ausbau des begonnenen großen Reſtaurationswerkes ohne Beirrung von irgend welcher Seite immer vollenden zu können; vergegenwärtigt man ſich dieſe, leider immer wieder unterbrochenen und aufs Neue gefährdeten Aufgaben und Intentionen, ſo wird man wohl nicht läugnen können, daß der begabte und bildungsfähige Jünger der Staatskunſt in keinem gelegeneren und lehrreicheren Augenblicke die Propyläen ſeines neuen Berufes hätte betreten können. Daß dieß gerade am Vorabende bedeutſamer Ereigniſſe und folgenreicher politiſcher Conjunkturen geſchehen — man denke nur an K. Alexander's Tod und die ruſſiſche Thronrevolution, den griechiſchen Befreiungskrieg und die nachmaligen orientaliſchen Verwicklungen — daß es zudem dem Fürſten vorbehalten war, Augenzeuge einer plötzlich hereinbrechenden Kataſtrophe zu ſeyn, konnte nur die Wichtigkeit des Momentes der diplomatiſchen Inauguration für den Fürſten erhöhen.

Seiner Beförderung zum erſten Rittmeiſter am 16. Januar 1824 folgte bereits im Frühlinge darauf die Ernennung zum Geſandtſchaftsattaché in St. Petersburg. Der Fürſt ſäumte nicht dem neuen Rufe zu gehorchen und verfügte ſich über Dresden und Berlin an ſeinen künftigen Beſtimmungsort. In Berlin, wo er kurze Zeit verweilte, öffneten ſich dem jungen Diplomaten und Träger eines gefeierten Namens alle höheren Geſellſchaftskreiſe und am königl. Hofe ward ihm eine auszeichnende Aufnahme zu Theil. In der ruſſiſchen Kaiſerſtadt ſelbſt traf er am 24. Juni ein und überreichte ſeine De-

pechen dem kaiser. Oest. Gesandten Grafen von Lebzeltern, von dem er mit offenen Armen empfangen wurde und mit dem er nun die Leiden und Freuden der nächsten Jahre zu theilen hatte. Die ersteren ließ sich nun der jugendmuthige und lebensfrische Gesandtschaftskavalier allerdings nicht besonders nahe gehen und wußte sich mit der Schnellkraft angeborner Geistesheiterkeit über geschäftliche Beschwerden hinauszusetzen. Einer gewandten, die Situation rasch beherrschenden Persönlichkeit, wie jene des Fürsten, die einerseits ebenso sehr durch Liebenswürdigkeit zu fesseln, als andererseits mit der Glut eines feurigen Temperaments durchzudringen verstand, konnte es nicht fehlen, sich bald in der nordischen Hauptstadt geistig und social zu acclimatisiren. Die neue und interessante Erscheinung am St. Petersburger Gesellschafts-Horizonte konnte umsoweniger unbemerkt bleiben, als der junge Diplomat vom kais. Hofe mit auszeichnender Aufmerksamkeit behandelt wurde und vom Kaiser selbst persönliche Beweise besonderer Huld empfing, worunter, wie uns von unterrichteter Seite versichert wird, ein Besuch Kaiser's Alexander in höchst eigener Person bei dem Fürsten in dessen erstem selbstgemietheten Logis.*) Offenbar wollte der Monarch durch diesen auffallenden und den, dem er widerfuhr, besonders ehrenden Akt kaiserlicher Herablassung die hohe Achtung gegen das Fürstenhaus ausdrücken, dem der junge Mann angehörte; eine Achtung, wovon bereits in früherer Zeit eclatante Beweise an den Tag gelegt worden waren und worin sich der ritterliche Sinn des Kaiser's auf charakteristische Weise abspiegelte. Zeuge dessen Alexander's hochherziges Benehmen gegen den Feldmarschall Fürsten Carl zu Schwarzenberg bei verschiedenen Gelegenheiten, worüber sich in den „Denkwürdigkeiten" des Hrn. v. Prokesch so Erhebendes mitgetheilt findet, und die ungemein gewinnende Liebenswürdigkeit zur Zeit des kais. Besuchs auf den fürstlichen Schlössern in Böhmen; Ehrenbezeugungen, deren blendender Glanz am Ende den leisen Schatten überstrahlte, den, früheren Andeutungen zufolge,

*) Der Fürst bewohnte nach seiner Ankunft in St. Petersburg das Hotel Demuth und zog hierauf zum Grafen Dobrinsky.

die beſcheidene Scheu der alſo Ausgezeichneten vor dem überſchwänglichen Maße kaiſ. Gunſt warf. Als ſeine Beſtimmung den jungen Fürſtenſohn in die Mauern der Czarenſtadt einführt, weilt der Held des befreiten Deutſchlands nicht mehr unter den Lebenden; aber indem der Selbſtherrſcher aller Reußen ſich zu einem Beſuche bei dem Geſandtſchaftsattaché Oeſterreichs herabläßt, ehrt er auf's Neue im Neffen den hochverdienten Oheim und die Pietät gegen den edlen Todten feiert einen neuen glänzenden Triumph, dem gegenüber die Reminiscenzen an mögliche, einſt in entſcheidenden Tagen flüchtig aufgetauchte Irrungen verbleichend ſchwinden. — Kaum in St. Petersburg angekommen, erhielt der Fürſt eine ſchmeichelhafte Einladung von Seite des Kaiſers zu den eben damals in Graſnoeſelo abgehaltenen kriegeriſchen Manoeuvern und zog ſchon bei dieſer Gelegenheit die Aufmerkſamkeit der vornehmen Welt von St. Petersburg auf ſich. Nicht lange, und er wurde in den gewählteſten Kreiſen der Kaiſerſtadt heimiſch. Bei dieſem erſten glänzenden Debüt des jungen Cavalier's in der Petersburger Geſellſchaft und bei der perſönlichen Anziehungskraft dieſer ritterlichen und geiſtvollen Erſcheinung konnte es auch nicht an Bewerbungen um die Bekanntſchaft des anmuthigen Diplomaten fehlen, und bald ſehen wir den Fürſten von ſchnell gewonnenen Freunden und Bekannten umdrängt. Mehr als ein Name von größerer oder geringerer Bedeutung wird uns aus jener Zeit genannt, der auf die geſelligen Beziehungen des Fürſten ſchließen läßt und deſſen Petersburger Aufenthalt illuſtriren hilft. Auch den Fürſten Trubetzkoi — jenen in der Genealogie Alt-Rußlands wohl eminenten, aber durch das verhängnißvoll improviſirte Petersburger Revolutions-Drama auf funeſte Weiſe hiſtoriſch gewordenen Namen — finden wir in Berührung mit unſerem Fürſten, ohne daß der Letztere im Geringſten zu ahnen vermochte, welch' unwillkommene Verlegenheit gerade *dieſe* Bekanntſchaft ihm bereiten ſollte. „Gott bewahre mich vor meinen Freunden": auch dieſe Erfahrung ſollte dem Fürſten auf eigenthümliche Weiſe nicht erſpart bleiben, aber ſie mochte ihm in der Folgezeit bei mehr als einer Gelegenheit zum nützlichen Regu-

lativ im geſellſchaftlichen Verkehr gedient haben. Eben in der Sturm- und Drangperiode des blühendſten Mannesalters, von feuriger Empfänglichkeit für die verführeriſchen Reize einer glänzenden Hauptſtadt und vielleicht von der Jeunesse dorée Petersburgs umſchwärmt, dürfte der „lebenumrauſchte“ Cavalier nicht taub geblieben ſeyn gegen die Sirenenſtimmen der Petersburger Zerſtreuungen und Genüſſe, und wohl möchte daher auf dieſe Zeit die dem Fürſten in den Mund gelegte ſtrenge Selbſtkritik in Bezug auf zu nachſichtig behandelte Jugendthorheiten, „deren erſte gleich eine ſo ernſte Warnung verdient hätte, daß ihm eine zweite nicht mehr eingefallen wäre,“ zu beziehen ſeyn. Indeſſen halfen ihm, wie bereits früher bemerkt worden, Muth und unverwüſtliche Kraft über Gefahren hinweg, denen Andere, minder kühn und gewandt, nicht ſo leicht entronnen wären. Aber wie viel ihn auch die Lockungen eines üppigen Geſellſchaftslebens umtäuben mochten, ſo waren ſie doch nicht mächtig genug, in Stunden der Sammlung den Ernſt vom diplomatiſchen Studientiſche zu verſcheuchen. Mitten in den Zerſtreuungen einer genußreichen Reſidenz bewahrte der Fürſt das klare Bewußtſeyn ſeines unmittelbaren Berufes. Dieß war auch hinſichtlich ſeines militairiſchen Charakters der Fall und mit Vorliebe wohnte er, wie uns berichtet wird, den St. Petersburger Militairparaden bei, dieſen glänzenden Inſceneſetzungen kriegeriſcher Schauſpiele. Uebrigens mögen ſeinen ſcharf beobachtenden Blick und lebhaften Geiſt nicht nur St. Petersburg's Eigenthümlichkeiten, ſondern Rußland überhaupt als Staat und politiſche Macht beſchäftigt haben und dieſe Studien und Beobachtungen mußten, aus ſo unmittelbaren Anſchauungen gewonnen, ſeiner ſtaatsmänniſchen Praxis in der Folge vielfältig zu Statten kommen. Begreiflicherweiſe durften ſelbſt Naturerſcheinungen in dem Kreiſe dieſer Erfahrungen nicht fehlen und lebhaft wurde z. B. der Fürſt durch die im November 1824 erlebte Ueberſchwemmung in St. Petersburg an die Nähe der Neva und den Norden gemahnt. Ueberdieß halfen Reiſen in das Innere von Rußland den Schatz der Beobachtungen bereichern; ſo die im J. 1825 gemeinſchaftlich mit dem unſerem Fürſten

beſonders befreundeten Marquis A. unternommene Reiſe nach Aſtrachan, die volle vier Wochen in Anſpruch nahm, ſpäter jene nach Moskau aus Veranlaſſung der Thronbeſteigung S. M. des Kaiſers Nikolaus, und als die Krönungsfeierlichkeiten verſchoben wurden, der improviſirte Ausflug nach Niſchnenovgorod, dem berühmten Meßplatze Rußlands, in Geſellſchaft des oben genannten Marquis, der Grafen Gyulay und Stadion und des Fürſten Franz von Lichtenſtein. Dieß alſo ungefähr wären die „kleinen Denkwürdigkeiten“ aus dem Petersburger Leben des Fürſten, inſoweit wir Andeutungen darüber beſitzen. Zur inhaltſchwereren Memorabilie ward aber die famoſe Militairrevolte gelegenheitlich des ruſſiſchen Thronwechſels im Jahre 1825. Nicht nur, daß es dem Fürſten vorbehalten war, Augenzeuge eines ſo erorbitanten Ereigniſſes zu ſeyn, ſondern es wurde auch ſein Name mit jenen denkwürdigen Vorfällen, wenigſtens in gewiſſen Beziehungen, in eine von ſeiner Seite nicht verſchuldete Complicität gebracht. Bekanntlich war Fürſt Sergius Trubetzkoi, einer der Großen des Reiches und Oberſt der Preobrajenſkyſchen Garde, derſelbe, mit dem Fürſt Felix ſchon zufolge der verwandtſchaftlichen Verhältniſſe Trubetzkoi's zum Oeſterreichſchen Geſandten in perſönlichen Berührungen ſtand, nebſt Ryleiew und Obolenſky eines der Häupter des revolutionären Nordbundes in St. Petersburg und von den im Dunkeln wirkenden Männern des Umſturzes zu einer weder mit ſeinen Fähigkeiten, noch mit ſeinem Muthe übereinſtimmenden Rolle auserſehen. Er war es, der beim Herannahen der entſcheidenden Stunde von den Verſchworenen zum Diktator und Oberbefehlshaber der meuteriſchen Truppen auserkoren worden. Ebenſo bekannt iſt aber auch die traurige Rolle, die dieſer im entſcheidenden Momente von Reue und Muthloſigkeit übermannte Häuptling einer ebenſo phantaſtiſchen, als verbrecheriſchen Conſpiration thatſächlich am verhängnißvollen 26. Dezember 1825 ſpielte, ſo wie das Schickſal, dem er verfallen.*)

*) Fürſt Trubetzkoi wurde mit Obolenſky, Bariatinſky, Sergius Wolkonſky, Tſchevin-Roſtowſky und noch einer Anzahl Anderer zur Strafe der Enthauptung verurtheilt; aber, nachdem er vom Kaiſer ſein Leben erfleht, zur Zwangsarbeit nach

Und dieſer, von ſo ſchwerer Anklage belaſtete Mann, der nach dem Ausbruche des Aufſtandes, ſtatt auf dem Platze händelnd aufzutreten, in der Hauptſtadt rathlos umherirrte, nachträglich im Staatsgebäude zur Eidesablegung erſchien und ſich dann verborgen hielt, ſoll, wie von einer und der anderen Seite behauptet wird, in der Wohnung des Fürſten Felix ein Aſyl geſucht haben und auch daſelbſt feſtgenommen worden ſeyn. Angenommen, es hätte ſich wirklich ſo verhalten, ſo bedarf es wohl keiner langen Beweisführung, daß der Fürſt nur höchſt unabſichtlich und ohne in ſeinem fatalen Gaſte den Mann des Unglücks zu ahnen, Jemanden bei ſich aufnehmen konnte, über dem das Schwert der Gerechtigkeit hing. Denn wie befreundet auch der Fürſt jenem Unglücklichen immer ſeyn mochte, ſo würde er doch den Rückſichten der Freundſchaft gegenüber nie ſeine amtliche Stellung und ſonſtige Verhältniſſe ganz und gar aus den Augen verloren haben. Auf ſo tollkühn-unbeſonnene Weiſe in einer ſchon von vornherein verlorenen Sache den Oreſtes und Pylades zu ſpielen, lag durchaus nicht in dem Charakter des Fürſten, und wozu hätte das am Ende auch dienen ſollen? Ein ſo gewagtes und zugleich ſo zweckloſes Abenteuer dem Fürſten zumuthen, hieße ihm doch wahrlich gar zu wenig Klugheit zutrauen, und nichts in ſeinem Leben vermöchte eine ſo geringe Meinung zu rechtfertigen. Aber von unverfänglich ſcheinenden Umſtänden getäuſcht und in argloſer Unbewußtheit könnte der Fürſt allerdings einen Fehler von unangenehmen Conſequenzen begangen haben und nur von einem ſolchen könnte in dem gegebenen Falle die Rede ſeyn, keineswegs aber von jener „incartade audacieuse," welche der Nekrolog des „Constitutionel" accentuirt und womit derſelbe ohne Zweifel auf jenes Petersburger Ereigniß anſpielt. Wir unſerer Seits glauben das Letztere, in ſo weit nämlich die Perſon des Fürſten dabei in Mitleidenſchaft gezogen wird, umſo mehr dahin geſtellt ſeyn laſſen zu dürfen, als eine andere Verſion des

Sibirien begnadigt; ein Loos, das auch die beiden Murawiews, Nariſchkin, Wolkonſky und Andere traf. Ueberhaupt hatte die Großmuth des ſo ſchwer beleidigten Kaiſers das Schickſal der meiſten Verſchworenen gemildert.

Sachverhaltes weit wahrſcheinlicher klingt. Derſelben zufolge, hätte Fürſt Trubetzkoi, nachdem er rathlos in der Stadt umhergeirrt, nach Beendigung des Kampfes Zuflucht in das Haus ſeines Schwagers, des Oeſterreichiſchen Geſandten, genommen, von dem er am anderen Morgen auf Requiſition des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten ausgeliefert worden.*) Bei näherer Betrachtung wird man zugeben müſſen, daß dieſe Angabe die einfachſte und natürlichſte, und ſomit auch glaublichſte Erklärung der Kataſtrophe Trubetzkois, denn wo hätte der Letztere in ſeiner rathloſen Verwirrung und im Drange der Umſtände ein für den Augenblick zuverläſſigeres Aſyl ſuchen mögen, als in dem Hauſe ſeines eigenen Verwandten und zugleich Vertreters einer fremden Macht, im zuverſichtlichen Wahne wohl gar auf die Unverletzlichkeit dieſer Zufluchtsſtätte rechnend, während die Privatwohnung eines adjungirten Geſandtſchaftsmitgliedes nie dieſe vermeintliche Sicherheit hätte bieten können. Auf einen ebenſo einfachen und natürlichen Erklärungsgrund läßt ſich eine andere Angabe zurückführen, jene nämlich: „die Mitglieder der ruſſiſchen Adelsverſchwörung hätten theilweiſe ihre Verabredungen in den Salon's der Geſandtſchaft getroffen, weil ſie dort am eheſten ſich vereinigen konnten, ohne beargwohnt zu werden.“ Von einem gewöhnlichen, durch die geſellſchaftliche Stellung und die ſpeziellen Beziehungen eines und des anderen Mitverſchworenen, namentlich Trubetzkoi's, zur Familie des Geſandten gerechtfertigten Beſuche der Salon's des Letzteren bis zu förmlichen Verabredungen und planmäßigen Rendez-Vous in dieſen Räumen iſt wohl ein merklich unterſcheidender Schritt; aber die Uebertreibung gefällt ſich ſo ſehr in der abenteuerlichen Ausſchmückung gewiſſer Verhältniſſe und Begebenheiten, daß es ihr eben auf ein ſchuldbewußtes Erröthen Angeſichts der ſchlichten Wahrheit nicht an-

*) Siehe u. A. Hermes: „Geſchichte der letzten fünf und zwanzig Jahre,“ II. Bd. p. 144. Vielleicht enthalten die verſchiedenen hiſtoriſchen Memoiren der neueren Zeit, u. A. z. B. Turgenieffs bekanntes Werk über Rußland, beſtimmtere Andeutungen hierüber; immerhin dürften aber abweichende Angaben mit Vorſicht aufzunehmen ſeyn.

kömmt. — Auch pflegt man die gegen Ende 1826 erfolgte Abberufung des Fürsten von St. Petersburg mit den obigen Vorfällen in Zusammenhang zu bringen, übersieht aber dabei, daß während der vom Kaiser Nikolaus zur Aburtheilung der Schuldigen niedergesetzte außerordentliche Gerichtshof*) bereits am 24. Juli 1826 sein Urtheil gefällt, die Abberufung des Fürsten erst im Oktober des genannten Jahres stattfand und die Verleihung des Wladimirordens IV. Cl. an den Fürsten wohl zur Genüge auf die unverkümmerte Huld des neuen Herrschers von Rußland hindeutet. Ein längeres Verweilen am Hofe von St. Petersburg schien überhaupt von den Umständen nicht geboten zu seyn, aber eine anderweitige, neue Bahnen und Aussichten eröffnende Verwendung im Interesse des diplomatischen Dienstes und aus persönlichen Rücksichten für den Fürsten wünschenswerth. Ein fast dritthalbjähriger Aufenthalt des Gesandtschaftsattachés in der nordischen Kaiserstadt mochte füglich hinreichen, den gelehrigen Zögling in der Diplomatie in die Geheimnisse der Staatskunst einzuweihen und mit den politischen Beziehungen der beiden Kaiserhöfe bekannt zu machen. Waren zwar gerade im Momente der Abreise von St. Petersburg wichtige Entwickelungen mehrerer schwebenden Hauptfragen der Politik im Zuge — in erster Linie wohl die Schlichtung des griechischen Befreiungskampfes und das Arrangement der orientalischen Frage überhaupt, die des Zündstoffes genug zu einer allgemeinen europäischen Conflagration enthielt; so hatte doch der Fürst bereits die Präludien**) kommender Eventualitäten gerade an einer für jene Angelegenheiten sehr maßgebenden Stelle als aufmerksamer Augenzeuge erlebt, um auf die künftige Lösung des kunstreich geschürzten Knotens hinlänglich vorbereitet zu seyn und ein richtiges

*) Derselbe war aus den drei höchsten Staatskörpern, dem Reichsrathe, dem dirigirenden Senate und der heiligen Synode, mit Hinzuziehung einer Anzahl hoher Beamten und Generale gebildet. Der Justizminister versah dabei das Amt eines Generalprokurators.

**) Wellington's Gegenwart in St. Petersburg, das Protokoll vom 4. April 1826, der russisch-persische Krieg und der Vertrag von Akserman vom 26. September 1826.

Verständniß für die endliche Gestaltung der Dinge, so wie eine klare Einsicht in den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen zu besitzen. Ohnehin führte das Geschick den Fürsten nachgerade an eine Stätte (London), wo es ihm möglich war, die zusammenlaufenden Fäden der Prinzipien und Ereignisse am Webstuhle der Politik mit nicht minder ungetrübtem Auge zu verfolgen, als an jenem ersten Ausgangspunkte seiner diplomatischen Studienjahre, im Gegentheile mochte in den späteren Stadien der letzteren das sich bildende und allmählig verdichtende Gewebe der rastlos wirkenden Zeit dem durch stetes Beobachten geschärften und geübten Auge nur noch deutlicher bloßgelegt erschienen seyn, als im Beginne der diplomatischen Praxis. Da es dem Fürsten im Verlaufe der letzteren vom Geschicke besonders vorbehalten zu seyn schien, bei jeder neuen Veränderung seiner Stellung und jedesmaligem Eintritte in eine neue Phase seiner politischen Laufbahn unmittelbarer Augenzeuge wichtiger geschichtlicher Krisen und Katastrophen zu seyn — so in St. Petersburg, in Lissabon, zum Theile selbst in London, auf ganz entschiedene Weise zu Paris 1830, zuletzt endlich in Neapel und nachmals auch in Wien — so dürfte wohl der unbezweifelbare Einfluß dieses auf seine ganze Anschauungs- und Denkweise und nachgerade auch auf seine politischen Maximen nothwendigerweise einwirkenden Momentes nicht zu übersehen seyn. Verweilen wir z. B. nur einen Augenblick bei den Petersburger Ereignissen. Genesung suchend eilt Kaiser Alexander nach dem Süden des Reiches — und findet in der Umarmung des Todes ein ungeahnt rasches Ende. Bestürztes Erstaunen verbreitend durchtönt die Trauerkunde das Reich; aber ehe sie noch von einem Ende desselben bis zum andern die Todesbotschaft getragen, hat bereits der lange im finsteren Verstecke lauernde Verrath und Aufruhr vermessen sein Haupt erhoben, um Rußland nach eigener Wahl und Willkühr Gesetze zu diktiren. Unlautere Leidenschaft, kühner Parteigeist, hochfliegender Ehrgeiz, gewaltthätiger Sinn, vor dem Schlimmsten und Aeußersten nicht zurückscheuend und jedes noch so gewagte Mittel zum Zwecke für heilig erachtend, phantastischer

Wahn und politiſche Utopien haben den verderblichen Bund unter einander geſchloſſen, die Rollen ſind vertheilt, die Stunde des Losſchlagens iſt feſtgeſtellt, und nur noch der vollbringenden That bedarf es, um das Symbol der Herrſchergewalt und des geſetzlichen Beſtands — den Thron — umzuſtürzen, die Geiſter der Anarchie zu entfeſſeln, einen allgemeinen Brand zu entzünden und Tage des Unheils und ſchwerer Prüfungen mit ungewiſſem Ausgange für ein ganzes, großes Reich heraufzubeſchwören. Auch wird ſie gewagt dieſe That, in blinder Haſt, in tollkühnem ſich ſelbſt überſtürzenden Ungeſtüm gewagt und zu ſichererm Gelingen die Lüge als Loſung und Glücksdeviſe an die Fahnen des Aufruhrs geſchrieben. Schon haben ſich dieſe trügeriſchen Banner Angeſichts der Hauptſtadt entfaltet, ſchon haben Bethörung und Verblendung dazu geſchworen und ſchon beginnt Pflicht und Treue zu wanken — das Höchſte ſcheint auf dem Spiele zu ſtehen — noch ein verſäumter Augenblick, und Alles kann verloren ſeyn, wenn ſich die Kraft nicht findet, die den anmaßenden Frevel und den Wahnſinn bändigt. Aber ſie hat ſich im rechten Momente bereits gefunden und eh' die Sonne ſinkt und die Nacht ihre Schwingen über den Schauplatz ungewöhnlicher Dinge breitet, liegen die Banner des Aufruhr's gebrochen im Staube und ruht die gewaltige Hand des neuen Herrſcher's auf dem Nacken der Bezwungenen, während, gegebenen Wortes und ernſter Entſagung eingedenk, als erſter Unterthan vor ſeinem rechtmäßigen Kaiſer derjenige huldigend ſich neigt, deſſen Namen zu ſchnödem Truge die Lüge zu mißbrauchen gewagt. Wie befangen und vorurtheilvollen Auges auch Rußlands prinzipielle Gegner vom hohen Katheder cosmopolitiſcher Theorien auf die Zuſtände eines Reiches herabblicken mögen, das, ſo gut wie jedes andere, dem Geſetze der Nothwendigkeit gehorchend, ſeiner welthiſtoriſchen Beſtimmung zwar auf eigenen, aber zukunftsvollen Wegen entgegengeht, auf Zuſtände, wofür den Antipoden zum Theile das wahre Verſtändniß und der richtige Maßſtab, zum Theile aber auch der gute Wille unpartheiiſcher Würdigung fehlen: jenem Tage des Sieges werden ſie doch den Triumph des echten Mannes-

muthes, hoher Geistesgegenwart, rascher Entschlossenheit und unerschütterlicher Festigkeit über unbesonnene Tollkühnheit, listigen Verrath und planlose Zerfahrenheit im Lager der Verschworenen zugestehen müssen. Nicht an der Spitze von Legionen, mit der zermalmenden Wucht der Uebermacht tritt der neue Cäsar dem Aufstande und den ihm zugefallenen Regimentern entgegen; nein, umgeben von einigen treuen Bataillonen nimmt er den Kampf mit den gewaffneten Widersachern auf, und dennoch fesselt er den Sieg an seine Fahnen. Was den Schrecken in die Reihen der Gegner schleudert, die Einen zu verzweifeltem Widerstande, die Anderen in feige Flucht treibt, ist nicht der Waffen dröhnendes Geklirre, der Massen erdrückendes Gewicht und der Geschütze*) todverbreitender Donner; wohl aber das Bewußtseyn des guten Rechtes, das in der Person des Kaisers den Kampfplatz betritt, das leuchtende Herrschersiegel auf der Stirne des Imperator's, die versengenden Flammen seines zornblitzenden Auges und das zu Boden zwingende Gebot seines Mundes: „Nieder auf die Knie, ihr Rebellen!" — Die Macht seiner Persönlichkeit wirft Kaiser Nikolaus am ersten, für lange hinaus entscheidenden Tage seiner Regierung in die Wagschale, und jene der Rebellion schnellt gewichtslos in die Höhe. Kann wohl ein Schauspiel von so ergreifender Wirkung und erhebender Art, mit einer imponirenden, den Kampf mit des Geschickes Mächten nicht scheuenden Persönlichkeit als Mittelpunkt, ein Schauspiel, das schon die Alten ein götterwürdiges nannten, ohne tiefen und krafterweckenden Eindruck an dem zwar unbetheiligten, aber aufmerksamen Augenzeugen vorübergehen? Ist es

*) Allerdings war am Abende des 26. Dezember eine Artilleriebrigade gegen die Aufständischen auf dem Isaaksplatze in Anwendung gebracht worden; aber der Sieg war dennoch bereits durch die moralische Wirkung des persönlichen Erscheinens des Kaisers auf dem Kampfplatze vorbereitet und so gut als entschieden. Die Muthlosigkeit und das scheue Zurückziehen vieler Theilnehmer der Conspiration einer-, und der verzweifelte Widerstand der Ausharrenden, denen keine andere Wahl mehr blieb, andererseits, waren doch nur Resultate des moralischen Sieges, der in dem Rufe der Volksmenge auf dem Isaaksplatze: „Es lebe Nikolaus!" seinen entschiedenen Ausdruck fand. Das Kanonenfeuer half nur die Katastrophe vollenden und abkürzen.

glaublich, daß der Anblick eines Entſcheidungskampfes für Seyn oder Nichtſeyn, für Sieg oder Untergang eines ganzen Principes und für die Geſchicke eines großen Reiches dem Manne, der ſelbſt einem großen Staate angehört und in deſſen Zukunft auf mehr oder minder entſcheidende Weiſe einzugreifen ſeinem Berufe und ſeiner Stellung zufolge ihm vorbehalten ſeyn möchte; iſt es glaublich, daß ein ſo großartiger und lehrreicher Anblick nicht tiefer in Herz und Seele greift, als etwa ein Cirkusſpiel oder die Produktion von Gladiatoren? Momente von ſo tragiſchem Ernſte und ſchickſalſchwerer Bedeutung graben ihre hiſtoriſche Runenſchrift tief in die Erinnerung und in entſcheidungsvollen Stunden treten ihre gigantiſchen Lettern als erhabene Mahnung vor das Auge des Staatsmannes und Kriegers, nicht zurückzuſchrecken vor dräuenden Gefahren, feſtzuſtehen im Gewirre entfeſſelter roher Kräfte, kühn dem Aufruhr in's Antlitz zu ſehen und entſchloſſen den Theſeuskampf mit dem Cretaur zu wagen. Solcher entſcheidender Augenblicke hat das Leben unſeres Fürſten einige aufzuweiſen, und wie uns dünkt, iſt er der Petersburger Mahnung eingedenk geblieben. Als in Neapel das Revolutionsfieber zur Epidemie ausartet und in Wahnſinn umzuſchlagen droht, als ſich der Pöbel endlich vermißt, Oeſterreich's Wappenſchild anzutaſten und in den Staub zu treten: da ſäumt der Repräſentant ſeines beleidigten Vaterlandes keinen Augenblick binnen peremtoriſcher, kurz gemeſſener Friſt Genugthuung zu fordern, und als ſie ihm auf die verlangte Weiſe nicht wird, iſt es ihm zwar nicht gegönnt, das rächende Schwert zu zücken, aber er thut ohne Verzug und mit kategoriſcher Entſchiedenheit, was er der Ehre und Würde des von ihm vertretenen Staates und ſeiner eigenen Pflicht ſchuldig iſt, und ſein ernſtes Scheidewort wiegt eine Kriegserklärung auf. Und in Wien? Eine beſondere Fügung will es, daß der Fürſt gerade in den erſten Tagen des verhängnißvollen Oktobers 1848 in den Mauern der Kaiſerſtadt verweilt und unwillkürlich Augenzeuge unheilſchwangerer Ereigniſſe wird. Er muß ſehen, wie die Wogen der Empörung und losgelaſſener Leidenſchaften immer ſchrankenloſer ſteigen und von Stunde zu

Stunde höher gehen, vor ſeinen ſtaunenden Blicken entrollt ſich ein grauenvolles Bild entzügelter Parteiwuth und geſetzverhöhnender, ſcheußlicher Pöbelherrſchaft; da iſt er keinen Augenblick zweifelhaft über die Wahl der zu ergreifenden Mittel, keinen Augenblick ſchwierig in der Erkenntniß der Nothwendigkeit „rettender Thaten.“ Schon hat er ſich am böſen 6ten Oktober als muthiger, freiwilliger Führer an die Spitze einer kleinen, aber treu gebliebenen und beherzten Kriegerſchaar geſtellt, ſchon iſt er im Begriffe in die Stadt einzudringen und das bedrohte Capitol am Hofe zu retten und aus raſenden Pöbelhänden zu befreien: da hemmt ein unerwarteter, übelberathener Befehl ſeine beflügelten Schritte und der Generalmajor Fürſt Felix Schwarzenberg muß ſeine Dienſte einem höheren militäriſchen Willen unterordnen. Hätte er vollenden dürfen, wie er wollte: eines der edlen Opfer wäre weniger gefallen, wenigſtens nicht auf ſo entſetzliche Weiſe, und der Kaiſerſtadt die unauslöſchliche Schmach eines blutigen Frevels erſpart geblieben. Nun hier das Rettungswerk nicht gelingt, ſo ſoll mindeſtens auf dem geheiligten Haupte des Monarchen kein Haar gekrümmt werden, und eh' eine Nacht entſchwindet, iſt es dem Schauplatze wahnſinniger Bethörung entrückt. Und als das Uebel, woran die Hauptſtadt krankt, weder der Anwendung gewöhnlicher Beſchwichtigungsmittel, noch der Reaktion geſunder Kräfte weicht, vielmehr, künſtlich genährt und ſyſtematiſch geſteigert, zum Culminationspunkt der Fiebergluth hinanſchwillt: da iſt es wieder der Fürſt, der die Wahrheit der hippokratiſchen Fundamentalregel erkennt: „daß, wo Arzeneien nicht ausreichen, das Eiſen und nöthigenfalls ſelbſt das Feuer helfen müſſen.“ Facta est deinde applicatio. — Von der Anwendung raſchen Entſchluſſes und eines energiſchen Entweder-Oder bietet der Fürſt auch dem überraſchten Deutſchland eine augenfällige Probe dar. So wie Oeſterreichs Heil und Glück, ſo liegt ihm gewiß auch Deutſchlands Wohlfahrt am Herzen. Wie irgend Einer von deſſen beſten Männern möchte er es im Frieden groß und durch Eintracht ſtark ſehen; wer den einen gefährdet und die andere ſtört, gilt ihm als Feind, wer er auch immer ſei. Um ſo ſchlim-

mer, wenn es eine deutsche Macht selbst ist, die sich einseitig Rechte vindicirt, die ihr nach dem klaren Buchstaben bestehender Verträge nicht gebühren, und in einer unbewacht gewähnten Stunde Schritte von schwer zu rechtfertigenden Folgen wagen zu dürfen glaubt. Aber treu seiner Bundespflicht hält Oesterreich die Augen offen und ruft dem übergreifenden Bundesgenossen ein warnendes „Halt!“ entgegen. Als nun der Zuruf ungehört verhallt, da ist es wieder der Fürst, der sich keinen Augenblick besinnt, kräftig an das klirrende Schwert zu schlagen und Oesterreich's ernsten Willen zu verkünden, keine unberufenen Einmischungen zu dulden. — Das ungefähr sind Momente aus dem politischen Leben des Fürsten, die da zur Genüge beweisen, daß die Petersburger Erfahrungen vom 26ten Dezember 1825 nicht spurlos für ihn verloren gegangen. Er hatte etwas gelernt und das Gelernte glücklicherweise nicht vergessen. Nach den Dezember-Ereignissen vom Jahre 1825 verweilte der Fürst noch lange genug in St. Petersburg, um einerseits Augenzeuge vom Ausgange des großen politischen Processes zu seyn, der die Katastrophe des verwickelten, mit ebenso sanguinischer Unbesonnenheit als kühner Ueberstürzung in Scene gesetzten Revolutionsdramas bildete, als andererseits die Anfänge der neuen Aera Rußland's unter der Regierung seines nunmehrigen Monarchen, dem bereits die Geschichte eine hervorragende Stelle in den Annalen jener europäischen Großmacht gesichert hat, in unmittelbarer Nähe zu schauen. Der selbst von principiellen Gegnern Rußland's nicht zu läugnen gewagte Akt kaiserlicher Gnade, die großmüthig lindernd in das Schicksal der von der vollen Schwere des Urtheilsspruches getroffenen Genossen der Verschwörung eingriff und dem staunenden Reiche in einem lebendigen Beispiele die eindringliche Lehre vor Augen stellte, daß das Verbrechen dem Blitzstrahle der rechtmäßigen Herrschergewalt erliege, daß aber zugleich die ernste Strenge der strafenden Gerechtigkeit das Walten der Gnade, die Kraft die Milde nicht ausschließe, konnte, verbunden mit den übrigen, bereits besprochenen Eindrücken, als Prototyp einer im sicheren Mittelpunkte ruhenden, sich in gefahrvollen Krisen bewähren-

den Macht nicht bedeutungslos an dem Fürſten vorübergehen und bot ihm einen greifbaren Maßſtab perſönlicher Größe. Aber auch die von der unermüdlichen und energiſchen Sorgfalt des Kaiſer's vorbereiteten Entwicklungen in den innern Zuſtänden Rußland's, die Maßregeln zur Entfaltung der innern Hülfsmittel des ungeheueren Reiches, die durchgreifenden Verbeſſerungen in allen Zweigen der Staatsverwaltung, die gründliche Ausrottung ſo vieler, tief eingewurzelter Mißbräuche, die Feſtſtellung einer ſtrengen Ordnung im Staatshaushalte, die kraftvolle Regelung der verworrenen Rechtspflege u. ſ. w., kurz: die herkuliſche Reinigung eines ſäuberungsbedürftigen Augiasſtalles ſah der Fürſt noch an ſeinen Blicken vorüberziehen und er mußte ſich ſagen, daß ein neuer Tag für Rußland's Zukunft angebrochen. Aber auch nach Außen hin machte ſich Rußland's neue Machtentwicklung bereits bemerkbar und ſein in fühlbarer Progreſſion ſteigender, bald entſchieden maßgebender Einfluß auf alle bedeutſamen Fragen der europäiſchen Politik, in erſter Linie aber auf die orientaliſchen Angelegenheiten überhaupt, konnte keinem nur einigermaßen politiſch geübten Blicke verborgen bleiben. Namentlich war die ſchwebende griechiſche Frage zu Anfang des Jahres 1826 in eine neue Phaſe der Entwicklung getreten und ehe noch der Fürſt St. Petersburg verließ, hatte der Vertrag von Akjerman über die künftigen Verhältniſſe der Donauländer entſchieden. Das eben waren bereits unverkennbare Prämiſſen zu kommenden Ereigniſſen, die ſich mit dem Vertrage vom 6ten Juli 1827 ihrer Kataſtrophe näherten, deren erſten Akt die Schlacht von Navarin bildete. Obgleich die Kunde von dieſen Ereigniſſen den Fürſten bereits auf einem ganz entgegengeſetzten Punkte von Rußland fand, ſo lag ihm das Verſtändniß des Geſchehenen nahe genug und Zukünftiges war ihm in keine zu ferne Perſpektive gerückt. Wie mochte wohl der Fürſt die Phraſe „vom ruſſiſchen Coloſſe auf thönernen Füßen," dieſe von heimlicher Furcht eingegebene und feigherziger Prahlerei ausgeſprochene banale Phraſe des Radikalismus von anno 1848 im Innern belächelt haben! Er hatte ſich die Füße dieſes Coloſſes gerade in dem Augenblicke ſeines

gewaltigen Ausſchreitens etwas in der Nähe beſehen und konnte wohl Genaueres darüber ſagen.

Wie bereits erwähnt, verließ der Fürſt St. Petersburg im Oktober 1826, nicht ohne früher noch einen auszeichnenden Beweis kaiſerlichen Wohlwollens, den Wladimirorden IV. Claſſe, erhalten zu haben. Die Rückreiſe über Galizien führte den Fürſten nach Lemberg, wo ihm die Freude wurde, mit ſeiner Schweſter Bertha, Gemahlin des Fürſten Auguſt Longin zu Lobkowitz, damaligen Gouverneur's von Galizien, nach mehrjähriger Trennung ein frohes Wiederſehen zu feyern. Demſelben Zwecke war nach ſeinem Eintreffen in Wien eine Beſuchsreiſe nach Böhmen gewidmet, die ihn ein paar glückliche, lang vermißte Tage im Familienkreiſe auf dem fürſtlichen Schloſſe Frauenberg genießen ließ. Aber leider nur einige wenige Tage, denn ſchon am 1ten November riß er ſich wieder aus den Armen der Seinigen und bereits am 8ten November ſehen wir ihn mit diplomatiſchen Aufträgen den beiden Weltſtädten an der Seine und Themſe zueilen, um ſich in der letzteren der außerordentlichen Sendung an den Hof von Rio de Janeiro anzuſchließen, womit damals der Baron von Neumann von London aus betraut worden. So wurde der Fürſt binnen wenigen Monaten auf den Fittigen geſchäftlicher Eile nicht nur vom äußerſten Nordoſten Europa's nach dem fernen Weſten des Welttheils, ſondern ſogar über den Ocean nach dem Süden der andern Hemiſphäre getragen, um die Bezeichnung eines officiellen Weltreiſenden zu rechtfertigen. Welche Fülle von Anſchauungen, welcher Wechſel von Eindrücken und welche Erweiterung des geographiſchen und politiſchen Geſichtskreiſes für den Welt- und Staatsmann! Bekanntlich ſind über den eigentlichen Zweck jener braſilianiſchen Sendung keine näheren Andeutungen in die Oeffentlichkeit gedrungen, wohl aus dem Grunde, weil ſie mit den damaligen Verwickelungen auf der pyrenäiſchen Halbinſel und mit den conſervativen Grundſätzen der dabei zunächſt intereſſirten Cabinete Europa's, mit faſt alleiniger Ausnahme England's im entgegengeſetzten Sinne, im weſentlichen Zuſammenhange ſtand. Man wird ſich der Ereigniſſe aus

den Jahren 1824 und 1825 ſowohl in Spanien, als in Portugal, beſonders aber im letzteren Lande, des wechſelreichen Kampfes des Conſervatismus und Liberalismus, dieſer bitteren Frucht der Revolution aus den erſten zwanziger Jahren, der Palaſtrevolution in Liſſabon vom Jahre 1824 und des nachherigen Unterliegens Dom Miguel's, ſowie des nachgerade übermächtig gewordenen brittiſchen Einfluſſes erinnern. Man wird ſich den, eben durch die vom letzteren in Bewegung geſetzten Hebel und durch die an gewiſſe Vorgänge in unſeren Tagen lebhaft gemahnenden Umtriebe der Canning'ſchen Politik bewirkten Sieg des Conſtitutionalismus in Portugal und Braſilien, den Abfall des letzteren vom Mutterlande und die Sendung des Sir Charles Stuart nach Rio Janeiro, welche zu Ende 1825 die förmliche Unabhängigkeitserklärung Braſilien's zur Folge hatte, in's Gedächtniß zurückrufen und der Proteſtationen der alliirten conſervativen Mächte gegen die Tendenzen der engliſchen Politik im Laufe des Jahres 1825, ſowie des Umſtandes nicht vergeſſen, daß Dom Miguel fern vom Vaterlande der endlichen Entſcheidung der Dinge im letzteren entgegenharrte. Noch weniger darf man die eigentliche Kriſis überſehen, in welche die portugiſiſchen Verwicklungen bald nach dem Beginne des Jahres 1826 getreten. Das Signal zu neuen Verwirrungen und Zerwürfniſſen hatte der am 10ten März 1826 ohne Beſtimmungen über die Succeſſion erfolgte Tod des alten Königs Johann VI. gegeben. Sofort zerfiel das Land in zwei ſcharf von einander geſchiedene Parteien: die Abſolutos, welche den erledigten Thron für Dom Miguel, und die Liberalen, die denſelben für Dom Pedro, nunmehrigen Kaiſer von Braſilien, in Anſpruch nahmen, trotzdem, daß ein geheimer Zuſatzartikel zu dem Vertrage über Braſilien's Selbſtändigkeit die Vereinigung beider Kronen auf einem Haupte verwehrte. Nun griff zwar Dom Pedro für ſeine Perſon nicht nach Portugal's Krone, aber verfügte über dieſelbe zu Gunſten ſeiner ſiebenjährigen Tochter Donna Maria da Gloria, zu deren künftigem Gemahl er zugleich ſeinen jüngeren Bruder Dom Miguel auserſah. Gleichzeitig beſchenkte er Portugal mit einer ungemein freiſinnigen

Conſtitution, deren Exiſtenz für das benachbarte Spanien nicht gleichgültig ſeyn konnte. Unter dieſen Umſtänden brach in Portugal der Bürgerkrieg aus und immer zahlreichere Anhänger ſchaarten ſich um die nun auch von Spanien aus unterſtützte Fahne der Migueliſten, für welche der Marquis von Chaves, Graf Amarante, Marquis von Abrantes, Silveira und Souza den Kampf organiſirten. Da ging Canning, die Sache der Gegenpartei begünſtigend, nach Paris, um durch das dortige Cabinet auf das ſpaniſche und die übrigen Continentalmächte in ſeinem Sinne zu wirken. In der That waren auch ſeine Bemühungen nicht ohne Erfolg und ſelbſt Dom Miguel beſchwor in Wien die neue Conſtitution. Indeſſen währte der Kampf auf portugiſiſchem Boden mit geringen Unterbrechungen und abwechſelndem Erfolge fort, bis die Sache der Migueliſten von Spanien aus um die Mitte Novembers plötzlich einen neuen Aufſchwung nahm, die Beſatzungen der meiſten Feſtungen und die Bevölkerung mehrerer Provinzen ſich für dieſelbe erklärten. Schon war auch Almeida gefallen, ſchon zitterte Oporto und hatte ſich Beſtürzung der Conſtitutionellen in Liſſabon bemächtigt: da war es wiederum Canning, der ſeinen Schützlingen als rettender Deus ex machina erſchien. In dieſe Zeit nun und mitten in dieſe Conflikte fällt jene außerordentliche Miſſion nach Rio Janeiro, als deren Theilnehmer wir auch den Fürſten Felix erblicken. Möglich übrigens und ſogar wahrſcheinlich, daß auch beſondere Familienaufträge mit einen Theil der Aufgabe dieſer Sendung bildeten, denn, wie bekannt, theilte damals den neu errichteten Thron Braſilien's Oeſterreich's Kaiſertochter Leopoldine*) mit ihrem Gemahle Dom Pedro I., und Länder und Meere lagen zwiſchen dieſem fernen Herrſcherſitze und der geliebten, unvergeßlichen Heimat. Der lang entbehrte Anblick von Landsleuten würde der erlauchten Oeſterreicherin das Vaterland wieder vergegenwärtigt und

*) Leopoldine (Carolina Joſepha), Tochter des Kaiſer's Franz I. aus deſſen zweiter Ehe mit Maria Thereſia, königl. Princeſſin beider Sicilien; geb. 22ten Jänner 1797, ſeit 1817 vermählt mit Dom Pedro I., Herzog zu Braganza, nachmals Kaiſer von Braſilien; geſt. 11ten Dezember 1826.

in das ſtille Heimweh der Seele erquickende Tropfen heiteren Troſtes geträufelt haben. Leider hatte es das Geſchick in dieſer Beziehung anders beſchloſſen und dieſe Aufgabe der Sendung ſollte nicht mehr zum Vollzuge gelangen; denn ehe noch die Geſandtſchaft ihr transatlantiſches Reiſeziel erreichte, war bereits jenes zarte Frauenleben unter dem ſengenden Strahl der fremden Zone verwelkt und gebrochen. (Am 11ten Dezember 1826.)

Am 21ten Dezember hatten ſich unſere Reiſenden, zu denen auch der Graf von Fries gehörte, in Portsmouth eingeſchifft und bereits am 30ten Dezember Madeira erreicht. Ueber einige bemerkenswerthe Details dieſer Fahrt bis zur Wiedereinſchiffung in Madeira nach Rio Janeiro brachte der „Oeſterreich'ſche Beobachter" Nr. 71 vom 12ten März 1827 einen halbofficiellen Bericht, den wir hier der Erinnerung wieder vorführen zu dürfen glauben. „Nachrichten aus Madeira vom 3ten Jänner (über London) zufolge" — heißt es dort — „war die königl. großbritanniſche Fregatte Forte, Capitain Caghlan, an deren Bord ſich der mit einer außerordentlichen Sendung nach Braſilien beauftragte kaiſ. Oeſter. Botſchaftsrath Hr. v. Neumann befindet, am obgedachten Tage im Begriff, ihre Fahrt nach Rio-de-Janeiro fortzuſetzen. Hr. von Neumann und ſeine Reiſegefährten, Fürſt Felix zu Schwarzenberg und Graf von Fries, waren in Portsmouth, wohin der k. k. Bothſchafter am Londoner Hofe, Fürſt Paul Eſterhazy, ſie begleitet, und wo ſich zufällig gerade auch der erſte Lord der Admiralität, Viscount Melville, während ihrer Anweſenheit befunden hatte, auf das Ausgezeichnetſte empfangen und bewirthet worden. Der Admiral Sir George Martin ließ ſie an dem zur Abfahrt beſtimmten Tage (21ten Dezember) auf ſeiner Yacht an Bord der von der königl. großbritanniſchen Regierung zu ihrer Ueberfahrt eigens ausgerüſteten Fregatte Forte führen, auf welcher die Oeſter. Flagge neben der brittiſchen wehte und wo Hr. von Neumann von dem Capitain, den Officieren und Marineſoldaten in Parade und mit einer Salve von 15 Kanonenſchüſſen empfangen wurde. — Am 30ten Dezember erreichte die Fregatte Madeira. Ein von der Rhede

von Funchal, der Hauptſtadt dieſer Inſel, vom 3ten Jänner datirtes Schreiben enthält Folgendes über die Auszeichnung, mit welcher die Oeſterreich'ſchen Reiſenden auch von den dortigen portugiſiſchen Behörden empfangen wurden: „Unſere Fahrt bis hierher ging ſehr glücklich von Statten. Wir gingen am 30ten Dezember auf der Rhede von Funchal vor Anker. Hr. von Neumann war mit einem Empfehlungsſchreiben des königl. portugiſiſchen Geſandten am Londoner Hofe, Marquis von Palmela, an den Gouverneur von Madeira, Dom Manoel de Caſtroe Portugal, verſehen, welches er ihm, da die Reiſenden die Nacht über an Bord bleiben wollten, ſogleich zuſchickte und ihn fragen ließ, wann er ihm am folgenden Tage aufwarten könne. Der Gouverneur ſchickte noch am ſelben Abend einen ſeiner Adjutanten an Bord der „Forte," um Hrn. von Neumann zu bewillkommnen und ſich entſchuldigen zu laſſen, daß das Herkommen ihm nicht erlaube, ſich ſelbſt an Bord eines fremden Fahrzeuges zu verfügen, mit dem Beiſatze: daß er ihn am folgenden Morgen zu jeder ihm beliebigen Stunde mit Vergnügen erwarte. Beim Einlaufen in den Hafen von Funchal ſalutirte die „Forte" mit 15 Kanonenſchüſſen, die von dem Fort mit einer gleichen Anzahl erwiedert wurden, und als Hr. Neumann an's Land ſtieg, erfolgte abermals eine Salve von 15 Kanonenſchüſſen. Der Gouverneur, von ſeinem ganzen Generalſtabe begleitet, war ihm an's Ufer entgegengekommen und führte ihn in ſeinen Palaſt, vor welchem die ganze Beſatzung unter Gewehr ſtand und wo Hr. von Neumann mit klingendem Spiele und einer abermaligen Salve von der Feſtung empfangen wurde. Kaum war Hr. von Neumann in ſeine Wohnung zurückgekehrt, als eine Ehrenwache, die er jedoch ablehnte, und bald darauf der Gouverneur ſelbſt erſchien, um den Beſuch zu erwiedern. Auch der Biſchof von Funchal, Mſgr. Joao Bernardino de Brito, machte Hrn. von Neumann einen Beſuch. Am Neujahrstage war große Tafel beim Gouverneur, welcher die Geſundheit Sr. Maj. des Kaiſer's von Oeſterreich ausbrachte, ein Toaſt, der von allen Anweſenden mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Der Gouverneur hatte eine Wohnung für die

Oesterreich'schen Reisenden in seinem Palaste bereiten lassen; eine Ehre, welche sie jedoch ablehnten und ihr Absteigequartier bei dem Oester. Consul, Hrn. Gordon, nahmen. Auch der engl. Consul, an den Hr. von Neumann von dem Staatssecretaire Sr. großbritannischen Majestät für die auswärtigen Angelegenheiten, Hrn. Canning, auf's Angelegentlichste empfohlen war, hatte ihm angetragen, in seinem Hause zu wohnen. — Wir sind bereits wieder am Bord der „Forte," welche hier frisches Wasser und Lebensmittel eingenommen hat, und werden heute noch unsere Fahrt nach Rio fortsetzen, wo wir, wenn der Wind günstig ist, in 30 Tagen einzutreffen hoffen. — Als Hr. von Neumann vom Lande an Bord der Fregatte zurückkehrte, wehte wieder die österreich'sche Flagge neben der englischen und er wurde mit denselben Ehrenbezeugungen, wie bei der Einschiffung in Portsmouth, empfangen." So weit der Oesterreich'sche Beobachter, als damaliges Organ der kais. Oesterreich'schen Staatskanzelei. Zwar sind es, im Grunde genommen, nur Courtoisiepunkte, um welche sich der halboffizielle Bericht dreht, indessen gewähren sie doch einen unterrichtenden Rückblick auf die wechselseitigen Beziehungen im internationalen Verkehre, besonders auf die ostensibeln Beweise höflicher Aufmerksamkeit von Seite England's gerade zu einer Zeit, wo Canning's energische, aber auch selbstsüchtige Politik alle Minen zu Gunsten des Constitutionalismus auf der pyrenäischen Halbinsel, zumahl in Portugal, springen ließ, eine englische Intervention zum Schutze jener sogenannten „volksthümlichen" Institutionen eben stattgefunden hatte, und Canning's fulminante Rede im Parlamente (am 12ten Dezember 1826) kaum verhallt war, in welcher er, den Staatsmann über den Parteichorageten vergessend und von leidenschaftlicher Hitze getrieben, im Namen des europäischen Liberalismus dem conservativen Principe der continentalen Mächte den Fehdehandschuh hinwarf, durch die Fervescenz seiner rhetorischen Dialektik die trunkene Opposition mit sich fortreißend. Nicht ohne Interesse begegnet man in derselben Nummer des Oester. Beobachter's, welche über die außerordentliche Mission des Oester. Cabinets an den Hof von Rio de

Janeiro eben zunächst in den Angelegenheiten Portugal's berichtet, einer Zusammenstellung von Nachrichten über die Vorgänge auf dem portugisischen Kriegsschauplatze, namentlich über die Operationen des Grafen Villa-Flor an der spanischen Grenze und die Unternehmungen anderer constitutionellen Generale gegen die Miguelistischen Parteigänger, deren Entwaffnung auf spanischem Boden gefordert wurde. Bezeichnend klingen aber am Schlusse jener kriegerischen Novitäten die verschiedenen englischen Blättern entnommenen Nachrichten aus Lissabon über die ungünstige Stimmung des portugisischen Volkes gegen die (ihm aufgedrungene) Constitution, so wie gegen die Engländer. Selbst in der Hauptstadt sprachen sich die Gegner der Constitution unverhohlen aus und es ging sogar das Gerücht von einem Complotte zur Aufwiegelung der Bevölkerung Lissabons, sobald die Engländer nach dem Innern des Landes aufgebrochen seyn würden u. s. w. Dieß also waren die thatsächlichen Vorgänge in Portugal während die großbritannische Fregatte „Forte" Oesterreich's außerordentliche Botschaft nach dem fernen Süden des amerikanischen Continents trug. Einer momentanen Constellation der Politik zufolge sahen sich die conservativen Mächte veranlaßt, der tonangebenden Einmischung England's in die inneren Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel zu gewähren; unerwartete Veränderungen in der Lage der Dinge herbeizuführen, war erst der nächsten Zukunft vorbehalten.

Die Voraussetzung, von günstigen Winden getrieben Rio de Janeiro binnen einem Monate zu erreichen, wurde nicht getäuscht; denn bereits am 22ten Jänner hatten unsere Reisenden den Aequator passirt und am 7ten Februar lief die „Forte" unter dem Donner aller vor Anker liegenden Schiffe im Hafen von Rio de Janeiro ein. Ueber die Einzelnheiten der Reise haben wir wenig zu berichten, *) da unseren

*) Am 19ten Jänner waren die Passagiere der „Forte" Augenzeuge einer Visitation, welcher ein amerikanischer Kauffahrer vom Capitain Coghlan unterzogen wurde. Die Passirung des Aequator's veranlaßte an Bord der „Forte" das übliche Matrosenfest, dem jeder Reisende, der zum erstenmahle über den Aequator hinaus-

Reisenden eben nichts Ungewöhnliches aufstieß und selbst ein obligater Sturm ihnen aus dem Wege gehen zu wollen schien. Der Orkan, von dem sie etwa auf offener See hätten heimgesucht werden können, war ihnen im Rücken geblieben und hatte sich in Portugal verspätet, wo er, wie wir eben gesehen haben, den Himmel mit politischem Gewölke verdüsterte. Eben so wenig bedürfen die Ehren und Auszeichnungen eines glänzenden Empfanges am Hofe Dom Pedro's I. einer ausdrücklichen Erwähnung; sie sind in einem Falle selbstverständlich, wo die Botschaft einer europäischen Großmacht die Gestade eines transatlantischen Staates betrat und, die Schwelle eines befreundeten Hofes überschreitend, in das Bereich einer Etikette gelangte, die auch unter jener fremden Zone ihren traditionellen europäischen Ursprung nicht verläugnete. Ueberdieß legte das eigene Interesse des brasilianischen Hofes, ohne Zweifel den Kernpunkt der diplomatischen Aufgabe jener Sendung bildend, demselben besondere Verpflichtungen einer Courtoisie auf, die in keinem Falle hinter den feststehenden Regeln der feinsten conventionellen Sitte zurückbleiben durfte. Als signifikantes Denkmahl dieser auszeichnenden Aufnahme leuchtete unter den vielen Sternen, die später die Brust des Ministerpräsidenten umschimmerten, das Officierskreuz vom brasilianischen Orden des südlichen Kreuzes hervor, womit der Fürst geschmückt nach Europa zurückkehrte; ein redendes Symbol jenes heh'ren Himmelszeichens, unter dem der Reisende einst im ersten Anlaufe seines Manneslebens persönlich gewandelt, und ein Erinnerungsbild an eine im raschen Zuge vollbrachte halbe Erdumkreisung. (St. Petersburg bis Rio de Janeiro.) Sein Absteigequartier hatte der Fürst bei dem kais. Oesterreichischen Gesandten B. von Marschall genommen, und wer je das wohlthuende und eigenthümlich anmuthende Gefühl kennen gelernt hat, mitten in

---

gelangt, seinen Tribut zu entrichten hat, wenn er sich nicht den handgreiflichen, etwas rohen Matrosenbräuchen unterwerfen will. Der Fürst kaufte sich von der unbequemen Matrosentaufe in salziger Flnth durch eine Zehnpfund-Note los. Dem Opferscheuern steht irgend ein derber Matrosenscherz bevor, wie etwa, in Segeltuch eingehüllt und in's Meer getaucht zu werden, u. dgl.

einer fernen, durch eine ganze Himmelsweite vom Vaterlande getrennten Welt wenigſtens ein Fußbreit heimathlichen Bodens, ſo zu ſagen ein „Stück heimiſchen Daches“ zu entdecken, unter dem er ſein Haupt bergen kann, wird leicht einen Maßſtab für das erquickende Behagen finden, von dem unſer Reiſender ſich in dem Hauſe eines Landsmannes und Berufsgenoſſen jenſeits des Oceans angeheimelt fühlen mußte. Seinen verhältnißmäßig nur kurzen Aufenthalt in Braſilien's Hauptſtadt — im Ganzen von nur 10 Tagen — benutzte der Fürſt zu Ausflügen in Rio Janeiro's Umgebungen; allerdings nicht genug, um mit braſilianiſchen Studien Feuilleton's zu füllen, oder wohl gar einen deutſchen Verleger mit einem Reiſehandbuch zu beſchenken; gleichwohl aber hinreichend zum Empfange beſtimmter Eindrücke und Gewinnung charakteriſtiſcher Anſchauungen von Leben und Sitte, Weſen und Phyſiognomie unter den beherrſchenden Einflüſſen eines fremden Himmels. Wie flüchtig und aphoriſtiſch auch dieſe Intuitionen geweſen, dem ſcharf beobachtenden Blicke mögen ſie doch die intereſſanteſte Seite der Dinge enthüllt haben und für das vergleichende Urtheil ſind die Reſultate der Wahrnehmung als geiſtiges Eigenthum unverloren geblieben. Indem wir bereits früher für die Reiſen des Fürſten und das äußere, greifbare Ergebniß derſelben den Geſichtspunkt feſtgeſtellt, haben wir zugleich, ſo zu ſagen, auf das Recht der Klage über den Mangel touriſtiſcher Denkwürdigkeiten, pikanter Skizzen u. dgl. verzichtet und dürfen dieſer Reſignation jetzt, wo uns der Cicerone mitten in der fremden Kaiſerreſidenz am jenſeitigen Geſtade der Atlantis im Stiche läßt, nicht untreu werden. In Anſehung ſeiner Reiſen ſcheint der Fürſt ſorgfältig Alles vermieden zu haben, was denſelben hätte den Beigeſchmack herkömmlicher Schreibſeligkeit ankleben können, und er begnügte ſich, Eindrücke und Anſchauungen in der ſtillen Werkſtätte des Geiſtes und Gemüthes zu inneren Reſultaten ſeiner äußeren Welterfahrung zu verarbeiten. Ueberhaupt dürfte er Reiſen und was damit zufällig zuſammenhing nur als ein untergeordnetes Acceſſorium, als bedingtes Mittel zum Zwecke betrachtet und von der Höhe eines Mannes darauf herabgeblickt haben, der die

Formel zur Löſung eines Problem's nicht etwa höher anſchlägt, als die Löſung ſelbſt. — So viel uns bekannt, trat der Fürſt nach Verfluß der kurzen Aufenthaltsfriſt in Rio de Janeiro allein die Rückfahrt nach Europa an. Er hatte ſich zu dieſem Ende an Bord eines engliſchen Poſtſchiffes begeben, um ſo ſchnell als möglich die engliſche Küſte zu erreichen. Indeſſen, Wind und Wetter laſſen ſich nicht gebieten und die Rückreiſe war dießmal eine ſturmumtobte. Dadurch ward die Ankunft in England um ein Beträchtliches verzögert; nichtsdeſtoweniger lief der Fürſt endlich glücklich im Hafen von Falmouth ein. Nach kurzer Raſt in London eilte er auf der gewöhnlichen Dover-Calais-Linie dem Feſtlande zu und gewährte bei ſeinem Eintreffen in Brüſſel ſeinem dort weilenden Oheim Herzog von Ahremberg die Freude eines überraſchenden Beſuches. Ohne ſich jedoch längere Ruhe zu gönnen, brach er ſchon wieder am nächſten Morgen auf, durchflog Belgien und Deutſchland und überreichte bereits am 4ten Mai ſeine Papiere in der Staatskanzlei zu Wien. Nun, nach vollbrachter Aufgabe, zog es ihn aber nach den heimiſchen Schlöſſern Böhmen's und nach raſch geſchwundenen Monden umfing ihn wieder der liebe, traute Familienkreis im parkumſchatteten, von Forellenbächen umrauſchten und der Geſangesmuſe ſo heimiſchen „Rothenhofe." Hier, in lieblicher Naturumgebung, im innigen Verkehr mit theuern Angehörigen, verſchönert durch die ſtillen Freuden und alten ſüßen Gewohnheiten einer ungeſtörten Muße: hier, oder nirgends war erquickende Erhohlung von langen Reiſeſtrapatzen zu finden. Ueberdieß ſollte dieß wieder für Jahre hinaus der letzte Sommer ſeyn, deſſen er am heimiſchen Herde froh geworden, denn noch vor Ablauf des Jahres war es ihm vorbehalten, abermals den diplomatiſchen Wanderſtab zu ergreifen und ſich mehr zu einer Buß- als Luſtfahrt nach dem äußerſten Weſten Europa's anzuſchicken. Um ſo mehr durfte er ſich alſo eine anticipirte Entſchädigung für eine Entſagung gönnen, wofür die Freude wohl buntwechſelnde Zerſtreuungen, aber keinen ausgleichenden Erſatz zu bieten vermochte. Im ahnenden Vorgefühle des Kommenden verweilte der Fürſt bis zum Spätherbſte in der Mitte der Seinen und begab

ſich Anfangs November nach Wien, um hier ſeiner neuen Beſtimmung entgegenzuſehen. Dieſe ließ denn nun auch nicht lange auf ſich warten. Dießmahl lautete die Ordre auf ein in der Mitte der zuletzt zurückgelegten Tour liegendes Reiſeziel: nach Madrid und Liſſabon, und die Verhältniſſe hatten ſich ſo geſtaltet, daß der Aufbruch keinen Verzug litt. Als wahrſcheinliche Folge der kurz vorhergegangenen Oeſterreichiſchen Miſſion nach Braſilien war für die Angelegenheiten des noch immer in Wien weilenden Dom Miguel in ſo fern eine günſtige Wendung eingetreten, als ſich Dom Pedro bereits am 5ten Juli 1827, alſo noch vor dem in vieler Hinſicht ſo entſcheidungsvollen Tode Canning's, veranlaßt fand, ſeinen Bruder Dom Miguel im Namen Donna Maria's da Gloria zum Regenten von Portugal zu ernennen, allerdings unter Vorausſetzung der Aufrechterhaltung der dieſem Lande verliehenen Conſtitution. Schon im Oktober hierauf hatte ſich Dom Miguel von Wien aus zur Annahme der ihm angebotenen Stellung und zur Erfüllung der daran geknüpften Bedingungen bereit erklärt und es galt nun, auf Grundlage der vorangegangenen diplomatiſchen Verhandlungen, und da Oeſterreich die Garantie für die Erledigung der formellen Vorfragen übernommen zu haben ſcheint, letzterer Seits den neuen Regenten ſowohl in ſeinen Beruf einzuführen, als auch Zeuge der erfüllten Vorbedingung zu ſeyn. Zu dieſer Aufgabe war nun der Fürſt auserſehen worden, und unter dieſen Umſtänden war es ihm vorbehalten am Rianzares zu wandeln und das Land der Luſiade durch perſönliche Anſchauung kennen zu lernen. In Madrid ſcheint der Fürſt nur kurzen Halt gemacht zu haben und für die Beſchleunigung ſeiner Reiſe ſpricht die Angabe, er habe ſich von Madrid aus, während dem ihn begleitenden Diener die Tour über Sevilla und Cadix nach Liſſabon vorgezeichnet wurde, in Geſellſchaft eines aufgenommenen Couriers reitend nach Portugal und deſſen Hauptſtadt begeben. Das war denn nun allerdings nebſt der politiſchen Reiſe auch zugleich ein Ritt in's romantiſche Land (ohne Zweifel führte den Fürſten dieſer Weg durch die metallreiche Sierra von Eſtremadura und über Badajoz mitten

in's Herz von Alemtejo); ganz geeignet zur genaueren Kenntniß von Land und Leuten, als auf der breiten Heerſtraße gewöhnlicher Touriſten. Für ſeine diplomatiſchen Zwecke war der Fürſt indeſſen viel zu früh in Liſſabon eingetroffen, denn Dom Miguel, deſſen Ankunft der Fürſt in Portugal's Hauptſtadt abzuwarten hatte, war von Wien aus vorläufig nach London gegangen und ſein Eintreffen in Liſſabon verzögerte ſich von Woche zu Woche. Dadurch gewann der Fürſt allerdings mehr als genügende Muße zur vertrauteren Bekanntſchaft mit den politiſchen Zuſtänden und Verhältniſſen Portugal's, zunächſt mit dem Parteigetriebe in der Hauptſtadt ſelbſt. Bereits geraume Zeit vor der Ankunft Dom Miguel's im Vaterlande hatte ſich eine bedeutende Bewegung im anticonſtitutionellen Sinne kund gegeben, und dieß nicht etwa in der Maſſe der Bevölkerung allein, wo allerdings Dom Miguel, zumahl unter den Provinzbewohnern, die meiſten Anhänger zählte, ſondern am Sitze der Regierung ſelbſt und in deren oberſter Sphäre. Die vorwurfsvolle Klage, den miguelſtiſch geſinnten Abſolutos ſei es endlich gelungen, ſogar die Infantin-Regentin Iſabella für ihre freiheitsfeindlichen Pläne zu gewinnen, ſo zwar, daß die freiſinnigen Miniſter entlaſſen, die Preſſe unterdrückt, die conſtitutionell geſinnten Beamten entfernt worden, u. dgl.; dieſe Klage iſt eine jetzt noch immer im Munde der Schriftſteller des Liberalismus geläufige und es wird hervorgehoben, wie vorbereitet Dom Miguel den Boden für ſein Erſcheinen und ſeine weiteren Entwürfe gefunden. Wie ſehr ſich übrigens auch dieſe Darſtellungen bemühen, die liberale, oder ſogenannte conſtitutionelle Partei als eine ecclesia pressa und im Zuſtande der Nothwehr erſcheinen zu laſſen, ſo können ſie doch nicht umhin einzugeſtehen, daß es Dom Miguel trotz ſeiner ſchwer verurtheilten Willkürmaßregeln nicht gelungen, die zähe Widerſtandkraft jener Partei zu brechen, ſo wie ſie denn auch vergeſſen, daß ihrer eignen Sachentwicklung zufolge eben dieſe Partei ſeit den revolutionären Erſchütterungen der pyrenäiſchen Halbinſel in einer präpotenten, dominirenden Rolle von vornherein den Schauplatz für ſich in Anſpruch nimmt und in ihrem Kampfe mit dem An-

ticonſtitutionalismus weit mehr den Eindruck eines nicht Raum geben wollenden Autokraten, als eines um ſeine Exiſtenz ringenden Unterdrückten macht. Ueberhaupt iſt es eine eigene Sache um dieſen Kampf, zumahl in Ländern wie jene hinter den Pyrenäen, wo den alten gegebenen Verhältniſſen, dem hiſtoriſch Gewordenen und dem Nationalcharakter gegenüber die Zumuthung der Liberalen: „Ote toi que je m'y mette" denn doch an das Tragikomiſche ſtreift. Die Herolde des „vorgeſchrittenen Völkerbewußtſeyn's" können gar nicht begreifen, wie vor ihren modernen politiſchen Zauberformeln nicht augenblicklich alle hiſtoriſchen Zugbrücken fallen und das ſogenannte Alte ſich nicht ſofort auf Gnade und Ungnade ergibt, es nimmt ſie Wunder, wie „die Sprödigkeit der Naturgewalten, welchen bisher der Geiſt der Nationen unterthan geweſen, dem Streben: die äußere Wirklichkeit mit dem weiter vorgeſchrittenen Bewußtſeyn der Völker (?) in Einklang zu bringen, das Irrationale im Staatsleben aufzuheben u. ſ. w. einen unerwarteten Widerſtand entgegenſtellen könne," und die Klage wird angeſtimmt: „die Verkettung der Wirklichkeit mit geſchichtlichen Potenzen, die trotz aller Stürme dennoch ihre Macht noch nicht völlig verloren haben, habe den freien Fluß des Zeitgeiſtes gehemmt. Die Revolution mußte im glücklichſten Falle mit den beſtehenden Zuſtänden capituliren, ſich in Halbheiten herumwerfen, oder wohl gar, wie in Deutſchland und Italien, unverrichteter Sache wieder in das Dunkel des Bewußtſeyns zurückkehren, um einem günſtigen Augenblicke entgegenzuharren." — Litten dieſe Parteiſtimmführer nicht an dem Grundübel maßloſer Verblendung über wahres Völkerglück und echte Nationalwohlfahrt, wären ſie einer unbefangenen und klaren Anſchauung fähig, ſo würden ſie ſich über die Widerſprüche, in die ſie ſich ſelbſt verſtricken, nicht länger täuſchen und vor dem Weſen der Dinge, hochtönenden Phraſen zu liebe, nicht die Augen verſchließen. Denn: „ſpröde, den Geiſt der Nationen beherrſchende Naturgewalten" anerkennen, und dennoch vom „vorgeſchrittenen Bewußtſeyn der Völker" ſprechen, „die Verkettung der Wirklichkeit mit geſchichtlichen, allen Stürmen trotzenden Potenzen"

zugeben, und dennoch vom Zeitgeiste radotiren, heißt doch wahrlich sich in seltsamen Widersprüchen verfangen und vor lauter revolutionairem Phrasendunst, der das „Dunkel des Bewußtseyn's" charakterisirt, dem er entstiegen, die historische Berechtigung der Wirklichkeit und den von ihr auf dem Wege naturgemäßer Evolution (und nicht rationalistischen Revolution) vorgezeichneten Fortschritt ganz und gar übersehen. Wenn diese Herren bei jeder Gelegenheit den Zeitgeist citiren, so ist es eben nur der Herren Geist, deren jeder sich mindestens zu einem Solon oder Lykurg, wenn schon nicht zu einem Moses, berufen glaubt. Die Anwendung des Gesagten auf die Länder und Völker der pyrenäischen Halbinsel ist wohl nicht schwer zu finden, zumahl für jene Zeit, wo das Geschick den Fürsten in das Vaterland des Calderon und Camoens geführt und der zerklüftete Boden noch überall die frischen Spuren der Revolution aufzuweisen hatte. Wie gesagt, der Fürst fand während eines unfreiwillig verlängerten Aufenthaltes Muße und Gelegenheit, das Parteigetriebe aus unmittelbarer Anschauung an Ort und Stelle zu studiren, und da es gerade damals an tumultuarischen Auftritten in Lissabon nicht fehlte, so waren ihm die Improvisationen des „Zeitgeistes" nahe genug gerückt. Selbst die Person des Fürsten sollte dabei nicht aus dem Spiele bleiben, um doch auch mit dem „süßen Pöbel" von Lissabon nähere Bekanntschaft zu machen. Der Fürst wurde nämlich in Lissabon mit Steinen beworfen, eine Aufmerksamkeit, deren sich übrigens mancher große Mann zu erfreuen hatte, so unter Anderen z. B. Wellington, dem mitunter noch Schlimmeres widerfuhr von Seite eben derselben Landsleute, die sich jetzt an seinem Sarge zu Tode drängten. Was man sich übrigens im eigenen Vaterlande gefallen lassen mag, dafür gibt es im Auslande einen anderen Maßstab der Beurtheilung, und zur doppelten Beleidigung wird eine rohe Antastung des Gastes, der als friedlicher Sendbote eines fremden, Achtung gebietenden Staates in den Mauern weilt und als Repräsentant des letzteren auf die Heilighaltung persönlicher Unverletzlichkeit und jener traditionellen Rücksichten Anspruch machen darf, die im internationalen Verkehre zu den

Grundbedingungen vollſtändiger Gegenſeitigkeit gehören. Aber die Zeiten entfeſſelter Parteileidenſchaften, revolutionärer Begriffsverwirrung und zerriſſener geſellſchaftlicher Bande kennen kein Gebot der Sitte, keine noch ſo ehrwürdige Rückſicht, und Schranken ſcheinen überhaupt nur vorhanden zu ſeyn, um verhöhnt und frevelnd durchbrochen zu werden. Von welcher Seite eigentlich dem Fürſten die Ehre jener Straßendemonſtration zu Theil geworden, ſcheint nachgerade keiner ſcrupulöſen Erörterung unterzogen worden zu ſeyn; genug, es war einer jener Pöbelexceſſe, wie deren die ganze neuere Geſchichte ſo viele aufzuweiſen hat und wo dem Beleidigten kaum eine andere Genugthuung wird, als höchſtens ein „aufrichtiges Bedauern" der betreffenden Regierung, beſonders wenn ſie ſich ihrer Ohnmacht bewußt iſt, oder im ſchlimmeren Falle die moraliſche Verantwortung für gewiſſe „bedauerliche" Vorfälle zu tragen hat. Exempla sunt odiosa. In ſpäteren Zeiten und an anderer Stelle unter ganz beſonderen Umſtänden hat der Fürſt ein Beiſpiel ſtatuirt, wie dergleichen „bedauerliche" Vorfälle mit Nachdruck und Würde zurückzuweiſen ſind, um ſowohl die Ehre des beleidigten Staates zu wahren, als auch der betreffenden Regierung durch einfache Hinweiſung auf den Weg der Pflicht einen mahnenden Fingerzeig zu geben. Wenn übrigens die liberale Partei und ihre Geſchichte ſchreibenden Wortführer die Anhänger Dom Miguel's nur in den niedern Volksſchichten, oder geradezu nur im Pöbel, die conſtitutionell Geſinnten hingegen faſt ausſchließlich in den gebildeten Sphären und den Reihen der Intelligenz ſuchen, wenn zudem Oeſterreich in den Augen jener Partei als damaliger Verfechter des Abſolutismus auf der pyrenäiſchen Halbinſel gilt und jene Miſſion des Fürſten zu Schwarzenberg demzufolge gewiſſermaßen die Inthroniſirung des abſoluten Princips zum Zwecke hatte; ſo entſteht billig die Frage: wie läßt ſich jener von unten aufſchäumende Exceß erklären und war er nicht, widerſpruchsvoll genug, eine gegen ſich ſelbſt gekehrte Waffe? Oder ſollte jene ſo gefeierte conſtitutionelle Elite doch nicht als eine ſo ganz ausnahmsloſe Regel aufzufaſſen ſeyn und, wie jede Partei, gleichwohl auch ihren nicht abzu-

schüttelnden Troß in Gefolge gehabt haben? Jedenfalls befinden sich die Ankläger der damaligen Politik dersogenannten „absoluten" Mächte, Oesterreich voran, in der Alternative, entweder diese Supposition zuzugeben, oder die ernstliche Absicht des Oesterreich'schen Cabinets zuzugestehen, das Interesse Dom Miguel's nur auf Grundlage der von Dom Pedro stipulirten Bedingungen zu unterstützen und demzufolge dem von absolutistischer Seite bearbeiteten Pöbel Lissabon's Veranlassung zu jener Ausschreitung gegeben zu haben. Im letzteren Falle schwinden dann begreiflicherweise die Incriminationen gegen die Oesterreich'sche Politik als Mitschuldige der späteren Miguelistischen Maßregeln.

Endlich nach langem Harren kam Dom Miguel am 22ten Februar 1828 in Lissabon an und legte am 26ten Februar d. J. den Eid auf die Verfassung vor den versammelten Kortes ab. Hiermit hatte die Mission des Fürsten Felix in Portugal ihren Zweck erreicht und der Fürst verließ ein Land, dessen Zustände jedenfalls keine erquicklichen Eindrücke in seiner Erinnerung zurückgelassen haben konnten und dessen Zukunft ihm in dem Spiegel der damals gewonnenen Anschauungen keineswegs im heiteren Lichte erscheinen mußte. Wenn gleich in der nächsten Folgezeit dem eigentlichen Schauplatze der Ereignisse auf der pyrenäischen Halbinsel fern gerückt, so hatte er sie doch nicht aus seinem politischen Gesichtskreise verloren und er war nachgerade geraume Zeit über nahe genug der Quelle jener gewaltigen Einflüsse auf die Geschichte Spanien's und Portugal's, um als ruhiger Beobachter sowohl die Nachwirkungen der in jüngstvergangener Zeit von Außen gegebenen Impulse in ihrer nachmahligen Entwickelung wahrnehmen, als auch, ein richtiges Verständniß für die Tragweite des einmahl gegebenen Anstoßes besitzend, sichere Schlüsse auf eine weitere Gestaltung der Verhältnisse nach Maßgabe der fortwirkenden ursprünglichen Elemente ziehen zu können. Die wechselvollen und düsteren Geschicke, welche die Geschichte der pyrenäischen Halbinsel in der nachcanning'schen Periode aufzuweisen hat: auf wessen Rechnung sind sie zunächst zu schreiben? Auf jene der Strebungen der conservativen Mächte, oder der tonangebenden Einflüsse einer Politik,

welche nicht erſt in neueſter Zeit die Maske fallen zu laſſen brauchte, um in ihrer eigentlichen und wahren Geſtalt erkannt zu werden und die namentlich ſeit 1834, dem Schöpfungsjahre der ſo provocirenden und die pyrenäiſche Halbinſel im Schlepptau mit ſich fortreißenden Quadruppelalliance, mit unverhüllter Deviſe das Ziel ihrer nächſten Tendenzen mehr als angedeutet hat: die Spaltung Europa's in zwei feindſelige Lager und einen ebenſo hartnäckigen Kampf der Intereſſen als gefährlichen Krieg der Principien?

Es war nachgerade zur Mode, oder, um es beim wahren Namen zu nennen, zur planmäßigen Taktik der ſchlauen und die Geſchichte zur Dienſtmagd ihrer Parteizwecke herabwürdigenden Vorkämpfer des Liberalismus geworden, alles nachmahlige Beginnen Dom Miguel's den conſervativen Großmächten in's Gewiſſen zu ſchieben und dieſelben, wo nicht geradezu als Anſtifter, ſo doch als Mitwiſſer und Mitſchuldige des Genannten hinzuſtellen, als ob nicht Jedermann für ſein eigenes Thun und Laſſen allein verantwortlich wäre und als ob Dom Miguel für ſein Gebahren im eigenen Lande eines Vormunds, oder vielmehr eines politiſchen Souffleurs bedurft hätte. Man liebt es, jenen Prinzen als „wahnſinnigen Tyrannen" zu mahlen und, um das Grauenhafte ſeiner Erſcheinung möglichſt zu potenziren, ihn unter einen gewiſſen „dämoniſchen Einfluß" zu ſtellen. Dabei verfehlt man denn auch nicht, den conſervativen Mächten eine Art von Mephiſto- oder Robert-le-Diable-Rolle zuzutheilen, um dem Ungeheuerlichen eine erklärende Folie zu unterſchieben. Es liegt Methode in dieſem Verfahren. Was Dom Miguel war, mußte er durch das böſe Princip als causamovens werden, dem er ſich verſchrieben, und ähnliche Wirkungen ſtehen überall in Ausſicht, wo ſich dieſes Princip in Permanenz erklärt: dahin zielt die Logik jener Geſchichte treibenden Machinatoren. Alſo Krieg und Vernichtung allem Conſervatismus, wo er zu treffen! Hingegen ſind Rettung, Heil und Glück nur im Liberalismus zu finden, deſſen Helden und Märtyrer insgeſammt im Glorienſcheine der Geſchichte leuchten, und es darf nicht Wunder nehmen, das Prototyp des reinſten Liberalismus — Canning — unter die

Zahl der Heiligen verſetzt zu ſehen, da England nun einmahl überhaupt das Himmelreich der Freiheit iſt. Wenn Portugal's Geſchichtsblätter aus dem zweiten und dritten Dezennium des laufenden Jahrhunderts allerdings nicht vom roſenfarbenen Lichte politiſcher Glückſeligkeit widerſtrahlen: wem iſt es zunächſt zu danken? Iſt man in der That ſo ſchwach in der logiſchen Combination geſchichtlicher Thatſachen und in der Zurückführung ſichtbarer Wirkungen auf offenkundige Urſachen, oder hält man ſich deſſen für überhoben, daß man vergißt, wie eine übermäßige Aktion, die den geſellſchaftlichen Zuſtand in eine wirbelnde Bewegung verſetzt und die ſtaatliche Baſis zerrüttet, naturgemäß zu einer ebenſo mächtigen und unter Umſtänden gewaltthätigen Reaktion hintreibt, daß ein Extrem das andere hervorruft und am Ende die Grenzen der Mäßigung und Gerechtigkeit nach beiden Seiten hin weit überſchritten werden? Je weiter man entfernt iſt, Dom Miguel als vollkommenen Repräſentanten des wahren Conſervatismus gelten zu laſſen, deſto begreiflicher wird man finden, daß ein leidenſchaftlicher Charakter, einerſeits von einem beſtimmten Dogma und deſſen Bekennern getragen, andererſeits von einer ruheloſen und aggreſſiv verfahrenden Oppoſition unaufhörlich geſtachelt, endlich alle Schranken der Mäßigung durchbricht und mit grimmigem Ungeſtüm auf den Gegner eindringt, ſobald Grundſätze zum Feldgeſchrei werden und Parteieifer in Parteiwuth umſchlägt. Die Geſchichte iſt nicht arm an Beiſpielen dieſer Art, und haben wir nicht mit eigenen Augen geſehen, wohin die Männer des unbedingteſten Fortſchrittes, die unermüdlichſten Ankläger der Reaktion am Ende ſelbſt gelangten und wie wenig ſie ſich ſcheuten, Angeſichts der Welt im Intereſſe der eigenen Partei ſelbſt von dem verurtheilten Axiom: „der Zweck heiligt das Mittel," in der Regel den heilloſeſten Gebrauch zu machen? Ja, gehört die ſo oft in der deſtruktiven Preſſe und von der parlamentariſchen Rednerbühne aus vernommene Berufung auf die hinter den Volksrepräſentanten ſtehenden Maſſen und die thatſächliche Entfeſſelung aller blinden Leidenſchaften der letzteren nicht zu den ſpeziellen Erfahrungen unſerer Tage, und wurden namentlich die ſogenannten

„Altliberalen," dieſe ohnmächtigen Zauberlehrlinge gegenüber den losgelaſſenen Geiſtern, nicht von den Neuliberalen, oder Demokraten von Extraktion, dieſe aber ſelbſt wieder von den tollſten Ausſchweifungen unbändiger Pöbelexceſſe überholt und ihre theoretiſchen Zauberformeln zu Schanden gemacht? Und ſolchen ſchwindelnden Exaltationen, ſolchen zielloſen Ueberſtürzungen, dieſer Exaſirung einer Partei durch die andere gegenüber, wodurch nicht nur jede Autorität untergraben, ſondern nachgerade jedes geordnete Regiment unmöglich geworden, wundert man ſich noch über die äußerſten Kraftanſtrengungen auf conſervativer Seite zur Aufrechthaltung eines Princips, dem Zeit, Geſchichte, Recht, Vernunft und Nothwendigkeit das Wort reden und das kein Staatsmann verleugnen kann, wenn er nicht die Grundbedingungen des geſellſchaftlichen Zuſtandes in Frage ſtellen will? So lange es noch etwas zu erhalten gilt, das älter iſt als die moderne Theorie des Geſellſchaftsvertrages und ſeinen Urſprung höher hinaufleitet, als zur illuſoriſchen Allmacht eines vielköpfigen, launenhaften und wankelmüthigen Vollmachtgebers; ſo lange es ein Palladium zu beſchützen gilt, deſſen Sturz die Simſone wie die Philiſter unter den Trümmern der gebrochenen Säulen begräbt; ſollte man ſich über den Widerſtand der conſervativen Mächte gegen das Anſtürmen der zerſtörenden Kräfte füglich nicht wundern, am wenigſten dieſen Widerſtand als ein Sacrilegium, als Verrath an der Sache der Menſchheit kennzeichnen und verurtheilen.

Vergegenwärtigt man ſich lebhaft das jahrelange Wirrſal des von Außen, beſonders aber von brittiſchen Einflüſſen unterſtützten und angefachten Parteitreibens in Portugal, analyſirt man mit prüfendem Blicke die innere Natur jener Einflüſſe und ihrer Motive und nimmt man wahr, bis zu welchem Grade politiſcher Dependenz von England's maßgebenden Diktaten Portugal's Verhältniſſe bereits gediehen; ſo dürfte in Dom Miguel's ganzem Verfahren, wenn ſchon keine zureichende Rechtfertigung, ſo doch annäherungsweiſe ein Erklärungsgrund gefunden werden. Man kann begreiflich finden, wie ein unaufhörlicher, bald durch offene Handreichung unterſtützter, mei-

stens aber durch verdeckte Machinationen geförderter Widerstand zu immer heftigerer Gegenwirkung aufreizen und eine krampfhaft gesteigerte Reaktion endlich bis zu maßlosen Zornausbrüchen fortreißen könne. Die Theilnahme der conservativen Continentalmächte an den Geschicken der pyrenäischen Halbinsel erklärt sich einfach aus der gesammten europäischen Weltlage, aus der besonders in Spanien und Portugal thätigen Propaganda der englischen Whigpolitik und dem seit Canning's Auftreten offen zur Schau getragenen brittischen Protektorate des gesammten Liberalismus in Europa, hinter dem die entschiedene Revolution geharnischt und gewaffnet in zweiter Linie stand. Waren die Hoffnungen der europäischen Bewegungspartei bereits vor der englischen Intervention in Portugal von 1826 auf 1827 Canning als Zukunfts- und Leitstern zugewendet, so jauchzten sie diesem „politischen Centaur mit dem Torykopfe und dem Whigleibe," wie ihn ein sehr hellsehender Staatsmann treffend bezeichnet, seit jener fulminanten Rede von 1826 mit leidenschaftlicher Ekstase zu. Bekanntlich hatte Canning in jener flammenden Philippika, womit er England's Einmischung in die Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel inaugurirte, dem übrigen conservativen Europa im Namen des gesammten Liberalismus den Fehdehandschuh hingeworfen, insbesondere die heilige Allianz „mit einem allgemeinen Kriege des Liberalismus wider das autokratische Princip bedrohend, wenn jene etwa gesonnen seyn sollte, den Streit anders als nach England's Belieben zu entscheiden." Eine so offene Herausforderung konnte über England's eigentliche Intention um so weniger einen Zweifel übrig lassen, als jene Drohworte zugleich eine bewaffnete Expedition nach Portugal in Gefolge hatten. Nur der Mäßigung und weisen Zurückhaltung der conservativen Cabinete und der damaligen Verwickelung der orientalischen Angelegenheiten war die Verhüthung einer allgemeinen und in ihren Folgen unberechenbaren Conflagration zu verdanken. Aber mit jener incendiarischen Declaration des englischen Ministers war die geisterentflammende Zauberformel gesprochen, die in dem Heerlager des europäischen Liberalismus lauten Widerhall fand und durch die Bele-

bung neuer Hoffnungen zugleich neue Begierden entzündete, die nur des Loſungswortes zum ſchranken- und rückſichtsloſen Durchbruche harrten. Seit jener parlamentariſchen Philippika hatte England, ganz und gar ſeinem früheren politiſchen Brauche zuwider, ſich zum Vorkämpfer von Beſtrebungen aufgeworfen, die auf ſeinem eigenen Boden offenbar eine ganz andere hiſtoriſche Bedeutung hatten, als auf dem Continente, und der engliſche Whigismus war zum Bundesgenoſſen einer Partei geworden, der zum richtigen Verſtändniſſe des inſularen Conſtitutionalismus England's alle inneren und äußeren Bedingungen, der praktiſche Ernſt und ſelbſt auch die Gewiſſenhaftigkeit fehlten, den geſchichtlichen Vorausſetzungen bei der Adoptirung britiſcher Staatsgrundſätze und politiſcher Maximen die gebührende Rechnung zu tragen. Mit jener herausfordernden Proclamation einer neuen Politik England's den übrigen Cabineten Europa's gegenüber war der Liberalismus des Feſtlandes in eine neue Phaſe der Entwicklung getreten, die Angelegenheiten und Tendenzen desſelben hatten einen oſtenſibeln Protektor gefunden, und da derſelbe niemand Geringerer als der engliſche Leopard ſelbſt, ſo war der Jubel des Schützling's ein wohl begreiflicher. Nichtsdeſtoweniger blieb die vorgebliche Solidarität der Intereſſen von hüben und drüben nur eine ſcheinbare und der Protegé merkte in ſeiner Freude nicht, wie theuer er ſeine Selbſtändigkeit verkaufte. Wie wäre auch zwiſchen der cosmopolitiſchen Ideologie der Getriebenen und dem ſelbſtſüchtigen Realismus der Treibenden ein wohlverſtandenes Zuſammengehen, eine Uebereinſtimmung in Abſichten und Zwecken denkbar! Jenes ſolidariſche Zuſammenwirken war nur unter Vorausſetzung gänzlicher Täuſchung und blindgläubiger Hingabe an das Vorgehen des Einen von Seite des Anderen, oder unter Annahme abſichtlicher, aber ganz und gar unpatriotiſcher und antinationaler Selbſtverläugnung von Seite dieſes Andern um eitler Parteizwecke willen möglich, und leider ſcheint ſich die Wagſchale des Urtheils der letzteren Suppoſition zuzuneigen, wenn man liberale Schriftſteller ſelbſt jetzt noch nach eingeſtandener Erkenntniß der wahren Tendenzen England's jenen Anſchluß des feſt-

ländiſchen Liberalismus rechtfertigen hört. Wenn man nicht umhin kann zu bekennen: „Canning habe bei ſeinen Proceduren, beſonders bei Aufſtellung des ſo illuſoriſchen und eigentlich nur England zu Statten kommenden Nichtinterventionsprincips, nicht aus allgemeinen humanen und philanthropiſchen Beweggründen gehandelt, er ſei nicht minder durch echt engliſche nationale Motive geleitet worden; der Beſchützung anderer Völker gegen freiheitgefährdende Verſuche der abſoluten Mächte ſeyen weſentliche Vortheile Englands, vorzugsweiſe merkantile, zu Grunde gelegen, insbeſondere hätte aber der brittiſche Miniſter ſein Abſehen auf die volle Wiederherſtellung des politiſchen Einfluſſes England's, auf deſſen Präponderanz den continentalen Mächten, namentlich dem mit Eiferſucht betrachteten Rußland gegenüber, gerichtet;" wenn man ſich dieß geſteht, und dennoch dieſe Politik vom feſtländiſchen Standpunkte aus als eine geſunde preiſt, derſelben in einem allgemeinen Kriege den geſammten Liberalismus als Streitgenoſſen in Ausſicht ſtellt und das dadurch für England gewonnene Fundament als ein unerſchütterliches darſtellt: ſo läßt ſich die unpatriotiſche Selbſtabtödtung im Intereſſe eines vielbegehrlichen Gegners kaum weiter treiben und man ſcheint kaum zu ahnen, welch' ein testimonium paupertatis im Punkte der Geſinnung man ſich ſelber ausſtellt. Wie wenig ſich Canning ſelbſt über die Tragweite jener Provokation täuſchte, beweiſen ſeine eigenen Worte, womit er die hinausgeſchleuderte Drohung commentirte. „Ich fürchte zwar den Krieg," bemerkte er, „in einer guten Sache nicht, da ich nicht an der Kraft des Landes, ihn anzufangen, und an den Hilfsquellen, ihn fortzuführen, zweifle. Ich fürchte ihn vielmehr in dem Bewußtſeyn der ungeheueren Macht, welche Großbritannien beſitzt, die Feindſeligkeiten, worin es verwickelt werden kann, zu Folgen zu ſteigern, deren Betrachtung nur Schaudern erweckt. Es würde ein Krieg von furchtbarem Charakter ſeyn, ein Krieg nicht bloß zwiſchen fechtenden Heeren, ſondern zwiſchen fechtenden Meinungen, wobei Großbritannien unter ſeinem Panier alle unzufriedenen und unruhigen Gei-

ſter, alle über den gegenwärtigen Zuſtand ihrer Länder Mißvergnügten ſchlagfertig treffen würde. Denn wahrlich! es iſt eine Macht vorhanden, die unter England's Führung furchtbarer werden könnte, als irgend eine in der früheren Weltgeſchichte in den Kampf gebrachte Macht." Wirft man auf alles ſeit jener fulminanten Rede im offenen Parlamente bisher Geſchehene einen betrachtenden Blick, vergegenwärtigt man ſich lebhaft die Phaſen, welche ſeitdem der bereits damals ausgebrochene Meinungskrieg durchlaufen und dringt mit prüfender Seele in den Zuſammenhang der Urſachen und Wirkungen ein, ſo fällt die prophetiſche Bedeutung jener mit ſelbſtüberhebendem Stolze geſprochenen Worte nur zu grell in die Augen In der That, es bedurfte nie des ganzen Aufwandes der ſo ſehr betonten „ungeheueren" Macht England's, um den bis jetzt fortdauernden Meinungskampf zu entzünden; der ſprühende Funke übel gehütheter Worte, in die revolutionäre Pulvertonne geſchleudert, genügte, um einen Weltbrand anzufachen; aber um den einmahl entflammten wieder zu löſchen und der Welt den erſehnten Frieden wieder zu geben, dazu reicht des ſtolzen England's ganze Macht, und wäre ſie noch ungeheuerer, nicht aus, vielweniger Worte, die im Winde verwehen. Dazu bedarf es eines ebenſo einträchtigen und redlichen, als kräftigen Zuſammenwirkens aller Mächte, eines treuen Feſthaltens an den Fundamentalprincipien der ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Ordnung, eines ſolidariſchen Zuſammengehens im Intereſſe der in ihren Grundveſten bedrohten Geſellſchaft; einer weiſen und nach allen Seiten hin gerechten, beſonders aber den internationalen Beziehungen Rechnung tragenden Geſetzgebung und jener wahrhaft geſunden Politik, die nicht mit berechnender Schlauheit und eitler Schadenfreude darauf ausgeht, auf dem Ruine Anderer das Glücksgebäude vermeſſener Selbſtſucht aufzurichten. Wie wenig England dieſen von einer moraliſchen Nothwendigkeit gebotenen Anſichten entſprochen, ja daß es geradezu das Entgegengeſetzte gethan und bis zu welchem Grade es ſeinen politiſchen Meinungswiderſpruch geſteigert; davon liefert die

Geschichte der jüngsten Zeit nur zu augenscheinliche Beweise. Leider ist es mit jener parlamentarischen Demonstration Canning's nicht bei der bloßen Drohung geblieben; der als Schreckbild an die Wand gemahlte Teufel ist nachgerade thatsächlich zu Fleisch und Blut geworden und hat seitdem wie ein reißendes Ungethüm mit wüstem Geheul den Continent durchrast. Nicht nur „alle unzufriedenen und unruhigen Geister, nicht nur alle mit dem gegenwärtigen Zustand ihrer Länder Mißvergnügten" haben sich unter Großbritannien's Panier versammelt, sondern zugleich auch alle Feinde der socialen Ordnung überhaupt, der Abschaum und Auswurf der europäischen Gesellschaft, alle mit dem Kainszeichen des Verbrechens und moralischen Frevels Stigmatisirten und aus dem staatlichen Verbande Ausgestoßenen, mit dem Fluche ihres Vaterlandes Belasteten — England ist zur Räuber- und Mörderherberge, zur Adoptivheimath von Brandstiftern und Diebsgenossen geworden, es bietet der übrigen civilisirten Welt ein wahrhaft erbarmungswürdiges Schauspiel moralischer Ohnmacht und stumpfsinniger Versunkenheit im Punkte nationaler Ehre dar, worüber noch so blendende Freiheitsphrasen und politische Schlagwörter nicht zu täuschen vermögen. All seine gepriesene Macht, all seine Reichthümer und alle Kraft seines weitausgestreckten, über Meere und Länder gebietenden Armes, ja alle Wässer des von ihm beherrschten Oceans sind nicht im Stande, die Schmach wegzuwaschen, womit sich das stolze Großbritannien Angesichts des civilisirten Europa's durch ein Protektorat bedeckt hat, das in den Annalen der Weltgeschichte vergebens seines Gleichen sucht. Und die werkthätige Initiative zu solch' unerhörter Selbstschändung verdankt es einem Staatsmanne, dem es in seinem Nationalpantheon eine der glänzendsten Stellen einräumt, dessen Genie und Thatkraft es nicht müde wird zu bewundern und dem die Freiheitsemphatiker des Continents als dem wahren Apostel ihrer Doktrinen in frommer Extase Weihrauch streuen. Mögen England's weise Politiker fortfahren, zum Verderben des Continents und zur Vernichtung des arg verketzerten Absolutismus den Bohon-Upas der europäischen Revolution im stolzen Uebermuthe eigener Sicherheit

zu hegen und zu pflegen, aber ſich zugleich auch vorſehen, daß die tödtenden Dünſte ſeines Aushauchs nicht England's reine Atmoſphäre vergiften und die reifen Früchte ſeines giftſchwangeren Schattens nicht zuerſt in Britanniens Schooß fallen. Schon deutet mehr als ein Zeichen auf ſolch' einen, ſich in tiefſter Stille vollziehenden Infektionsproceß, ſchon beginnt, ſcharfen Beobachtern ſichtbar, das zerſetzende Miasma in den Adern des urkräftigen Organismus England's zu wirken, und wie vorſichtig auch das kühnſte Selbſtvertrauen die Symptome des Marasmus zu verhüllen ſucht, woran die alte Ordnung der Dinge England's zu kranken anfängt: Niemand kann dafür bürgen, ob dieſer unaufhaltſame Vorgang bloß eine Häutungs- und Entpuppungsphaſe, oder einer jener Zuſtände, von dem ſeiner Zeit alle Welt ſagen dürfte: „Es ſei etwas faul im Staate Dänemark." — England's wundeſte Stelle — der Continent kennt ſie ſo gut, als England ſelbſt — wird ſich, mit welch' ſorgfältiger Befliſſenheit und ſtoiſcher Grauſamkeit es auch die brandigen Stellen, das wuchernde wilde Fleiſch mittelſt ätzendem Höllenſtein wegzubeizen bemüht iſt: ſie wird ſich nicht ſchließen und der Wurm im Herzen wird nicht ſterben. Und gibt ſich auch England's Kaufmannsphiloſophie inmitten der Zerſtreuungen ſeiner praktiſchen Vielgeſchäftigkeit den Anſtrich, die Weltgeſchichte ignoriren zu können, weil es ſelbſt am Webeſtuhl der Geſchichte ſitzt und die Zeiger der Weltuhr mit gewaltigem Finger dirigirt, glaubt es nichts lernen zu dürfen, weil es nichts zu vergeſſen braucht; ſo ſollte es doch die Ahnungsſtimme nicht übertäuben, die ihm laut zuruft, daß es Tage geben könne, wo der Rächer erſteht, und daß ihn vielleicht bereits die Vorſehung in naher Bereitſchaft hält. — Ja, gerade an England dürfte vielleicht ein altes ſchlichtes Sprüchwort ſeine unverwüſtliche Wahrheit bewähren, daß nämlich, „wer Anderen eine Grube gräbt, am Ende ſelbſt hineinfällt." In die Sprache der Politik überſetzt, mag dieſe ungeſchminkte Wahrheit allerdings anders klingen, ohne an dem unwandelbaren Inhalte etwas zu ändern. England's Geſchicke werden ſich ſo gewiß erfüllen, als es ſelbſt mit verhängnißvollem Eifer daran arbeitet und die Propaganda

ſeiner Principien, womit es beſonders die ſchwächeren und von der Attraktionskraft der Großſtaaten abhängigen Staaten zu beglücken ſucht, nicht verfehlen wird, auch den anderen Satz zu Ehren zu bringen, daß: „wer Wind ſäet, Sturm erntet.“ „Die engliſche Regierung,“ bemerkt Graf Ficquelmont in ſeinem trefflichen, von der feſtländiſchen Publiciſtik viel zu wenig gewürdigten und wohl auch wenig begriffenen Werke: «Lord Palmerſton, England und der Continent,» „die engliſche Regierung iſt in der That nicht mehr Herrin des Schickſal's England's, und wenn ich ſage «Regierung,» ſo verſteh' ich darunter den Ausdruck der Nation. Sie muß, gutwillig oder nicht, auf dem Wege fortſchreiten, welchen eine abſolute Nothwendigkeit ihr vorzeichnet. England's Staatswagen rollt auf goldenen und ſilbernen Schienen dahin, welche ſeine Geſchichte gelegt hat, gleichwie alle ſeine Lokomotiven auf Eiſenſchienen laufen; er könnte nicht aus den Schienen gerathen, ohne umzuwerfen und zertrümmert zu werden, oder mindeſtens ohne die Kraft einzubüßen, ſich zu bewegen. Und dennoch können ſeine Führer nur den inneren Dienſt dabei beſorgen; ſie beſitzen kein Mittel, um ſeine Geſchwindigkeit zu regeln, noch um ihn in der einmahl eingeſchlagenen Richtung zu erhalten. Ein unvorhergeſehener, aus der Ferne kommender Unfall würde ihn aus dieſem Geleiſe ſchleudern können.“ Es iſt in der That vom höchſten Intereſſe, den inneren Cauſalnexus jener treibenden Nothwendigkeit, das Ziel dieſer unaufhaltſamen Kraftbewegung, ſowie die ſturmartigen Wirkungen dieſes ſauſenden Schwunges kennen zu lernen, um ſich Erſcheinungen zu erklären, für deren Verſtändniß Vielen bisher der Schlüſſel zu fehlen ſchien. Mit gründlicher Geſchichtskenntniß und ſeltenem Beobachtungsgeiſte iſt der obengenannte Hr. Verfaſſer in das Innerſte der Lebensentwicklungsphaſen eingedrungen, klar liegen alle hiſtoriſchen Antecedentien vor ſeinen Blicken, aber ebenſo unverhüllt zeigt ſich ihm die Zukunftsperſpektive mit all den verſtrickenden und mit zwingender Gewalt auf England ſelbſt zurückwirkenden Conſequenzen ſeiner mächtigen Propaganda, und bald iſt es kein Geheimniß mehr, daß England bereits aufgehört, das auf ſeinen hiſtoriſchen Ruhm mit

Recht ſo ſtolze und in der Geſchichte auch als ein Beiſpiel ohne Gleichen daſtehende „Alt-England“ zu ſeyn. Mit klarſter Anſchaulichkeit analyſirt der Verfaſſer die Urſachen, den Charakter und die Reſultate der engliſchen Revolution von 1688, und nachdem er das Weſen und die Aufgabe der parlamentariſchen „Oppoſition“ als legal geregelten „politiſchen Zweikampf“ bezeichnet und die Rolle, ſowie den Standpunkt des Volkes zunächſt am Schranken des legislativen Tournir's „ohne eigentliche Theilnahme am Streite ſelbſt“ erſichtlich gemacht, fährt er mit Bezugnahme auf die allmählige Veränderung der Dinge fort: „Aber heutzutage hat eine Partei, die es müde war, ſich zu lange von der Gewalt ausgeſchloſſen zu ſehen, die Geſetze des Kampfes verletzt. Die Oppoſition hat die Waffen gewechſelt, man hat andere Principien vertheidigt; die Schranken des Tournirplatzes ſind umgeworfen worden; man hat das Volk, das bloßer Zuſchauer des Kampfes hätte ſeyn ſollen, zum Bundesgenoſſen genommen. Die Angreifenden ſind endlich zur Regierung gelangt. Allein dieſe ehemalige Oppoſition, die ihre alten Widerſacher mit Hülfe neuer Principien beſeitigt, iſt nicht mehr frei in ihren Bewegungen und kann die Gewalt nicht mehr ſo verwenden, wie ſie es möchte. Vorwärts getrieben von der Menge, deren Beiſtand ſie angerufen, wird ſie genöthigt, zur Abtragung des alten Baues zu ſchreiten, zu welchem ſie ſelbſt gehörte. Noch thut ſie es methodiſch; ſie möchte die zertrümmerten Schranken wieder aufrichten und das Volk außerhalb des Kampfplatzes erhalten; ſie macht Conceſſionen, um es zum Stehen zu bringen. Wird ſie es noch lange zu thun im Stande ſeyn? Sobald ſie Widerſtand leiſten und die Vertheidigung der Regierungsgewalt wieder aufnehmen wollen, wird, muß England allen Conſequenzen jenes Princips anheimfallen, welches das Volk auf die eine Seite und die Regierung auf die entgegengeſetzte reiht. Die Whigpartei, welche ſo lange der Advokat des Volkes geweſen, hat dieſes Princip als eine Oppoſitionswaffe geſchaffen; es ſollte eine Fiktion bleiben, hat aber aufgehört eine ſolche zu ſeyn. Wie gefährlich es iſt, davon liefert das heutige England den Beweis. Aber dieſer Beweis der Ge-

fahr kommt zu ſpät. Hingeriſſen von dem Beiſpiele eines gekünſtelten Zuſtandes, welchem der hohe Flor England's fälſchlicher Weiſe zugeſchrieben wurde, hat man den Mechanismus der engliſchen Conſtitution allerwärts zum politiſchen Glaubensartikel erhoben. Man hat die Oppoſition gegen die Regierung als ein Recht aufgeſtellt und ſolch einen fortwährenden Angriffszuſtand legal gemacht. Man iſt Mitglied der Oppoſition, wie man Mitglied des Miniſteriums iſt. Der erſtere Titel iſt ſogar noch ehrenvoller, ſieht er doch aus nach einer unentgeltlichen Dienſtleiſtung zu Nutz und Frommen des Unterdrückten! — Ein ſolcher Zuſtand der Dinge konnte einmahl beſtehen, unter der Bedingung, daß das Volk bloß ſeinen Namen zum Kampfe herleihen, aber niemahls ſelbſt Theil daran nehmen würde; aber er war auch nur in England möglich, wo die Ariſtokratie das Vertrauen des Volkes genoß, weil ſie ſeine Intereſſen Jahrhunderte hindurch gegen den Thron vertheidigt hatte. Es war das eine auf lange Antecedentien gegründete Oppoſition, bei welcher die Parteien ſich über ihre Rollen geeinigt hatten, daher man ihr auch den Namen „conſtitutionelle Oppoſition" beilegte. Sie hat aber ihre Rolle ausgeſpielt. Durch die Aenderung der Bedingungen des Kampfes iſt ſie factiös geworden, gleich wie ſie es in allen jenen Ländern iſt, welche es England nachthun gewollt." — Wie und zu welchem Ende die Whigpartei auch nach Außen faktiös geworden, beleuchtet der Verfaſſer auch noch an einer anderen Stelle. „Dagegen haben die Whigs," heißt es dort, „jederzeit durch das politiſche Princip, welches ſie allenthalben als die Vertheidiger der Volksfreiheit auftreten ließ, ihre Stellung zu befeſtigen geſucht, da ſie ſich in England nicht ſtark genug fühlten, um den Kampf gegen die Krone aufzunehmen und ſie zu zwingen, ihnen einen Antheil der Herrſchaft einzuräumen. Als die Krone von der wahrhaft monarchiſchen Partei unterſtützt wurde, haben ſie ſtets im Auslande Verbündete geſucht. In Folge dieſes Princips ſind ſie zuletzt propagandiſtiſch geworden. Man findet in mehreren Epiſoden des langen Krieges gegen Frankreich Spuren dieſer doppelten Bewegung; es wird von Nutzen ſeyn, dieſelben dar-

zulegen, weil die Verwicklungen der engliſchen Politik alsdann leichter verſtändlich werden." — Und indem der Verfaſſer die propagandiſtiſchen Einflüſſe England's auf das benachbarte Frankreich einer ebenſo gründlichen als ſcharfſichtigen Unterſuchung unterzieht, gelangt er zu den beiden nur zu wahren Reſultaten: „daß die Bewegung in Frankreich lediglich zur regelloſen Agitation werden mußte, weil es dort an Schranken gebrach, welche ſie dämmen und im Bereiche der Fiktion hätten feſthalten können. Die als legal ausgerufene Oppoſition war daſelbſt immer factiös, ſie verſetzte ſich immer in das Volk, welches ſie zum thätigen und obligaten Bundesgenoſſen nahm. Wie hätte die Regierung widerſtehen mögen?" — .... „Nicht dieſe gerühmte conſtitutionelle Form iſt es, die allein einer Nation das rege Leben einer beſonnenen, gedeihlichen Freiheit verleiht! Wie ein deutſcher Publiciſt ganz richtig bemerkte, macht nicht das Parlament die Freiheit der Engländer aus, ſondern es iſt bloß die Stätte, wo dieſe ſich äußert. Wirklich iſt das Triebwerk im Parlamente angebracht, während die Gegengewichte im Volke liegen. — Die franzöſiſchen Nachäffer der engliſchen Formen haben den Geiſt derſelben nicht zu durchdringen verſtanden und es darum umgekehrt gemacht; ſie haben nämlich das Triebwerk im Volke angebracht, während ſie den Gang der conſtitutionellen Körperſchaften ſo berechneten, als ſollten dieſe die Gegengewichte an der neuen politiſchen Maſchine bilden. Die Ergebniſſe haben nachgewieſen, daß die Freiheit nicht in einer Form beruht, ſondern im Geiſte geſucht werden muß. Aber Geiſt ohne Geſetz iſt bloße Anarchie; dieſes Geſetz kann jedoch der Geiſt ſich nicht ſelbſt ertheilen; die Anarchie beſteht ja eben darin, daß Jedermann berechtigt zu ſeyn glaubt, ſich ſein eigenes vorzuſchreiben. Dieſes Geſetz muß ihm daher auferlegt werden und Gehorſam finden; dieſer Gehorſam muß jedoch ein freiwilliger ſeyn, ſonſt iſt keine Regierung und folglich keine Freiheit möglich. Daher muß dieſer Gehorſam das Werk der Ueberzeugung, des innerſten Bewußtſeyns, des Glaubens ſeyn." U. ſ. w.

Hat ſich nun dieſer freiwillige, auf Glauben und Ueberzeugung

geſtützte Gehorſam in Frankreich gefunden und iſt dasſelbe durch Nachahmung der engliſchen Formen zu dem Beſitze dieſes Arkanum's der wahren politiſchen Freiheit gelangt? Mit nichten! Seine ganze Revolutionsgeſchichte zeugt vom Gegentheile. Indeſſen hat ſich auch das jüngere England über das Weſen, den Urſprung und Exiſtenzzweck ſeiner Inſtitutionen von dem Augenblicke an getäuſcht, als es, „voll Stolz auf ſeinen hohen Flor, anfing, ſeine Verfaſſung als ſein Werk zu betrachten, während ſie doch nur das Werk der Zeit und all der Wechſelfälle ſeiner Geſchichte war," und als es begann, die Annahme ſeiner „vermeintlich ſelbſtgeſchaffenen Inſtitutionen allen Völkern zu predigen, um dadurch neue Bürgſchaften für deren Fortbeſtand zu erlangen." — Es ſah nicht ein, „daß das Geheimniß ſeiner Größe auf dem Abſtoßungsprincipe beruhe, welches England jenen eigenthümlichen Charakter bewahrte, den nur eine inſulariſche Macht an ſich tragen kann." . . „Dadurch, daß es in Frankreich den ſeinigen ähnliche Verfaſſungsformen einführen geholfen, hat England ſo zu ſagen abdicirt. Durch die Errichtung einer zweiten politiſchen Tribune hat es die eigenthümliche Macht eingebüßt, welche ihm die ſeinige erworben, denn wo Alles auf einmahl ſpricht, da verliert das Wort an Gewicht. England ſubſtituirte dem Principe der Abſtoßung jenes der Affinität und iſt dadurch von jenem hohen Standpunkte herabgeſtiegen, von welchem aus es durch Selbſtbeherrſchung auch den anderen Völkern Gebote vorſchrieb. Es iſt nicht mehr unabhängig, wie es geweſen, ſeine inſulariſche Exiſtenz iſt zu Ende. Das fremdländiſche Wort und die freie Preſſe, welche ihm als Werkzeug dient, haben eine Brücke geſchlagen, welche England's Schiffe nicht zu zerſtören vermögen. Wie England durch lange Zeit auf Frankreich gewirkt hat, ſo unterliegt es nun ſeinerſeits dem Einfluſſe der franzöſiſchen Bewegung. Die franzöſiſche Demokratie wiegt mit in der demokratiſchen Wagſchale der engliſchen Wage; ſie hat das Gleichgewicht aufgehoben und ganz England wird durch dieſe Verquickung mit dem Auslande in einer neuen Richtung fortgeriſſen, die es nicht gewählt hat. Die Bewegung, die es mit ſich

fortzieht, ist ihm von Außen gekommen und muß nothwendig seinen Verfall herbeiführen, denn kein Wesen, gleichviel ob Volk oder Regierung, kann die Elemente wahrhafter moralischer Kraft irgendwo anders als in sich selbst und in einer vollkommen unabhängigen Stellung finden." — Und nachdem nun die hohe Gefährlichkeit der politischen Nivellirungssucht trotz der gänzlichen Verschiedenheit der Lage und des Charakters zweier Staaten, wie England und Frankreich, dargethan worden, bemerkt der Verfasser mit gerechter Verwunderung: „Und dennoch will England, Angesichts des himmelweiten Abstandes in so verschiedenen Lagen, alle Völker zur Annahme seiner Formen aufrufen und sich den Anschein geben zu glauben, daß die freie Bewegung der öffentlichen Meinung zur Regierung der Staaten hinreiche! Aber sind denn seine Predigten wirklich aufrichtig gemeint? Indem es eine constitutionelle Tunika, die jedem Wuchse passen soll, als Banner aufpflanzt, ist es da auch arglos, wie Dejanira es war? Oder weiß es vielleicht, wie Nessus es gewußt, wie dieses Gewand Denjenigen, der es anzieht, fürchterlicher, verzehrender Flammenpein preisgebe? Sollten die berühmten Worte Cannings, jenes politischen Centauren mit einem Torykopfe und dem Rumpfe eines Whighs, nicht darauf hinweisen, daß England die geheime Kraft des Geschenkes, welches es machen will, recht gut kennt?*) Aber es mag nun in seiner Haltung Irrthum oder Absicht liegen, der Gang seiner Politik zeigt von dem Bewußtseyn, daß es auch seinerseits in eine neue Stellung gerathen sei, ohne daß sich daraus bereits entnehmen ließe, ob es sich auch die Ursachen dieser

*) Insofern hier jene provocirenden, den bewaffneten Liberalismus des Continents herausfordernden Worte des englischen Staatsmannes gemeint sind, bleibt wohl kein Zweifel über die vollkommene Kenntniß der latenten Kraft jenes Geschenkes übrig. Aber über die rückwirkende Potenz des letzteren mochte wohl jener Staatsmann in seines echt englischen Stolzes hochmuthiger Verblendung von eitler Täuschung befangen gewesen seyn. Und dennoch war es derselbe, mit Feuerbränden so unbedacht spielende Canning, der seiner Zeit so große Scheu vor der „Aufhäufung revolutionärer Zündstoffe vor der eigenen Thüre" trug und so beredt für die Aufrechthaltung der Alien-Bill zu plaidiren wußte.

Veränderung zu erklären wiſſe. Wie alle Menſchen, die ſich über ihren Zuſtand täuſchen, ſucht England das Uebel, an dem es zu leiden beginnt, dort, wo es nicht liegt; es wird daher, gerade ſo wie dieſe, auch zu dem unrichtigen Mittel greifen. — Die gegenwärtig in England am Ruder ſtehende Partei weiß es ſchon längſt nicht mehr recht anzufangen, um den politiſchen Einfluß wieder zu gewinnen, der ihr unter der Hand entſchlüpft, und ſie iſt keineswegs über die Gründe dieſes Verluſtes im Klaren. Dieſe Partei macht nun Propaganda durch ihre Diplomatie. Gleichförmigkeit der Inſtitutionen und Doktrinen iſt ein nothwendiges Erforderniß zu ihrer Alliance.“ — So iſt es gekommen, „daß Englands Einfluß heutzutage auf die Welt wie eine zerſtörende Kraft wirkt; er hat aufgehört, ſchützend und wohlthätig zu ſeyn, weil England nicht mehr Herr ſeiner ſelbſt iſt. Es iſt gefallen durch jenen ſündigen Uebermuth, der Alle zum Falle bringt, die ſich deſſen ſchuldig machen. Es hielt in ſeiner Hand einen Hebel von unermeßlicher Kraft; aber dieſer Hebel moraliſcher und geheimnißvoller Natur mußte ihm in dem Augenblicke entſinken, wo es einen offenſiven Gebrauch davon machen wollte. Andere Hände haben ihn aufgenommen und benutzen ihn heutzutage gegen England ſelbſt.“ — Konnte nun Englands politiſche Propaganda nicht verfehlen, ſelbſt auf Großſtaaten vom Range Frankreichs einen ebenſo verführeriſchen als gefährlichen Einfluß auszuüben, ſo mußte dieſe Lockung von doppelter verderblicher Wirkung für die Staaten zweiten und dritten Ranges werden. Englands Verfahren iſt in dieſer Beziehung geradezu unverantwortlich. „Die Staaten zweiten Ranges ſind zu ſchwach, um die aus dem doppelten Principe der Freiheit und der Oeffentlichkeit hervorgehende moraliſche Bewegung auszuhalten. Sie können nur gehorſame Trabanten werden. Sie aber als eine Art von Guerillas loszulaſſen, um ihre mächtigeren Nachbaren zu beunruhigen, ſie in einen ungleichen Kampf zu verwickeln, ohne ihnen Unterſtützung zu gewähren; heißt das nicht, ſie einer ſicheren Vernichtung preisgeben, oder doch mindeſtens der Demüthigung, ihre Exiſtenz bloß der Schonung des Siegers zu danken

zu haben?“ ... „Gleichwie die Gewalt der Whigpartei auf der Alliance mit den Mittelclaſſen beruht, welchen ſie gewiſſe Vortheile eingeräumt hat, ſo möchte ſie auch ihren politiſchen Einfluß auf den Schutz gründen, welchen ſie den Mittel- und Kleinſtaaten gewährt. Eine für dieſe Staaten ſelbſt ſehr gefährliche Politik.“ — „Die auf die Spitze getriebene conſtitutionelle Propaganda dieſer Partei compromittirt die Exiſtenz der Kleinſtaaten ohne Unterlaß, weil dieſe zu ſchwach ſind, um die von einer ſolchen Regierungsform unzertrennlichen periodiſchen Erſchütterungen zu ertragen. Dennoch möchte die Whigpartei ſie gerne um ſich ſchaaren, um ſie den Großſtaaten, deren Macht ſie fürchtet und welche ſie zu ſchwächen wünſcht, entgegenzuſtellen. Die Whigs glauben dieſen Zweck durch das Princip der Agitation zu erreichen, welches ſie ihnen einimpfen möchten; allein ſie täuſchen ſich. Die Agitation zerſtört die Körper, welche zu ſchwach ſind, ihr zu widerſtehen, und ſtärkt dafür diejenigen, welche kräftig genug ſind, um ſie in ſich aufzunehmen und zu aſſimiliren.“ — „Die fremden Völker ſind gar häufig nichts weiter, als die Spielmarken, mit welchen die engliſchen Miniſter ihr parlamentariſches Spiel markiren. Um aber dieſes Spiel mit Vortheil ſpielen zu können, bedürfen ſie ähnlicher Spieler im Auslande. Die conſtitutionelle Propaganda hat zum Zwecke, derlei Analogien dort zu ſchaffen, wo ſie noch nicht exiſtiren. Niemand war in dieſem Spiele geſchickter als Lord Palmerſton.“ — „Die engliſche Politik hatte mittlerweile ihren Gang dahin genommen, daß, während ſie den Genuß des Friedens daheim zu bewahren ſucht, ſie nach Außen die durch den Krieg eroberte Ueberlegenheit nur durch den Krieg ſichern zu können glaubt.“ „Lord Palmerſton hat gerechten Anſpruch auf ein Monument, welches beſagt, daß das engliſche Volk ihm die Löſung dieſes Problems zu danken habe; denn, wenn in England Friede herrſcht, ſo befinden ſich dafür alle Völker des Continents in einem faſt ununterbrochenen Kriegszuſtande. Oder iſt das etwa eine Epoche des Friedens, welche einen vierjährigen Bürgerkrieg zwiſchen Dom Pedro und Dom Miguel und einen ſiebenjährigen Bürgerkrieg

zwiſchen Don Carlos und den beiden Königinnen aufzuweiſen hatte?“ u. ſ. w.

Dieſe durchaus leidenſchaftsloſen und einer ebenſo reifen hiſtoriſchen Prüfung als tiefen politiſchen Einſicht entſprungenen Erörterungen dürften genügen, um das Gebahren Englands ſowohl während der Reſtaurationsperiode, als nach dem Umſchwunge der Dinge in Folge der Julirevolution in's helle Licht zu ſetzen und deſſen eigentliche Motive, zunächſt jene der Whigpolitik, außer Zweifel zu ſtellen. Sowohl in Anſehung der Principien als der Intereſſen hat es mit den Parteien der conſtitutionellen Länder ein ſeinen Strebungen zuſagendes Spiel getrieben, ohne die ganze Tragweite des letzteren, viel weniger die unausbleiblichen Rückwirkungen übermächtig dominirender Einflüſſe bei der doch trotz alledem und alledem unläugbaren Abhängigkeit Englands vom Continente zu berechnen. Daß die Länder der pyräneiſchen Halbinſel, deren politiſche Parteien ein gefügiges Werkzeug in der Hand des fremden Herrn und Meiſters wurden, unter jenem doppelten Einfluſſe der Principien und Intereſſen zunächſt in's fühlbarſte Mitleiden gezogen worden, liegt in der Natur der Sache und iſt hauptſächlich durch den Umſtand erklärlich, daß der inneren Bewegung und Aufregung nach dem Verluſte der Colonien nicht nach Außen eine hinlänglichen Spielraum gewährende Expanſion entſprach, da es doch ein hiſtoriſcher Erfahrungsſatz iſt, „daß die politiſche Freiheit die Bedingungen ihrer Dauer nur in der Freiheit der Ausdehnung zu finden vermag und bei dem Verluſte derſelben nicht nur ſich ſelbſt zerſtört, ſondern zuletzt den Staat zu entgegengeſetzten Principien führt.“ Das Geheimniß der Kraftentwicklung, der Proſperität und jener Fülle von Macht und Reichthum Englands, welche vielfach bewundert, angeſtaunt und beneidet, lediglich als das Ergebniß ſeiner Verfaſſung angeſehen werden, das Geheimniß des glücklichen Ueberſtehens ſo vieler innern Stürme, Gefahren und fieberhaften Bewegungen, das Geheimniß endlich der Möglichkeit des zwei Jahrhunderte langen Beſtandes eines Compromiſſes der Parteien, das an die Stelle des früheren

Bürgerkrieges getreten und ſo lange das Schauſpiel eines förmlich geregelten parlamentariſchen Kampfes dargeboten: dieſes Geheimniß lag faſt ausſchließlich in der Freiheit möglichſt größter Expanſion und in der Weite des vom Ocean gebildeten, jedes Uebermaß von Thätigkeit und Bewegung ſicher ableitenden Spielraumes, desſelben Oceans, dem England zugleich ſeine inſulare Lage und die außerordentlichen Vortheile ſeiner glücklichen Iſolirung und in ihren Wirkungen großartigen Abgeſchloſſenheit zu verdanken hat. Aber eben dieſem augenfälligen Beiſpiele Englands gegenüber iſt das geſchichtliche Axiom doppelt lehrreich und beherzigenswerth, „daß die auf ſich ſelbſt zurückgedrängten Staaten alle untergegangen, ohne zur Entwicklung gelangt zu ſeyn, diejenigen aber, welche ſich entwickelt hatten, an dem Verluſte oder der Emancipation ihrer Colonien verbluteten.“ Zeuge deſſen die Geſchichte Venedig's, Genua's und der Niederlande. Wie nun aber, wenn England, im offenbarſten Widerſpruche mit ſeinem eigenen Exiſtenzprincipe und ſeiner ganzen Vergangenheit, einerſeits ebenſo ſehr bemüht iſt jenem Ausdehnungsbedürfniſſe alle Wege zu verrennen, als andererſeits fortfährt, die einer ſo nothwendigen Expanſion beraubten Staaten durch ſeine zum mächtigen politiſchen Syſteme erwachſene Thätigkeit zur Freiheit zu berufen? — Die Folgerungen liegen nahe genug. Will England ehrlich ſeyn, ſo muß es ſich, wie der Verfaſſer, deſſen gründlicher und überzeugender Argumentation wir bisher in wohl überlegter Abſicht gefolgt ſind, mit Recht bemerkt, für die Alternative entſcheiden: „entweder aufhören, Europa durch alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel zur Annahme der freieſten Regierungsformen anzueifern, wenn es zugleich fortfährt der Entwicklung der Seekräfte und des Seeverkehrs Europa's ſich zu widerſetzen, denn ſonſt bekommt letzteres bloß die Convulſionen der Freiheit ohne deren Vortheile; oder es muß, wenn es nicht davon abſteht, alle Völker zur Freiheit zu berufen, der von dieſer Freiheit nothwendigerweiſe erzeugten Bewegung alle Wege öffnen.“ — Die Gefahren dieſer inneren Bewegung ohne hinlängliche Ausdehnung und Ableitung nach Außen werden durch

den Antagonismus der Kräfte, durch den Gegensatz der Bildungsgrade und der sonstigen socialen Elemente nur noch mehr gesteigert, wie dieß das Beispiel der Länder der pyräneischen Halbinsel leider nur zu auffallend zeigt, wo der Bürgerkrieg faktisch bis zur Stunde nicht aufgehört hat und die einzelnen Pausen des Parteikampfes Waffenstillständen gleichen, die nicht einmal die provisorische Ruhe bestimmter Aufkündigungstermine gewähren. Sind also die genannten Länder durch die Annahme der von England so sehr empfohlenen politischen Formen glücklich geworden? Und konnten sie es bei der so großen Verschiedenheit der Umstände, der Civilisationsstufe, der Sitten, Bedürfnisse, des Charakters und der Leidenschaften werden? Sie konnten es um so weniger, als selbst liberale Schriftsteller nicht umhin können, diese diametrale Verschiedenheit, obgleich nach der Auffassungsweise eines Alles nivellirenden und auf der „breitesten Basis" des Demokratismus stehenden Radikalismus, einzugestehen. „Wohl schieden sich die Parteien" (in Spanien und Portugal) schreibt ein moderner Historiker des Revolutionszeitalters, „ihrem innersten Wesen gemäß gerade wie im übrigen Europa nach dem Grade und der Abstufung ihrer politischen Grundsätze, in Liberale und Conservative, aber nach Außen hin spielten noch immer dynastische Interessen die Hauptrolle; es handelte sich, ob dieser oder jener den Thron besteigen, ob die Erbfolge der männlichen oder weiblichen Linie zufallen, ob Portugal von Dom Miguel oder Donna Maria, Spanien von Don Carlos oder Isabella regiert werden solle; in der Gegenwart aber soll es sich nicht darum, sondern um die Einführung der Volksherrschaft, um den Bruch mit den alten dumpfen Mächten, die den lichten Geist der Menschheit gefesselt, das Bewußtseyn gebunden halten, handeln. Der Grund dieser trüben Auffassung moderner Verhältnisse liegt in dem Mangel an der modernen Bildung, der in Spanien und Portugal herrscht, in der geringen Vertrautheit mit dem neuen Geiste, der allerdings dort, wo Orangen blühen und Cypressen grünen und die verschwenderische Natur die Bedeutung der Arbeit herab-

geſetzt hat, ſchwieriger fortkommt, als in den nordiſchen Eichen- und Lindenwäldern, welcher in Ländern, wo der Beſitz den größten Theil ſeiner Geltung verliert, ſich nur mühſelig acclimatiſirt. So in Portugal." Trotz dieſer offen eingeſtandenen klimatiſchen, ethnographiſchen und nationalen Verſchiedenheit, trotz allen ganz anders gearteten und auf nichts weniger als demokratiſche Einrichtungen und Verfaſſungsgeſtaltungen hinwirkenden Bedingungen ſoll es ſich dennoch auch unter ſolchen Natur- und hiſtoriſchen Conjunkturen um nichts anderes als nur um die Ideale einer modernen Volksherrſchaft ex professo handeln, denn ſo wollen es nun einmahl die Fetiſchanbeter des Zeitgeiſtes und Viſionäre der allein ſelig machenden Volksbeglückungstheorie kraft jener ſelbſt arrogirten Machtvollkommenheit, die mit der behaglichſten Nachahmung des ſonſt ſo verrufenen abſolutiſtiſchen: „Car tèl est notre plaisir" kein Bedenken trüge, aller Welt jene gewiſſe breiteſte Baſis zu octroyiren. Wenn nun Perſönlichkeiten, wie Dom Miguel, von entgegengeſetzten Anſchauungen ausgehend, dem Drange der Verhältniſſe und maßgebenden Antrieben einer mächtigen Partei folgend, ſich mit der vollen Glut der Leidenſchaft und der rückſichtsloſen, durch den beſtimmenden Einfluß wichtiger Umſtände rückſichtslos gewordenen Energie eines ungeſtümen Charakters in die von agitirenden Kräften fremder Potenzen gelegte Breſche werfen; wenn ſie, vom eigenen Feuer fortgeriſſen und ſowohl durch die Art des Widerſtandes, als durch die Methode des Kampfes zur Wuth entflammt, über Trümmer und Leichen fortſtürmen um den Gegner im eigenen Lager zu erreichen und zu vernichten: dann brandmarkt ſie die Geſchichtſchreibung des nicht weniger erbitterten und von vorn herein das Aeußerſte wagenden Feindes allerdings als „blutdürſtige, rohgrauſame Tyrannen und beinahe wahnſinnige, von dämoniſchen Einflüſſen beherrſchte Charaktere;" aber hat ſie auch das volle, unbeſtreitbare Recht zu ſolcher Denunziation gegenüber der unparteiiſch richtenden Nachwelt? hat ſie dieß Recht, Angeſichts der eingeſtandenen Thatſache, daß trotz

allem Aufgebote feindseliger Kräfte, trotz aller angeblich begangenen Grausamkeiten und Gewaltthaten dennoch das Innere des Landes bis zum letzten Augenblicke fest an Dom Miguel hing und daß es erst der vereinigten Macht Dom Pedros, Christinens von Spanien, Englands und Frankreichs bedurfte, um Dom Miguel bei Santarem zu entwaffnen? Es fällt uns nicht im Entferntesten ein die Stelle des Apologeten Dom Miguels zu übernehmen; aber hoffentlich ist man eine umsichtigere Prüfung der Thatsachen und Verhältnisse, wenigstens den Versuch einer psychologischen Deutung des Geschehenen der historischen Gerechtigkeit schuldig, ehe man zum unbedingten Ankläger wird. Die Devise allein, die damals England an seine parlamentarische Fahne schrieb, war hinreichend, das ganze conservative Europa in Harnisch zu jagen, geschweige denn erst einen Charakter von so leidenschaftlicher Glut und nicht zu mäßigendem Ungestüm, wie Dom Miguel. —

Für unsere biographische Aufgabe ist eine prüfende Rückschau auf die Zustände der pyräneischen Halbinsel zu Ende des 2ten Decennium's unseres Jahrhunderts und unmittelbar vor dem Ausbruche der Julisrevolution, ein tieferer Einblick in die damalige Lage Europa's und in die wechselseitige Stellung der Mächte, so wie eine Betrachtung der wirkenden Kräfte und herrschenden Gegensätze wichtig und lehrreich. Es ist bezeichnend für die Vergangenheit und den politischen Entwicklungsgang des verewigten Fürsten, daß seine staatsmännischen Lehr- und Wanderjahre gerade in jenen ganz eigenthümlich bewegten, eine neue Aera der europäischen Geschichte vorbereitenden Zeitraum fallen und daß es dem jungen Ritter der Politik beschieden war, seine diplomatischen Sporen gerade in einer so merkwürdigen Krise, ja gerade inmitten der Bewegung einer so ereignißschwangeren Phase zu verdienen. Die Eigenthümlichkeit des Zusammentreffens der Umstände wird überdieß noch durch die besondere Fügung erhöht, die es wollte, daß der Fürst nach Vollendung seiner portugiesischen Mission, die so vieles zur Erkenntniß englischer Expansivkraft beitragen mußte, die weitere Richtung seiner politi-

schen Wallfahrten über London und nachgerade über Paris einschlug, jene beiden Ausgangspunkte der wichtigsten politischen und socialen Metamorphosen auf der europäischen Weltbühne im laufenden Jahrhunderte, um an Ort und Stelle die Wehen der kreißenden Zeit zu beobachten und den seltsamen Offenbarungen des Zeitgeistes zu lauschen. Läßt sich gleich auf die ersteren nicht das bekannte Gleichniß vom kreißenden Berge und von der daraus hervorgehenden lächerlichen Maus anwenden, da in der That der Charakter sowohl jener Zeit als unserer eigenen nächsten Vergangenheit ein selbst für den Humor viel zu ernster ist, so sind doch auch nicht die vielen Lächerlichkeiten in Abrede zu stellen, die sich neben den zu Tage gekommenen gräulichen Monstruositäten der Erbärmlichkeit, des Verbrechens und Wahnsinns hervorgethan und mit tragikomischer Petulanz Raum für sich begehrt haben. Die Offenbarungen des Zeitgeistes betreffend, so befand sich der Fürst in den beiden obengenannten Weltstädten sowohl vor dem Jahre 1830, als unmittelbar im selben an der rechten Stelle, nicht nur um von der Rostra der Zeit sturmverkündende Tribunenreden über Staats-, Völker- und Naturrecht zu vernehmen, sondern auch die faktische Anwendung jener Doktrinen mit eigenen Augen zu sehen. Selbst angenommen, daß jene Anschauungen und Erfahrungen nicht augenblicklich ihren eisernen Griffel in das Gemüt des jungen Mannes gegraben hätten und die schwer lastende Wucht der Ereignisse nicht im Stande gewesen wäre, gleich damals die geistigen Springfedern des lebensfeurigen Cavalier's unter das Joch gewichtiger Erwägungen zu beugen; so waren die empfangenen Eindrücke doch mächtig genug, um wenigstens unsichtbare Furchen in der Seele des reichbegabten und susceptibeln Jüngers der Staatskunst zu ziehen und mit leise waltenden Händen jene Keime hineinzustreuen, die in späterer Zeit unter analogen Verhältnissen, begünstigt von entscheidenden Umständen und unabweislichen Einflüssen, zur fruchtbringenden Saat erwachsen sollten. Zu viel und zu Bedeutsames hatte der Fürst an der Themse und Seine selbst erlebt und geschaut und zu gesättigt mit ereignißschwangeren Zukunftstoffen war die Atmosphäre,

die er dort eingeathmet, als daß irgend eines der Grundelemente von dem dort Empfangenen auf die Länge hin hätte verloren gehen können, ohne ſich zu gelegener Zeit zu richtiger Erkenntniß abzuklären. Das eben iſt ja das Eigenthümliche und Unerſetzliche der Erfahrungen, daß ſie — bei urſprünglich vorhandener und glücklich vermittelnder Empfänglichkeit — mit ſtill wirkender Macht in das Innere dringen und äußerlich unmerkbar ſo lange den geiſtigen Boden bearbeiten und befruchten, bis eines Tages die Reſultate dieſer unſichtbaren Thätigkeit im hellen Bewußtſeyn zu reifenden Saaten aufſchießen. Daß übrigens bereits während des Pariſer Aufenthalts nicht nur die Eindrücke der Gegenwart in dem Bewußtſeyn des Fürſten Wurzeln geſchlagen hatten, ſondern auch die kommenden Ereigniſſe ihren dunkeln Schatten in ſeinen ahnenden Geiſt warfen, dafür ſind einige Anhaltspunkte vorhanden. Möchte man daher auch jene Londoner und Pariſer Wahrnehmungen und Eindrücke nicht als eigentliche „Studien" in der ſtrengen Bedeutung dieſes Wortes gelten laſſen wollen, ſo war doch damit der unſchätzbare Talisman der Erfahrung gewonnen und es kam nur auf Zeit und Gelegenheit an, die ihm innewohnende Kraft zu entfalten. Beide hatten ſich achtzehn Jahre ſpäter im ausreichenden Maße gefunden. Ob inmitten jener früheren, ſo moment- und lehrreichen Erlebniſſe wohl eine ſtille Ahnung von einem perſönlichen Antheile an kommenden großen Ereigniſſen in der Seele des Fürſten aufgedämmert, wir wiſſen es nicht; dürfen aber vorausſetzen, daß er bei dem Rückblicke auf Vergangenes und bei der Fernſicht auf Zukünftiges keinen Augenblick in der Wahl der zu ergreifenden Partie geſchwankt. Als ihn die Fluth der Ereigniſſe in ihre kreiſenden Wirbel geriſſen, oder als er ſich vielmehr freiwillig in die toſende Strömung der Zeit geſtürzt, um mit mächtigem Arm die hochgehenden Wogen zu theilen und zu beherrſchen, da gebrach es allerdings an Muße, ſeine innerſten Gedanken über früher gewonnene Erfahrungen und die gegenwärtige Lage anders als durch raſches und entſcheidendes Handeln aufzuſchließen; aber wir dürften kaum in der Annahme irren, dieſelben im Allgemeinen unter den gleichen Geſichtspunkt ſtellen zu

müssen, von dem auch die Anschauungen desselben Oesterreich'schen Staatsmannes ausgegangen, dem wir weiter oben nicht ohne wohlbegründete Absicht mehrere der maßgebendsten Leitgedanken über continentale Politik und deren Lebensbedingungen entlehnt. Vermögen wir gleich durch einen solchen Versuch nicht die fehlenden Memoiren des Fürsten zu ersetzen, so glauben wir doch in jenen leitenden Ideen über eine wahrhaft conservative Politik, gegenüber den Doktrinen eines revolutionären und destruktiven Liberalismus, ein Surrogat des Vermißten zu besitzen, das der verewigte Fürst, von seinem großösterreichischen Standpunkte aus, keinen Augenblick Anstand genommen hätte, als den Ausdruck seiner eigenen Ueberzeugung zu unterschreiben. —

Auf der Rückkehr aus dem unter den damaligen Umständen nichts weniger als poetischen Vaterlande des Dichters der Lusiade trug unseren Fürsten eine englische Fregatte nach Falmouth, von wo er nach London, seinem nunmehrigen Bestimmungsorte, eilte. Er war dortselbst der Oesterreich'schen, damals von einem oft- und vielgenannten Fürsten glänzend vertretenen Mission als Gesandtschaftscavalier zugetheilt worden. In der That hätte Fürst Felix unter keinen für die Entwickelung und auf lange hinaus bedeutsam gewordene Neugestaltung der inneren Zustände England's, so wie für die Fortsetzung politischer Erfahrungen interessanteren Umständen Albion's Boden betreten können. Es war ihm, dem jungen Fürstensohne und angehenden Staatsmanne eines streng monarchischen Staates, vorbehalten, im eigentlichsten Sinne des Wortes das letzte Toryministerium England's, die Abendröthe des historischen Old-England's, den völligen Bruch einer mit Gewalt herandrängenden neuen Gegenwart und derselben dicht auf dem Fuße folgenden bewegten Zukunft mit einer merkwürdigen, aus stürmischen Kämpfen siegreich hervorgetretenen Vergangenheit mit eigenen Augen zu schauen und an den sichtbaren Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen Betrachtungen der lehrreichsten Art zu knüpfen. Bekanntlich hatte bald nach Canning's Tode, nämlich schon zu Anfang des Jahres 1828, das Ueber-

gangsminiſterium Goderich dem Torykabinete Wellington-Peel Platz gemacht, nicht ohne demſelben mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten England's zugleich die offene Wahlſtätte eines erbitterten Meinungskampfes, die Vertheidigung der ſo vielbewunderten und beneideten Verfaſſung Altengland's und die Beſchwörung von heranziehenden ſchweren Gewittern zu überlaſſen. Vergegenwärtigt man ſich die damalige Zeitlage, läßt man die Ereigniſſe der Reſtaurationsperiode, namentlich die auf den verſchiedenen Punkten des geſammten Continents zu Tage getretenen und von den Whigiſtiſchen Enragé's England's mit unverhohlenem Eifer begünſtigten Revolutionsausbrüche nicht außer Betracht, und faßt die zu Ende der zwanziger Jahre in der politiſchen Atmoſphäre durch Anhäufung entzündlicher Stoffe vorherrſchende Spannung in's Auge; ſo wird man bei dem rührigen Contakt der freiſinnigen Partei England's mit dem Liberalismus des Continents, den endlichen Conflikt des ſogenannten „fortgeſchrittenen Völkerbewußtſeyn's mit dem Irrationalen im Staatsleben" ſelbſt auf dem glücklich geprieſenen Boden des „meerumgürteten und freien Albion's" um ſo begreiflicher finden, als ſich die Fülle des im engliſchen Staatsleben allerdings thatſächlich vorhandenen „Irrationalen" nachgerade in auffälligſter Weiſe kundgegeben und ein Gefühl erzeugt hatte, das allgemach die ganze Stufenleiter unangenehmer Stimmungen vom grämlichen Mißbehagen bis zur lauteſten Unzufriedenheit durchlaufen hatte. Von welch' hoher Achtung man immerhin für die politiſchen Inſtitutionen England's, wie es war, erfüllt ſeyn möge, wie hoch man auch das hiſtoriſche Gepräge ſeiner Staatsform, ſeiner ſocialen Einrichtungen und jener Traditionen anſchlage, die unter die geheiligte Macht ihrer allſeits anerkannten Autorität lange hin ſelbſt die Leidenſchaft des Parteikampfes wie unter eine feſte Regel und unantaſtbare Satzung beugten; ſo kann man doch nicht vor jenen graſſen Uebelſtänden und Mißverhältniſſen, jenen zähen Vorurtheilen und verwitterten Eruditäten das Auge verſchließen, wie ſie als verjährter Niederſchlag des im Fluſſe plötzlich erſtarrten, oder durch ein unverbrüchliches Compromiß der Parteien

endlich zum Stillſtande genöthigten Lavaſtromes der Revolution zurückgeblieben waren, woran das engliſche Staatsleben bereits lange als an rauhen, weit mehr den unveräußerlichen Menſchenrechten, als dem „fortgeſchrittenen Völkerbewußtſeyn“ widerſprechenden Incompatibilitäten krankte, und wie ſie in keinem civiliſirten, mindeſtens in keinem chriſtlichen Staate länger Beſtand haben konnten, am wenigſten in einem Staate, wie England, den ſeine außerordentliche Weltſtellung und alle Bedingungen ſeiner Exiſtenz mit der Macht der Nothwendigkeit zur Entfaltung aller Kräfte und Hülfsmittel und zu dem praktiſchen Bekenntniſſe eines Cosmopolitismus trieben, deſſen Grundſätze und Conſequenzen auf die Länge hin ſchlechterdings nicht die Herabwürdigung einer ganzen Claſſe von Staatsbürgern zum rechtloſen Paria geſtatten und ebenſo wenig bei der unaufhaltſamen Verwandlung der ſocialen Verhältniſſe und einer unermeßlich geſteigerten Thätigkeit nach Innen und Außen eine unproportionale Vertheilung der politiſchen Rechte dulden konnten, der enormen Contraſte zwiſchen Reichthum und Armuth unter den nichts weniger als heilbringenden Auſpicien einer ſtolzen und kalten Staatskirche nicht zu gedenken. Es kann nicht unſere Abſicht ſeyn, das Bild jener incruſtirten Zuſtände England's im Detail auszumahlen, die ſich als das hiſtoriſche Inventar einer eigenthümlich gearteten und leidenſchaftlich bewegten, mitten in der Bewegung aber durch eine der merkwürdigſten Parteitransaktionen gehemmten Vergangenheit auf die Folgezeit vererbt hatten, nun aber durch ein unausgeſetztes Unterzünden und Schüren der Altliberalen, noch mehr aber einer neuen, über das Programm der letzteren weit hinausgehenden Fraktion von Freigeſinnten neuerdings in Fluß geſetzt werden ſollten. Die begeiſterten Panegyriker der endlich durchgeſetzten Reformen im politiſchen Leben England's, die Panegyriker auf dem Continente haben bereits in vielfältigen Abhandlungen über die alten verrotteten Zuſtände England's den Stab gebrochen und es genügt, von dieſem einmüthigen Verdammungsurtheile Akt zu nehmen. Der Conſervatismus Alt-England's hatte ſich überlebt und ſeine ſchönſte Zeit lag bereits hinter

ihm, als der bereits in den achtziger Jahren des vorigen Säculums laut gewordene und von Chatham befürwortete Ruf nach Reformen als drohender Schrei erſchollen und ſich die Fäuſte zum lärmenden Pochen an die Pforten des Parlamentes ballten. Immerhin verdient die Geſchichte der neuen Reformbewegung in England ein ernſtes und nachdenkendes Studium, und wär' es auch nur, um dieſelbe der bombaſtiſchen Ausſchmückung ihrer continentalen Bewunderer zu entkleiden und die Thatſachen auf das normale Maß der Wahrheit zurückzuführen. Wenn dieſe Lobredner nicht Worte genug zur Verherrlichung der Geneſis jener Reformen, der Art und Weiſe des Zuſtandekommens und des endlichen Sieges finden, wenn ſie nicht genug die politiſche Einſicht in das allgemeine Wohl rühmen zu können glauben, „die ſich bis jetzt noch immer ſtärker erwieſen hat, als jedes Parteiintereſſe, daß kein Stand, keine Corporation es wagen darf, auf die Länge hin dem Fortſchritte mit blinder Hartnäckigkeit und verwegenem Trotze, auf brutale Gewalt geſtützt, ſich zu widerſetzen, wie auf dem Feſtlande"; wenn ſie triumphirend hervorheben, „die öffentliche Meinung habe ihren Siegesmuth ſo weit getrieben, die ärgſten Feinde der öffentlichen Reformen zu zwingen, ſich an die Spitze derſelben zu ſtellen, mit der eigenen Partei, mochten ſie mit ihr durch ſelbſtſüchtige Intereſſen noch ſo eng verbunden ſeyn, zu brechen und wider Willen der öffentlichen Meinung zu huldigen"; dann ſollten ſie auch, um dieſes helle Siegesgemählde durch keine grellen Schlagſchatten zu trüben, die Blätter aus jener Reformgeſchichte entfernen, die von Parlamentsſkandalen, Agitationen, armeeartigen Aſſociationen, Zuſammenrottungen, Aufruhrverſuchen, Mordbrennereien u. dgl. Argumenten der öffentlichen Meinung mehr berichten. Es iſt doch wohl nur Ironie, ſolchen „friedlichen Mitteln" gegenüber zu ſagen: „endlich habe die Majorität im Parlamente eingeſehen, daß nur die Gründung einer volksthümlichen Regierung den Staat vor weiteren Erſchütterungen bewahren könne", und weiterhin zu bemerken: „nachdem ſelbſt im Parlamente den Ariſtokraten mit dem Schickſale des franzöſiſchen Adels in der Revolution gedroht

worden, wagten es auch die Lords im Oberhauſe nicht mehr, aus Furcht vor dem Volksgrimme, die Reform offen anzugreifen." Angeſichts alſo der „hereinragenden Revolution" waren die Reformen in England zu Stande gekommen, und durch ſolche Beweismittel wurden die Gegner der Reformen vermocht, „ſich an die Spitze derſelben zu ſtellen." England hatte der bitteren Früchte der Revolution genug gekoſtet, um kein neues Gelüſte nach den Beſcherungen derſelben zu fühlen und dasſelbe, zumahl jener Theil England's, der am meiſten zu verlieren hatte, beſaß Einſicht genug, zu begreifen, was ein revolutionärer Orkan im Innern bei der inſularen Abgeſchloſſenheit des Staates für England zu bedeuten haben würde. Es hatte eben bewieſen, daß es etwas gelernt und nichts vergeſſen hatte. Daher jene nothgedrungenen Conceſſionen, jener Sieg der Reformen, den die Liberalen des Continents nicht verfehlten, ſofort als Feldgeſchrei auch an ihre Fahnen zu ſchreiben. Nicht mag geläugnet werden, die dicke und athembeklemmende Atmoſphäre England's war von ſtickſtoffhältigen und geſundheitwidrigen Beſtandtheilen befreit worden und die ſucceſſiven Gewitterentladungen hatten das Einſtrömen reineren Aethers begünſtigt; aber neben dem athemerleichternden Sauerſtoffe waren auch Elemente mit in dieſelbe eingedrungen, die ihrer Natur nach nicht ſowohl nothwendige Bedingungen der freien Reſpiration und der Leuchtfähigkeit, als vielmehr ſelbſt brennbare Stoffe ſind. Das wurde von den hartnäckigen Gegnern der Reform nicht verkannt, daher auch der lange Kampf und zähe Widerſtand, wie ſehr man auch von der Unvermeidlichkeit umſtaltender Schritte längſt im Stillen überzeugt ſeyn mochte; aber man zögerte bei der Unberechenbarkeit der Tragweite des einmahl Begonnenen mit der Initiative, ſo lange als möglich an dem alten Parteicompromiſſe feſthaltend. War England endlich einmahl auf dem Punkte angekommen, wo ſich kein Staat auf die Länge hin den unerläßlichen, durch ſeine innere Entwickelung und den maßgebenden Einflüſſen der Zeit zufolge gebotenen Modifikationen ſeiner Geſetzgebung und organiſchen Einrichtungen entziehen kann, wenn er nicht auf eine der

mächtigſten Lebensfunktionen — Bewegung — verzichten und in einen Zuſtand des Marasmus verſinken will; ſo mußte es dem Gebote der Nothwendigkeit gehorchen und der Vollzug war nur ein Geſchehen deſſen, was es nicht laſſen durfte. So weit ſteht kein Staat des europäiſchen Continents an Einſicht hinter England, dem geprieſenen Eldorado der Freiheit und politiſchen Weisheit, zurück, um am Ende zu unterlaſſen, was er ſeiner eigenen Exiſtenz und Erhaltung ſchuldig iſt und wozu er durch die zwingende Macht ſeiner Vitalität getrieben wird. In dieſem Sinne gibt es allerdings keine Stabilität, der flüſſige Inhalt verändert die beweglichen Formen und die neuen Geſtaltungen tragen das Gepräge einer inneren Nothwendigkeit. Kaum dürfte ſich in dieſer Beziehung ein geordneter und ſelbſtbewußter Staat finden, der nicht in einem ſucceſſiven Reformationsproceſſe ſeiner Zuſtände und Verhältniſſe begriffen wäre, wenn es gleich dabei auf die Unterſchiede der quantitativen und qualitativen Grade jenes Proceſſes ankommen mag, je nach der ſpezifiſchen Natur, Größe und Weltſtellung des betreffenden Staates. England iſt demnach nicht das einzige Prototyp ſtaatlicher Reformen. Aber es gibt allerdings eine Stabilität des oberſten und eigenthümlichen Lebensprincipes jedes Staates, die eigentliche unwandelbare Staatsidee, unter deren ſchützender Aegide ſich alle Veränderungen modificirbarer Formen vollziehen, ohne daß ſie ſelbſt dabei angefochten und in einen Umwandlungsproceß mit hineingeriſſen würde, der nur der einer Zerſetzung ſeyn könnte. Darin iſt auch der Unterſchied der eigentlichen Reformen und der Revolution begründet und in der richtigen Würdigung dieſes Unterſchiedes iſt auch die politiſche Einſicht und unſtreitig in ihrer Art einzige Mäßigung der alten Parteien England's zu bewundern, womit ſie den gähnenden Abgrund der Revolution ſchloſſen und den Kampf mittelſt eines poſitiven Compromiſſes von der blutigen Wahlſtätte auf einen geſetzlich geregelten Boden verlegten, ohne den herandrängenden Maſſen einen anderen Standpunkt, als außerhalb der Tournierſchranken zu geſtatten. Das iſt unverkennbar die merkwürdigſte und beiſpielvollſte That in der

englischen Geschichte, größer und nachahmungswürdiger, als selbst die bedeutsamsten Reformen, die sich nach eigenen Gesetzen vollziehen. Leider hat man für diese historische Thatsache, die zugleich eine ewig lehrreiche Wahrheit und Moral einschließt, außerhalb England's nur ein geringes Verständniß; daher die Begriffsverwirrung und der Phrasenschwulst im politischen Jargon. Indessen konnte jene alte Parteitransaktion dem Loose der Endlichkeit nicht entgehen, um so weniger, als sie, auf ganz unbestimmte Dauer abgeschlossen, den von Außen auf sie stoßartig einwirkenden Oppositionseinflüssen und dem brandenden Anprall der stündlich wachsenden Fluth des Neu-Liberalismus auf die Länge nicht zu widerstehen vermochte, wie hartnäckig auch der Tory-Conservatismus als unerschütterlicher Fels im Sturme zu trotzen schien. War gleich über jenen, im wohlverstandenen Interesse einer klugen Erhaltungspolitik abgeschlossenen Parteivertrag mehr denn ein Jahrhundert hingegangen; seiner innersten Natur nach konnte er doch nie seinen revolutionären Ursprung verläugnen, und jedes heftigere Aufflammen der Parteileidenschaft, jedes über die gezogenen Schranken des parlamentarischen Kampfplatzes hinaustönende Waffengetöse mußte an jenen Ursprung erinnern. Die Fiktion der glücklich beschworenen und in feste Ufer eingedämmten Revolution konnte nur so lange währen, als die fluktuirende Strömung im hinlänglich tief genug gegrabenen Bette einen natürlichen Ablauf fand, in geschickt angelegten Seitenarmen und Canälen abgeleitet wurde und man durch Schleußen und Dämme dem Eindringen der draußen wogenden See zu wehren verstand; als aber diese Vorsicht von der kühneren und stets mit übereiltem Eifer in's Weite hinausdrängenden Partei mißachtet wurde und man der hemmenden Schranken zu spotten anfing, als unbesonnene Hände die Schleußen zu öffnen und Dämme einzureißen begannen; da mußte sich das Schicksal erfüllen. Die Thatsachen seit der Katolikenemancipation im J. 1829 und der Parlamentsreform im J. 1832 sind bekannt und bedürfen weder in ihren Ursachen noch in ihren Consequenzen einer Erörterung. Selbstverständlich konnte Alt-England das Zustandekommen dieser wichtigen,

den ganzen inneren Organismus verändernden und das Gleichgewicht der bisher waltenden Kräfte verrückenden Umstaltungen nicht überleben, und das Triumphlied der Sieger wurde zugleich sein Grabgesang. Mit seinem Hinsinken traten aber auch all seine Blößen, alte Schäden und blutenden Wunden grell zu Tage und es fehlte nicht an geschäftigen Händen, sie mitleidlos unverhüllt der Welt zu zeigen. Daß es den treuen Paladinen Old-England's — den Tory's — vorbehalten war, den Leichendienst zu versehen, bildet eben ein umflortes Blatt dieser politischen Tragödie. Der Hereinbruch der Katastrophe gerade unter einem Toryministerium erhöht den tragischen Schauer, so wie die Felonie jener bekannten Toryfraktion im entscheidenden Augenblicke, die in's feindliche Lager überging, statt sich unter den Trümmern des stürzenden alten Gebäudes mitbegraben zu lassen, die Katastrophe beschleunigen half. Das ist es, was die Liberalen siegestrunken unter dem „gezwungenen sich an die Spitze Stellen der erbitterten Gegner der Reformen" verstehen. Nicht übersehen jedoch darf werden, wie lange die treuen Verfechter der alten Bundeslade im Kampfe Stand hielten, welch' zähe Beharrlichkeit sie in richtiger Würdigung der kommenden Gefahren den Gegnern entgegensetzten und wie viel doch eigentlich England diesem arg verketzerten Widerstande zu verdanken hat, wenn es anders Dank dafür weiß, trotz der gewaltigen Veränderung seiner inneren Lage noch nicht dem Radikalismus verfallen zu seyn. — Der Macht der Verhältnisse weichend, hatten die Tory's capitulirt und ihren alten Gegnern das Feld geräumt. Indessen hatten sich die letzteren nur eines kurzen Triumphes zu erfreuen, denn auch ihr Schicksal war bereits besiegelt. Mit dem errungenen Siege hatten sie ihre Mission erfüllt und nur zu bald wurden sie es inne, daß über ihre politische Hinterlassenschaft bereits zu Gunsten anderer, und zwar lachender Erben, verfügt war. Es trat jetzt in England jene Zersetzung der alten politischen Parteien ein, die ganz neue Elemente der Gesellschaft auf die Oberfläche warf, ganz neuen Potenzen zum Durchbruche verhalf und wohl noch so lange währen wird, bis die letzten historischen Reste der alten Ver-

hältniſſe aufgezehrt ſind. Wenn ſich der politiſche und ſociale Auflöſungsproceß diesſeits des Canals viel raſcher und ungeſtümer vollzog, ſo liegt dieß einestheils in der Verſchiedenheit der nationalen Charaktere, zumeiſt aber in dem langen und nachhaltigen Widerſtande Alt-England's gegen die franzöſiſchen Revolutionsideen. Mit Grund und nicht ohne freudige Genugthuung bezeichnen daher auch die Wortführer des modernen Liberalismus „die Parlamentsreform auch für England als den Beginn jenes Proceſſes, in welchen der weſtliche Continent Europa's ſchon ſeit der erſten franzöſiſchen Revolution eingetreten, den Uebergang der Herrſchaft in der politiſchen Geſellſchaft von den privilegirten Ständeklaſſen auf die arbeitſame Mittelklaſſe, zwar mit ſchonender Beibehaltung älterer ariſtokratiſcher Formen, weniger ſchroff und gewaltſam, als im benachbarten Frankreich, aber dafür mit größerem ſittlichen Ernſt" (das will wohl ſagen: ohne Barrikaden und Blutvergießen) „und auf weſenhaftere Intereſſen gebaut, als irgend anderwärts".... „Das Uebergewicht der grundbeſitzenden Ariſtokratie ward durch die Annahme der Reformbill zerſtört, ohne daß auch nur die geringſte Hoffnung ſeiner Reſtauration vorhanden geweſen wäre, dafür die induſtriellen Mittelklaſſen" (hinter welchen der keulenſchwingende Chartismus ſeine ungeſchlachten Arme erhebt,) „ohne allen Widerſpruch als Kern des Staates anerkannt. Dieſe Verſchiebung der ſtaatlichen Gewichte hatte auch die gänzliche Aenderung der Politik und Parteiſtellung in England zur Folge. Den induſtriellen Klaſſen fehlt durchaus der Standpunkt zur Erörterung jener politiſchen Fragen, welche die alte europäiſche Geſellſchaft auf das tiefſte erſchüttert, es mangelt ihnen das Intereſſe für die abſtrakten Kämpfe der früheren Zeit zur Herſtellung des politiſchen Gleichgewichts, zur feſteren Begründung der Grundſätze der heil. Alliance, zur Aufrechthaltung dynaſtiſcher Rechte; die ſpröde Hartnäckigkeit der alten Ariſtokratie, welche gegen lebendige Thatſachen hinter verrotteten Principien ſich verſchanzte, iſt verſchwunden, die jetzt herrſchende Mittelklaſſe in England kennt nur eine Art von Intereſſen — die materiellen, — nur einen

einzigen Standpunkt — den ökonomischen“.... — „Im Angesichte dieser durchgreifenden Wandlung aller politischen Verhältnisse konnten auch die beiden großen Parteien, welche seit den letzten Stuarts die Herrschaft im Staate wechselweise inne gehabt, nicht länger ihren Charakter unversehrt erhalten; die Parlamentsreform begrub die alten Tory's und Whig's, welche nur so lange als Gegensätze gelten konnten, als die alten politischen Interessen noch nicht verzehrt, die unbedingte Macht der Aristokratie noch nicht gebrochen war. Bei aller Verschiedenheit in dem Grade ihrer Anhänglichkeit an den Fortschritt hatten doch beide Parteien die gleiche aristokratische Grundlage und ihren Halt in dem „alten England“; mit dem Uebergange der Staatsmacht an die industriellen Mittelklassen sprengten sich die Bande, welche die einzelnen Parteimänner verbunden, öffnete sich die Scheidewand, welche die beiden Parteien auseinander gehalten hatte. Die ökonomischen Principien, welche in den Vordergrund traten, schufen neue, ökonomische Parteien, in diesen verloren sich die Whig's wie die Tory's, und welche noch in ihrer alten Parteistellung zurückblieben, mußten zusehen, wie sie allmählig aus dem Fahrwasser des englischen Staates an das trockene Land getrieben wurden, wo sie ihren Einfluß und ihre Geltung immer mehr einbüßten. Die Whig's, als die liberalere Fraktion, hielten zwar länger Stand, die von ihnen durchgesetzte Parlamentsreform, die Dankbarkeit des Volkes verlängerte ihre Existenz; aber der Anarchie der Parteien, welche gleich im ersten reformirten Parlamente begann, konnten auch sie nicht widerstehen, ihre eigene Selbstauflösung nicht hindern“ u. s. w. Dieß die Anschauungen eines vom Katheder herab docirenden Jüngers der sogenannten „göttlichen Dialektik“ von der Bedeutung des Zersetzungsprocesses der alten politischen Parteien England's. Man vergleiche damit desselben Dialektikers Ansichten über die Julirevolution als in unglücklicher Halbheit stecken gebliebene sociale, alle Weltverhältnisse vom Grunde aus umstalten sollende Revolution, über die innige Beziehung der deutschen Wissenschaft zum französischen Revolutionsgeiste und über die „Vertiefung der Revolution“ als in

der Theorie bereits festgestellte allgemeine Umwälzung, um den richtigen Schlüssel zum Verständniß des Begriffes von den „ökonomischen Parteien" Neu-England's zu finden.

Haben wir bereits früher auf den besonderen Verlauf der diplomatischen Wanderjahre des Fürsten die Aufmerksamkeit gelenkt und die hierbei waltende eigenthümliche Fügung hervorgehoben, so ist die Würdigung der Zeitlage beim Eintritte des Fürsten in eine neue Phase seiner politischen Erfahrungen, die Erörterung der so folgenreichen Umstände während seines Londoner Aufenthaltes auch schon darum keine unnütze Abschweifung vom vorgesteckten Ziele, weil Niemand bei den unläugbaren Thatsachen mit Grund wird behaupten können, der Fürst habe vor dem Ernste der Geschehnisse das Auge zu verschließen, den Eindrücken des Erlebten und der Macht der Verhältnisse, somit aber auch dem Studium der Dinge sich zu entziehen vermocht. Dieß wäre schon bei einem minder begabten und empfänglichen Manne als der Fürst ein kaum annehmbarer Fall, um so weniger bei einer Persönlichkeit von so feiner Auffassungsfähigkeit und klarer Intelligenz. Wenn verschiedene Stimmen, zumahl fremdländische, nach dem Tode des Fürsten von je besonderen Standpunkten der Beurtheilung des Hingeschiedenen bald mit Erstaunen und nicht ohne einen leisen Anklang von Ironie, bald mit einem gemischten Gefühle von Bedauern und Bewunderung auf die Uebernahme des ersten Ministerportefeuilles von Seite des Fürsten in einem so entscheidungsschwangeren Augenblicke ohne genugsame Vorbereitung, ohne spezifische Vorstudien und contemplative Ascese hindeuten; so mag dieß bis auf einen gewissen Grad in Bezug auf die spezifisch Oesterreich'schen inneren Verhältnisse und insofern einigen Wahrscheinlichkeitsgrund für sich haben, als dabei etwa ein regelmäßiges Aufrücken in der Sphäre des inneren Staatsdienstes am Aktentische im Auge gehalten wird; mit Rücksicht aber auf die politische Bildung des Fürsten überhaupt, auf seine theoretischen Kenntnisse und gewonnenen Welterfahrungen, auf seine geistige Disposition und sein im Beobachten, Erfassen und Vergleichen geübtes Auge ist es unan-

wendbar und gehört der Summe jener leichtfertigen Behauptungen an, die sich der Journalismus fast täglich ohne Gewissensbisse zu Schulden kommen läßt. Ist doch ein beträchtlicher Theil von der Unmasse biographischer Skizzen und Nekrologe über den Hingeschiedenen gerade über den Londoner und Pariser Aufenthalt desselben stillschweigend hinweggegangen, ohne übrigens Anstand zu nehmen, den Schatz seines politischen Wissens und die Fakultät zur Uebernahme einer großen staatsmännischen Mission dem gestrengen Urtheile zu unterwerfen. Unterlassungssünden und Vergeßlichkeiten, die den ephemeren Organen der öffentlichen Meinung verziehen werden mögen, dürften indessen, von einem ernsteren und weiter aushohlenden Biographen begangen, kaum auf Nachsicht zu rechnen haben. Wie schwer es ihm nun auch fallen mag, jener Oberflächlichkeit der Würdigung, anmaßenden Unterstellungen und dem oftbewährten: „Schnell fertig mit dem Urtheil ist die Menge," mit der vollen Beweiskraft authentischer Belege, mit dokumentarischen Waffen aus einer Lebensperiode des Fürsten entgegenzutreten, wo es derselbe in der vollen, jugendfrischen Hingabe an das äußere Leben und in geistig kräftiger Verarbeitung der empfangenen Eindrücke in still verschlossener Seele verschmäht hat, auch das stumme Papier zum verschwiegenen Vertrauten zu machen; wie wenig er auch im Stande, die Lücken auszufüllen, die das bedauernswerthe Verschwinden gewiß andeutungsreicher schriftlicher Notizen zurückgelassen hat; so hindert ihn doch nichts, aus der Gegenüberstellung des thatsächlich Erlebten, des in Erscheinung und Wirkung Bedeutsamen und Folgenreichen mit der vollen Persönlichkeit des Fürsten begründete Vermuthungen zu schöpfen und auf diese evidente Wechselbeziehung sichere Schlüsse zu bauen. Darum ist es auch wohl nicht zu gewagt, das Verweilen des Fürsten in London als den eigentlichen Beginn der praktischen Studien des angehenden Staatsmannes, als den Moment der tieferen Einweihung in die Mysterien der höheren europäischen Politik und als diplomatisches Maturitätszeugniß zu bezeichnen, wozu sich alles Vorangegangene als gradativer Vorbereitungscurs verhält. Hier im „gelobten Lande"

der Freiheit, wo Milch und Honig aus unversiegbaren Quellen des politischen Fortschritts fließen, auf dieser glückselig gepriesenen Insel inmitten des sturmbewegten Oceans der europäischen Menschheit, in dem vielbeneideten Staate mit der monarchischen Spitze und republikanischen Fundamenten; hier war wohl die geeignete Stätte, den Werth und inneren Gehalt freiheitlicher Institutionen zu prüfen, geschichtliche Probleme der Gegenwart und Zukunft ernstem Nachdenken zu unterziehen, vor allem Anderen aber eine, wie rühmend hervorgehoben wird, ohne Beispiel dastehende Erscheinung in's Auge zu fassen, nämlich die „glückliche Vereinigung von Revolution und Verjährung, Fortschritt und Stabilität, Energie der Jugend und Majestät des unvordenklichen Alterthum's." Zudem stand England gerade am Vorabende einer wichtigen, über seine Zukunft entscheidenden Krise und alle Zeichen deuteten auf einen gewaltigen Umschwung der Dinge, einen Umschwung, der das „unvordenkliche Alterthum" Albion's auf eine harte Probe zu setzen drohte. Ein interessanterer Augenblick hätte sich wohl dem fremdländischen Staatsmanne zum Studium sowohl der vorhandenen Zustände als der ursächlichen Impulse eines noch neuen, mit Entwicklungen ringenden und mit der Vergangenheit gänzlich zu brechen suchenden Verfassungslebens kaum darbieten können. Beruf und Stellung, vielseitige und bevorzugte gesellschaftliche Beziehungen, sicherer Blick und heller Verstand setzten den Fürsten wohl in den Stand, über England's innere Lage und äußere Machtverhältnisse zu einiger Klarheit zu gelangen. Hiezu nun noch die Zustände des übrigen Welttheils: die trübe Constellation im ganzen europäischen Westen, die geheimen Wühlereien in Deutschland und Italien, so wie auch in Polen und Rußland, in Griechenland die kaum erst mit Asche bedeckte Glut des Freiheits-Kampfes und nun überdieß noch der russisch-türkische Krieg, der dem Oesterreichischen Kabinete so ernstliche Besorgnisse für seinen nicht immer sehr dankbaren Nachbar einflößte; in der That mehr als genügender Stoff zu politischen Denkübungen, zumahl während des Aufenthalts in einem Lande, das sich für berufen hält, in allen An-

gelegenheiten der alten Welt eine maßgebende Rolle zu spielen. Allerdings war es dem Fürsten nicht vergönnt, die gänzliche Abwicklung des inneren Umstaltungsprocesses England's mit eigenen Augen zu sehen und an Ort und Stelle Zeuge der Hauptstadien desselben, namentlich der Parlamentsreform selbst, zu seyn; aber zu gründlicher Würdigung der bestehenden Verhältnisse und klarem Einblicke in die nächste Zukunft mochte immerhin genügen, wenigstens den Eintritt der Krisis wahrzunehmen und die in Bewegung gesetzten Kräfte in unmittelbarer Nähe kennen zu lernen. Ein zweijähriger Aufenthalt war zu dem angedeuteten Zwecke ausreichend, um so mehr, als in denselben noch der erste Hauptmoment in der Reihe der angestrebten Reformen — die Katolikenemancipation — fällt. In späteren Jahren mochten sich wohl jene Londoner Eindrücke und Reminiscenzen im rückschauenden Geiste zu bestimmten Ergebnissen abgeklärt und in prägnanten Bildern an Leben und innerer Wahrheit gewonnen haben, so daß man wohl dem Fürsten, mit Rückblick auf dessen vielseitige persönliche Beziehungen und in das eigene Seyn eingreifende Erfahrungen, die Bezeichnung des Londoner Aufenthalts als Schule der Politik und des Lebens in den Mund legen durfte. Da es dem Fürsten vorbehalten war, sich zwanzig Jahre später an der Inscenesetzung eines der letzten Akte des constitutionellen Drama's in Oesterreich mitzubetheiligen, eines Drama's, dessen tragische Katastrophe eigentlich mehr in die Mitte, als in das Ende des Stückes fällt; so möchte wohl gefragt werden, wie der Fürst etwa im Allgemeinen über Constitutionen dachte und in wie ferne auf sein Urtheil jene englischen Rückerinnerungen und Anschauungen von maßgebendem Einflusse gewesen seyn dürften? Darüber läßt sich nun freilich nichts mit sicherer Bestimmtheit sagen. Bekanntlich gingen die Meinungen nach des Fürsten Tode im Punkte seiner constitutionellen Ansichten in zwei entgegengesetzten Richtungen auseinander. Während die Einen immerhin einige Geneigtheit des Fürsten für das constitutionelle Princip, als solches, annehmen zu dürfen glaubten, eine Geneigtheit, die nur an der Ueberzeugung von der Unanwendbarkeit

constitutioneller Formen in der Oesterreichischen Monarchie als polyglottem Staate scheiterte; beschuldigten die Anderen denselben der entschiedensten Voreingenommenheit gegen alles constitutionelles Wesen und stempelten ihn geradezu zum Absolutisten. Wer von Beiden hat Recht? Dieß zu untersuchen, mag wohl für eine passendere Gelegenheit vorbehalten bleiben, wenn überhaupt zu einem Entscheide über diese delikate Frage zu gelangen ist; das aber dürfte als am wahrscheinlichsten angenommen werden dürfen, daß der Fürst nicht eben lebhaft für jene geschriebenen und nach einem ideologischen Systeme geformten Constitutionen schwärmte, wie sie der moderne Constitutionalismus gebar, oder vielmehr bereits fertigen Schablonen nachzubilden liebte. England hat keine eigentliche geschriebene Constitution und dennoch ist es geworden, was es ist und einzig und allein auf dem Wege werden konnte, den die geschichtliche Entwickelung der Dinge dort eingeschlagen. Wohin die blinde Nachahmung der englischen Staatsformen ohne ähnliche Prämissen und gleiche Vorbedingungen führte, hat wohl Frankreichs Beispiel am schlagendsten dargethan. Die äußeren Formen mochten sich wohl ähneln, während die inneren Grundlagen von ganz verschiedener Beschaffenheit waren. Eben weil der Fürst England kannte und wohl wissen mußte, daß der Staat als etwas geschichtlich Gegebenes, nicht willkürlich und gewissermaßen über Nacht Modificirbares zu betrachten sei, konnte er auch die politische Weisheit der so fein ausgeklügelten Charten der Neuzeit nach ihrem wahren Werthe tariren. Daß es an Solchen nicht fehlt, die zu entgegengesetzten Schlüssen gelangen, indem sie nicht begreifen können, wie man in England gewesen seyn und dennoch nicht zur constitutionellen Fahne um jeden Preis schwören könne, ist wohl bekannt, darf aber nicht Wunder nehmen, denn Oberflächlichkeit in Beurtheilung der Dinge und Beschränktheit der Ansichten ist der Fluch aller unselbständigen Charaktere.

Der eben entwickelten Auffassung zufolge, werden die Beurtheiler der zuletzt angedeuteten Kategorie die Bezeichnung des Londoner Aufenthaltes des Fürsten als „Schule der Politik" vielleicht nicht

gelten lassen wollen, sobald die Nutzanwendung des Erlernten ihren nun einmal gäng und gäbe gewordenen aprioriſchen Voraussetzungen nicht entspricht; werden sie aber auch der zweiten Bezeichnung jenes Aufenthaltes als „Schule des Lebens“ ihr Recht widerfahren lassen? Wir sind hier nämlich bei dem Punkte angelangt, wo wir weder ignoriren wollen, noch können, daß sich gewisse, mit leisen Verdächtigungen beginnende und bis zu förmlichen Anschuldigungen gesteigerte Antastungen des Privatcharakters und der rein menschlichen Seite des Fürsten auf dessen Vorleben und namentlich auf die Zeit seines Londoner Aufenthaltes beziehen. Englische, französische und selbst auch deutsche Journale haben nach dem Hinscheiden des Fürsten nicht verfehlt, unter den verschiedenen Antecedentien desselben jene Eigenschaften — Temperamentfehler — und Gemüthsanlagen aufzuzählen, die eines Theils auf eine bewegte Zukunft hindeuteten, andererseits zur Erklärung mancher Fehlgriffe in der Politik des Fürsten dienen sollen. Man hat sich nicht enthalten können, dem späteren energischen und entschiedenen Auftreten des Fürsten, seinem kühnen Muthe und der im Schlachtendonner bewiesenen militärischen Bravour, so wie seinem angeblich hochfahrenden Sinne und unter gewissen Umständen, wie von manchen Seiten geklagt wird, nicht genug beherrschten leidenschaftlichen Heftigkeit einen sich frühzeitig verrathenden brausenden Ungestüm und ein schwer zu dämpfendes Feuer des Temperaments zu Grunde zu legen und durch diese besondere Combination von ursprünglichen Eigenschaften des Gemüthes und angebornen Mischungsverhältnissen des Blutes sowohl Vorfälle der Vergangenheit, als auch Erscheinungen im späteren Leben des Fürsten zu erklären. Man hat von galanten Abenteuern, kühnen Ausschreitungen und Jugendverirrungen gesprochen und nur so weit die Discretion beobachtet, als man die Unangemessenheit weiterer Erörterungen und unzarter Enthüllungen da, wo es sich um die Würdigung des Staatsmannes und historischen Charakters handelte, gar wohl fühlte. Die Taktik der Gegner glaubte großmüthig zu seyn, wenn sie sich begnügte, bloß zwischen den Zeilen lesen zu lassen und der Eifer der

Freunde wähnte durch eine geiſtreiche Verſchleierung wenigſtens die Rückſichten der Schicklichkeit gewahrt zu haben. Die Scurrilen mit halblauter Stimme, aber ausdrucksvollen Geſten retteten ihr Gewiſſen, ohne doch dem Gelüſte nach Pikantem Abbruch zu thun, wenn ſie der Verleumdung gerade ſo viel Stoff lieferten, als eben zur Befriedigung frivoler Neugierde hinreichend, oder zur Beſchäftigung einer romantiſirenden Phantaſie erforderlich. Mit ernſter Miene und aufrichtig abwehrendem Beſtreben ſah man wieder Andere die Vertheidigung des Fürſten übernehmen und, wenn ſchon überhaupt bei einem hochgeſtellten Staatsmanne und einer in der Alltagswelt hervorragenden Perſönlichkeit von dergleichen Dingen die Rede ſeyn ſoll, auf das Beiſpiel anderer großer und bedeutender Männer hinweiſen, die von erotiſchen Verirrungen und anderem menſchlichen Fehle auch nicht frei waren, ohne deßhalb in der öffentlichen Meinung niedriger zu ſtehen, oder etwas von ihrem hiſtoriſchen Ruhme eingebüßt zu haben. Strenge genommen, habe dieß mit der Beurtheilung eines geſchichtlichen Charakters nichts zu ſchaffen und man müſſe ſich nur verwundern, Angelegenheiten des Privatlebens dieſer Art mit in die Wagſchale des Urtheils geworfen zu ſehen. Mit dieſer allerdings milderen und, wenn ſchon nicht rechtfertigenden, ſo doch entſchuldigenden Auffaſſung können ſich hypokritiſche Cenſoren nicht zufrieden geben und, wo ſie die offene Anklage fallen laſſen, können ſie doch nicht umhin, ihr Bedauern auszuſprechen über die Verdunkelung großer und in anderer Beziehung hervorleuchtender Erſcheinungen durch den trüben Schatten ſündlicher Gebrechen. Das iſt die Klaſſe der weichen Philoſophen, deren contemplative Weisheit die irdiſchen Dinge durch das Medium eines gewiſſen Weltſchmerzes betrachtet und denen die Geſchichte nichts iſt, als eine große Elegie. Zur entſchiedenen Anklage, ja zum rückſichtsloſen Verdammungsurtheile ſchreiten hingegen die ſtrengen Moraliſten, die Todten ohne Ausnahme vor ihren Richterſtuhl citirend. Sie begehren für ſich das letzte maßgebende Wort und von ihrem Ausſpruche ſoll keine Appellation mehr ſtattfinden. Sie ſind es, die mit der Poſaune des Welt-

gerichts das Urtheil in die Welt hinausrufen: „Wie man glaubt, ſo lebt man, wie man lebt, ſo regiert man, und wie man gelebt und regiert, ſo ſtirbt man auch!“ In der That, ein ſtrenger, gewaltig hinaustönender Richterſpruch! Man glaubt vom höchſten irdiſchen Standpunkte aus die ewige Gerechtigkeit retten zu müſſen und fühlt ſich demnach berufen, ein plötzliches, unvorbereitetes Ende als ſtrafendes Walten der unerbittlichen Nemeſis erſcheinen zu laſſen. Welch' ein heidniſcher Gräuel, dieſer Auffaſſung zufolge, einen raſchen Tod als „ſanften Hingang des Gerechten“ zu bezeichnen! Muß und ſoll die ewige Gerechtigkeit unter dem erhabenen Geſichtspunkte der Religion, vor dem auch wir uns beugen, ihre Rechtfertigung finden, ſo bedarf ſie hiezu keineswegs der Mithülfe ſchwacher, ſelbſt allen Gebrechen der Endlichkeit unterworfener Werkzeuge und ſchleudert ſie zurück „in ihres Nichts durchbohrendes Gefühl.“ Am allerwenigſten möchte ſie ſich ſolcher irdiſchen Organe bedienen, die ihren ſchlecht verhehlten Parteizelotismus hinter der Maske rigoroſer Sittlichkeit und Religioſität zu verbergen ſuchen und ſich ein Richteramt anmaßen, das nur dem höchſten Einzigen ausſchließlich vorbehalten. Uebrigens iſt ſeiner Zeit den zuletzt angedeuteten Anklagen gebührend geantwortet worden und wollen wir nur noch auf die Recapitulation dieſer Angelegenheit unter den geſammelten „Zeitſtimmen“ am Schluſſe des vorliegenden Buches hingewieſen haben. Hat man zudem manches bereits Vorausgeſchickte, insbeſondere die Andeutungen über den inneren und äußeren Lebensentwicklungsgang des Fürſten in deſſen Geſammtcharakteriſtik, jene Fingerzeige über Erziehung, Bildung, Anlagen, Temperament und Neigungen, ſo wie über den innerſten Kern ſeines dem Außenleben abgewandten Seelenlebens nicht überſehen; ſo wird man uns ebenſo wenig einer Beſchönigung oder Verſchweigung zeihen können, als ſelbſt eines richtigen Verſtändniſſes entbehren. Unſeres Ermeſſens kann in Fällen, wo es ſich um die verborgenen Falten des Privatlebens, um Verirrungen des Herzens, Täuſchungen der Sinne oder um wirkliche Fehltritte handelt, die Aufgabe des Biographen weder im Anklagen, noch im Freiſprechen,

oder aber in romantiſcher Ausſchmückung ſolcher Erlebniſſe beſtehen, die der Schleier des Geheimniſſes reizend verhüllt. Aber den Blick zu klären, das Verſtändniß zu vermitteln und das Urtheil zu leiten, vor Allem jedoch das ſtille Heiligthum des Privatlebens vor ſchnöden, Aergerniß ſuchenden Entweihungen zu ſchützen, das unbeſtreitbare Recht der eigenen Verantwortlichkeit dem hehren Richter, nicht aber der profanen Menge gegenüber, zu vertheidigen, zu den Myſterien des Herzens kein fremdes Nahen zu geſtatten und den Punkt im innerſten Seelenleben zu bewachen, über dem warnend geſchrieben ſteht: „Quai a chi la tocca!“: Dieß möchten ebenſo ſehr Recht als Pflicht dem Biographen auch eines minder berühmten Mannes gebieten. Und ſo machen wir denn auch dieſes Recht ſchützender Abwehr den zudringlichen Blicken profaner Neugier gegenüber in Betreff der Londoner Erlebniſſe des Fürſten in dem eben angedeuteten Sinne geltend und nehmen für die letzteren die Achtung eines Geheimniſſes in Anſpruch, das in der tieferen Bedeutung des Wortes mit dem Dahingeſchiedenen zu Grabe gegangen. Es mag wohl parador ſcheinen, jene Bezeichnung für Geſchehniſſe zu vindiciren, deren äußere Thatſächlichkeit nur zu bald in unſaubere Hände gefallen und von ſchadenfroher Luſt zu perſönlich feindſeligen, oder doch unwürdigen Zwecken ausgebeutet worden, der eiligen Haſt nicht zu gedenken, womit ſeiner Zeit eine ſcandalſüchtige engliſche Preſſe ſich des greifbaren corpus delicti bemächtigte, um es an die große Glocke der Oeffentlichkeit zu hängen, die denn auch nachgerade in den gläubig nachbetenden deutſchen Blättern einen nicht minder Rumor liebenden Nachhall fand; wie geſagt, es mag parador ſcheinen, dergleichen als Geheimniß zu bezeichnen, dennoch bleiben wir bei dieſem Ausdrucke der Abwehr ſtehen, ſo lange die ungreifbaren Fäden einer nur in ihren Folgen ſichtbaren Handlung in verborgener Tiefe verlaufen, ſo lange es noch ſtille Stätten, geheime Oaſen im menſchlichen Herzen giebt, wohin des Lauſchers Blick nicht dringt, und ſo lange es zarte Beziehungen des Lebens zu vertheidigen giebt, die ſchneller den lauten Ankläger, als den competenten Richter finden. Hierunter möchten jene Verir-

rungen der Pſyche und Kataſtrophen des Herzens zu rechnen ſeyn, deren irdiſche Verſchuldung entweder mit einer ſchmerzlichen Enttäuſchung, oder im ſchlimmeren Falle mit dem Opfer dauernden Lebensglückes bezahlt wird, Verirrungen, aus denen hohe, ſchöpferiſche Naturen durch einen dichteriſchen Akt der Selbſtbefreiung den rettenden Ausgang ſuchen, die ſentimentale Welt mit „Werthers vielbeweinten Leiden“ überraſchend, die Literatur mit einem Epoche machenden Roman bereichernd, Verirrungen endlich, deren Gedächtniß kräftige und in ſich ſelbſt abgeſchloſſene Charaktere in dem unverbrüchlichen Schweigen einer theilnehmenden, innig befreundeten und beſonders vertrauten Seele begraben. Fand dieſes Schweigen überdieß durch eine genügende Sühnung der äußeren Folgen und durch allmälige Abklärung des einſt leidenſchaftlich bewegten Innern im Laufe der Zeit die Weihe der Verjährung und gewiſſermaßen ſeine Heiligung; ſo iſt nicht einzuſehen, wie Jemandem das Recht zuſtehen ſollte, mit Gewalt in den „Friedhof“ der Vergangenheit einzudringen und die Ruhe der Todten zu ſtören. Die Anwendung des Geſagten auf den Fall des Fürſten liegt nahe genug, um keiner weiteren Erörterung zu bedürfen. Mochte gleich der laute Markt der Alltagswelt mit einer frivolen Mitwiſſenſchaft prahlen, die ihm weder frommte, noch gebührte: die Argusaugen der Menge erblickten doch nur den vom Luftzuge der öffentlichen Meinung bewegten äußeren Saum der Erſcheinung, der Brennpunkt des innerſten Lebens blieb verhüllt und fand nur in der ſpiegelreinen Klarheit eines verwandten Herzens einen warmen, tief verborgenen Reflex. Für den näher Unterrichteten bedarf es wohl kaum der Hindeutung, in weſſen Buſen dieß theilnehmende, Vertrauen um Vertrauen tauſchende Herz ſchlug; daß es ein dem Fürſten durch heilige Bande der Geburt und des Blutes nah verwandtes, durch vieljähriges, nur zuweilen unterbrochenes Zuſammenleben innig verbundenes geweſen, mußte die Berechtigung auf trautes Verſtändniß und liebevolle Hingebung nur erhöhen. Dieſer Fingerzeig dürfte auch ferner Stehenden genügen und die dem öffentlichen Leben abgewandte, rein menſchliche Charakterſeite des

Fürsten im Lichte jener warmen und heiteren Verklärung zeigen, ohne die das menschliche Daseyn selbst auf der höchsten Stufe äußeren Glückes und gesellschaftlicher Stellung des schönsten Reizes und sonniger Erhellung entbehren würde. Durch diesen sympathetischen Rapport, der zwei gleichgestimmte Seelen in inniger Wechselbeziehung zeigt, wird das Verständniß des sonst nicht leicht zugänglichen innersten Lebens eines Mannes näher gerückt, den man sonst auf einsamer Höhe des Daseyns aus den Augen zu verlieren Gefahr liefe, würde er dem beobachtenden Blicke nicht durch Hinzugesellung einer edlen, gleichfalls auf vereinsamter Lebenswanderung begriffenen Frauengestalt näher gebracht, so daß wir ein trautes Zusammenschreiten bis dahin wahrnehmen, wo die Pfade enden. Wo hätte der welterfahrene Mann nach manchem Wetten und Wagen und wechselreicher Ulyssesfahrt auf bewegtem Lebensmeere einen geschützteren Hafen finden können, als in der stillen Brust eines schwesterlich treuen Gemüthes, wo den Schatz mannigfacher Erfahrung, die Trophäen seiner Siege sicherer bergen, aber auch die Verluste manches Wagnisses, die Wunden manches Kampfes leichter verschmerzen können, als dort im friedlichen Asyle? Von dieser Seite wenigstens durfte er hoffen verstanden zu werden. Und in der That, edle und geistvolle Frauen sind auch die sinnigsten Exegeten und Dolmetscher der sibyllinischen Bücher des sonst schwer zu erkundenden Mannesherzens, und Niemand dürfte sich verpflichteter fühlen, mit Deutschland's großem Dichter das Lob der Frauen anzustimmen, als gerade die bedeutendsten Männer. Was oft kein Verstand der Verständigen ergründet und wo sich der bewunderte Scharfblick gewiegter Kenner vergebens abmüht, die Keilschrift und die Hyeroglyphen an der Stirne weltgeschichtlicher Charaktere zu entziffern: da reicht oft ein einziger Seherblick des hellen Frauenauges hin, um der Geheimschrift dunkle Räthsel zu lösen. Nicht mit dem kritischen Apparate eines mühselig analysirenden Forschers, nicht mit Cirkel, Blei und Winkelwage eines historischen Archimedes wissen sich die Frauen Rechenschaft zu geben über wahrhafte Mannesgröße; aber mit jener Klarheit des Blickes,

worin sich überhaupt die Welt auf eigenthümliche Weise spiegelt, mittelst jener divinatorischen Gabe, die ein Gott in die Frauenseele gelegt, nicht so sehr um selbst Großes zu vollbringen, aber um mit voller Innigkeit daran zu glauben, das Hohe zu ahnen, zu Großem zu begeistern und in seinem Lichtglanze zu leben und zu athmen. Man spricht so oft mit nicht weniger Neid als Verwunderung von diesem und jenem ausgezeichneten Lieblinge der Frauen und steht nicht an, gewisse, nicht genugsam begriffene, oder mit dem Maßstabe eines gemeinen Vorurtheils gemessene persönliche Beziehungen in den Staub zweideutiger Vermuthungen herabzuziehen; ja eine gewisse Sorte von spekulativen Schriftstellern stöbert in allen Schmutz-Winkeln der Chronique scandaleuse nach dergleichen dankbaren Stoffen zu pikanten Haremgeschichten der europäischen Höfe und höchsten Stände umher, ohne Zweifel im Interesse weltgeschichtlicher Aufklärung und zur Verewigung der eigenen Schamlosigkeit; glaubt man wirklich auf diesem Wege sittenrichterlicher Medisance die Gesellschaft zu retten, oder will man in den Sumpf, worin man selber steckt, mit flackerndem Irrlichtscheine nur Andere locken? Es fällt uns nicht ein, den Liaisons dangereuses der sogenannten „Löwen" der alten und neuen Gesellschaft das Wort zu reden, oder die Schäferspiele hinter den schimmernden Tapeten der Salon's mit dem Mantel indulgenter Beschönigung zu verhüllen; aber ebenso wenig möchten wir gerade die zartesten und den tiefsten Regungen der Seele entsprungenen, jedenfalls dem Richtspruche eines profanen Forum's nicht verantwortlichen Beziehungen bedeutender Menschen schlechterdings in den übelberüchtigten Hirschpark einer verrufenen Zeit verwiesen sehen. In dergleichen delikaten Dingen sein eigener Richter zu seyn, mag Jedem am besten anstehen, und wenn man dem Fürsten, wie bereits früher einmahl erwähnt worden, ein strenges Urtheil über die eigene Vergangenheit in den Mund legt, so ist mit diesem geständigen „Pater peccavi," dieser freiwilligen Selbstcensur der Competenzstreit jedenfalls bereits entschieden. Immerhin möchte es aber gewagt seyn, den Neigungen des Fürsten das unauslöschliche

Gepräge der Jugendsünde aufzudrücken und den erklärten Liebling der Frauen nur im verführerischen Dämmerscheine des galanten Abenteuers zu erblicken, ohne den innigeren Regungen des Gemüthes, dem sympathetischen Zuge des Herzens und dem ritterlichen Sinne für Frauenschönheit und Anmuth gerecht werden zu wollen. Man kann sich den feurigen Jüngling als den Frauen gefährlich, den liebenswürdig kühnen jungen Mann als unwiderstehlich denken; aber um als Fünfziger mit früh gebleichtem Scheitel Frauen mit allen Ansprüchen des Geistes und der Schönheit dauerndes Interesse einzuflößen, ja um überhaupt inmitten schwerer Amts-Sorgen, erdrückender Geschäfte und aufreibender Arbeiten holder Frauenanmuth zu huldigen und in kargen Momenten der Muße im lieblichen Frauenkreise von der Wucht des Berufes freier aufzuathmen: dazu bedarf es doch eines reineren Sinnes für die heh'ren Reize des Daseyns, einer unverwelklichen Jugend des Herzens und des würdigenden Gefühls für der „Grazie züchtigen Schleyer." Diese Wahrnehmung mag sowohl den flüsternden Verdächtigungen, als den rückhaltlosen Anklagen, zugleich aber auch den nach dem Tode des Fürsten laut gewordenen, ebenso erfinderischen als schnöden Unterstellungen in Bezug auf dessen leidenden Zustand gegenüber zum Troste gereichen; denn, wem nach „mancherlei Wagniß und vielen Fährlichkeiten" noch des gesunden Seelenmark's in Fülle, noch genug der geistigen Wärme, des feurigen Blutes, des energischen Willens zu Entschluß und That, des ästhetischen Sinnes und feinsten Geschmacks zu des Lebens edelsten Genüssen übrig geblieben; wer noch so viel des Muthes, des hochherzigen Schwunges und der gewaltigen Energie in die späteren Tage mit hinübergenommen, um sich mit allem Aufgebote der sittlichen und geistigen Kraft an dem Rettungswerke des Vaterlandes zu betheiligen, und wie auf dem Schlachtfelde, so im Kabinete Heldenruhm zu erringen und Siege der Weisheit zu feyern: der hatte entweder über ein außerordentliches Maß virtueller Gaben zu verfügen, oder er hatte die reiche Fülle seltener Kräfte nicht in jener Profusion vergeudet, wie von mancher Seite gerne nahegelegt werden

möchte. Daß er endlich dennoch unterlegen: dieser Vorwurf könnte überhaupt nur gegen seine menschliche Endlichkeit gerichtet werden. Was aber die englischen Sittenrichter des Fürsten insbesondere betrifft, so thäten sie wohl daran, über dem Splitter im Auge eines Sohnes des Continents nicht den Balken im eigenen Auge zu übersehen, zumahl im Hinblicke auf all die Ehescheidungsprocesse, famosen Entführungsgeschichten und andere Familienaventuren, deren die geheime Geschichte des mächtigen Albion mehr aufzuweisen haben dürfte, als irgend ein Land des gesammten Continents.

Zu einiger Genugthuung möchte hingegen England der Umstand gereichen, daß die ausgeprägte Sitte Old-England's an dem Fürsten einen warmen Proselyten fand, der mit der Gesinnung und Anschauungsweise eines echten Hochtory wieder den Continent betrat. Dem deutschen Fürstensohne begegnete in dieser Beziehung, was in der Regel so vielen bürgerlichen und nichtbürgerlichen Touristen des Festlandes widerfährt, die vielleicht nicht ohne manches sociale und nationale Vorurtheil, oder wenigstens mit eigenthümlichen Vorstellungen von der Originalität überlieferter Lebensformen jenseits des Canals den Fuß auf englischen Boden setzen, und mit einer ebenso eigenthümlichen Sympathie für das drüben Geschaute und Empfundene wieder heimkehren. Von so entschiedenem Einflusse und nachhaltiger Wirkung ist das Beispiel fest ausgeprägter Lebensgestaltungen, einer geschichtlich entwickelten und mit fühlbarer Kraft in das Allgemeine thätig und maßgebend eingreifenden Gesellschaftsgliederung, heilig gehaltener Haus- und Familiensitte, nationaler Gebräuche und zum Gesetze gewordener alter Traditionen, daß sich selbst der Fremde, zumahl der Deutsche mit seiner verwandten Natur und der warmen Empfänglichkeit eines tieferen Gemüthes, solchen Eindrücken gefangen gibt, besonders da sie zugleich mit allen äußeren Wahrzeichen staatlicher Macht und nationaler Größe dem Wunsche nach ähnlichen Zuständen und der Sehnsucht nach dem längst verheißenen Milleniun deutscher Herrlichkeit imponiren. **Praecepta movent, exempla trahunt.** — In je nähere Berührung persönliche Verhält-

nisse und eine bevorzugte Lebensstellung den deutschen Gesandtschafts-Cavalier mit den höchsten und vornehmsten Gesellschaftskreisen England's brachten, mit je reicherem Glanze sich die Bilder geschichtlichen Ruhmes, politischer Macht und materiellen Einflusses, so wie durch ein unverbrüchliches Gebot der Sitte sanctionirter Ehren und Würden in des Inselstaates hervorragendsten Geschlechtern und ersten Namen vor seinen Blicken entrollten, und mit je umfassenderen Begriffen von stolzer Größe und historischer Erhabenheit der hochsinnige junge Mann betrachtend an die gewaltigen Dimensionen dieses gesellschaftlichen Baues herantrat; um so weniger konnte er sich der lebendigen Fülle solcher Eindrücke entziehen und um so länger mußte er den Resler der gewonnenen Anschauungen in der empfänglichen Seele bewahren, was freilich nicht die Ahnung naher Erschütterungen jener lange bestandenen Größe und des allmähligen Verbleichens jener geschichtlichen Glorie unter dem Einflusse eines beginnenden Zersetzungsprocesses ausschließt, denn nochmahls müssen wir an den Zeitpunkt und die politischen Conjunkturen erinnern, die mit dem Erscheinen des Fürsten in London zusammentreffen. Ebenso wenig schließt jene Vorliebe für England's altvererbtes Herkommen und hocharistokratische Sitte divergirende Ansichten über dessen äußere Politik und sonstige Verhältnisse zum Festlande aus, so daß der Fürst recht gut wie ein echter Tory Alt-England's denken konnte, ohne deßhalb einen Augenblick aufzuhören, als wahrer Deutscher zu fühlen. Man erzählt, der Fürst habe nach seiner Rückkehr aus London im väterlichen Hause, wo er geraume Zeit verweilte, in gesellschaftlichen Beziehungen und häuslichen Einrichtungen eine so durchaus englische Anschauungsweise vorwalten lassen, daß ihn die treuen Anhänger des bisherigen Brauches und alten Herkommens ernstlich als englischen Reformer zu fürchten anfingen und das bedrohte System des Hauses erst wieder für gesichert hielten, als das Geschick den Fürsten neuerdings in die Ferne führte.

Dieß erfolgte, wenn wir anders nicht irren, bereits im Herbste 1829, wo der Fürst der Kaiserl. Oesterreich'schen Gesandtschaft in

Paris neuerdings als diplomatischer Cavalier zugesellt wurde. Derselbe begab sich über München und Straßburg an den Ort seiner neuen Bestimmung und hätte in der That, mit Rücksicht auf eine wichtige Bereicherung der bereits gewonnenen Erfahrungen, in keinem bedeutsameren und entscheidungsvolleren Augenblicke Frankreich's Boden betreten können. Hätte schon unter gewöhnlichen Umständen und bei regelmäßigerem Verlaufe der Dinge der Uebergang von London nach Paris als lehrreicher Fortschritt auf der diplomatischen Laufbahn des Fürsten, jedenfalls aber als eine inhaltvolle Ergänzung der bereits erworbenen Kunde in staatsmännischen Geschäften, bezeichnet werden müssen; so trug der gegenwärtige Augenblick so ereignißschwangere Möglichkeiten im Schooße, daß Paris im Lebensgange des Fürsten als Gradus ad Parnassum, als Hochschule der politischen Erfahrungen betrachtet werden kann. Uebrigens wurde bereits früher auf die eigenthümliche Constellation der politischen Vorbereitungsjahre des Fürsten hingedeutet. Bei seiner Ankunft in Paris fand der Fürst Frankreich, oder vielmehr dessen usurpatorische Repräsentantin an der Seine am Vorabende der Revolution. So wie in London das Ministerium Wellington mit der Rettung des historischen Palladiums Alt-England's, traf der Fürst in Paris das eben erst kurz vorher an's Ruder berufene Ministerium Polignac mit der hastigen Verstopfung des klaffenden und bereits Glut und Schwefeldämpfe in Menge entwickelnden vulkanischen Bodens von Belle France beschäftigt, leider mit mehr kühner Zuversicht in das Gelingen dieser herkulischen Aufgabe und verhängnißvoller Selbsttäuschung über Zeit und Umstände, so wie über die Untrüglichkeit und Tragweite der angewandten Mittel, als mit richtiger Berechnung des erforderlichen Kraftaufwandes, noch mehr aber der Methode und jener taktischen Vortheile eines festen, consequenten, zweckbewußten, zugleich aber auch nach rechts und links maßhaltenden und voraussichtigen Regiments, die das Gelingen sichern und die ergriffenen Maßregeln nicht dem Spotte der Feinde und wohl auch der falschen Freunde preisgeben. Die Geschichte der Ministerien Villèle, Martignac und

Polignac ist, genau betrachtet, die Leidensgeschichte einer Regierung, welcher ebenso sehr die Arglist der heimlichen und der leidenschaftliche Trotz der offenen Gegner, als der unbedachte Uebereifer, die Verblendung und thörichte Ungeduld der eigenen Freunde zu schaffen machen, und die ohne ausreichende Kraft, ohne inneren festen Halt und ebenso weise Besonnenheit als energische Ausdauer, von Schwankung zu Schwankung, von Extrem zu Extrem getrieben, endlich den sicheren Boden unter den Füßen verliert und gleichzeitig von der boshaften Hinterlist der Feinde, wie von der Charakterlosigkeit und Depravation der eigenen Partei in's Verderben gestürzt wird. Ist es schon schlimm, sich über die Natur eines Uebels zu täuschen und in der Wahl der Mittel zu vergreifen, so ist es vollends ein Unglück, das Uebel zu kennen, und dennoch in dem Gebrauch des Remedium's zu schwanken. „Principiis obsta, sero medicina paratur" gilt von Staaten wie von Individuen, und an der Vernachlässigung dieses Grundsatzes gehen Einzelne wie Gesammtheiten zu Grunde. Jedenfalls ist der Verlaß auf das Hyppokratische Auskunftsmittel vom Heilen durch Eisen und Feuer, wo die Arzenei nichts fruchtet, ein unzuverlässiger und immerhin ein Gefahr drohendes Ultimatum. Dadurch, daß sich die Restauration in Frankreich die Bekämpfung der Revolutionsprincipien von 1789 als Aufgabe gestellt hat, zugleich aber mittelst einer Constitution zu regieren versucht wurde, welche „Ludwig XVIII., der sich für weise hielt, wie Solon nach seiner Rückkehr aus Aegypten, nach englischem Muster in den Tuilerien ertheilt hatte," mußten die Bourbonen mit sich selbst, ihrer ganzen Vergangenheit und gegenwärtigen Mission in Widerspruch gerathen und endlich an den obenbezeichneten Klippen, der wachsenden Kühnheit der Gegner ebensosehr, als an der Disciplinlosigkeit und Zerfahrenheit der eigenen Partei scheitern. Abgesehen von den speciellen Schwierigkeiten der Lage, den unversöhnlichen Parteigegensätzen und den begangenen Fehlern, so war der Versuch der Bourbonen, Frankreich nach den über die dortige Gesellschaft hingebrausten Stürmen bei gänzlicher Verschiedenheit der inneren Verhältnisse und Elemente,

bei einem ſo augenfälligen Grundunterſchiede der ſocialen Grundlage mit einer fremdem Vorbilde nachgeſchaffenen Verfaſſung regieren zu wollen, der ſchreiendſte Anachronismus in ſeiner Art und von vornherein ein gänzliches Verkennen der eigenen hiſtoriſchen Miſſion. Trotz der Adoption des engliſchen Muſters, oder vielleicht grade eben deßhalb, konnten die Bourbonen den liberalen und ſonſtigen politiſchen Vorausſetzungen jenſeits des Canals am wenigſten Genüge leiſten, und es geſchah, daß, wie Graf Ficquelmont in ſeinem bereits öfter erwähnten Werke richtig bemerkt, „die freien Männer England's der Anſicht geweſen, die franzöſiſchen Parlamentsdebatten unter der Reſtauration hätten nicht jenen Charakter an ſich getragen, welchen das Parlament eines freien Volkes haben ſoll, indem die Intervention der königlichen Gewalt bei dieſen Debatten zu vorwiegend und zu unmittelbar geweſen ſei. Damals ſtellte man zuerſt den Grundſatz auf: „der König herrſcht, aber er regiert nicht," jene unrichtige Parodie einer Anſprache Leo Zamoiskys an Sigismund III.: „Wir ſind die Wähler der Könige und die Vernichter der Tyrannen; regiere, aber herrſche nicht willkürlich" („Sumus electores regum, destructores tyrannorum; regna, sed non impera"). Eine ſolche Aeußerung iſt begreiflich. Dagegen wäre es dem conſtitutionellen Geiſte des Tages angemeſſener, zu ſagen: „Der König regiert, aber er herrſcht nicht." Dieſes dergeſtalt umgekehrte Wort hat die Julirevolution von 1830 herbeigeführt. In England*)

*) In demſelben England, welches die momentanen Umſtände immer zu ſeinem Vortheile auszubeuten verſtanden und, wie der obengenannte Oeſterr. Staatsmann gelegentlich bemerkt, „ſich ſeit der erſten franzöſiſchen Revolution entſchloſſen an die Spitze der Weltbewegung geſtellt hat, ſeine Kraft nach Maßgabe der Umſtände zum Widerſtande oder zum Angriffe benützend. Es hat ſich an allen Ereigniſſen betheiligt, entweder um ſie hervorzurufen, oder um diejenigen, die es auf ſeiner Bahn verfand, zu beherrſchen, auf alle Fälle aber, um ſie alle zu ſeinen Gunſten zu benützen. England war aus ſeinem doppelten Kampfe zuletzt ſiegreich hervorgegangen; es hatte ſowohl über das revolutionäre, als über das kaiſerliche Frankreich den endlichen Sieg davongetragen," ſo wie auch, fügen wir hinzu, über das Bürgerkönigthum, wenn gleich in der milderen Form einer ſehr illuſoriſchen entente cordiale, die den plötzlichen Sturz des von republikaniſchen Inſtitutionen umgebenen Thrones nicht verhinderte. Indeſſen war auch die Julirevolution nicht ohne tiefe nachhaltige Rückwirkung auf England ſelbſt geblieben.

fand diese Revolution ungetheilten Beifall, und zwar bei den Einen, weil die Politik der älteren Linie der Bourbonen England gegenüber wo nicht feindlich, so doch mindestens als eine ehrgeizige Nebenbuhlerin auftrat; bei den Anderen, weil dieses Haus die Bahn des constitutionellen Liberalismus nicht genug entschieden betreten hatte. — Um dieser letzteren Ansicht zu entsprechen, hätte sich die Restauration von vornherein eine ganz andere Aufgabe stellen und ihrem Wesen und Zwecke einen ganz anderen Begriff substituiren müssen. Restauration würde dann gleichbedeutend mit Restitutio in integrum der Revolution geworden seyn, denn es wäre dann nicht hinreichend gewesen, mit der Revolution nur einfach zu transigiren, was ohnehin bereits durch Annahme des constitutionellen Princips geschehen, sondern diese also verstandene Restauration hätte sich zur Universalerbin der Revolution erklären und, nach dem Ausdrucke der Liberalen, die bereits „krystallisirten Resultate des Revolutionsprocesses" bis zu deren äußersten Consequenzen fortentwickeln und ausbilden müssen. Auf diese Weise würden nicht nur die Ereignisse von 1830 anticipirt, d. h. die — übrigens auch von den Liberalen England's angestrebte — Herrschaft der Mittelklassen frühzeitig genug herbeigeführt, sondern bei der von England gänzlich verschiedenen socialen Ordnung und wesentlich anderen Beschaffenheit des Freiheitsbegriffes in Frankreich, unter dem Horoskope des allgemeinen Wahlrechtes und unter dem minirenden Einflusse der ungezügelten Presse, so wie der geheimen Gesellschaften die Republik in ihrer ursprünglichen Gestalt, in letzter Instanz wohl gar die sociale Republik zu Tage gefördert worden seyn. Es wäre mehr als lächerlich gewesen, den Bourbonen eine derartige Mission zuzumuthen, ja überhaupt nur einen Liberalismus, der die Vergangenheit als Tabula rasa betrachtete. Als Repräsentanten der Legitimität mußten sie die Wiederherstellung fest begründeter Rechtszustände (oder war die Entschädigung der Emigranten keine Rechtsfrage der Restauration?), den Wiederaufbau der zerrütteten Gesellschaft auf sicherer politischer, socialer und sittlicher Grundlage und das Wiederanknüpfen an die so lange stürmisch unterbrochene histo-

riſche Continuität als ihre große Aufgabe anſehen; eben dazu bedurfte es einerſeits ebenſoſehr der weiſen Umſicht und nachhaltigen Kraft, als anderſeits der treuen, muthvollen und aufopfernden Unterſtützung der Gleichgeſinnten und bei dem Reſtaurationswerke weſentlich Betheiligten. Gewiß bezeichnend für die damalige Lage der Dinge iſt nicht nur der Haß, welchen die liberalen Schriftſteller der Neuzeit gegen die reaktionären Beſtrebungen der ſogenannten royaliſtiſchen Ultra's herauskehren, ſondern zugleich die ſchadenfrohe Verachtung, womit ſie die groben Fehler dieſer Partei geißeln und auf die verblendete Anfeindung der Vertheidiger des eigenen Intereſſes, auf die inneren Widerſprüche, die Entzweiung und Verwirrung im eigenen Lager herunterblicken, die Desorganiſation der conſervativen Partei als den Sieg der liberalen Sache betrachtend. Es iſt bekannt, mit welchen Schwierigkeiten einer ſolchen zwieſpältigen Lage das Miniſterium Villéle zu kämpfen hatte, welche Verlegenheiten demſelben ſelbſt überwiegend günſtige Kammermajoritäten bereiteten und wie illuſoriſch ſich zuletzt alle Kammerauflöſungen erwieſen. Noch ſchlimmer war dieß der Fall mit den „weitreichenden Conceſſionen" des Miniſteriums Martignac, die den inneren Widerſpruch nur noch vergrößern, die Verwicklung nur noch vermehren und die Begehrlichkeit der Liberalen zu nur noch dreiſterem Ungeſtüm ermuntern mußten. „Zu ſpät! — die liberale Partei allein hatte durch den Kampf gegen Villéle an Kraft und Macht gewonnen, die Royaliſten hatten wider Willen nur gegen ſich ſelbſt gewüthet und ſtanden entzweit, unſchlüſſig und rathlos ohne alle Bedeutung nun da; das Miniſterium aber, den Liberalen nicht genügend, vom Hofe und den Ultra's mit Mißtrauen und Mißgunſt betrachtet, ſah ſeine ganze Wirkſamkeit gelähmt, ſich weder von der einen, noch von der andern Partei wirkſam unterſtützt, ſeine Stellung durch die Intriguen des Hofes, durch die kühnen Angriffe der Liberalen gleichmäßig untergraben" u. ſ. w. So ein liberaler Schriftſteller der Gegenwart. Aber weit mehr „zu ſpät" war es, möchte man hinzufügen, als nunmehr das Miniſterium Polignac, die Kammerauflöſung nach der famoſen Adreſſe der 221 und endlich

die berühmten Juli-Ordonnancen folgten, die der Kataſtrophe des Hauſes Bourbon unmittelbar vorangingen. Bereits hatte der Gegner zu viel an Widerſtandskraft gewonnen, ſchon ſtand er ſtill gerüſtet da, um im entſcheidenden Augenblicke den Krieg in das königliche Lager zu tragen, wo leider ebenſo viel Zuverſicht und Täuſchung über den eigentlichen Stand der Dinge, als Sorgloſigkeit und Mangel an berechnender Vorausſicht herrſchten. Man ſpricht von Warnungen und gewichtigen Abmahnungen, welche dem franzöſiſchen Cabinete von befreundeten Mächten und erfahrenen Diplomaten zugekommen; ohne Zweifel waren ſie der richtigen Kenntniß der Lage, zumeiſt aber wohl den Beſorgniſſen über die Zulänglichkeit der Regierungsdispoſitionen entſprungen, denn wer das Aeußerſte wagt, muß auch auf das Aeußerſte gefaßt ſeyn. Zur Zeit der Ankunft unſeres Fürſten in Paris war aber der Bogen der politiſchen Verhältniſſe bereits ſtraff genug geſpannt, um die Aufmerkſamkeit jedes denkenden und die Zeichen der Zeit belauſchenden Beobachters augenblicklich zu feſſeln, beſonders wenn man, ſo eben von England herübergekommen, die ſich gerade in Frankreich vorbereitenden Eventualitäten auf jene bereits oben beſprochene engliſche Propaganda als nachhaltig wirkende Quelle zurückzuführen nicht vergaß. Den vielſeitigen Beziehungen ſeiner Stellung und perſönlichen Bekanntſchaft in competenten Kreiſen, ſo wie ſeinen bereits gewonnenen Erfahrungen zufolge, konnte ſich der Fürſt dem hereindrohenden Ernſte der Situation nicht entziehen und ſuchte ſich über die Bedeutung des Augenblicks, ſo wie über deſſen wahrſcheinliche und mögliche Folgen auf motivirte Weiſe klar zu werden. Dieſem ſo wohl begreiflichen inneren Bedürfniſſe mochte jene Denkſchrift entſprungen ſeyn, in welcher der Fürſt, den uns gewordenen Andeutungen zufolge, ſeine Anſchauungen über die Verwicklungen der Lage dargelegt haben ſoll, die nur zu bald eine unerwartete Löſung fanden. Wie unſchätzbar uns auch der Beſitz dieſes gewiß aufſchlußreichen politiſchen Memorials wäre, ſo mußten wir doch für jetzt darauf verzichten; geben aber die Hoffnung auf die Exiſtenz eines ſo intereſſanten Dokuments ſo lange nicht für verloren,

als ſich die Bewahrung desſelben in ſicherer Hand noch mit einigem Grunde vermuthen läßt. Endlich waren die drei denkwürdigen Julitage erſchienen, die den alten Tempel ſtürzen und ein neues Gebäude ſich erheben ſahen, in welchem von nun an die neue Gottheit des Juste milieu von den Gläubigen eines längſt gepredigten Dogma's verehrt werden ſollte. Die Folgezeit hat nur zu augenſcheinlich gelehrt, wie unzureichend ſich die wunderthätige Kraft dieſes neuen Glaubens erwieſen und wie ſchwer zu bewältigen der Zerſtörungsdrang, der ſich einmahl am Tempelſturze verſucht. Paris, das den alten Königsſtuhl in Trümmer ſinken ſah, hatte für ſich und das erſtaunte Frankreich einen neuen Thron im Fluge erobert, einen Thron, auf dem ſich das Bürgerkönigthum, als beſte der Republiken geprieſen, niederließ, wahrlich nicht, um ſorgloſe Tage der Ruhe und des Glückes auf demſelben zu verträumen, wohl aber, um noch eine Weile die finſteren Mächte des Umſturzes mit angeſtrengter Mühe niederzuhalten, nicht ohne aber zugleich in ſchlafloſen Nächten die düſteren Schatten der Zukunft am geängſtigten Auge vorüberziehen zu ſehen. So zu ſagen über Nacht zur Herrſchaft gelangt und wider Wunſch und Willen zur Theilnahme an einer improviſirten Revolution gepreßt, ahnte die Bourgeoiſie noch nicht den Tag, wo ihr von den ſich einzig und allein für berechtigt haltenden und einſtweilen noch mit verhaltenem Ingrimm zuwartenden wahren Erben der erſten Revolution donnernd werde zugerufen werden: „Ote toi de là que je m'y mette!“ Inzwiſchen ward der Sieg der Julitage als glorreiche Errungenſchaft geprieſen und die Schriftſteller, welche die Julikataſtrophe herbeigeführt hatten, riefen: „Binnen drei Tagen drei Könige zu ſtürzen, wie ruhmvoll!“ „Worin liegt aber das Ruhmvolle,“ fragt der edle Schriftſteller, dem wir die obigen Worte entlehnten, „wenn man ſich in Maſſe gegen den erhebt, der allein ſteht? Ein König iſt nur mächtig durch Ehrfurcht und Gehorſam; ſobald man ihm keine Ehrfurcht mehr zollt und aufhört ihm zu gehorchen, wird jeder ſeiner Unterthanen ſeines Gleichen. — Hat man denn in Paris, wo man ſich auf ſeine Macht ſo viel zu Gute thut, vergeſſen,

wie oft der Ruf eines Prätorianers hingereicht hat, die Kaiserkrone zu entreißen und sie zu verschenken? Was hat dieß bewiesen? die Macht des Prätorianers, oder die Schwäche des Kaisers? Weder das Eine, noch das Andere! Es bewies die Schwäche des Kaiserthums und diese Schwäche entsprang aus seiner Corruption. — Es ist in der That ein Zeichen von Verfall, wenn ein Thron so leicht umgestürzt werden kann, und es ist vielleicht ein Zeichen noch größeren Verfalles, wenn es so leicht wird ihn zu besteigen. Darum erfolgte der Sturz auch schnell genug; die Schriftsteller hatten sich seit Langem verschworen, ihn zu erleichtern; kann ein solches Ereigniß einen Anspruch auf Ruhm begründen?" Wenigstens gewiß nicht, wie weiterhin richtig bemerkt wird, in Ansehung des Zornesaktes, dem der Namen einer glorreichen Revolution beigelegt wird und der niemals ein wahrhafter Ruhmestitel für ein Volk werden kann; was aber Anspruch auf Beachtung machen kann, ist jener Akt freiwilliger Unterwerfung und Niederlegung einer Gewalt, die man als das sogenannte „legitime Recht" der bewaffneten Massen proclamirt hat. Dieses Recht, oder vielmehr einen vorübergehenden Akt der Gewaltthätigkeit und Empörung zu einem politischen Dogma erheben zu wollen, ist entweder ein Irrthum oder eine absichtliche Täuschung. In beiden Fällen können die Folgen nur zu einer verhängnißvollen Zerrüttung der öffentlichen Zustände führen, wie das die neueste Geschichte Frankreichs nur zu augenscheinlich dargethan hat. „Der Antagonismus zwischen dem monarchischen und dem demokratischen Principe," heißt es in den treffenden Parallelen des Grafen Ficquelmont zwischen England und Frankreich, „ist zu feindselig, als daß er nicht zerstörend seyn sollte. Entweder muß der Thron zu Grunde gehen, oder die Rathsversammlungen müssen monarchisch, oder doch mindestens durch aristokratische Elemente gemäßigt werden. Auch Napoleon hatte geglaubt mit der Revolution abzuschließen, indem er seine Macht auf ein Schattenbild des allgemeinen Stimmrechts gründete. Der republikanische Geist in Frankreich betrachtete nach seinem Sturze dieses Schattenbild als ein Recht seiner Zukunft."

Und da dieß der Fall geweſen, „ſo war die Proclamirung der Republik im Jahre 1848 blos die natürliche unvermeidliche Folge jener anderen Proclamirung vom Jahre 1830, welche ein Mann ausſprach, der ſtets vielmehr ein Werkzeug als ein Führer ſeiner Partei war; die fehlerhafte Copie Waſhington's, welchen er geſehen, aber nicht verſtanden hatte, nämlich durch Lafayette, welcher Ludwig Philipp ſelbſt die Hand bot, um ihn einen von republikaniſchen Inſtitutionen umgebenen Thron beſteigen zu laſſen. — Wenn die Menſchen ſich zählen, ſo begnügen ſich die Zahlreicheren nicht mit der Gewalt allein, ſondern ſie wollen auch noch den Titel derſelben. Das Königthum beſtand längſt nicht mehr; dieſer Thron wurde 1848 gleich einem unnützen und noch überdieß hinderlichen Meubel bei Seite geſchoben. Dadurch wird die Leichtigkeit der Operation und die Verblendung der Mehrzahl jener Männer erklärlich, welche ſie vorbereiteten, ohne es zu wollen. Aehnlicher Art iſt noch heutzutage der Irrthum derjenigen, welche die Wiederherſtellung des Königthums auf dem Wege allgemeinen Stimmrechts bewirken wollen“. ... „Frankreich hat (im J. 1830) conſpirirt; wozu hatte es dieß nothwendig? Wozu nützen denn die conſtitutionellen Theorien, wenn es wieder einer Revolution bedarf, um den Fehlgriffen der oberſten Gewalt vorzubauen, oder ſie wieder gut zu machen? Allein die Parteien wollten die Verlegung dieſer Gewalt; die einen im Intereſſe des Hauſes, deſſen Ehrgeize ſie ſeit Langem Vorſchub leiſteten, die anderen in der Abſicht, einer neuen Regierungsgewalt ein neues Geſetz zu dictiren. Man hat die Einheit eines ſtarken Willens durch den Kampf entgegengeſetzter Principien erſetzt; Frankreich wird die unvermeidlichen Folgen einer ſolchen Veränderung zu ertragen haben.“ — Dadurch war es in Frankreich dahin gekommen, daß der König „nur regierte, nicht mehr herrſchte,“ und daß im Jahre 1848 „der neue König den Thron eingebüßt hat, *weil er regieren wollte und nicht durfte.*“ Auf ſo fataliſtiſche Weiſe hängen Urſachen und Wirkungen zuſammen und erzeugt ein Uebel das andere. Wenn in irgend einem Lande, ſo haben in Frankreich die Thatſachen dieſe gewichtige Lehre, ſo zu ſagen, von allen

Dächern gepredigt und es mußte anerkannt werden, daß es eine hiſtoriſche Nemeſis gebe. Nur wenn man jenen cauſalen Nexus in ſeinem innerſten Gefüge mit aufmerkſamen Blicken verfolgt, wird man die ſtrenge Folgerichtigkeit der Erſcheinungen erkennen und die Lage begreifen, in welche Frankreichs Gegenwart gerathen. Der Fürſt, welcher einem ſo bedeutſamen Akte des wieder in Scene geſetzten franzöſiſchen Revolutionsdrama's perſönlich beigewohnt und ſich ſowohl den Schauplatz als die Akteure in unmittelbarſter Nähe beſehen, war jedenfalls in den Stand geſetzt, nicht nur in die Zukunft Frankreichs, ſondern in jene Europa's überhaupt einen Blick zu thun und Vieles, was Andere in Erſtaunen oder Verwunderung verſetzte, oder wohl gar außer Faſſung bringen mochte, fand ihn in entſcheidender Stunde gefaßt und auf die Entwickelung der Dinge vorbereitet. Dadurch dürfte vielleicht Manches in der Auffaſſung der franzöſiſchen Verhältniſſe der jüngſten Zeit von Seite des Fürſten erklärlich werden und auf das Verhalten der Oeſterreich'ſchen Politik dem neuen Frankreich gegenüber ein helles Streiflicht werfen. Frankreich hatte ſich 1830 neuerdings kopfüber in den Krater der Revolution geſtürzt, tief genug, um vollends im Abgrunde der ſocialen Republik zu verſinken. Ehe ſich dieß Geſchick erfüllte, hing es einſtweilen an dem dünnen Haare der ſimpeln Republik in höchſt peinlicher Schwebe und es war nicht das Verdienſt der Menſchen, von denen die neue Bewegung ausgegangen, wenn es nicht in gurgite vasto, wie wir mit dem römiſchen Dichter jene Untiefe bezeichnen müſſen, unterging. Noch hatte ſich die Vorſehung in letzter Inſtanz die Entſcheidung vorbehalten und wenn jenes Volk, von welchem bereits in grauer Vorzeit geſagt worden, „es könne ebenſo wenig der Freiheit entbehren, als dieſelbe ertragen," mitten im Sturze ſeiner Verblendung aufgehalten worden, ſo war es die providentielle Sorge, die der europäiſchen Menſchheit eine mit Blut und Thränen erkaufte ſchreckliche Erfahrung erſparen wollte. Dieß ſollte wohl nicht verkannt und nie wieder vergeſſen werden. — Die Noth lehrt beten, und ſo ſollte denn auch dasſelbe Frankreich, das einmahl bereits nach

unſäglichen Leiden von dem modernen Götzenbilde der Vernunft zu den Altären des wahren Gottes zurückgeführt worden, ſich zum zweitenmahle gezwungen fühlen, in der Rückkehr zum rechtgläubigen Dogma der Autorität ſein Heil zu ſuchen. Wenn gleich in anderer Weiſe und zu einer anderen Zeit, wie wahr ſollte doch die verſpottete Aeußerung Carl X. werden: „die Noth wird die Pariſer zu meinen Füßen zurückführen.“ Wohl nicht zu den Füßen der Bourbon's, aber doch zu jenen des von den Bourbonen, zuletzt allerdings mit weniger Glück als bewußter Berechtigung vertretenen Princips ſollte Frankreich zurückkehren, und in der That hätte der Augenblick dieſer Rückkehr kaum einen bezeichnenderen Ausdruck finden können, als in der Deviſe des Staatsſtreiches vom 2ten Dezember: „In mir iſt Ordnung, außer mir das Chaos.“ Als Ludwig Philipp den mit republikaniſchen Inſtitutionen umgebenen Thron Frankreichs beſtieg, oder vielmehr, als er ſich ſeinem noch immer als große Nation geltenden Volke durch einen politiſchen Utopiſten als „beſte der Republiken“ vorſtellen ließ: da hatte er im Sinne der noch genügſamen liberalen Majorität der Deputirtenkammer gelobt, „die Charte zur Wahrheit zu machen.“ Welche Rieſenaufgabe er ſich mit dieſem Verſprechen aufgeladen, haben 18 Jahre des Ringens und Kampfes, 18 Jahre voll von Schwierigkeiten und Intrignen, Aufſtänden, Miniſterkriſen, Kammerauflöſungen, Attentaten und öffentlichen Scandalen aller Art zur Genüge dargethan. Was würde es erſt geworden ſeyn, wenn das urſprünglich beabſichtigte Experiment, „eine (d. h. eine ſehr freiſinnige) Charte zur Wahrheit zu geſtalten,“ verſucht worden wäre! Mit einer nur zu bitteren Erfahrung hatte Ludwig Philipp die Erkenntniß erkauft, wie ſchwer „mit dem beſchriebenen Blatte zu regieren, das ſich zwiſchen König und Volk eingeſchoben.“

Noch ſah der Fürſt die Anfänge des Bürgerkönigthums, die raſchen Miniſterwechſel vom Auguſt und November, Lafayette's Abdankung, die Straßentumulte von Paris, zumahl das blutdürſtige Begehren nach den Köpfen der gefangenen Miniſter Carl X. und den Sturm auf die Lilien und Kreuze, dann das Walten des Miniſteriums

Perier, dem wenigstens Entschiedenheit nicht abzusprechen; aber, irren wir nicht, kaum mehr die sogenannten „Honigwochen" der persönlichen Herrschaft Louis Philipp's, während außerhalb Frankreichs die elektrischen Strömungen der Julirevolution in Belgien, Polen und Italien ihre zündenden Blitze entluden und auch die politische Atmosphäre Deutschlands mit drückender Schwüle imprägnirten. Und nach diesem „durch das Getöse der Juliusrevolution aus seiner politischen Erstarrung erwachenden Deutschland," wie von einem Anwalte jener beginnenden Volksbewegungen in Deutschland die damalige Situation bezeichnet wird, führte jetzt den Fürsten sein Geschick zurück. Er hatte Frankreich in einer wichtigen, für lange hinaus nachwirkenden Uebergangsphase gesehen. Dem legitimen Königthum war durch einen merkwürdigen, mitten in der Bewegung auch durch eine Art politischen Compromisses aufgehaltenen Akt der Revolution ein Königthum von ganz neuer Façon mit der stillschweigenden Verpflichtung substituirt worden, einerseits die Revolution zu schließen und anderseits dem politischen und socialen Fortschritte mit kräftigen und schwungvollen Hebeln unter die Arme zu greifen, die Sünden der Vergangenheit zu sühnen und zugleich der Krankheit eine neue Panacee zu bieten. Nach der einen Seite hin ein Usurpator, nach der anderen der Apostel eines neuen politischen Dogma's, von dem die kranke Gesellschaft ihre Genesung erwartete, nach beiden Seiten hin aber ein Neologismus in der Geschichte des Landes, der sich in der That erst das Bürgerrecht erwerben mußte, in den Augen der republikanischen, dumpf grollenden Partei aber eine ephemere Erscheinung, bestimmt, von dem nächsten Sturme wieder hinweggeweht zu werden; bot das neugeborne Bürgerkönigthum Frankreichs sowohl für das Verständniß der augenblicklichen Lage, als auch für die Beurtheilung der nächsten Zukunft mehr als eine Seite der Auffassung. Von wesentlichem Einflusse auf die letztere war vor allem Anderen auch die genaue Kenntniß der handelnden Persönlichkeiten auf der politischen Schaubühne, und wir dürfen bei unserem Fürsten wohl einen reichen Schatz solcher persönlichen Detailstudien voraussetzen. Den ergie-

bigſten Beitrag lieferten die geſellſchaftlichen Berührungen und Verbindungen des Fürſten, die erſten geſelligen Cirkel der Weltſtadt, die Salons littéraires et politiques, die intereſſanten, von Geiſt, Witz und Laune gewürzten, zugleich aber von Grazien und Muſen verſchönten muſikaliſchen Soiréen mit ihren kleinen romantiſchen Intermezzo's und den improviſirten Schäferſpielen einer ſüdlich glühenden Phantaſie voll vom verführeriſchen Reize eines unbelauſchten Geheimniſſes, endlich aber der vertraute Umgang mit unterrichteten und in das Getriebe der Dinge und Parteien eingeweihten Perſönlichkeiten. Irren wir nicht, ſo zählten mehrere dieſer Namen mit zu den Repräſentanten der alten Geſellſchaft Frankreichs, und mancher jener Pariſer Bekanntſchaften hat der Fürſt auch in der Folge ein freundliches Andenken bewahrt, wie z. B. dem Grafen Damas.

Im Laufe von 1831 wieder von Paris nach Wien zurückberufen, fand der Fürſt die gewiß nicht unerwünſchte Gelegenheit, mit dem ſüßen Behagen einer erquicklichen Muße all jene heiteren Lieblingsbeſchäftigungen zu verbinden, die ſich wie eine ſtille, profanen Blicken verborgene Idylle in das Leben des Fürſten woben, wohl nur aber an den einzelnen Ruhepunkten ſeiner Berufsreiſen in ſchöner Urſprünglichkeit eines reichen Geiſtes und klaren Gemüthes zu Tage tretend. Da ſich die neue diplomatiſche Verwendung des Fürſten bis zum nächſtfolgenden Jahre verzögerte, ſo war es ihm dießmahl gegönnt, die längere Pauſe mit jenen ſelbſtgewählten Aufgaben und anmuthigen Genüſſen auszufüllen, die, dem lebendigen Bedürfniſſe einer äſthetiſchen, fein organiſirten und im tiefſten Grunde männlich-ernſten Natur entſpringend, in einer glücklichen Daſeyns-Conſtellation zuſagende Nahrung und mehr als genügende Befriedigung fanden, ſo daß der Begriff eines echten gentleman at large in jenen Momenten ungeſtörter Muße durch eine wahrhaft kalobiotiſche Verwerthung derſelben zum vollſtändigen Ausdrucke gelangte. Während eines wechſelnden Aufenthaltes auf den fürſtlichen Schlöſſern in Böhmen theilte der Fürſt ſeine Zeit zwiſchen Lektüre und jene ſelbſtauferlegten Studien, denen ſein forſchbegieriger Geiſt eine eben ſo vielſeitige als umfaſſende

Bildung verdankte und womit er sich auf dem eigenthümlich selbst gewählten Wege gewissermaßen aus eigener Machtvollkommenheit zum Meister der freien Künste und Wissenschaften graduirte, dann zwischen Musik und die geselligen Freuden im heiteren Familienzirkel des damals noch nicht vereinsamten Vaterhauses, vorzüglich aber auch zwischen den Umgang mit der schönen Natur und verschiedene bald größere, bald kleinere Reiseausflüge, denn das Wandern war dem Weltfahrer nun einmahl zum Bedürfnisse geworden. Während draußen die politischen Ereignisse ihren düsteren Schicksalsweg gingen und da, wo die Julisrevolution ihre voraussichtlichen Consequenzen zog, die eisernen Würfel fielen, war es dem Fürsten vergönnt, in philosophischer Zurückgezogenheit die stürmischen Welthändel an sich wie flüchtige Schattenbilder vorüberziehen zu lassen, die Eindrücke des Selbsterlebten und Geschauten im betrachtenden Geiste zu verarbeiten, zugleich aber auch sich für das Kommende zu rüsten, um den offenen Schauplatz all der wirren, scheinbar aber freilich nach einem Ziele hindrängenden Zeitbewegungen nicht unvorbereitet zu betreten, denn die unbestimmt zugemessene Frist der glücklichen Feierstunden konnte in jedem Augenblicke abgelaufen seyn. Dieß war denn auch bald nach Beginn des Jahres 1832 der Fall. Die inzwischen — am 9ten September 1831 — erfolgte Beförderung des Fürsten zum Major beim Uhlanenregimente „Kaiser Franz" durfte als Andeutung einer entsprechenden Vorrückung im diplomatischen Range gelten, eine Voraussetzung, die in der nachfolgenden Ernennung des Fürsten zum Legationsrathe auch ihre thatsächliche Rechtfertigung fand. Die bisherige Verwendung des jungen Diplomaten an den bedeutendsten Höfen des westlichen Europa schien für den nächsten Zweck der politischen Lehrjahre ausreichend genug und die nunmehrige Versetzung an einen der ersten deutschen Höfe im Sinne einer höheren Praxis so angezeigt, daß in der neuen Bestimmung des Fürsten Plan und Gedanke der getroffenen Wahl weder zu verkennen, noch weniger aber zu mißbilligen. Hatte der Fürst seine diplomatische Laufbahn in St. Petersburg, an einem seit den Tagen der heiligen Alliance

trotz allen Wechſelfällen und Fluktuationen der Politik Oeſterreich eng verbundenen Hofe, begonnen, ſo ſchien ſich die Berufung an einen zweiten nicht minder befreundeten Hof beim Aufſteigen in der politiſchen Carrière ganz angemeſſen zu fügen und es darf nicht befremden, den Fürſten dortſelbſt in einer ſich immer mehr befeſtigenden und auf beſonderes Vertrauen begründeten Stellung ziemlich lange verweilen zu ſehen. Wir finden ihn nämlich von 1832—1838, alſo durch volle ſechs Jahre, in Berlin und ſehen ihn von dort aus jene ſelbſtändigen Miſſionen an den beiden Höfen antreten, an deren einem er nachgerade vielfältige Proben ſeiner ausgezeichneten Begabung und Geſchäftsgewandtheit abgelegt, in den diplomatiſchen Kreiſen verdiente Aufmerkſamkeit auf ſich lenkend, an dem anderen aber die Ehre und Würde ſeines Vaterlandes mit Ernſt und Entſchiedenheit in einem Augenblicke vertrat, wo ihn bereits der wilde Aufruhr brauſender Parteileidenſchaften umtobte. Vor allem Anderen möchten wir die politiſchen Gegner des Fürſten aus den letzten bewegten Jahren, ja, um dieſelben noch näher zu bezeichnen, die Ankläger ſeiner angeblichen preußenfeindlichen, wo nicht gar mit Mediatiſirungsgelüſten ſchwanger gehenden Politik, da wo ſie ihn eines gänzlichen Vergeſſens der Principien der h. Alliance beſchuldigen und zur Rückkehr zur letzteren, als zu dem hellen Pharus im Dunkel der Zeit, mahnen zu ſollen glauben; ſie möchten wir zunächſt erinnern an jenen lange währenden Berliner Aufenthalt des Fürſten im letzten Stadium des treuen Feſthaltens Preußens an den Ueberlieferungen jenes heiligen Bundes und in den letzten Lebensjahren des dritten hohen Bürgen jener europäiſchen Friedensliga, Friedrich Wilhelm III. Je unaufhaltſamer Preußen in ſpäterer Zeit neue Bahnen einzuſchlagen und in eine folgenwichtige Metamorphoſe ſeiner inneren Zuſtände hinüberzugleiten begann, je eigenthümlicher ſich ſeit dem ſichtlichen Bruche mit der Vergangenheit ſeine Beziehungen zu Oeſterreich zu geſtalten und auch ſeine deutſchen Verhältniſſe in eine auffällig neue Phaſe zu treten anfingen; ein deſto größeres Gewicht möchten wir, beſonders im Hinblicke auf die nachmalige, ganz merkwürdige Entwickelung der

Dinge und auf die dem Fürsten im Drama der letzten Jahre zugefallene Rolle, auf jenes sechsjährige Verweilen desselben am Berliner Hofe in der oben bezeichneten Periode legen. Wir haben nicht gefunden, daß man jenes spezielle Zeitmoment im Leben des Fürsten irgendwo betont, oder auch nur gelegentlich einer Beachtung heischenden Bemerkung gewürdigt hätte. Vielleicht glaubte man darüber flüchtig hinwegsehen zu dürfen, weil doch der bloße Oesterreich'sche Legationsrath Fürst Schwarzenberg unmöglich die Aufmerksamkeit beanspruchen könne, die der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister jedenfalls auf sich gelenkt haben würde. Wie oberflächlich beurtheilt man doch in der Regel die Dinge und wie leicht gewöhnt man sich, Persönlichkeiten und Charaktere mit dem Maßstabe der Alltagsmeinung zu messen! Kaum dürften wir in der Annahme irren, der Legationsrath habe seine Zeit in Berlin nicht verloren, eine unter den damaligen Umständen gerade in vielfältiger Beziehung lehrreiche Zeit, und die Anschauungen, Eindrücke und Erfahrungen von damals, die unmittelbare Kenntniß der Dinge und Personen, die auf Autopsie gegründete Orientirung in örtlichen Verhältnissen und politschen Beziehungen, endlich sowohl die spezifisch-preußischen, als allgemeinen deutschen Studien an dazu ganz geeigneter Stelle, Studien, wie sie der Fürst in tiefster Stille des Privatlebens ohne die geringste Ostentation nach Außen zu machen liebte, seyen dem nachmaligen Premier Oesterreich's in einer gefahrvoll bewegten Zeit und inmitten einer an den Babelbau erinnernden Sprach-, Begriffs- und Rechtsverwirrung trefflich zu Statten gekommen, mögen nun Parteianschauungen und eine einseitige Auffassung die Stellung des Fürsten in dem Streite der jüngsten Vergangenheit hierhin oder dorthin verlegen, mögen sie ihn zu den Epigonen der sogenannten alten politischen Schule Oesterreich's rangiren, oder zu einem noch nicht classificirbaren Diplomaten der Neuzeit stempeln. Schwerlich dürften irgend einem Vertreter der auswärtigen Politik Oesterreich's vor dem Fürsten — wie hoch auch die Gefahren früherer Zeiten, zumahl jene der Befreiungskriege, und

die peinlichen Situationen Oesterreich's seit dem Beginne dieses Jahrhunderts angeschlagen werden mögen — nach so gewaltigen Erschütterungen im Innern und wesentlich alterirten Verhältnissen nach Außen, unter den zersetzenden Einflüssen eines alles Positive im Staats- und socialen Leben dialektisch und revolutionär negirenden Zeitgeistes so schwierige Probleme, so tief einschneidende Fragen vorgelegt und eine fast erdrückende Verantwortlichkeit aufgeladen worden seyn; und wie hat er sich seiner Aufgabe entledigt? wie ist er aus den Prüfungen der Zeit hervorgegangen? Welche Verlegenheiten mußten das schwierige Verhältniß Oesterreich's zu Preußen und dessen eine Weile lang fast undefinirbare Stellung Deutschland gegenüber dem Minister Oesterreich's an und für sich schon bereiten und aus welchem Labyrinthe von Verwickelungen mußte hier der Ausweg gesucht werden! Glaubt man vielleicht, daß sich hier etwas improvisiren, etwas, so zu sagen, aus der Luft greifen und von dem historisch Gegebenen schlechterdings abstrahiren ließ? Ganz im Gegentheile mußte, allen ideologischen Träumen, radikalen Umsturzgelüsten, Umnebelungen und Phantasmagorien zum Trotze, der in der Verwirrung scheinbar verloren gegangene, geschichtlich feste Anknüpfungspunkt wieder aufgesucht und der sichere Ankergrund sowohl für die Bedürfnisse der Gegenwart, als auch für die Zukunft gefunden werden. Das wäre ohne jene oben angedeuteten praktischen Antecedentien, ohne eine gründliche Kunde früherer Lagen und Verhältnisse und ohne jenen ruhigen und besonnenen Ueberblick der Vergangenheit sowohl als der Gegenwart kaum möglich gewesen. Wie sehr sich auch leidenschaftliche Erhitzung und Parteiverblendung gegen die angebliche Prussophagie des Fürsten ereiferten, wie sehr Kurzsichtigkeit mit chimärischem Utopismus im Bunde die deutsche Politik des Fürsten verschrieen; jedem Einsichtigen mußte zuletzt doch die Wiederherstellung des alten Verhältnisses Preußens zu Oesterreich, die Anbahnung eines einträchtigen Zusammengehens beider in allen Fragen der deutschen und europäischen Politik und die Rückkehr zum alten Bundesvertrage als nächstes wünschenswerthes Ziel und als der allein aus

dem Labyrinthe führende Ariadnefaden erſcheinen. Und war es nicht eine glänzende Genugthuung, ſelbſt preußiſche Stimmen den Fürſten gleich nach deſſen Tode nicht nur als Reſtaurator Oeſterreich's, ſondern auch als denjenigen rühmen zu hören, der weſentlich dazu geholfen, daß Preußen ſich ſelbſt wiedergefunden inmitten von Verlegenheiten, aus denen kein ehrenvoller Ausweg zu führen ſchien? Dieß iſt auch die richtige Bezeichnung für jene ſogenannte Demüthigung, welche das Verfahren des Fürſten Preußen bereitet haben ſoll, während der außerordentliche Schritt des ſo ſchwer beinzichtigten gerüſteten Vorgangs nur die ernſte Mahnung an die eilfte Stunde und das figürliche Vorſpiel künftigen unausbleiblichen Unheils zu bedeuten hatte. Von eigentlichen Antipathien des Fürſten gegen Preußen konnte um ſo weniger die Rede ſeyn, als derſelbe namentlich in allen geſchäftlichen Beziehungen weder Neigungen, noch leidenſchaftliche Erregung, ſondern lediglich das Intereſſe der Sache und die Rückſichten auf den vorgeſteckten Zweck vorwalten ließ und in Bezug auf Preußen und die deutſchen Verhältniſſe das Anſtreben eines einträchtigen Zuſammenwirkens, einer feſten Conſolidirung der zerfahrenen Zuſtände alle anderen untergeordneten Motive überwog. Alſo ſchon im Oeſterreich'ſchen Intereſſe und um des allgemeinen deutſchen Beſten willen konnte und wollte der Fürſt Preußen nicht anfeinden. Zudem kannte der Fürſt Preußen aus eigener perſönlicher Anſchauung noch von der Zeit her, als es noch der Nachglanz der Glorie aus den Befreiungskriegen umleuchtete und ſich zwiſchen den König und ſein Volk noch nicht jenes ominöſe beſchriebene Blatt gedrängt hatte, das ſpäter zur Quelle ſo mancher ſchwerer Mißverſtändniſſe ward. Er ſah noch jenes alte loyale Preußen mit ſeiner aus prüfungsvollen Zeiten her noch vorhaltenden Stimmung für König und Vaterland, jenen ſtreng geordneten und ſich nach Maß und Regel bewegenden Staat mit ſeinem tapferen und begeiſterungsfähigen Heere und aufgeklärten Beamtenthum, deſſen ſogenannte „breitgetretene Geleiſe“ ſpäter viel verſpottet worden; er ſah endlich noch jenen König von Angeſicht zu Angeſicht, der Preußen aus Sturm

und Drang zu Glück und Ruhe, zur inneren Wohlfahrt und den Segnungen des Friedens, überdieß zu jener Stellung in Deutschland geführt, die es berechtigt war einzunehmen, nachdem es aus der Katastrophe der Befreiungskriege vergrößert und verjüngt hervorgegangen; jenen König, von dem ein hellblickender Oesterreich'scher Staatsmann*) mit Recht rühmt: „Er habe die noch übrigen 25 Jahre seiner Regierung benutzt, um nach dem Vorbilde Friedrich II. sich ausschließend mit der Organisation des Innern zu beschäftigen. Bedeutende Verbesserungen (heutzutage Reformen genannt) wurden in allen Zweigen der Gesetzgebung und der Staatswirthschaft vorgenommen und mit Glück bewerkstelligt. Der Staat wurde mit kluger Einsicht als preußischer Staat einem fest vorgesteckten Ziele zugeführt. Der König hielt sich streng in dem Verbande der großen Allianz, der allein Preußen seine Wiedergeburt verdankte." — Fürst Felix sah Friedrich Wilhelm III. in der milden Abendröthe eines kampf- und erfahrungsreichen Lebens und war Zeuge einer Verehrung, wie sie im gleichen Maße nur Oesterreich's greiser, vielgeprüfter Monarch Franz genoß. Diese Antecedentien und gewiß nicht wirkungslosen Eindrücke waren wohl nicht darnach beschaffen, um Voreingenommenheit oder Abneigungen irgend welcher Art aufkommen zu lassen, im Gegentheile möchte vielleicht manche der früheren Reminiscenzen der annähernden Bestrebung während der Mißverständnisse der letzten Jahre zu Statten gekommen seyn, abgesehen davon, daß der Oesterreich'sche Staatsmann in den Differenzen der politischen Interessen und in der schiefen Stellung der Cabinete subjektiven Regungen und Neigungen oder Antipathien auf den Gang der Geschäfte irgendwelchen maßgebenden Einfluß gestattet hätte. Ueberdieß möchten des Fürsten jahrelange unmittelbare Berührungen mit der edlen und in so vielen Beziehungen interessanten Persönlichkeit des Königs, den er in der Regel als Oesterreich'scher Ehren-Cavalier in die böhmischen Bäder, zumeist nach dem anmuthigen, dem königlichen Gaste so sehr

*) Graf Ficquelmont in der Schrift: „Deutschland, Oesterreich und Preußen."

lieb gewordenen Teplitz, begleitete, und genauere Beziehungen zu anderen, durch Bildung, Charakter und geſellſchaftliche Stellung ausgezeichneten Männern und Familien Preußens — worunter das von unſerem Fürſten beſonders hochgeſchätzte Haus des Fürſten von Wittgenſtein voran zu nennen — durch viele werthe Erinnerungen und anziehende Rückblicke auch in ſpäterer Zeit noch wohlthuend nachgewirkt und ein von nord- und ſüddeutſchen Sympathien oder Abneigungen unbeirrtes Verſtändniß vermittelt haben. Gewiß dürfte daher der Wunſch gerechtfertigt ſeyn, dieſen Geſichtspunkt bei der Beurtheilung des Fürſten und ſeines Verhaltens in den Oeſterreichiſch-Preußiſchen und deutſchen Streitfragen der jüngſten Zeit feſtgehalten zu ſehen und nicht zu vergeſſen, daß ſelbſt bei dem geharniſchten Auftreten in einem der kritiſcheſten Augenblicke jene Ruhe nicht verläugnet ward, die kein Bedenken trägt, in die verſöhnlich dargebotene Hand einzuſchlagen und in entſcheidender Stunde weiſes Maßhalten von beiden Seiten als gebietendes Geſetz anzuerkennen. Der Tag von Olmütz dürfte davon, ſo viel auch dagegen von politiſchen Diſſenters eingewendet werden mag, lautes Zeugniß gegeben haben. Dieſes Moment möchte eine um ſo unparteiiſchere Erwägung heiſchen, als gerade jener Tag das Signal zu den heftigſten Incriminationen im jenſeitigen Lager gegeben, zu Incriminationen, von denen ſelbſt Männer des eigenen Landes nicht verſchont wurden und die die volle Zornesſchale des ſpezifiſchen Preußenthums über die damalige Politik des Berliner Cabinets, oder wenigſtens jene ſeines erſten Miniſters ausgoſſen. Was den Fürſten betrifft, ſo wurde nicht lange darauf ungeſcheut daran erinnert: „der Name Schwarzenberg habe preußiſchen Ohren nie angenehm geklungen und mahne an eine der traurigen Partien der älteren preußiſchen Geſchichte.“ Wir kommen auf dieſen bereits früher einmahl erwähnten Paſſus hier wiederholt im Vorbeigehen zurück, um die Frage daran zu knüpfen: Ob jene unangenehmen Reminiscenzen aus der älteren Geſchichte Preußens ſchon während des in Rede ſtehenden mehrjährigen Aufenthaltes des Fürſten in Berlin bei irgend einer Gelegenheit wieder aufgewärmt

worden, oder ob man erst inmitten der Differenzen der letzten Jahre absichtliche Veranlassung genommen, darauf zurückzukommen? Es möge hier nicht unerwähnt bleiben, daß seit jenen verklungenen Tagen der „älteren preußischen Geschichte“ bis zu dem Erscheinen des Fürsten Felix in Berlin nahezu 200 Jahre verflossen und daß seit so langer Zeit kein Schwarzenberg wieder auf preußischem Boden verweilt. Sollte nun dieses erste Auftreten wieder alte Erinnerungen heraufbeschworen haben? Von einer unparteiischen Geschichtschreibung zum Gegenstande ernster Untersuchung gemacht, wären sie nicht unwillkommen gewesen, am wenigsten dem Fürsten unwillkommen, für den sich an den Namen seines berühmten Ahnherrn Adam ebenso pietätvolle, als für die Geschichte seines Hauses merkwürdige Erinnerungen knüpfen mußten, eines jener Andenken, dem die Nachkommen noch eine gerechte Expiation schulden. Dem sinnenden Geiste des späten Enkels mußte das lugumdüsterte Bild jenes beschwerleumdeten Altvaters im Glanze erhabener Mannestugend, als ein Fels unerschütterlicher Pflicht- und Ueberzeugungstreue, echt deutscher Gesinnung und starken Festhaltens an Kaiser und Reich erscheinen, als der Fels, an dem sich lange die sturmaufgewühlten Wogen einer wildverworrenen Zeit, confessioneller Haß und Parteiwuth brachen, bis es endlich der Uebermacht gelang, den Alleinstehenden zu untergraben und niederzuwerfen. Ohne diesen gewaltsamen Sturz des seltenen Mannes und das längere Schweben seines schwer angefeindeten Hauses am Rande des Abgrunds *wären vielleicht die Schwarzenberge im Laufe der Zeiten das Preußen geworden, was sie nachgerade Oesterreich wurden*, welchem letzteren ein ausgezeichneter Urenkel jenes verkannten und vielgeschmähten Adam mit gleicher heroischer Hingebung und Opferfreudigkeit in einem Augenblicke diente, als sich die Gewitterwolken über Deutschlands Himmel wieder zu einem zweiten dreißigjährigen Kriege zusammenziehen zu wollen schienen. — Wie lehrreich sind doch die Parallelen der Geschichte! Für den Urenkel Felix hatte jene „Partie der älteren Geschichte Preußens“ eine tiefe Bedeutung und wie Vieles in Berlin mußte ihn daran erinnern! —

Im Hinblick auf die allgemeinen deutschen Verhältnisse, wie sie sich in den dreißiger Jahren unter den weit ausgreifenden Rückwirkungen der Julirevolution zu gestalten anfingen, bot das mehrjährige Verweilen des Fürsten in Deutschland wenig des Erquicklichen. Zwar gingen Oesterreich und Preußen, den Grundsätzen und der Politik der verbündeten Herrscher beider Staaten zufolge, Hand in Hand und auch die Bevölkerungen der letzteren nahmen keinen sichtbaren Antheil an den Bewegungen des durch künstliche Reizmittel zum Aufschäumen getriebenen sogenannten „Volksgeistes" zum nicht geringen Verdrusse der Leiter der Bewegung; aber auf verschiedenen Punkten des übrigen Deutschland's traten die unverkennbaren Symptome des gährenden Liberalismus zu Tage: „die deutsche Nation", hieß es, „ringe nach einem Durchbruche aus ihrer bloßen literarischen Existenz in den einzig Heil gewährenden Constitutionalismus." Es war die Zeit der Rotteck, Welcker, Itzstein, Jordan u. A., die Zeit der Professoren, Docenten, Advokaten und Kammerdeclamatoren gekommen, freilich aber auch, nach kurzer Einschüchterung, bald darauf die Zeit der opponirenden Regierungen, der so arg verschrieenen reaktionären Bundesbeschlüsse, des Monarchen-Congresses zu Münchengrätz und der mit einem lauten Weh! begrüßten Wiener Conferenzen, und das „theoretische Leben" der Deutschen mußte sich, wie geklagt wurde, noch eine Weile fortfristen, bis seine letzten Reste aufgezehrt waren. Schon damals war von der liberalen Parteizinne der Ruf nach einer Nationalversammlung neben dem Bundestage erschollen, schon damals fielen die seither von manch' einer Kammerfraktion wiederhohlten Drohworte von dem „hinter der Kammerminorität stehenden Volke." Für den ruhigen, aber scharfblickenden Beobachter der Dinge mehr als genügende Vorzeichen am politischen Horizonte. Was aber neben, oder vielmehr vor allen Erscheinungen des Tages besonders Anspruch machen durfte, die Blicke zu fesseln, und gerade damals als zukunftvolle Schöpfung aus der Fluth und Ebbe der mannigfach getrübten Gewässer emporstieg: das war der deutsche Zollverein, dessen Entstehungsproceß am Ursprunge zu belauschen

dem Fürſten vergönnt war, ſicherlich zu großem Nutz und Frommen für die großartigen Conceptionen und Entwickelungen der ſpäteren Folgezeit. Hätte der Fürſt damals ahnen können, daß ſein letzter erſterbender Blick auf das unvollendete Werk der Erweiterung jener bedeutſamen primitiven Schöpfung fallen werde! — Wie ein Wink des Geſchicks, wie eine Vorandeutung kommender Ereigniſſe fiel in jene Zeit auch das Hinſcheiden des treuen Bundesgenoſſen Preußens, des Kaiſers Franz von Oeſterreich (zu Anfang 1835). Zwar änderte dieſer Todesfall vorläufig nichts in den freundſchaftlichen Beziehungen Oeſterreich's zu Preußen, noch in den inneren Verhältniſſen des erſteren, da der Wechſel der Perſonen die traditionellen Grundſätze nicht berührte; gleichwohl konnten aber dem vorſchauenden Geiſte des Fernerblickenden die möglichen Configurationen der Zukunft gleichſam wie im Dunſtkreiſe der Zeit vorgebildet erſcheinen. — Im Frühjahre 1835 war es dem Fürſten vergönnt, ſeinen mit der Kunde von der Thronbeſteigung Kaiſer's Ferdinand I. an den Berliner Hof entſandten älteſten Bruder und damals bereits Chef des Hauſes, Johann Adolf, in Berlin zu begrüßen und unter dem Eindrucke eines wichtigen Ereigniſſes die Freude eines ſeltenen Wiederſehens zu genießen. — Schon im Auguſt (am 22., mit dem Range vom 26.) des genannten Jahres zeichnete ihn der neue Monarch „in huldreichſter Anerkennung", wie es in dem betreffenden officiellen Patente heißt, „der dem durchlauchtigſten Kaiſerhauſe bisher geleiſteten und noch zu erwartenden guten Dienſte, ſo wie zum Beweiſe des höchſten Vertrauens zu ſeinen Einſichten und Dienſterfahrungen" durch Beförderung zum Oberſten *) aus, wodurch ein deutlicher Fingerzeig für eine nicht mehr ferne Verwendung in wichtigeren Geſchäften und ein höheres Hinaufrücken im diplomatiſchen Dienſte gegeben ward. Aus demſelben Jahre datirt auch die Verleihung des kaiſerl. ruſſiſchen

*) In dem Oberſtenpatente vom 22. Auguſt 1835 erſcheint der Fürſt als bisheriger Oberſtlieutenant bei dem Uhlanenregimente Herzog von Sachſen-Coburg und Gotha Nr. 1, dem heutigen „Civalart."

Wladimirordens 3. Klaſſe und jene des königl. preußiſchen rothen Adlerordens 2. Klaſſe in Brillanten; unzweideutige Beweiſe nicht nur einer ſchmeichelhaften Aufmerkſamkeit, ſondern im höheren Grade noch einer verdienten Beachtung.

Größere diplomatiſche Sendungen.

Turin — Neapel.

Schon wenige Jahre ſpäter fand ſich Gelegenheit zur Erfüllung der oben berührten Vorandeutung. Eben in der ſchönſten Fülle des männlichen Alters, in der Vollreife geiſtiger Kraft und Willensenergie, im Beſitze einer umfaſſenden Bildung und reichen Weltkenntniß, mit einer langen Reihe intereſſanter und lehrreicher Erfahrungen hinter ſich, gewandt und takvoll im Umgange, in der großen Geſellſchaft im wahren Sinne des Wortes zu Hauſe, bewandert, zuverläſſig und ebenſo präcis als ernſt in Geſchäften: durfte der Fürſt nicht auf eine angemeſſene Stellung in dem ſeit Jahren mit Glück und Geſchick verfolgten Berufe rechnen und ſich nicht nunmehr eine ehrenvolle Ausfüllung derſelben im eigenen klaren Bewußtſeyn zutrauen? Andererſeits möchte ebenſo wenig geläugnet werden dürfen, daß es endlich ziemlich an der Zeit war, eine ſo brauchbare Perſönlichkeit nach mannigfachen Proben der Tüchtigkeit zu nützen und an den rechten Platz zu ſtellen, als in dem eben nicht verfrühten Vorrücken zu den höheren Graden des diplomatiſchen Dienſtes etwa eine parteiiſche Begünſtigung und ungerechtfertigte Bevorzugung des Cavalier's entdeckt werden kann. Der Fürſt hatte ſein „nonum prematur in annum“ gehörig beſtanden. Dieſe Anerkennung wird man der damaligen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Oeſterreich's, mindeſtens in dem vorliegenden Falle, nicht verſagen können, und was endlich die Wahl von Zeit, Ort und Umſtänden betrifft, ſo hat ſich bald gezeigt, daß für die rechte Stelle der rechte Mann gefunden worden.

Als der Fürst Berlin, im Jahre 1838 verließ, geschah es nur, um den Posten eines Legationsrathes mit der Stellung eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers an den Höfen von Turin und Parma zu vertauschen. Auch in dieser neuen Berufung, sowie nicht minder in der späteren gleichartigen an den Hof von Neapel manifestirte sich unseres Erachtens neuerdings die eigenthümliche Fügung des Geschickes, das überhaupt bis an das Ende der Lebenstage des Fürsten nicht müde ward, denselben auf unverkennbar planmäßige Weise zu besonderen Zielen auf besonderen Wegen hinzuführen und durch ein stufenweis vorbereitetes Aufwärtsleiten endlich auf den Punkt gelangen zu lassen, wo sich den Blicken des thatkräftigen Mannes eine weite Perspektive der historischen Größe erschloß. Mit dem Beginne seiner bedeutsameren und tiefer eingeprägte Fußtapfen im Boden der Geschichte zurücklassenden Missionen haben wir nun den ungleich wichtigeren Lebensabschnitt des Fürsten betreten und unsere biographische Aufgabe scheint sich zu einer verhältnißmäßig schwierigeren und complicirteren zu gestalten. Gleichwohl sehen wir uns, im scheinbaren Widerspruche hiermit, aus maßgebenden Rücksichten auf die Beschränktheit des uns von Außen her vorgezeichneten Raumes, dann aber auch noch aus einem anderen bedingenden Grunde genöthigt, dieselbe auf nur noch wenigen Bogen zu lösen. Nicht als ob Angesichts der Ereignisse der jüngsten Zeit und der insignen Rolle des Fürsten im Drama der letzteren der befangenen Hand die Feder entsänke, oder als ob sie vor der moles indigesta des Stoffes bange zurückschreckte; keineswegs, sondern aus dem einfachen Grunde, weil es von vornherein nicht in unserer Absicht liegt, eine eigentliche Geschichte der neuesten Zeit zu schreiben, was wohl Bände in Anspruch nehmen würde. Allerdings bildet dieselbe den Hintergrund im Lebensgemählde des Fürsten, von dem sich seine Gestalt plastisch hervorragend abhebt; gleichwohl müssen wir uns auf die bloß contourirte Zeichnung jenes Hintergrundes beschränken, eine diplomatische, alle Einzelnheiten erschöpfende Geschichte einer späteren, dazu geeigneteren Zeit und einem Pertz oder Droysen der Zukunft

überlassend. Bis dahin müssen sich die jetzt noch trüben Stimmungen der Gegenwart gereinigt, das Urtheil geläutert haben und müssen Dinge, Zustände und Persönlichkeiten in die richtige historische Perspektive gerückt seyn. Wir stehen den Ereignissen und deren Trägern offenbar noch zu nahe. Das aber, was wir wollten und wollen durften, war eine wenigstens möglichst präcise Skizzirung des psychischen Bildes unseres Fürsten, die möglichste Vermittlung eines wahren und warmen Verständnisses seines Seelenlebens, die Nahelegung seines inneren und äußeren Entwicklungsganges, zudem die Berichtigung mancher Irrthümer und schiefen Auffassungen, endlich eine verdeutlichende Beleuchtung seines politischen Vorlebens bis zum Augenblicke des imposanten Hervortretens im bewegten Vordergrunde der letzten Jahre. Die äußere Kenntniß des letzteren ist so ziemlich den Meisten geläufig. Nichtsdestoweniger werden wir den Fürsten bis an's Ende im steten Zusammenhange mit den Hauptereignissen zeigen, den letzteren nicht willkürlich unterbrechen, oder etwas Bedeutsames im selben übergehen, wohl aber bisher unbekannte Zeitmomente oder Charakterzüge dem Lebensbilde am geeigneten Orte encaustisch einfügen.

In der Eigenschaft eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers am Hofe zu Turin wurde der Fürst der Nachfolger des Grafen Brunetti. Durch diese Stellung an einem dem Oesterreich'schen Kaiserhause sowohl durch gute Nachbarschaft, als durch vielseitige Bande des Blutes nah befreundeten Hofe, zugleich aber auch durch die unmittelbare Nähe des zu allen Zeiten so wichtigen italienischen Schauplatzes wurde diese Mission des Fürsten eine ebenso bedeutsame, als delikate. Sie wurde es aber auch durch die in jenen Zeitraum fallende besondere Gestaltung der Verhältnisse, durch die sich bereits damals vorbereitende Entwicklung der künftigen Eventualitäten, besonders aber durch seine persönlichen Beziehungen und das ausgeprägte Relief, das er durch die Art und Weise des persönlichen Auftretens seiner Stellung zu geben verstand. Mancherlei interessante Aufschlüsse, womit sich leider einheimische Quellen sehr

ſparſam erwieſen, verdanken wir in dieſer Hinſicht gerade fremden, aber deßhalb nicht minder zuverläſſigen, ja in mehr als einem Betrachte gerade ſehr unparteiiſchen Mittheilungen, vorzugsweiſe dem im Laufe der letzten Jahre erſchienenen „hiſtoriſch-politiſchen Memorandum“ des Grafen Solaro della Margarita, vormals, und zwar gerade in jenem Zeitraume, königl. Sardiniſchen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten. Indem derſelbe den Fürſten als Nachfolger des Grafen Brunetti bezeichnet, bemerkt er zugleich, „die Inſtruktionen des Fürſten dürften anders geartet geweſen ſeyn, als die ſeines Vorgängers, zumahl auch ſein Verhalten ein anderes war.“ Dieſer beachtenswerthen Aeußerung fügt der Verfaſſer ſofort auch eine Charakteriſtik des Fürſten hinzu, die um ſo ungeſchmeichelter iſt, als derſelbe im Verlaufe ſeines Werkes eifrig bemüht iſt, den Verdacht Oeſterreich'ſcher Sympathien von ſich abzuwälzen und als einzelne ſpäter noch hinzugezeichnete Züge das Weſen des Fürſten in der Beleuchtung ſcharfer Schlaglichter zeigen. „Diplomat von nicht gewöhnlicher Begabung und von durchdringendem Blicke“, ſagt Margarita, „verfiel er nicht in den Fehler ſeiner Vorgänger, die Miene anzunehmen, den Protektor des Hofes oder den Vormund des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten ſpielen zu wollen, und er hat die ganze Zeit ſeines Aufenthaltes bei uns gelegenheitlich der Beſprechung innerer Staatsfragen nicht den Anſpruch merken laſſen, ſich irgendwie einzumengen oder eine maßgebende Vorſchrift vorzuzeichnen.“ Da es öfters vorkam, daß die Equipage des Fürſten, ſo oft er ſich in der Mitte der Stadt befand, auf einem beſtimmten Punkte zu halten pflegte, ſo ſuchte ein dem Miniſterium feindſeliges Gerücht dieſen Umſtand gegen das letztere dahin auszubeuten, daß man ausſprengte, der Fürſt habe ſeine Equipage ſtets vor das Staatsſekretariat befohlen, um das Volk glauben zu machen, er halte mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten über ſämmtliche Geſchäfte lange Conferenzen. Dieſes übertreibende und übel ausgelegte Gerücht ſucht Graf Margarita zu widerlegen und bemerkt weiterhin: „der Fürſt habe die Intereſſen ſeines Hofes mit Nachdruck und warmem Eifer zu vertreten verſtanden,

was übrigens auch seine Schuldigkeit gewesen. In der Gesellschaft fand man ihn caustisch und spitz, *) was Vielen nicht gefiel. Im Verkehre mit mir berücksichtigte er häufig die Empfindlichkeit des königlichen Ministers und ich durfte mich mit unseren gegenseitigen Beziehungen zufrieden stellen, wie wenig oft auch meine Erwiederungen mit seinem Begehren und jenem des kaiserlichen Hofes analog zusammenfielen. Ich habe Grund zu glauben, daß seine Depeschen nicht wenig dazu beigetragen haben, das gegen mich in Wien gefaßte Mißtrauen zu verscheuchen und eine richtige Auffassung meiner weder österreichischen, noch französischen, noch englischen, sondern sardinischen, ausschließlich sardinischen Politik hervorzurufen, einer Politik, die ich immer festgehalten habe und unaufhörlich festhalten würde, wenn ich die beendigte Laufbahn wieder von vorne beginnen müßte."

Mit dieser kurzen, aber schlagenden Charakteristik ist die ganze Turiner Stellung des Fürsten sowohl in geschäftlicher, als in gesellschaftlicher Hinsicht bezeichnend angedeutet, und was die Beziehungen zum Hofe, insbesondere zur Person des Königs betrifft, so finden sich im genannten Buche später noch einige Fingerzeige, die wir am geeigneten Orte nicht übersehen werden. Jedenfalls war diese Stellung, wie bereits oben bemerkt worden, eine nach vielen Seiten hin sehr delikate und Vorsicht heischende, um so mehr, als sich später die Verhältnisse immer schwieriger gestalteten und der endlich in helle Flammen ausgebrochene Streit gerade an scheinbar kleinen und untergeordneten Fragen entzündete. In Ansehung aber jener sardinischen und einzig und allein sardinischen Politik des Grafen Margarita möchte die

*) Auch diese Charakterseite des Fürsten haben wir bereits früher einmahl berührt und hervorgehoben, daß sie ihn in der Gesellschaft einerseits ebenso gefürchtet, als andererseits beliebt und in auserlesenen Cirkeln beinahe unentbehrlich machte. Wir hatten hierbei besonders den Turiner Aufenthalt im Auge und werden auf diesen Punkt noch einmahl zurückkommen. Der Fürst war kein gewöhnlicher Witzbold, er konnte witzig bis zur caustischen Schärfe seyn, aber seine geistvolle Liebenswürdigkeit wußte wieder andererseits mit dem verletzenden Eindrucke zu versöhnen. Uebrigens hielt er sich nicht nach dem Grundsatze: „Allen gefallen ist schwer", vielmehr darnach: „Wenigen gefallen ist schwer."

Bemerkung eines gut unterrichteten und immer treffend urtheilenden Oesterr. Staatsmannes, *) zumal da, wo die politischen Geständnisse des edlen Grafen Palmerston'schen Aeußerungen im brittischen Unterhause gegenübergestellt werden, wohl hier am rechten Orte seyn. Dieselbe lautet: „Ein Staatsminister, welcher das Turiner Cabinet fast zwölf Jahre lang im Sinne eines Conservatismus, welcher nirgends etwas zu conserviren verstanden, geleitet hat, veröffentlichte im Laufe des Jahres 1832 ein Memorandum, eine Art von Tagebuch seiner ministeriellen Wirksamkeit, gleichzeitig zur Vertheidigung der von ihm verfolgten Principien. Graf Solar della Margherita (Margarita) wollte sich gegenüber den unaufhörlichen Angriffen der constitutionell-liberalen und jener anderen revolutionär-liberalen Partei gegen die Beschuldigung, daß er die Interessen Piemonts der Behauptung seiner politischen Grundsätze zum Opfer gebracht habe, dadurch vertheidigen, daß er mit ausnehmender Offenheit Geständnisse ablegte, um durch selbe zu beweisen, daß er immer bestrebt gewesen, im Wege einer längst verschollen geglaubten Politik jene Vortheile zu suchen und zu erwerben, welche seine Gegner vom Sturme der Revolution heischten; daß er ferner, den alten Principien der Fürsten aus dem Hause Savoyen getreu, bei jedem Anlasse angerathen habe, die Verlegenheiten des Hauses Oesterreich zu benutzen, um sich auf Kosten desselben in der Lombardei zu vergrößern. — Dieß ist der Sinn der freiwilligen Geständnisse eines Ministers an der Spitze des Cabinets eines dem Wiener Hofe durch eine innige Allianz verbündeten Hofes, welcher durch diese Allianz zugleich mit den beiden anderen continentalen Großmächten verbündet war. Sein royalistisches Gewissen war ruhig, weil einmahl das Haus Savoyen, ohne deßhalb aufgehört zu haben monarchisch zu seyn, sich mit einem Raube am Hause Oesterreich bereichert hatte. Im Wege dieser alten Politik wollte nun Herr Graf Solar della Margherita wieder einmahl vor-

*) Graf Ficquelmont's in: „Lord Palmerston, England und der Continent", 2ter Bd. p. 208 u. ff.

gehen. — Findet man nicht eine Verwandtschaft der Ansichten in der gedachten" (englischen) „Parlamentsrede und in den eben erwähnten freiwilligen Geständnissen? Unter der revolutionären Schichte, welche den ganzen Boden von Italien bedeckte, waren also geheime Einflüsse thätig, welche sich der Revolution nur bedienen wollten, um Anderen Verlegenheiten zu bereiten, während sie selbst einen besonderen Zweck verfolgten, welchen die alte Intriguen-Politik nicht verwerflich fand." Diese Andeutungen des geistvollen Commentators sind bezeichnend für den Standpunkt des Verfassers des Memorandum, zugleich aber ein Kriterium mehr für die ungeschmeichelte Zuverlässigkeit des Urtheils im letzteren über den Fürsten. Ebensowenig läßt sich aber zweifeln, daß dessen anerkannter „durchdringender Scharfblick" die leisesten Regungen der alten Savoyischen Fürstenpolitik zu penetriren und zu belauschen verstanden haben werde. — Bekanntlich hatte im Jahre 1838 die Krönung S. M. des Kaisers Ferdinand I. in Mailand unter glänzenden Feierlichkeiten stattgefunden *) und ebenso bekannt ist die von dem großmüthigen Herzen des erlauchten Monarchen damals gewährte allgemeine Amnestie, die mit dem warmen Strahle kaiserlicher Huld versöhnende Gefühle in alle Gemüther senken sollte. Man weiß auch, wie diesem edelmüthigen, eine neue Zukunft für die Lombardie heraufzaubern sollenden Bestreben gelohnt worden; schwerlich wird man aber wissen, daß sich unter all' den prangenden Rosen der Mailänder Schaustellungen bereits Schlangen der Falschheit und

*) Fürst Metternich befand sich damals im Gefolge des Kaisers und Graf Margarita bedauert sehr, nicht Gelegenheit gefunden zu haben, den großen, durch Talente und seinen Einfluß auf alle Angelegenheiten Europa's hervorragenden Staatsmann, der aber endlich doch auch von dem selbst die Cedern, geschweige denn die niederen Pflanzen nicht verschonenden revolutionären Sturme erfaßt worden, persönlich kennen zu lernen. Sollte der Fürst, meint der Sardinische Erminister, bei einem stillen Rückblicke auf die denkwürdigsten Momente seines glorreichen politischen Lebens nicht bitter bereuen: zu schnell Louis Philipp von Orleans als König auf den vom Barrikadenblute bespritzten Ruinen anerkannt, keinen wirksameren Beistand dem Don Carlos geleistet und endlich nicht die Waffen gegen das Revolutionsnest in der Schweiz gewendet und dem Sonderbund den Sieg gesichert zu haben, dem Interesse der Ordnung in Europa zum Triumphe?.—

Argliſt bargen. Bedeutſame Winke hierüber finden ſich in den ſehr intereſſanten und orientirenden „Erinnerungen eines Oeſterr. Veteranen“, die dort nachgeleſen werden können. Zu den ſtillen, aber ungeblendeten Beobachtern jener brillanten Feſtlichkeiten dürfen wir wohl auch unſeren Fürſten zählen, den wir mit allem Grund unter den Zeugen jener Mailander Araujnezetage vermuthen. — Das Jahr 1840 brachte die orientaliſchen Angelegenheiten, reſp. den Streit der hohen Pforte mit ihrem Vaſallen Mehemed Ali von Aegypten, und die Einmiſchung des Occidents auf's Tapet. Oeſterreich ſtand damals der ſchwachen Türkei zur Seite und ſchloß ſich zu London der Quadrupelallianz an, wodurch Frankreich in einer unliebſamen iſolirten Stellung blieb. Indeſſen es wollte es nicht anders. Oeſterreich's Politik wünſchte das ſo innig befreundete und nahe ſtehende Sardinien mit in's Intereſſe der Sache zu ziehen und der Fürſt führte mit beredter Gewandtheit die dießfälligen Unterhandlungen; aber der Sardiniſche Hof widerſtand der Verſuchung, in weiſer Neutralität verharrend, worauf ſich der Graf Margarita nicht wenig zu Gute hält. Bei der Beſprechung dieſer Angelegenheiten läßt ſich der Genannte auch in eine umſtändlichere Widerlegung der Behauptungen eines gewiſſen Gualterio hinſichtlich des arroganten Auftretens und unberufenen Einmiſchens des diplomatiſchen Vertreters Oeſterreich's (unſeres Fürſten) in die militäriſchen Arrangements, ſowie in Betreff gewiſſer enragirter Aeußerungen des Königs gegen Oeſterreich ein, und beweist die Abſurdität ſolcher Aſſertionen einer Partei, in deren Planen es lag, Sardinien im Lichte einer demüthigenden Abhängigkeit von Oeſterreich erſcheinen zu laſſen. Man erſieht daraus, wie ſelbſt der Namen des Fürſten von einem unlauteren Parteitreiben mißbraucht worden. — Den obigen Verhandlungen folgten in derſelben Zeit die Debatten über den Abſchluß eines Vertrags wegen Schutz des literariſchen Eigenthums und das endliche Zuſtandekommen desſelben zwiſchen den Cabinetten von Wien und Turin und den übrigen italieniſchen Höfen, mit Ausnahme von Neapel; eine Transaktion, die von dem literariſchen Italien mit enthuſiaſtiſchem Beifalle

aufgenommen wurde. Der Vertrag trägt auch die Unterschrift des Fürsten als kaiserlichen Ministers. — Die erste Veranlassung zu unangenehmen Erörterungen zwischen den Cabinetten von Wien und Turin gaben die Verhandlungen wegen Verlängerung des 1834 abgeschlossenen Contrabandvertrags zwischen den beiden respektiven Staaten und die sogenannte Gravellone-Frage (seit langer Zeit ventilirt in Betreff der Grenzen zwischen Oesterreich und Sardinien bei Pavia). Graf Margarita läßt sich über die dießfälligen Verhandlungen des Breiteren aus und bemerkt selbst, daß namentlich der letztere Gegenstand mehr eine Rechts- und Dignitäts- als eine Interessenfrage gewesen, zur Vermeidung des Anscheins, als ob man sich auch in geringfügigen Dingen dem Stärkeren bequemen wollte, von Sardinien hartnäckig verfochten. Daß es dabei nicht ohne einige Bitterkeit abgegangen, versteht sich wohl von selbst. Nichtsdestoweniger, bemerkt Margarita weiter, wußte das Wiener Cabinet diplomatischer Weise die Rücksichten der Politik von jenen der bloßen materiellen Interessen zu unterscheiden und war bemüht, das gute Einvernehmen zwischen den beiden Höfen aufrecht zu erhalten. Zu diesem Ende ließ es auch durch den Fürsten Schwarzenberg in allen Fragen von allgemeinem europäischen Interesse die an die kaiserl. Gesandtschaften und Repräsentanten bei den Großmächten ergangenen Depeschen dem Turiner Cabinete mittheilen. Auch bezeichnet Margarita seine Beziehungen zu dem Fürsten als „relazioni buone, franche e leali.“ „Der Fürst, bemerkt der Graf weiter, „hielt mit seiner Meinung über unsere Tendenzen und die geringe Neigung zu Oesterreich nicht zurück, und auch ich hatte kein Hehl über den gerechten Stolz eines Staates, der nicht als Vasall eines Stärkeren erscheinen wolle. Er beachtete diese empfindliche Seite und zeigte kein Mißtrauen gegen mich.“ Höchst charakteristisch ist das weitere Geständniß des Verfassers in Betreff des Fürsten. „Unter den übrigen Staatsmännern hatten sich nicht alle seiner Sympathie zu erfreuen. Gerade was sie am sorgfältigsten zu verbergen suchten, entdeckte sein durchdringender Scharfblick. Daher war er auch nicht beliebt und der König

fürchtete ihn. Er scheute seinen Blick und jenes Lächeln, womit er in den ihm gewährten Audienzen zu verstehen gab, daß er Worte und Höflichkeiten nach ihrem wahren Werthe zu schätzen wisse." Das geübte Kennerauge des Fürsten wußte den König zu durchblicken und wie sehr sich auch Carl Albert auf dem Throne bemühte, die Erinnerungen an die Vergangenheit des Prinzen von Carignan auszulöschen, scharfe Beobachter und Jene, die Vieles gelernt und Nichts vergessen, vermochte er doch nicht zu täuschen, und darunter gehörte auch Fürst Felix zu Schwarzenberg. Bemerkenswerth erscheint der Umstand, daß sich die unangenehme Veranlassung zur Spannung zwischen den beiden Cabinetten gerade wenige Monate nach der Vermählung des Sardinischen Kronprinzen, jetzigen Königs und damaligen Herzogs von Savoyen, mit einer Erzherzogin von Oesterreich hervorthat, denn gerade damals wurde die Nichtverlängerung des Contrabandvertrages erklärt. Ein Fingerzeig für Oesterreich, sich nicht über die Natur seiner Beziehungen zu Sardinien trotz der Familienbande zu täuschen. Im Gemüthe des Fürsten war seit diesem Augenblicke eine gewisse Bitterkeit zurückgeblieben. Indessen fanden für dießmahl noch keine ernstlichen Störungen statt und das gute Verhältniß wurde auf die oben angedeutete Weise weiterhin aufrechterhalten. Wie meisterlich der Sardinische Hof den Schein eines guten Einvernehmens mit Oesterreich zu bewahren verstand, darüber finden sich im I. B. der „Erinnerungen eines Oesterreich'schen Veteranen" interessante Aufzeichnungen, was insbesondere für die Periode gilt, wo sich Europa durch die französische Julirevolution von einem allgemeinen Kriege bedroht glaubte; der Verfasser der „Erinnerungen" bemerkt hierüber: „Wer die sowohl zwischen den Armeen, wie zwischen den Cabinetten damals bestehenden freundlichen Verhältnisse in's Auge faßt, der würde das, was im Jahre 1848 geschah, niemals für möglich gehalten haben. Diese Verhältnisse gewährleisteten die Ruhe Italien's; blieb Piemont seinen Verträgen getreu, so konnte keine Revolution in Italien stattfinden; Carl Albert wäre im Besitze seiner königlichen Macht auf dem Throne und nicht als ein Flüchtling fern von den Seinen in der

Verbannung gestorben. Wann wird man endlich begreifen, daß Verrath und Treulosigkeit nicht Politik sind, daß diese Politik sich ewig in ihren eigenen Netzen verstrickt! Carl Albert ist ein großer, ein tragischer Beweis dieser Wahrheit. Nie hat die Hand der Allmacht, die den Treubruch rächt, sich sichtbarer bewiesen, als in dem Schicksale dieses Fürsten." — Aber seit 1843 fing sich jenes scheinbar gute Verhältniß an fühlbar zu trüben, bis es endlich von Seite Piemonts plötzlich auf unerwartete Weise in helle Feindseligkeit umschlug. Die Veranlassung zum endlichen Ausbruche bereitete die seit Anfang 1846 in der Schwebe befindliche famose Salzfrage, die ihren pikanten Namen nachträglich sattsam rechtfertigte. Der wohlunterrichtete Verfasser der „Erinnerungen" läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen *): „Die Ereignisse rückten unterdessen ihrer Entwickelung rasch zu. Schon lange hatte der Feldmarschall" (Radetzky) „die freundlichen Gesinnungen des Turiner Cabinets zu beargwohnen angefangen und auch mehrmals in Wien darauf hingedeutet, aber dort nur wenig Beachtung gefunden, weil seine Besorgnisse mit den Freundschaftsversicherungen des Turiner Cabinets **) im Widerspruche standen. Bis jetzt fehlte auch in der That dem Turiner Hofe jeder plausible Grund zu einer Spannung in seinen diplomatischen Berührungen mit Oesterreich; da gab eine an und für sich höchst unbedeutende Sache einen willkommenen Anlaß. Piemont hatte in Bezug auf den Salzhandel einen Vertrag mit Oesterreich;***) letzteres glaubte diesen Vertrag verletzt. Er ward Anlaß zu einem Notenwechsel, und da derselbe zu keinem Resultate führte, antworteten wir mit einer bedeutenden Erhöhung des Einfuhrzolles auf Wein. ****) Dieser Gegenstand

*) Band I, p. 47 u. ff.

**) Diese Freundschaftsversicherungen des Turiner Cabinets währten übrigens bis unmittelbar zum Ausbruche der Ereignisse. Ueber die piemontesisch-mailändischen Intrigen siehe übrigens auch. „Lord Palmerston, England und der Continent, B. II, p. 229 u. ff. der deutschen Ausgabe.

***) Vom Jahre 1751.

****) Die Weinfrage war auch bereits gelegenheitlich des Contrabandevertrags in Anregung gekommen.

hatte zwei Seiten. Für das Venetianiſche, das viele gute Weine erzeugt, war die Maßregel ſehr vortheilhaft, denn der Lombarde mußte nun von dorther die beſſeren Weinſorten holen, mit denen er ſeinen leichteren Landwein miſcht. Früher geſchah dieſes durch piemonteſiſche Weine, denn da Piemont an guten ſchweren Weinen ſehr reich iſt, ſo kaufte der Lombarde trotz des Einfuhrzolles ſeine Weine dort wohlfeiler, als im Venetianiſchen. Für die Lombardie hatte die Maßregel daher eine Vertheuerung des Weines zur Folge, eine Folge, die ſich bis tief in die unteren Schichten der Geſellſchaft fühlbar machte, denn in Italien trinkt auch der Aermſte Wein. Für Piemont, das jährlich für mehrere Millionen Wein nach der Lombardie ausführte, war dieſe Maßregel von großem Belang. Dieſer unzeitig erhobene Zwiſt erzeugte auf beiden Seiten viel übles Blut und ward von Piemont zu ſeinem Vortheile ausgebeutet." — So weit der Oeſterreich'ſche Veteran von ſeinem Standpunkte bei der Erörterung der Verhältniſſe kurz vor dem entſchiedenen Bruche mit Sardinien und der Antecedentien des italieniſchen Aufſtandes. Das Memorandum des Grafen Margarita geht in ein genaueres Detail des fatalen „Salzhandels" ein, wie ihn der Memoiriſt ſelbſt bezeichnet, und ſkizzirt die Phaſen dieſes Streites, der zugleich auch ein eigenthümliches Licht auf die Beziehungen Piemonts zum Canton Teſſin wirft. Was den urſprünglichen Vertrag vom Jahre 1751 mit Oeſterreich betrifft, ſo ſteht der Verfaſſer des Memorandums in der Hauptſache auf der Seite Oeſterreichs und geſteht, daß die Salzfrage von der Revolutionspartei auf „wunderbare Weiſe" ausgebeutet worden ſei. Der oben beregte Notenwechſel wurde ein mehr oder weniger bitterer, oder vielmehr ſalziger, und eine der an Margarita überſandten Noten ſoll der Fürſt mit dem Witze begleitet haben: „Je Vous adresse une note sur l'affaire des sels, et Vous trouverez qu'elle est bien salée." — Beſonders übel war der Fürſt auf den Sardiniſchen Finanzminiſter Grafen Gallina zu ſprechen, der im J. 1843 mit Teſſin einen Salzlieferungsvertrag abgeſchloſſen hatte und den der Fürſt in nicht ungegründetem Verdachte hatte, es bei der ganzen Sache mehr auf eine Verletzung

Oesterreichs, als auf eine Gefälligkeit gegen Tessin abgesehen zu haben. Von wie hohem Standpunkte auch der Oesterr. Staatskanzler den Streit ansah, so konnte doch auch er die richtige Ansicht nicht unterdrücken, „daß er nicht begreifen könne, wie man Sardinischer Seits die Beziehungen zu einem altbefreundeten und alliirten Hofe hintansetzen könne zu Gunsten „des gens de sac et de corde," die gegenwärtig den Canton Tessin beherrschen und mit denen man unmöglich sympathisiren könne." Diese Angelegenheit fand keine friedliche Ausgleichung mehr und die Situation des Fürsten in Turin hörte auf, eine erquickliche zu seyn. Nichtsdestoweniger wurde im Laufe von 1844 ein erleichternder Postvertrag zwischen Oesterreich und Sardinien abgeschlossen und zur Verstärkung der alten Familienbande in Betreff der Vermählung des Prinzen Eugen von Carignan mit der Erzherzogin Marie von Oesterreich*) unterhandelt. Der unerwartete Tod der erlauchten Braut vereitelte die gehegten Absichten. Die späteren Ereignisse fanden den Fürsten nicht mehr in Turin, sondern auf einem anderen Punkte Italiens. Man begreift, die Stellung des Fürsten am Turiner Hofe war nachgerade eine dornige geworden. Schon etwas früher (zu Ende 1843) hatte auch in der französischen Gesandtschaft ein Personenwechsel stattgefunden (Salvandy an Stelle des Marquis von Dalmatien, welchem Ersteren bald Graf Mortier folgte). Margarita bezeichnet sowohl diesen, als auch den Oesterreich'schen Gesandtenwechsel als einen ihm in mehrfacher Beziehung unwillkommenen, da es mehrere Geschäfte gab, die mehr oder weniger important, ihrer Natur nach auch zu den nicht leicht zu behandelnden gehörten. An die Stelle des Fürsten trat der Graf Buol von Schauenstein; eine Wahl, die den Beifall des Königs hatte. Wer hätte wohl damals ahnen können, daß dieser Staatsmann

*) Maria Carolina Augusta, älteste Tochter Sr. k. H. des Erzherzogs Rainer, Vicekönigs des lomb.-venetianischen Königreichs, Schwester der Erzherzogin Adelheid, gegenwärtigen Königin von Sardinien, Gemahlin Victor Emanuels II., damals noch Herzogs von Savoyen. Die Erzherzogin Braut, geb. am 6. Februar 1831, starb am 23. Jänner 1844.

ausersehen seyn werde, den Fürsten auch in einer späteren, aber weit wichtigeren und bedeutsameren Stellung zu ersetzen! Die Gegenwart dieses Nachfolgers war in Turin eine willkommene und Graf Margarita läßt den unter schwierigen Umständen bewährt gefundenen Eigenschaften desselben volle Gerechtigkeit widerfahren, namentlich seiner „dignità senza fierezza," seiner „calma e prudenza" und „non poca saviezza," so wie dessen „maturo senno diplomatico."*) Lange zuvor, ehe der Fürst Turin verließ, hatte er von seinem Monarchen wiederholte Beweise der Zufriedenheit und der Anerkennung seiner Verdienste erhalten. Hieher gehören seine Beförderung zum General-Major im April 1842 — in demselben Jahre und Monate, wo die Vermählung der Erzherzogin Adelheid, jüngeren Tochter des Erzherzogs Rainer, mit dem Kronprinzen Victor Emanuel stattgefunden — und im Julius desselben Jahres seine Ernennung zum k. k. wirklichen Geheimen Rathe. In dem dießfälligen Dekrete vom 20. Juli 1842 heißt es ausdrücklich: „Se. k... apost. Majestät haben die mehrfältigen, treueifrigen und ersprießlichen Dienste, die der Herr Fürst in verschiedenen Beziehungen dem Staate zu leisten, wie auch die besondere Anhänglichkeit an das Allerdurchlauchtigste Kaiserhaus, welche derselbe bei allen Anlässen zu erproben rühmlichst beflissen war, in großmüthige Erwägung gezogen. Insbesondere aber haben Se. Majestät mit huldvollem Blicke die in der diplomatischen Carrière sich erworbene ausgezeichnete Verdienstlichkeit des Herrn

*) Eigenschaften, die besonders in schwierigen und verwickelten Lagen, namentlich aber dann hoch anzuschlagen sind, wenn kluge Mäßigung, versöhnendes und vermittelndes Vergehen, ohne der eigenen Würde etwas zu vergeben, an ihrem Platze sind. Jedenfalls erforderte die Turiner Stellung des edlen Grafen viel diplomatische Vorsicht und nicht weniger „calma e prudenza." — Als Amtsnachfolger des Fürsten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und des kais. Hauses trat er die Hinterlassenschaft seines Vorgängers und nunmehrigen Talisman der auswärtigen Politik Oesterreichs — Festigkeit und kräftige Entschiedenheit, cum beneficio legis, d. h. kraft ausdrücklicher kais. Willensmeinung als wohlberechtigtes Erbe an. — In der jüngsten österr.-türkischen Differenz hat sich die Kraft dieses Talismans bewährt und unwillkürlich gab die öffentliche Meinung den Wahrspruch kund: „Noch lebt der Geist Schwarzenberg's!"

Fürsten allergnädigst zu würdigen gewußt. Da nun Se. k. k. apost. Majestät jederzeit geneigt sind, Personen, welche sich durch ihre Anhänglichkeit an das Durchlauchtigste Oesterr. Kaiserhaus und den Oesterr. Staat auszeichnen, mit besonderen Gnadenbezeugungen zu belohnen und aufzumuntern: Als haben Allerhöchstdieselben auch dem Herrn Fürsten in gnädigster Würdigung dieser seiner Verdienste mit Vergnügen ein offenkundiges Merkmal der Allerhöchsten Zufriedenheit ertheilen wollen und ernennen hiermit in Gnaden" ꝛc. In demselben Jahre finden wir ihn auch bereits mit dem Großkreuze des Königl. Sardinischen Mauritius- und Lazarusordens geschmückt, also von der Hand desselben Königs, „che lo temeva." Wie wenig beliebt der Fürst auch bei einigen „uomini di stato" aus begreiflichen und auch bekannten Gründen gewesen seyn mag, so ist es doch Thatsache, daß er in mehr als einem gewählten Turiner Cirkel als entschiedener Liebling und als eigentliches attisches Salz dieser Gesellschaftskreise galt. Noch nach Jahren wurde seine Gegenwart in denselben vermißt und wir wissen aus dem Munde eines Oesterreich'schen Touristen, wie lebhaft man in Turin noch lange nachher das Bedauern fühlte, den „unvergleichlichen" Gesellschafter nicht mehr zu besitzen, „der die Abende so köstlich zu würzen und die geselligen Kreise geistig zu elektrisiren verstand." Ein besonders gern gesehener Gast war der Fürst im Hause des damaligen preußischen Gesandten in Turin. Unter den Grazien und Musen war auch dort die Musik seine Lieblingskamöne. Noch wollen wir erwähnen, daß sich während seines Turiner Aufenthaltes auch Mailand eines öfteren Besuches zu erfreuen hatte. Es war wohl in mehr als einer Beziehung für ihn von Interesse, seine Turiner Wahrnehmungen mit Mailänder Eindrücken in Rapport zu setzen und den nachgerade so verhängnißvoll gewordenen piemontesisch-lombardischen Relationen auf der Spur zu folgen. Aus der bekannten deutschen Buchhandlung in Mailand pflegte sich auch der Fürst in der Regel mit seinem Lesebedarf zu versorgen, und die einfach-liebenswürdige Erscheinung des Fürsten ist an jener Bücherquelle lange im geschätzten Andenken geblieben.

Aus dem monotonen und in mancher Beziehung faſt klöſterlichen Turin führte den Fürſten nunmehr ſeine neue Beſtimmung an eine ganz entgegengeſetzte Stätte nahezu am anderen Ende Italiens — nach der herrlichen, lebendig-bunten, von der verſchwenderiſchen Hand der Natur mit allen Reizen irdiſcher Schönheit ausgeſtatteten Parthenope. „Vedi Napoli e puoi muori!“ — wir wiſſen nicht, ob dieſer begeiſterte Ausruf jemals dem Munde des Diplomaten entſchlüpft, oder ob er jenes italieniſche Eden, mit in die ſüße Schwärmerei der Dichter einſtimmend, für einen „auf die Erde herabgefallenen Theil des himmliſchen Paradieſes“ erklärte; aber das glauben wir zu wiſſen, daß er mit Goetheſchem Auge und ſeinem Schönheitsſinne Neapels vollen Zauber betrachtet und mit kalobiotiſchem Takte, d. h. mit eben ſo viel Geiſt als Phantaſie, und mit nicht weniger Gemüth als Verſtand eines ſinnigen Lebenskünſtlers zu genießen verſtanden. Oder hätte der Diplomat und Staatsmann weniger Empfänglichkeit für die ihn umgebenden Reize und nicht die Berechtigung jedes einfachen Touriſten mitbringen ſollen, den vollauf kredenzten Becher an die Lippen zu ſetzen und Daſeyn verſchönernde Blumen in den einförmigen Reigen der Geſchäftsſtunden zu ſchlingen? Er hätte dann eine Ausnahme von all den Collegen vor ihm, ja ſelbſt von all den Männern des Schwertes machen müſſen, (und dazu war er gar nicht angethan), deren Keiner den Boden Neapels betreten, ohne das Knie vor den Charitinnen und Muſen zu beugen und ſich in die Myſterien eines poetiſchen Naturcultus einweihen zu laſſen. Für Manchen von ihnen war freilich Neapel zum Capua geworden. Dieß war nun bei unſerem Fürſten zwar nicht der Fall, aber wir dürfen zugeben, daß ſich für ſeine fein, ſenſibel und elaſtiſch organiſirte Natur Neapel vorzüglich zu eignen ſchien. Und wenn wenige Jahre ſpäter den von anſtrengender Aufregung Ueberreizten, von der Arbeitsbürde Erdrückten, als es ſchon leider zu ſpät war, ein ſtiller Zug der Sehnſucht faſt inſtinktiv nach Neapels Golf ſchmachten ließ: — war dieß nicht ein deutlicher Fingerzeig, wie ſehr der Anblick jenes ewigklaren Himmels mit dem innerſten Bedürfniſſe ſeines Weſens zuſammenſtimmte? In den ab-

gemessenen Periodenbau des kühlen diplomatischen Idioms lassen sich dergleichen Beziehungen allerdings schwer übertragen und wir müssen uns begnügen, nur allgemeine Andeutungen zu geben.

„Für uns", bemerkt Graf Margarita, als er des Oesterreich'schen Gesandtschaftswechsels zu Ende des Jahres 1844 erwähnt und zugleich Neapel als den neuen Bestimmungsort des Fürsten bezeichnet, „für uns war diese Veränderung nur ein Personenwechsel (pura mutazione)", da sich dadurch allerdings im Allgemeinen in den Verhältnissen nichts änderte. Für den Fürsten war es mit unveränderter Beibehaltung seines amtlichen Charakters ein Ortswechsel, und zwar ein angenehmer, wobei jedoch der bemerkenswerthe Umstand nicht zu übersehen, daß ihn, den genauen Kenner und Beobachter der italienischen Dinge und Verhältnisse, trotz der Turiner Controversen, sein Geschick auf Italiens Boden gleichsam als Wächter und Hüter der Oesterreich'schen Interessen festhielt. War seine Versetzung von Turin unter den obwaltenden Umständen etwa eine Convenienzfrage, so ward seine Position in Neapel bei der allgemeinen Sachlage in Italien ohne Zweifel zur Frage der Opportunität." Ob man auch dort den stattgefundenen Personenwechsel für eine „pura mutazione" angesehen, wissen wir zwar nicht anzugeben, daß aber für den bestimmten Platz der rechte Mann gefunden war, konnte man bald herausfühlen. „Est modus in rebus," d. h. unter gewissen Umständen kommt auf Maß und Methode in der Behandlung der Geschäfte außerordentlich viel an und gerade in der Methode prägt sich die Persönlichkeit des Handelnden am entschiedensten aus. Wir finden keine Andeutungen, daß die Anwesenheit des Fürsten am Hofe zu Neapel vom ersten Augenblicke an bis zu den berüchtigten Märzereignissen von 1848 nicht eine willkommene und das Benehmen des Hofes nicht fortwährend ein, sowohl den vom Fürsten repräsentirten Beziehungen, als auch seiner persönlichen Haltung angemessenes gewesen wäre. Auch findet sich nirgends ein Wink, daß der König beider Sicilien Veranlassung genommen hätte, sich vor seinem caustischen Witze scheu zurückzuziehen, obgleich der Fürst dem letzteren in Neapel

kaum stärkere Gewalt angethan und engere Fesseln angelegt haben dürfte, als anderorten. Von Anfang bis zu Ende, und selbst als sich die italienischen Verhältnisse merklich zu trüben anfingen und der Haß gegen Oesterreich an vielen Punkten der Halbinsel in hellen Flammen aufschlug, blieb der Fürst eine an Neapels Hofe stets willkommene und hoch angesehene Persönlichkeit. Es ist begreiflich, daß dieses persönliche Moment nicht wenig geeignet gewesen, in die Wagschale der geschäftlichen Beziehungen, namentlich an einem dem Oesterreich'schen Kaiserhause durch ältere und neue Bande innig befreundeten Hofe *), ein besonderes Gewicht zu legen und dem Auftreten des Fürsten in allen Fällen der Repräsentanz seines Monarchen und der Oesterreich'schen Regierung ein vorzügliches Lustre zu verleihen. Nicht wenig kam dasselbe auch der Vertretung der materiellen Interessen Oesterreichs zu Statten, zumahl in einem Staate, wo sich die Concurrenz fremder Kräfte und Einflüsse schon seit lange her fühlbar zu machen begonnen und namentlich England nichts unversucht ließ, sowohl seine politische, als auch merkantilische Prädominanz zur vollen Geltung zu bringen. Unter diesen Umständen war wohl der durch die Bemühungen des Fürsten am 4. Juli 1846 abgeschlossene und am 3. October desselben Jahres ratificirte Handels- und Schiffahrtsvertrag, **) welcher Oesterreich's Handel und Flagge in allen Beziehungen jenen der bestbegünstigten Nationen gleichstellte, ein sehr gelungener Wurf, die Anbahnung einer hoffnungsvollen Zukunft

*) J. M. die jetzige Königin der beiden Sicilien, Maria Theresia, ist die älteste Tochter Sr. k. H. weiland Erzherzogs Carl von Oesterreich, des glorreichen Feldherrn der Oesterr. Heere. J. M. ist geb. den 31. Juli 1816 und vermählt zu Trient den 9. Jänner 1837 mit S. M. Ferdinand II., Könige beider Sicilien.

**) Die zum Abschlusse des genannten Vertrags Bevollmächtigten waren: von Seite Oesterreichs Fürst Felix zu Schwarzenberg, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Sr. M. des Kaisers von Oesterreich am k. Hofe beider Sicilien; von letzterer Seite: der Königl. Minister-Staatssekretair Justinus Fortunato, der diensthuende Kämmerer und Minister-Staatssekretair Michael Gravina e Requesenz, Fürst von Comitini, dann Anton Spinelli aus dem Hause der Fürsten von Scalea, k. Kammerherr, Mitglied der General-Consulta, General-Oberintendant der Archive des Königreichs und Intendant der Provinz von Neapel.

für die nach neuen Abſatz- und Verbindungswegen ringende Oeſterr. Induſtrie, und Sicherſtellung einer handelspolitiſchen Wechſelſeitigkeit, die dem mit ſeiner Thätigkeit vorzugsweiſe dem Süden und Oſten zugewandten Handel Oeſterreichs nur Gewinn verheißende Chancen bieten kann. Vergißt man nicht, daß es insbeſondere das zu großartiger Entwicklung aufſtrebende Inſtitut des Oeſterr. Lloyd in Trieſt war, dem durch jenen Vertrag eine weitausſehende, und von demſelben auch beſtens genützte Operationsbaſis geebnet ward, ſo wird man die Wichtigkeit jenes handelspolitiſchen Staatsaktes wohl einleuchtend finden.

Außer den eigentlichen materiellen Belangen haben aber auch noch die allgemeinen politiſchen Beziehungen beider Staaten in jenem Akte einen ſelbſtverſtändlichen Ausdruck gefunden. Durch ſeine europäiſche Stellung, ſeine geographiſche Lage, durch alle geſchichtlichen Antecedentien und die Macht der Verhältniſſe auf die Wahrung ſeines politiſchen Einfluſſes in Geſammtitalien angewieſen, mußte Oeſterreich bei allen Maßregeln ſowohl in dem ihm ſelbſt angehörenden Theile der Halbinſel, als auch bei jedem Schritte in den übrigen Theilen Italiens jene maßgebende Rückſicht zum Ausgangspunkte ſeiner Beſtrebungen nehmen und durfte dieſelbe auch von ſeinen diplomatiſchen Vertretern an den italieniſchen Höfen zu keiner Zeit aus den Augen verloren werden. In dieſer Hinſicht war wohl unſerem Fürſten der bedeutendſte Theil ſeiner damaligen ſtaatsmänniſchen Aufgabe zugefallen, da, wie ſich die Dinge in Italien nachgerade zu geſtalten anfingen, der Zionswächter der Oeſterreich'ſchen Intereſſen auf einem nicht unwichtigen Punkte der Halbinſel wohl nach allen Seiten hin blickender Argusaugen bedurfte. Ueberhaupt war die Lage Europas um die Mitte der vierziger Jahre keine befriedigende und von mehr als einem Sturm- und Wetterzeichen bedrohte. Wohin man blickte: überall Verwicklungen, Schwierigkeiten, Kriſen und Colliſionen, an mehr als einem Punkte aber theils bereits offener Kampf und Aufruhr, theils unter der dünnen Aſchendecke verborgene, jeden Augenblick in hellen Brand aufzulodern drohende Glut. Das unerquicklichſte

Bild höchst bewegter Zustände bot wohl der Westen und Südwesten Europas. In Spanien und Portugal ein end- und ziellos hin- und herwogender Kampf der politischen Parteien, in Frankreich nach kurzer dumpfer Ruhe die Agitation der Reformbestrebungen und die immer gieriger werdenden Gelüste der im Hintergrunde auf den Moment des Losschlagens lauernden Socialisten und Communisten, daneben Corruption in den herrschenden Gesellschafts-Classen und öffentliche Scandale in den Kammern und im Gerichtssaale, in der äußeren Politik zwar scheinbare Erfolge, worunter die Spanische Heirath wohl einer der eclatantesten, zugleich aber auch gefährlichsten, schmerzlich aufgewogen und englischer Seits furchtbar vergolten durch die Februarrevolution; in dem stolzen Großbritannien die immer kühner und ungestümer auftretende Repealbewegung, die Chartistenagressionen und die höchst gewagte Radicalcur der Englands politische und sociale Verhältnisse vom Grunde aus umkehrenden Peel'schen Reformen, die famose Kornbill als in's innerste Lebensmark eindringenden Hauptkeil an der Spitze; in Deutschland eine in mancherlei Formen und Symptomen zu Tage tretende Bewegung der Geister und Gemüther, halb politischer, halb religiöser Natur, angefacht vom Liberalismus und wohl benützt und ausgebeutet vom fleißig schürenden Radicalismus, unaufhörlich ertönende Klagen über den vielverschrieenen Bundestag und verschleiertes Hindrängen nach einer Volksvertretung beim letzteren; in den größeren deutschen Staaten, namentlich in einem der ersten hierunter, am Regierungssitze mannigfaches Hin- und Herschwanken, eigenthümliche Experimente mit vermeintlich neugeschaffenen Repräsentativsystemen, überdieß theoretische Anläufe zu einer weitaussehenden Regeneration Deutschlands in allen Beziehungen seines politischen und materiellen Lebens, und mitten im Stimmengewirre der laute Ruf eines deutschen Staatsmannes und bekannten persönlichen Freundes eines hochbegabten Königs: „die Begeisterung, die Liebe und das Vertrauen des Volkes seyen nur wieder zu erwecken, wenn dieser Staat in und durch Deutschland wieder gewonnen werde;" im deutschen Norden der Schleswig-Hol-

stein'sche Conflikt mit Dänemark, zum entschiedenen Bruche gediehen seit dem offenen Briefe Christians VIII.; auf entgegengesetzter Seite aber, im tiefen, von Frankreich, Deutschland und Italien begrenzten Südwest ein klaffender Spalt im politischen und religiösen Leben eines seiner freien Institutionen sich rühmenden, auf seine Unabhängigkeit stolzen Staatenbundes, Getümmel bewaffneter Freischaaren und Zwang und Gewalt von Bundesgenossen gegen Bundesgenossen, Kampf des Radicalismus mit dem Conservatismus und endlich wohlfeil erkaufter Sieg des ersteren; im Nordosten endlich der lärmumtönte Fall eines kleinen, aber gefährlichen Freistaates, überdieß da und dort, und fast überall die blasse Furcht vor einem räthselhaften Gespenste — dem Panslawismus —; unter diesen Auspicien verlief die Geschichte der letzten Jahre vor dem verhängnißvollen 1848sten und kündigte sich jene der nächsten Zukunft an. Auf Italien wirkten diese Stimmungen und Bewegungen mit dämonischer Gewalt, um so mehr, als die nie rastende Thätigkeit der geheimen Gesellschaften den Boden für alle kommenden Ereignisse vorbereitet und, im Finstern schleichend, an den ihr geeignet scheinenden zahlreichen Punkten Minen gelegt, so wie die zündenden Verbindungsfäden nach allen Richtungen hin geleitet hatte, und als unmittelbar vor 1848 manch' ein unvorhergesehener Umstand die Plane der verschworenen Brandmänner verhängnißvoll begünstigte. Es war nicht im Geringsten zu bezweifeln, daß Italien eine hervortretende Rolle im Revolutionsdrama der nächsten Zukunft vorbehalten sei und daß es sich dieser Aufgabe auf möglichst unrühmliche Weise zu entledigen suchen werde. Dafür bürgte der bekannte Charakter seiner Führer, die Beschaffenheit der üblicherweise in Bereitschaft gehaltenen Mittel und der edle Beistand ebenbürtiger Helfershelfer. Mancherlei Zeichen und Erscheinungen gingen sturmverkündend den kommenden Ereignissen voran; so die tollkühne Landung der Brüder Bandiera in Calabrien 1844 *)

*) Dieses tragische Unternehmen, dessen unbesonnene Vollbringer von ihren im Hintergrunde feige lauernden Verführern in den gewissen Tod getrieben wurden. Es verlohnt der Mühe, sich jenes fulminanten Artikels zu erinnern, den die „Times" am

und der Aufstand von Rimini im folgenden Jahre; Symptome, deren wahre Natur und eigentliche Bedeutung kaum eine der betreffenden Regierungen verkannt haben dürfte, wenn sie sich schon anfänglich über die ganze Tragweite der geheimen Entwürfe und über die Höhe der ausgesteckten Zielpunkte getäuscht haben sollte. Da kam das zukunftsschwangere Jahr 1846, das der Christenheit ein neues Oberhaupt, Rom, einer alten Regel zufolge, nach einem eifrigen Papste einen staatsmännischen Kirchenfürsten und der Revolution in der Person des Statthalters Christi gleich durch dessen erstes Auftreten eine Art von Weihe gab, wie sie ihr nie zuvor geworden. Ganz Italien widerhallte von Evivas, die sich in die Echo's von Cesare Balbo's „Hoffnungen Italiens" und in die Fanfaren von Massimo Azeglio's „politischem Programm der italienischen Nationalpartei" mischten. Hoch auf ihren Schilden trugen die damals noch nicht unterscheidbaren Revolutionsparteien Italiens Pius IX., im Sturmschritte trugen sie ihn bis zu der Stelle, von welcher, wie sie wähnten, er nicht mehr zurück könne, hoch an die Fahnen ward, kaum mehr als Wahlspruch, sondern bereits wie ein stolzes Siegeswort, „Italia unita!" geschrieben und „die Freiheit," schreibt ein deutscher Gelehrter der Gegenwart, „hielt ihren Einzug in die schöne Halbinsel, wie eine Prinzessin des Märchens unter Fanfaren und donnerndem Volksjubel, unter einem Walde von wehenden Fahnen und Tüchern, beglückwünscht von langen Zügen fröhlicher Menschen" u. s. w. Damals, oder bald darauf, begannen jene geheimen Wechselbeziehungen zwischen Turin und Mailand, die zu dem Austausche „süßer und schmeichelhafter

13. März 1845 gegen Mazzini und Consorten unter der Ueberschrift: „Mazzini und das junge Italien" schleuderte und worin sie sich mit tiefster Indignation gegen das Treiben von feigen Brandstiftern aussprach, „die der Gastfreundschaft und den Freiheiten Englands Hohn sprechen, indem sie dessen Regierung herabwürdigen, seinen Gesetzen trotzen und die von England abhängigen Länder im mittelländischen Meere in Verposten für Seeräuberei und Aufruhr verwandeln", u. s. w. Nichtsdestoweniger residirt, conspirirt und prosperirt Mazzini sammt seines Gleichen jetzt wie vor ganz ruhig im hospitalen England. — Man möchte von Albion in diesem Punkte sagen: „Tempora mutantur, sed nos non mutamur in illis."

Worte," später zu förmlichen Versprechungen führten; damals wurde Carl Albert von jenem betäubenden Weihrauch umnebelt, der ihn geeignet machen sollte, für Andere die heißen Kastanien aus dem Feuer zu holen, damals ward in Mailand „jene moralische Empörung organisirt, deren Formen man der Schule der polnischen und pariser Salons entlehnte," damals bereits „erröthete Oesterreichs ältester und treuester Bundesgenosse, das stolze Albion, nicht, seine Pairs zu Aposteln der Propaganda zu mißbrauchen und seinen moralischen Beistand der Revolution zu leihen," während „die Regierungen sich genöthigt sahen, mit Glimpf gegen Ideen zu verfahren, die den Kirchenfürsten zum Vertreter hatten." — „Damals durchzog" — aus Gesundheitsrücksichten reisend, „aber nichtsdestoweniger im officiellen Auftrage,*) Lord Minto Italien, von den Balkonen und in Theatern die italienische Freiheit begrüßend." **) Selbst die Natur schien die nahenden Ereignisse durch mannigfache Zeichen voranzudeuten, wenigstens begegnet man in den Zeitungsberichten aus dem Königreiche beider Sicilien vom Jahre 1845 an ungewöhnlich häufigen Notizen über Erderschütterungen, vulkanische Ausbrüche und dergleichen Naturphänomene. Der Kundige und Ueberblickende bedurfte allerdings keiner mystischen Zeichen und Wunder, ihm genügten die anderweitigen greifbaren Erscheinungen in Näh' und Ferne, um den Charakter der Zeit zu erkennen. Zu den Hellsehenden, so wie überhaupt zu denjenigen, die am allerwenigsten geneigt waren, das Auge vor kommenden Uebeln zu verschließen, oder sich über die Natur palpabler Erscheinungen zu täuschen, gehörte sicherlich Fürst Felix zu Schwarzenberg. Es hätte nicht erst der Summe all der ostentirenden Vorkommnisse auf Italiens Boden bedurft, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, einzelne charakteristische Merkmale genügten, um ihm die nahende

*) Dieß gestand, wenigstens indirekt, Lord Minto selbst ein in seinem Schreiben an E. Wilmot, Vikar von Kenilworth, ddo. 5. November 1850. S. Graf Ficquelmonts: „Lord Palmerston, England und der Continent," I. Th. p. 200 (der deutschen Ausgabe).

**) S. „Erinnerungen eines Oesterr. Veteranen," I. Th. p. 159.

Gefahr zu zeigen und zu ernstlichen Bedenken aufzufordern. Ob in Folge der letzteren höheren Orts nach Wien berufen, oder ob aus eigenem Entschlusse zur Reise dahin bestimmt, vermögen wir hier nicht genau anzugeben; genug, der Fürst war im Laufe von 1847 nach der Kaiserstadt geeilt, um mit dem Nestor der europäischen Politik über die italienischen Verhältnisse in demselben Staatskanzleigebäude Rücksprache zu pflegen, das ihn selbst, schon nach überraschend kurzer Frist, aber nach einer wahren Fluth von Ereignissen, auf ungeahnte Weise als Premier Oesterreichs in seinen schweigsamen Mauern empfangen sollte. Was damals gesprochen, gedacht und beschlossen worden, wir wissen es nicht; aber was er rieth, und daß er warnte, mag selbst dem Verständnisse des Laien nahe genug liegen. — Auf der Rückreise hatte der Fürst das Unglück, in Venedig am typhösen Nervenfieber zu erkranken und dem schweren Uebel beinahe zu erliegen, wenigstens zweifelte man damals an seinem Aufkommen. Man denke sich die traurige Erfüllung jener Befürchtungen, man denke sich den Fürsten schon damals als Opfer des nicht zu bewältigenden Körperleidens — und werfe einen betrachtenden Blick in die Zukunft! — Da siegten aber, zur Freude der nächsten Verwandten, die besorgnißvoll nach Venedig geeilt waren, und zum Glücke Oesterreichs die Kunst der Aerzte und des Fürsten guter Genius, und er war gerettet! Seit jener Zeit datirte aber das frühzeitige Ergrauen seiner Haupthaare (wohl möglich auch die Angegriffenheit der Augen, woran der Fürst bereits in Neapel gelitten haben soll) und vielleicht auch jene Reizbarkeit der Nerven, auf deren Rechnung gewiß die vorschnelle Katastrophe im Frühjahre 1852 zu schreiben. Aber freilich war auch jenem irritirten Nervensysteme in der Folge eine Trag- und Leistungsfähigkeit zugemuthet worden, die über die Mitte des Lebens hinaus sich selten mehr jener unerschütterlichen Atlaskraft zu erfreuen hat, um allen Stürmen und Bedürdungen zu trotzen.

Unter schlimmen Auspicien war das Jahr 1847 zu Ende gegangen, unter noch schlimmeren und bedrohlicheren hatte das folgende

begonnen. Die raſtloſen Bemühungen der revolutionären Partei-führer und der engliſchen Propaganda begannen offenkundig ihre Blüten zu treiben und eine blutige Ernte vorzubereiten. Bereits im Oktober 1847 hatte Carl Albert von Sardinien das Programm ausgegeben, welches das Gepräge einer freien Entſchließung, eines unverkennbaren Proprio motu an der Stirne trug, und ſich zu Conceſſionen herbeigelaſſen, denen man, Oeſterreich's Italien gegenüber, nur zu bald das Entgegenkommen auf halbem Wege und das lange verhüllte Verſtändniß mit den Männern drüben in Mailand anfühlte. Hier war, wie bereits erwähnt, die moraliſche Empörung organiſirt und die revolutionäre Bewegung einer gewiſſen „geheimen Disciplin" unterworfen. Der Cigarrenkrieg begann den wirklichen, kanonendampfenden Krieg zu inauguriren; „der 3. Jänner 1848 war ein ganz Italien gegebenes Signal," *) das von der ganzen Halbinſel erwiedert wurde. Auch das Königreich der beiden Sicilien wurde in die Bewegung mit hineingeriſſen, trotzdem ſeit 18 Jahren nach dem muſterhaften Vorbilde Toskana's Vieles im Staatsweſen reformirt und zum allgemeinen Beſten geſchehen, oder, um mit dem Munde eines liberalen Chroniſten **) der jüngſten Zeit zu ſprechen: „in Neapel hatte ſich nach 1830 die tyranniſche Regierungsweiſe zu einem aufgeklärten Despotismus gemäßigt und man befolgte den Grundſatz Friedrich des Großen: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk." Nichtsdeſtoweniger war Calabrien aufgeſtanden und hatte ſich das ſeit jeher malcontente und auf den vermeintlich pflichtmäßigen Schutz

*) Jener 3. Jänner, an welchem „in allen ital. Städten, zu Rom, Florenz, Genua, Turin, Bologna, ja ſelbſt in Ferrara, unter den Kanonen der Citadelle, mit allem religiöſen Gepränge das Todtenamt für die Märtyrer gefeiert wurde, welche, ſo hieß es, unter dem Schwerte blutdürſtiger und undisciplinirter fremder Horden gefallen waren." S. Graf Ficquelmont's: „Lord Palmerſton, England und der Continent, II. Band, p. 233 (der deutſchen Ausgabe).

**) Dr. Friedrich Steger's. Siehe deſſen: „drei Bücher neueſter Geſchichte. 1815—1850. II. Lief. p. 212.

Englands stützende *) Sicilien erhoben. Auch in Neapel klopfte der Aufruhr an die Thore, König und Ministerium wichen dem Drange der Umstände und am 29sten Januar 1848 sah sich Neapel im Besitze einer so heiß ersehnten Verfassung. Aehnliches geschah bald hierauf in Sardinien, Rom und Toskana. „In Florenz regierte nicht mehr der Großherzog, in Rom nicht mehr der Papst, sondern Minister, die sich um den Willen ihrer beiden Souveraine nicht mehr kümmerten. Der Krieg gegen Oesterreich war eine beschlossene Sache, das verhehlte man gar nicht mehr, man traf alle Einleitungen dazu, man beschäftigte sich bereits mit der Bildung von Freicorps." **) Nicht ohne Widerstreben und nur Schritt um Schritt hatte der König von Neapel den ungestümen Forderungen nachgegeben; dafür war er aber auch der Gegenstand der giftigsten Angriffe der Presse und die Zielscheibe der Verwünschungen aller Fanatiker. Mit Recht bemerkt der kundige Verfasser der „Erinnerungen eines Oesterr. Veteranen": „Der König von Neapel sollte noch vor Oesterreich die Folgen des italienischen Einheitsschwindels empfinden, so wie Piemont sie nach der Schlacht von Novara empfunden haben würde, wären die Genuesen Sicilianer gewesen," die, setzen wir hinzu, sich bekanntlich von Neapel losrissen, ein eigenes Parlament beriefen, die Verfassung von 1812, für die sie nun einmahl schwärmten, sich selbst octroyirten und König Ferdinand des sicilianischen Thrones für verlustig erklärten. Der Fürst war vom Ende 1847 bis in den März 1848 persönlicher Zeuge so vieler Vorgänge und Auftritte, die seine stoische Ruhe, seinen männlichen Gleichmuth auf eine um so härtere Probe setzten, als es damals auf keinem Punkte Italiens eben an provozirenden Wuthausbrüchen gegen Oesterreich fehlte. Aus jener Zeit wird denn auch

*) Eine gründliche Beleuchtung dieses vermeintlichen Schutz- und Garantieverhältnisses siehe in dem oben citirten Werke des Grafen Ficquelmont I. Bd. p. 193 u. ff. (der deutschen Ausgabe). Eine unter den Parlamentspapieren vorfindliche Depesche Palmerstons an Lord Normanby in Paris vom 13. Jänner 1848 war ganz geeignet, den Wahn der Sicilianer zu verscheuchen.

**) Siehe „Erinnerungen eines Oesterr. Veteranen." I. Bd. p. 85.

von unserem Fürsten gesagt: „er habe in Neapel dafür gegolten, zu der Zahl der einflußreichen fremden Rathgeber zu gehören, die den König abhielten, seinem Volke die gewünschten Concessionen zu machen, in Folge dessen sich eine Abneigung gegen ihn bildete, der die unruhigen Auftritte des Jahres 1848 den willkommenen Anlaß boten, sich Luft zu machen.“*) Die volle Richtigkeit dieser Angabe können wir nun zwar nicht ermitteln, halten aber dafür, daß der Fürst die an ihm in Turin gerühmte kluge, jeder direkten oder hervortretenden Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Staates ferne Zurückhaltung auch in Neapel nicht aufgegeben haben dürfte, jene Fälle ausgenommen, wo das persönliche, Rath heischende Vertrauen des Königs ihn veranlaßte, aus seiner reservirten Haltung herauszutreten, oder wo die Interessen des von ihm vertretenen Staates eine passive Zurückhaltung von selbst verboten. — In jene Lagen kann nun der Fürst unter den damaligen Umständen sowohl in einer, wie in der anderen Hinsicht gerathen seyn, und wir zweifeln keinen Augenblick, daß er einen Rath ertheilt haben werde, wie er von einem Manne seines Charakters und seiner politischen Anschauungsweise nicht anders zu erwarten gewesen und wie er der Würde des Königs und der Beschaffenheit der Dinge angemessen war. Leider führten die exorbitanten Vorgänge der nächsten Zeit die Abreise des Fürsten herbei und nöthigten dem von der Springfluth der Ereignisse mit fortgerissenen Könige eine Rolle auf, die er in dem Grade wieder abzuschütteln sich anstrengte, als sie ihm in innerster Seele zuwider war. Selbst Oesterreich'sche Schriftsteller, und darunter gerade solche, welche den Ereignissen in Italien nahe genug gestanden, um sie aus eigener Anschauung beurtheilen zu können, sind billig genug, dem Könige Ferdinand von Neapel in dieser Beziehung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und die Thorheit der italienischen Einheitsschwindler zu geißeln, die „durch Einigkeit die Macht Oesterreichs stürzen wollten und damit begannen, die Macht des bedeutendsten italienischen Fürsten,

*) Siehe „Ergänzungsblätter“, von Dr. Fr. Steger, 7. Bd. 4. Heft, S. 362.

des Königs von Neapel, zu erſchüttern, indem man Sicilien inſurgirte und auf einen Augenblick von Neapel trennte. Dadurch erreichte man freilich den Zweck, daß der eingeſchüchterte König der Revolution wich, ſeinem Volke eine Conſtitution gab und dem Bündniſſe gegen Oeſterreich beitrat, aber nur ſo lange, bis er einen günſtigen Augenblick erſah, um dann mit deſto größerer Energie gegen die Revolution aufzutreten. Es gab keine Schmach, die die zügelloſe Preſſe nicht über den König ausgoß; war das der Weg, Sympathien für die ſogenannte Nationalſache zu werben?.... Wäre der König von Neapel am 15. Mai in den Straßen ſeiner Hauptſtadt nicht Sieger geblieben, ſo war es um ſeine Dynaſtie geſchehen und nur durch fremde Hülfe hätte er wieder ſeinen Thron beſteigen können, auf dem er ſich nun ruhmvoll und durch eigene Macht behauptete." *) — Dieſe Anerkennung von ſo competenter und ehrenhafter Seite möge dem hartgeprüften Monarchen zu einiger Genugthuung gereichen und ſollte des Fürſten erbetener Rath frühzeitig genug ſolche Entſchlüſſe vorbereitet und deren ſpäterer Verwirklichung vorgearbeitet haben, ſo hat er ſowohl als gewiſſenhafter Rathgeber, als auch als Vertreter Oeſterreichs ſeine Miſſion erfüllt und der Haß der Parteien, die Wuth der Schlechten, die er, wie ſie es vollkommen verdienten, verachtete, durfte ihn nicht ſchrecken. Ein lächerlicher Anachronismus iſt es aber, wenn ihm von deutſchen Partiſanen der Revolution ein Einfluß auf die Maßregeln des Königs von Neapel zu einer Zeit zugeſchrieben wird, wo er Neapel längſt den Rücken gekehrt hatte und bereits auf Italiens Schlachtfeldern in Radetzky's tapferem Heere für Oeſterreich's Ehre und Größe kämpfte und blutete. Lächerlich klingt es in der That, wenn in einer jener Schriften, mit denen die deutſche Preſſe auch nach dem Jahre 1848 fortfuhr ſich zu beflecken, geſagt wird: „Man habe von Seite der Hofverſchwörung (in Neapel) längſt alle conſtitutionellen Formen lächerlich zu machen geſucht, der König habe der" (conſtitutionellen, d. h. der ihm von der revolutionären

*) S. „Erinnerungen eines Oeſterr. Veteranen", I. Th. p. 85.

Volkspartei aufgedrungenen) „Miniſter geſpottet, ſich nur mit ſeinen Generalen umgeben und ſchlechten Rath vom Oeſterreich'ſchen Geſandten angenommen." — („Ueberhaupt mußte man es ſehr auffällig finden," fährt dieſe, wie Figura zeigt, wohl unterrichtete Schrift fort, „daß trotz des Krieges aller italieniſchen Staaten mit Oeſterreich des letzteren Diplomaten faſt überall an den Höfen blieben.") *) Hätte dieſer weiſe Volks- (allerdings nicht Hof-) Publiciſt hinzugefügt, der König von Neapel habe nach den ſtürmiſchen März- und Apriltagen ſo gehandelt, wie ihm der Oeſterreich'ſche Geſandte zu handeln jedenfalls gerathen haben würde, dann hätte er ohne Zweifel das Richtige getroffen. — Die Vorgänge auf den verſchiedenen Punkten Italiens im verhängnißvollen März 1848 ſind bereits ſo bekannt, daß wir uns füglich darauf beſchränken dürfen, die unmittelbare Veranlaſſung zur Abreiſe des Fürſten von Neapel nur zu ſkizziren. Bekanntlich wirkte die erſte Kunde von den März-Ereigniſſen in Wien und in der Lombardei auf Mittel- und Süd-Italien wie der zündende Funken in der zur Exploſion bereit gehaltenen Pulvertonne. Italien ſollte frei, unabhängig und groß werden, dazu bedurfte es aber vor Allem des gänzlichen Sturzes der Oeſterreich'ſchen Herrſchaft und der Vertreibung der „barbari tedeschi" von Italiens geheiligtem Boden. Ganz Italien, d. h. Alle, die Italien zu repräſentiren und in ſeinem Namen Gewaltmaßregeln zu dictiren ſich das Recht anmaßten, athmete Krieg gegen Oeſterreich, Krieg mit Meſſer und Gift bis zur Vernichtung. Unter ſolchen Umſtänden richtete ſich die revolutionäre rabbia der Volks-Führer gegen die Repräſentanten des verhaßten „fremden Tyrannen," und ein

*) S. „Politiſches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1848, für Leſer aus allen Ständen, welche auf die Ereigniſſe der Zeit achten," Leipzig, Feſtſche Verlagsbuchhandlung, 1849. Dieß der vollſtändige Titel der angezogenen Schrift. Eines jener ſchamloſen und ſchmutzigen Pamphlete, wie ſie die deutſche Preſſe nicht müde wird, ſeit langen Jahren zu liefern. Faſt auf jeder Blattſeite begegnet man den aberwitzigſten Einfällen eines tollen Radikalismus, der frechen Lüge und einem ſchamlos zur Schau getragenen demokratiſchen Cynismus. Die Verlagshandlung hat fortgefahren, das deutſche Publikum mit einer Fortſetzung zu fétiren.

Attentat gegen das Oeſterreich'ſche Geſandtſchaftshotel in Neapel war bereits ſeit geraumer Zeit abgekartete und faſt öffentlich bekannte Sache. Was ſich damals in Neapel zutrug, war ja auch in Wien im Laufe von 1848 unter der ſegensreichen Obhut und im Schatten des Demokratismus oft und oft geſchehen, ohne daß die Organe der öffentlichen Sicherheit Macht, und vielleicht ſelbſt Willen genug beſaßen, den förmlich ſchauſpielartig angekündigten Scenen wehrend in den Weg zu treten. Von dem Straßenſkandale vor dem Oeſterr. Geſandtſchaftsgebäude in Neapel am 25. März 1848 läßt ſich alſo füglich ſagen: tout comme chez nous. — Als ſich an dem genannten Tage verabredetermaßen ein Pöbelhaufen (man ſchlägt die Zahl ungefähr auf 5000 an) vor der Wohnung des Fürſten in der Abſicht zuſammenrottete, das Oeſterreich'ſche Wappen zu beſchimpfen, wußte die Nationalgarde und übrige bewaffnete Macht dies ſchändliche Vorhaben nicht rechtzeitig zu verhindern. So gelang es dem „ſüßen Pöbel" Neapels, ſein Müthchen an Oeſterreichs Doppelaar zu kühlen. Dies ſtolze Symbol Auſtria's, das in ſo vielen ſiegreichen Schlachten den Tapferſten unter den Tapferen vorangeweht und trotz der ihm hier angethanen Schmach bald wieder rauſchend voranwehen ſollte, wurde in den Staub getreten und auf dem Largo Santa Caterina den Flammen angezündeter Reiſigbündel preisgegeben. Den Brandüberreſten — es waren, bedeutſam genug, die beiden Adlerköpfe — war noch ein beſonderes feierliches Auto-da-fé vorbehalten. Damals ſpielte eine emancipirte Bannerträgerin und Heroine des mazziniſirten Italiens, die berüchtigte Fürſtin Belgiojoſo — wahrlich unwürdig des Namens manches ehrenhaften und verdienten Mannes aus dieſem lombardiſchen Fürſtenhauſe — ſeit geraumer Weile eine auffallende Rolle in der Geſellſchaft Neapels. Ihr Salon war der Vereinigungspunkt der Protageten der revolutionären Bewegung und all derjenigen, deren politiſches Programm auf den vollſtändigen Bruch mit den bisherigen Zuſtänden Italiens lautete, beſonders aber der literariſchen Matadore des neuen Italiens, denn die Dame zählte ſelbſt zu den revolutionären Blauſtrümpfen ihres klaſſiſchen Vaterlandes und trat

bekanntlich später selbst mit einem Buche über die Ereignisse des italienischen Revolutionskrieges vor die Oeffentlichkeit. In den Salon dieser Mäcenin der Revolution wurden die von der Glut des Largo Santa Caterina verschont gebliebenen Adlerköpfe von einer Volksdeputation gebracht und von den Gästen der großen Patriotin verbrannt, während Chöre von Freiheitsliedern den feierlichen Akt begleiteten. Etwas Aehnliches, nur in großartigerem Maßstabe, hatte ja auch die fruchtbare Phantasie der pariser Februarrevolution aus ihrem zerstörungsschwangeren Schooße geboren: das grandiose Auto-da-fé mit dem Thronsessel und den königl. Wagen und Mobilien. Merkwürdigerweise begegnet man überall denselben Ausschweifungen und tollen Impromptus der revolutionären Extase, in der Regel aber auch allenthalben hinterher demselben kläglichen Ende und derselben katzenjämmerlichen Ernüchterung. Hatte man in Paris gemeint, mit der Verbrennung des Königsstuhles das Princip der Autorität und der Gewalt eines Einzigen für immer den Flammen preisgegeben zu haben, so glaubte man auch in Neapel durch einen ähnlichen, lächerlich ostentirenden Akt die Macht Oesterreichs für immer in Staub und Asche verwandelt zu haben. Ueberall dieselben Illusionen, überall aber auch post festum dieselben Enttäuschungen. Aehnlicher Unglimpf widerfuhr auch dem Oesterreichischen Consulatswappen, an welchem sich die Krallen der Straßenunholde im Uebermuthe boshafter Verrücktheit übten. Den Fürsten fanden diese Begebnisse nicht unvorbereitet und er hatte denselben mit ruhiger Festigkeit entgegengesehen. An der Regierung des Landes wäre es gewesen, solchen Ausschreitungen zuvorzukommen und dieselben im Keime zu ersticken, oder wenigstens die Ausführung des öffentlichen Aergernisses sofort energisch zu strafen. Als Vertreter einer auswärtigen Macht konnte er daher nur die Regierung für das Geschehene verantwortlich machen und Genugthuung von deren Organen fordern. Dieß that er denn auch am Abende desselben Tages auf entschiedene Weise und, als die Beschwerde für den Augenblick ohne Folge blieb, noch nachdrücklicher am nächsten Morgen. Erst am 27. März beantwortete Fürst Carioti,

der Minister-Staatssekretair, jene Aufforderung zwar mit tiefem Bedauern des Vorgefallenen, aber ohne positive Zusicherung des Verlangten und mit einer auszuweichen suchenden Hinweisung auf die „schwierigen Zeitumstände." Mit dieser laren Attitüde der neapolitanischen Regierung konnte sich der Fürst nicht begnügen und seine kategorische Beharrlichkeit mußte sich im umgekehrten Verhältnisse zu der Schwachmüthigkeit der neapolitanischen Behörden steigern. Er forderte nun mit der ihn eigenthümlich charakterisirenden Entschiedenheit und Schärfe nicht nur die Wiederbefestigung des Oesterr. Wappens in Gegenwart eines Beamten der neapolitanischen Regierung an seiner früheren Stelle, sondern auch den Abdruck einer officiellen Erklärung im Giornale delle due Sicilie mit den Ausdrücken der Mißbilligung aus der Note des Ministers, und stellte zur Beantwortung dieser Aufforderung eine vierundzwanzigstündige Frist. Aber noch vor Ablauf der letzteren wurde der Fürst zu einer zweiten Note in Betreff der inmittelst im Namen des Ministeriums des Innern erschienenen Proclamation zur Bildung von Freischaaren für Oberitalien*) veranlaßt, welchen letzteren die Regierung Waffen und Transportmittel zur Verfügung stellte. Der Fürst verlangte binnen vierundzwanzig Stunden von der eigentlichen Bestimmung jener Freicorps in Kenntniß gesetzt zu werden. Bei dem raschen Umschwunge der Dinge hatte aber das seitherige Ministerium inmittelst weichen müssen und ein neues war noch nicht zu Stande gekommen. Fürst Carioti sah sich nun in der Verlegenheit die beiden Noten des Oesterr. Gesandten wieder nur ausbeugend erwiedern zu können, da er die Verantwortlichkeit für diese Erwiederung ohne Befragung des Ministerrathes nicht auf sich laden zu dürfen glaubte, er wies auf die Bil-

*) Es sind dies dieselben Freischaaren, von denen, in Verbindung mit anderen italienischen, der Oesterr. Veteran in seinen „Erinnerungen" eben so wahr als treffend und nicht ohne einen Anflug verdienter Ironie sagt: „Bald sollten wir die Horden des Glaubensheeres an den Ufern des Po erscheinen sehen, um dort wie Spreu im Winde zu zerstieben. Als Italien sich auf Radecky und sein kleines Heer zu stürzen beschloß, hatte es nur der Phantasie, nicht dem Verstande Gehör gegeben," u. s. w. S. „Erinnerungen", I. Th. p. 85.

dung eines neuen Cabinets hin und bat bis dahin um Geduld. War aber unter den obwaltenden Umſtänden von einem neuen Miniſterium eine größere Geneigtheit zur Erledigung der ſchwebenden und allerdings keinen Verzug geſtattenden Frage im Sinne des Fürſten und den Forderungen des Völkerrechts gemäß zu erwarten? Der Fürſt täuſchte ſich darüber am wenigſten und fand ſich veranlaßt, ſofort jede officielle Verbindung mit der neapolitaniſchen Regierung abzubrechen und „noch an demſelben Tage ein Land zu verlaſſen, wo ſeine officiellen Beziehungen durch eine grobe Verletzung des Völkerrechts unterbrochen worden waren und wo ſein längeres Verweilen keinen Nutzen mehr gewährte, ſondern nur die Ehre und Würde des Kaiſerhofes bloßgeſtellt haben würde.“*) — Auf dieſe Weiſe und unter ſolchen Umſtänden hatte die Abreiſe des Fürſten von Neapel ſtattgefunden. Sie trug den Charakter einer ernſten, der amtlichen Stellung des Fürſten und der Würde des von ihm repräſentirten Staates angemeſſenen Demonſtration an ſich und war die einzige Genugthuung, welche der Vertreter des beleidigten Oeſterreichs unter ſolchen Conjunkturen nehmen konnte und auch nehmen mußte. Oder hätte er zögern, ſich hinhalten, mit leeren Redensarten ſich vertröſten laſſen, oder wohl gar noch neue Inſulte abwarten ſollen? Bei der traurigen Lage der Dinge in Neapel war Alles möglich und der Fürſt handelte unter den gegebenen Umſtänden, wie ein entſchiedener Charakter handeln muß, der vor allem Anderen verhüten will, die Würde ſeiner Regierung auf das Spiel zu ſetzen. Auch fand ſein Verfahren die volle Billigung des kaiſerlichen Hofes, die warme Zuſtimmung Aller, denen die Ehre

*) Worte der officiellen Depeſche des Fürſten an ſeine Regierung nach dem Abbruche der amtlichen Beziehungen zu Neapel. Die Darſtellung der Märzvorgänge in Neapel und der damals ſtattgefundene Schriftenwechſel ſind in der „Wiener Zeitung,“ dem officiellen Organ des Oeſterr. Hofes, abgedruckt (Jahrg. 1848). Die Noten des Fürſten tragen bereits jenes ſcharfe Gepräge an ſich, das die amtlichen Schriften des Fürſten bald ſo ſehr auszeichnete und prägnant charakteriſirte. Eigentlich lenkte der Fürſt ſchon durch jene neapolitaniſchen Noten die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich und dieſelben bilden gewiſſermaßen den Anfang ſeiner hervortretenden politiſchen Rolle ſeit 1848.

Oesterreichs noch etwas galt und die nicht in liberalistischen Utopien eine Entschädigung für erlittene Schmach und Herabwürdigung erblickten, wie bei der damaligen, zur Zeitkrankheit gewordenen Begriffsverwirrung leider so Mancher. Bei gehöriger Auffassung der energischen Schritte des Fürsten in Neapel kann man ohne Uebertreibung sagen, der Fürst habe bereits damals das Werk der „Ehrenrettung" Oesterreichs begonnen und Viele erblickten schon damals im Stillen in ihm den Mann der künftigen „rettenden Thaten."

Der rasche, aber wohlüberlegte Entschluß des Fürsten, dem auch sofort die Ausführung auf dem Fuße folgte, hatte keine ängstliche Rücksichtnahme darauf, was der Fürst in Neapel zurückließ und selbst auf möglichen Verlust des Werthvollsten gestattet und der Fürst hatte seine Abreise effektuirt, ohne erst weitläufige Anstalten zur Salvirung seines Eigenthums und Hausrathes zu treffen. Zwar wußte er sein gesammtes Mobiliar in treuen und zuverlässigen Händen, aber gegen äußere Gewaltthätigkeiten war keine Sicherheit geboten und das zurückgelassene Hab und Gut blieb jedenfalls möglichen Zufällen preisgegeben und so zu sagen in die Schanze geschlagen. Das waren denn die „ses équipages, sa famille" u. s. w. (die der Fürst übrigens nicht hatte, es müßte denn sein zurückgelassenes Hauspersonal darunter verstanden werden), von denen u. A. der Pariser „Constitutionnel" im Nekrologe des Fürsten spricht, um das energische Vorgehen desselben beim Abbruche der diplomatischen Beziehungen zu Neapel zu charakterisiren; eine Bemerkung, die Andere, und zwar weniger Wohlwollende und zur Wahrheit Geneigte verleitet zu haben scheint, die rasche Abreise von Neapel gewissermaßen als Flucht aufzufassen und als eine Art feigen Entrinnens hinzustellen.*) Der Fürst war

*) So u. A. Dr. Vehse in den Personalien des Fürsten Schwarzenberg im 11. Bande seines berüchtigten Werkes über den Oesterr. Hof, Oesterreichs Diplomatie und Aristokratie. Während die „kleine Chronik des J. 1848" den Fürsten noch im Mai des genannten Jahres in Neapel seyn und auf die Maßregeln des Königs Einfluß nehmen läßt, wird derselbe nach Hrn. Vehse ohne Umstände durch einen Volks-

nicht der Mann der blassen Furcht, am wenigsten dem Straßenpöbel, zumal dem neapolitanischen, gegenüber. Man darf vor Allem nicht vergessen, daß der Fürst nie aufhörte Soldat zu seyn, als solcher zu denken und zu fühlen, insbesondere aber in entscheidenden Lagen des Lebens sich mit jenem Mannesmuthe zu waffnen, womit der Krieger auf dem Schlachtfelde dem entgegen gähnenden Tode in's Auge schaut, wie auch der Fürst so oft that, indem er den sausenden und pfeifenden Kugelregen mit dem ihm eigenen freien Lächeln begrüßte, als ging es zum Hochzeitsreigen. — Noch müssen wir erwähnen, daß der Repräsentant Oesterreichs, unter wie widerwärtigen Umständen auch der Bruch mit Neapel erfolgte und wie verbittert man sich auch die Beziehungen zu Oesterreich denken möchte, Neapel nicht ohne den Vollbesitz der Achtung des Königs verließ, der ja nur mit dem äußersten Widerwillen dem ihm aufgedrungenen Bündnisse gegen Oesterreich beitrat und von dem er sich unter Kampf und mannigfachen Beschwerden sobald als möglich freizumachen suchte. Schon früher, und wenn wir nicht irren, gleich nach dem Abschlusse des für beide Theile so günstigen Handels- und Schifffahrtsvertrages, wurde er von Neapels Könige durch Verleihung des Ordenskreuzes vom h. Januarius, eine der höchsten Ordensinsignien des Königreichs, ausgezeichnet, und gewiß hat Ferdinand von Neapel bis jetzt den eminenten Eigenschaften des Oesterr. Staatsmannes ein ehrenvolles Andenken bewahrt. Auch möge hier noch die Bemerkung ihre Stelle

---

auflauf „aus der Stadt vertrieben." Hr. Behse nimmt es mit dergleichen Behauptungen nicht genau; warum denn auch? Gesteht er doch selbst im Vorworte jenes 11. seiner zahlreichen, mit beispiellosem Leichtsinn compilirten Bände, nicht für seine Geschichte erforschenden und schreibenden Zeitgenossen, sondern nur aus purer „Unterhaltung" geschrieben zu haben. Eine funkelnagelneue Art gelehrten Zeitvertreibes: aus Unterhaltung zu verleumden und die geschichtliche Wahrheit zu verhunzen. Es mag wohl dem Hrn. Doctor eine große Unterhaltung gewährt haben, im Stillen denken zu dürfen: Calumniare audacter, semper aliquid haeret." Ueber die möglichen Folgen tröstete sich Hr. Behse; war er doch, seiner eigenen Andeutung zufolge, gesonnen, in ein Land zu gehen, „wo man die deutsche Sprache kaum mehr sprechen hört." —

finden, daß auch von Seite des Oesterr. Hofes dem Fürsten eben in Folge des obigen Vertragsabschlusses und in Anerkennung der durch ihn wohl gepflegten freundschaftlichen Beziehungen zum königlichen Hofe von Neapel das Großkreuz des Oesterr. Leopoldordens zu Theil ward; wohl ein unverkennbares Zeichen des hohen Werthes, den man auch hierseits auf die innigen Verhältnisse zu dem Königshause der beiden Sicilien legte. — Der kritische Augenblick, in welchem der Fürst Neapel verließ, hatte ihn zu dem raschen Entschlusse getrieben, die Brücke hinter sich abzubrennen, ohne auch nur wieder nach der Stätte umzublicken, die jetzt gegen sonst eine so auffallend fremdartige Physiognomie zeigte. Wie Lot auch nicht mehr sein Antlitz nach dem brennenden Sodom umwenden sollte, so zog auch der Fürst vorwärts gerichteten Blickes von dannen, den Geist nur mit der nächsten Zukunft beschäftigt, Kopf und Herz voll hoher und kühner Entwürfe und die Kraft geschwellt von großartigen Entschlüssen. Unter gewöhnlichen Umständen, bei längerer Vorbereitung, ohne plötzliche Durchschneidung aller bisherigen Beziehungen würde der Fürst vielleicht nur ungerne von Neapel geschieden seyn. Ohne gerade für das Eldorado des parthenopeischen Golfs mit jugendlich entzündlicher Phantasie und mit überschwänglichem Künstlerenthusiasmus zu schwärmen, besaß doch der Fürst freie und edle Empfänglichkeit genug, jene zarte Delikatesse und untrügliche Sicherheit des Gefühls, die so unzertrennlich ist von ungetrübter Klarheit eines ästhetisch gebildeten Auges, um bald den richtigen Maßstab für Neapels bewunderte Reize zu finden und mit wahrhaft Goethe'schem Sinne die Schönheit jenes südlichen Himmels zu genießen. Nur Goethe's klassische Feder wäre berufen, in das reiche Detail dieser sinnigen Genüsse einzudringen; die unsere muß es sich versagen, versuchen zu wollen, was nur einer Meisterhand zu gelingen vermöchte. Der Fürst hatte sich in Neapel eingelebt und eingewöhnt, Natur und Clima schienen ihm zuzusagen, er hatte sich häuslich eingerichtet, wie dieß seine Stellung und die Wahrscheinlichkeit eines längeren Aufenthaltes bedingten, und sein tägliches Leben mit dem Comfort eines feinsinnigen Cavalier's um-

geben, ohne die Grenzlinie des edelſten Anſtandes zum eigentlichen Luxus zu überſchreiten, der Aufſehen erregen und die ephemere Aufmerkſamkeit der gelangweilten großen Welt mit bunten, ſtets erneuerten Phantaſieſpielen beſchäftigen will. Zu müßigen Tändeleien in dergleichen Dingen ließ ſich der Fürſt nie herbei. Er liebte weder Prunk, noch überflüſſigen Staat und er würde unter allen Umſtänden ſolide Pracht, als äußerſte beſchreitbare Linie des guten Geſchmacks, den Ueberladungen prunkenden Glanzes vorgezogen haben. Mit derſelben edlen Einfachheit und feinen Eleganz, wovon ſelbſt der Miniſterpräſident in ſeiner hervorragenden Stellung alles Ueberläſtige und Gezierte ferne zu halten wußte, hatte ſich auch der Geſandte in Neapel umgeben und ſein Haus galt auch ohne lukulliſche Feſte als eine Stätte des gewählteſten Geſchmacks. Insbeſondere liebte der Fürſt oft Gäſte an ſeiner Tafel zu ſehen, wohl ſelten viele, dafür aber immer einen gewählten Kreis, dem er ſich dann in der vollen Liebenswürdigkeit eines hospitalen Wirthes zeigte. Die anmuthigen, geiſtreichen und pikanten Tiſchgeſpräche von damals leben jetzt noch im friſchen Andenken mehr als eines Gaſtes. — Erhohlung und heiter anregenden Genuß gewährten dem Fürſten Ausflüge in Neapels nahe und fernere Umgebungen, beſonders aber die kleinen Ulyſſesfahrten im reizenden, Neapels Himmel ſo wunderſam ſchön wiederſpiegelnden Golf und Beſuche auf deſſen klaſſiſchen Inſeln. Hier wurde denn nicht ſelten eine jener nie ganz aufgegebenen Fiſchfangidyllen improviſirt, die ſich als ungetrübter Talisman der Lebenspoeſie aus der ſchönen „grünen“ Jugend in die abgeblaßten ſpäteren Jahre hinübergerettet. Bis in dieſe ſtillen, trauten Verſtecke erlauben wir uns dem Fürſten zu folgen; ihm aber mit ſpionirender Neugierde ſonſt auf Tritt und Schritt nachzuſpüren und die Fußſtapfen *angeblicher* neapolitaniſcher Abenteuer mit verleumdungsſeligem Gelüſte breit auszutreten, dazu halten wir uns nicht für berufen und überlaſſen dieß Geſchäft den „aus *Unterhaltung*“ Mediſance Treibenden, der Läſterſchule moderner Memoirenſchreiber. Was dieſe etwa von „nächtlichen Harun-Al-Raſchidzügen und Lazzaroni-

Affronten*) berichten mögen, dafür haben wir keinen Sinn; stehen aber keinen Augenblick an, dergleichen unlautere Chroniken auf dieselben trüben und schmutzigen Quellen zurückzuleiten, aus denen auch jenes radikale Wiener Blatt**) geschöpft haben muß, das im wunderbar richtigen Vorgefühle der nahen Bedeutsamkeit und nächstkünftigen Rolle des Fürsten das damals überglänbige Publikum Wien's mit einer Biographie des Oesterr. Gesandten in Neapel regalirte, wozu Perfidie die Feder spitzte und der Bosheit Gift die Tinte lieh. Stehen etwa jene Lazzaroni-Affronte mit der bereits beleuchteten „Vertreibung" des Fürsten aus Neapel auf einer und derselben Linie, dann hat es mit der historischen Glaubwürdigkeit der geschwätzigen Mittheiler ein gewaltiges Nisi. — Ehe wir mit dem Fürsten Neapel für immer verlassen, wollen wir noch erwähnen,

*) Auf dergleichen Revelationen scheint besonders Dr. Behse in seiner oft berührten Geschichte des „Oesterr. Hofes und Adels und der Oesterr. Diplomatie" große Stücke zu halten, fast nicht anders, als wäre dieser Schriftsteller der Kammerdiener aller großen Herren und Celebritäten, für den es bekanntlich keinen großen Herrn gibt. Hr. Behse läßt sich des Breiteren in die Personalien des verewigten Fürsten ein und entwirft eine Charakteristik desselben, in welcher Wahres und Falsches, Gutes und Schlimmes, Pikantes und Abgeschmacktes so bunt durcheinander gewirbelt sind, daß man es diesem biograph. Spicilegium ansieht, welche Unterhaltung es dem Verfasser gewährt haben müsse, auch den Straßenkehricht auf seinen historischen Spaziergängen aufzulesen. Es verlohnt wohl nicht der Mühe, in das Detail der Behse'schen Enthüllungen einzugehen, nur so viel wollen wir bemerken, daß des Verfassers Urtheil in der Hauptsache von englischen Parteianschauungen influenzirt zu seyn scheint. Darum gefällt er sich wohl auch sehr in der besondern Betonung des Londoner Romans aus dem früheren Leben des Fürsten. Er bezeichnet denselben als die glänzende Mitte in der diplomatischen Laufbahn des Fürsten, deren Anfang und Schluß er eben nicht jenes Epitheton beilegen zu sollen glaubt. „In St. Petersburg habe er von der Militairrevolution, die ausbrach, so gar nichts gewußt, daß einer der Haupttheilnehmer auf seinem Zimmer arretirt wurde." Wie so hätte er denn darum wissen sollen? Dann hätte er ja in das Geheimniß der Verschworenen mit eingeweiht seyn müssen. So leichtfertig wird in den Tag hineingeschrieben! S. Behse's „Geschichte" ꝛc., wie oben, 11. Bd. p. 242 u. ff.

**) Die von dem berüchtigten Häfner herausgegebene „Constitution," ein Hauptorgan des Radikalismus, an dem sich die kühnen Dialektiker des auf die Republik hinarbeitenden jungen Wiens betheiligten. Im Sicherheitsausschusse spielte der Redakteur die Rolle eines journalistischen Souffleurs, sollte im Mai 1848 auf offener Straße von der Volksjustiz gelyncht werden, und verschwand später in den Oktobertagen.

daß ihm das zeitweise Zusammentreffen und periodische Zusammenleben mit seiner aus Gesundheitsrücksichten unter Italiens Himmel weilenden, zärtlich geliebten Schwester stille Freudenfeste bereitete und gemütliche Entschädigung für jahrelanges Fernseyn vom heimatlichen Herde und für die Monotonie geschäftlicher Beziehungen bot. Schon bei verschiedenen Gelegenheiten wurde auf das innige Verhältniß dieser beiden Geschwisterseelen hingedeutet; ein Verhältniß, dessen urplötzliche Trennung durch die kalte Waffe des Todes um so tiefer in das Herz des überlebenden Theiles schneiden mußte, als wichtige Momente im inneren Leben des Fürsten die Bande der Zärtlichkeit zwischen Bruder und Schwester fester und fester geknüpft hatten. In den hesperischen Gefilden Italiens, unter den Einflüssen eines Himmels, der edle und feurige Gemüther zu tieferen und idealeren Gefühlen stimmt, dürfte innige Geschwisterliebe noch reichere Herzensblüten getrieben haben. Indessen haben ungeweihte Hände, unter deren gemeiner Betastung sich Alles in Blei und Erde verwandelt, auch dieses Verhältniß in die Sphäre profaner Auffassung herabgezogen und in einen animalisch-magnetischen Rapport metamorphosirt. Es wird nämlich gesagt und behauptet: „Die Ueberfülle der Lebenskraft des Fürsten lasse sich aus dem Umstande ermessen, daß er eine magnetische Kraft auf Frauen, nicht blos im romantischen und figürlichen, sondern im thatsächlichen und medicinischen Sinne ausübte. Seine kranke Schwester Mathilde soll, sagt man, fast ganz von der Lebenskraft, die seine Hand ihr gab, gelebt haben; als der Fürst Gesandter in Neapel war, kam sie ihm mehrmals auf halbem Wege bis Rom entgegen, um sich von ihm magnetisiren zu lassen.“*) Wie viel Wahres oder Uebertriebenes an dieser Mittheilung ist, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Allerdings erfreute sich der Fürst einer hohen vitalen, ihn wohl zum Magnetiseur qualifizirenden Kraft, und daß medicinisches Wissen ihn nicht wenig interessirte, ist bekannt; demungeachtet scheint aber ein, wenn auch

*) S. Vehse's bereits oben citirte „Geschichte“ ꝛc. 11. Bd. p. 249.

noch ſo ſenſibles Frauenweſen „faſt von der Lebenskraft ſeiner Hand allein leben zu laſſen“ denn doch in das Gebiet der Hyperbel hinüberzuſtreifen. Die Fürſtin lebt bis zur Stunde ohne die Lebenskraft jener nun längſt im Tode erſtarrten Hand; wie wäre das eben möglich, wenn es ſich angeblichermaßen verhielte? Man ſcheint ſich aber etwas darauf zu Gute zu thun, den Fürſten zum „wunderthätigen Magus“ von Neapel zu machen. Hat man ihm doch auch in der Politik dämoniſche Einflüſſe und Zauberkünſte zugeſchrieben.*) Deren bedurfte er in der That nicht, um der wunderthätige Magus Oeſterreichs in verhängnißvoller Zeit zu werden.

---

*) Wenigſtens von einer Partei der politiſchen Gegner des preußiſchen Miniſterpräſidenten Hrn. von Manteuffel. Dieſelbe wird in der bekannten und in vielerlei Hinſicht leſenswerthen Schrift: „Von Warſchau bis Olmütz,“ „ein preußiſches Geſchichtsblatt“ (Berlin, 1851) (eine Antwort auf den Vorwurf, „Preußen habe ſeit dem 2. November 1850 aufgehört eine Großmacht zu ſeyn“) auf geiſtvolle Weiſe gegeißelt. Es heißt dort nämlich u. A.: „Es gibt auch Vorurtheile des beſchränkten patriotiſchen Verſtandes; Viele glauben, daß ſie immer im Vortheil bleiben und immer Recht haben müſſen, weil ſie doch die intelligenteſten Leute und Preußen ſeien, gleichwohl aber im ſonderbaren Gegenſatze, daß ſie niemals klug genug ſeien, um nicht von der fremden Diplomatie hinter's Licht geführt zu werden. Bei dieſem bornirten Patriotismus wird Hr. von Vinke mehr als einmahl einen wahrhaft dämoniſchen Reſpekt der kannegießernden Politiker vor dem Fürſten Schwarzenberg entdeckt haben. Es iſt nicht leicht den Grund irgend eines Aberglaubens anzugeben, ... aber man hält ihn nun eben für den erſten politiſchen Hexenmeiſter und Taſchenſpieler. Die ſchwierigſten Künſte diplomatiſcher Zauberei traut man ihm zu — man nimmt es unter dieſem conſtitutionellen guten Publiko einem Preußiſchen Miniſter übel, daß er ſich herausnimmt, ein Wort mit dieſem Teufelsgeiſt zu ſprechen. Aufrichtig geſagt, wiſſen wir nicht, ob das dem Fürſten ſchmeichelhaft ſeyn kann; jedenfalls iſt es nicht böſe gemeint; man muß ſich über die Thorheit der Menge ärgern, aber ändern kann man es nicht. Der Aberglaube der menſchlichen Natur iſt ewig; ſo lange die Welt religiös war, gab es nur religiöſen Aberglauben; ſie fängt an politiſch zu werden; es beginnt ein politiſches Aberglauben und Aberwiſſen die Menſchen zu beherrſchen.“ — Man muß dieſe allerdings durch und durch ironiſche Stelle, die wir keinen Anſtand nehmen zu citiren, obgleich ſie die hohe Meinung von dem Fürſten gewiſſermaßen für einen politiſchen Aberglauben erklärt, im Zuſammenhange mit dem Inhalte der ganzen apologiſirenden Schrift auffaſſen, um ihren Sinn richtig zu verſtehen, wobei man finden wird, daß Alles zu Gunſten des Hrn. v. Manteuffel Geſagte indirekt auch dem Fürſten zu Statten kommt, weil die

Die letzten Lebensjahre des Fürſten.

1848—1852.

Hatten das in Neapel Erlebte und die hiermit im Zuſammenhange ſtehenden Ereigniſſe im übrigen Italien den Fürſten hinlänglich über die Lage der Dinge auf der geſammten Halbinſel orientirt, ſo ſollte er nun durch eine unmittelbare Anſchauung der Verhältniſſe und Begebniſſe in der Metropole des Kaiſerſtaates in den Stand geſetzt werden, ſich eine klare Vorſtellung von der gegenwärtigen Conſtellation zu verſchaffen und ein Bild von künftigen Möglichkeiten und der wahrſcheinlichen Entwickelung der Zuſtände zu entwerfen. Beides mußte von maßgebendem Einfluſſe auf ſeine nächſten Entſchlüſſe ſeyn, mit deren thatſächlicher Verwirklichung er einen neuen und, wie die Folge bewies, entſcheidenden Standpunkt ſeines Lebens betreten ſollte. Ueber die Größe und Gefährlichkeit der allgemeinen Kriſe konnte er nur in Wien ſelbſt beſtimmte Anſchauungen gewinnen und ſchon die erſten Eindrücke waren von der Art, um das ohne Zweifel bereits auf Italiens Boden gefaßte Vorhaben zur ſchnellen Reife zu bringen. Der Augenblick der Prüfung war gekommen, wo ſich erproben ſollte, ob im ewig kreiſenden Wechſel der Dinge ein ruhiger Geiſt beharre, ob Kraft und Beſonnenheit ſich der allenthalben aufſteigenden Fata Morgana der Täuſchungen gefangen geben dürfen und ob der rechte Mann wanken dürfe, wenn ihn auch der Wahn der Leidenſchaften und der Veitstanz der Bethörung rings umtaumelten. Der Fürſt begriff die Lage der Dinge vollkommen und hatte weder Hehl mit dieſer ſeiner Erkenntniß, noch zögerte er mit der friſchen,

citirte Schrift eben der ganzen damaligen Lage der Dinge gerecht zu werden ſucht. Uebrigens beſaß der Fürſt nie die Eitelkeit nach dem Beifall irgend einer Partei, am wenigſten wohl einer „bornirten“ ſpezifiſch-preußiſchen, zu geizen und höchſt lächerlich hätte er es finden müſſen, abergläubiſch gefürchtet zu werden (ließ er ſich doch ſelbſt eine abergläubiſche Verehrung nicht gern gefallen), um ſo mehr, als alle Welt wußte, wie natürlich Alles in den Oeſterreichiſch-preußiſch-deutſchen Verwickelungen verlief. —

freiem Entschlusse entsprungenen That. Vor der Hand galt es, so rasch als möglich nach Wien zu eilen, um dort über die Ereignisse von Neapel pflichtgemäß Bericht zu erstatten, mit eigenen Augen zu sehen, und dann mit frischgeblähtem Segel hinauszusteuern in die sturmbewegte See der Zeit. Der Fürst hatte seine Reise so sehr beschleunigt, daß Triester Berichte sein dortiges Eintreffen bereits vom 9. April meldeten, gleichzeitig der Gerüchte vom Ausbruche eines Aufstandes in Neapel erwähnend. Eben damals ließ auch England seine Schiffe im Mittelmeere kreuzen, um Corfu und die jonischen Inseln, gewisser gefährlicher Sympathien willen, nicht aus den Augen zu lassen, dasselbe England, das ähnlichen Sympathien in Italien zu gleicher Zeit faktischen Vorschub leistete, obgleich sein Cabinet mit seltener Kunst der Dissimulation die Miene der Unbefangenheit zeigte. In Triest traf der Fürst mit dem Grafen Franz Stadion und Hrn. von Bruck, seinen beiden nachmaligen Minister-Collegen, zusammen; im Hinblick auf künftige Ereignisse und in Erwägung der späteren Gestaltung der Dinge eine gewiß interessante und, unter den damaligen Verhältnissen, auch bedeutsame Begegnung, die, wie flüchtig auch vom scheinbaren Zufalle vermittelt, dennoch nicht ohne einige Einwirkung auf die Folgezeit geblieben seyn dürfte. In der That scheint auch diese Begegnung schon damals nicht ganz der Aufmerksamkeit kundiger Beobachter entgangen zu seyn, wenigstens glaubt man ihre Spuren in den Triestiner Blättern aus jener Zeit zu entdecken, in denen bereits die Politik angedeutet wurde, „welche später, freilich erst nach furchtbaren Erschütterungen, zur Herrschaft kommen sollte.“*) (Offenbar die Politik der Rechtseinheit und des commerziellen Anschlusses an Deutschland, welcher in den Organen der Triester Presse vor- wie nachmals besonders eifrige Vorkämpfer fand.) Freilich, wer hätte damals ahnen können, was acht Monate später geschah und die sich hier zufällig Begegnenden unter den Auspicien des inhaltschweren Wahlspruches: „Viribus unitis!“ auf einem

*) S. „Ergänzungsblätter“ von Dr. Fr. Steger, 7. Bd. 4. Heft, Nr. 362, p. 787.

schicksalsvollen und zukunftschwangeren Punkte zu festgeschlossenem Zusammenstehen und gemeinsamem Wirken vereinigte! — Aber ebensowenig konnte der Fürst ein Jahr früher ahnen, Wien in einem so seltsam metamorphosirten Zustande wiederzusehen. Die Kaiserstadt feierte gerade zur Zeit der Ankunft des Fürsten die Honigwochen der, so zu sagen, über Nacht errungenen, oder vielmehr wie im Traum bescheerten Freiheit, der constitutionelle Jubel stand eben so recht in der üppigsten Blütenfülle süßer Schwärmerei und der preßfreie Enthusiasmus hatte alle Schleußen durchbrochen, alle Canäle der sogenannten öffentlichen Meinung überfluthend. Oesterreich wollte mit millionenzüngigem Eifer auf einmahl der Welt die hinter den hochgethürmten Censurwehren angestaute Fülle seines Freiheitsdranges und seiner lange verkannten Intelligenz darthun, mit schlagenden Gründen seine längst im Stillen entfaltete politische Reife beweisen und sich den freiesten Staaten Europa's als vollkommen ebenbürtig an die Seite stellen. Es hatte urplötzlich mit seiner ganzen Vergangenheit gebrochen, Geschichte und Tradition als verächtlich gewordenen alten Plunder über Bord geworfen und mit der — damals sogar noch ungeschriebenen Constitution Arm in Arm das Jahrhundert in die Schranken gefordert. Der alte Tempel war abgebrochen, der neue noch lange nicht fertig; aber was that's? Durfte man doch sprechen, schreiben und raisonniren was und wie man wollte, alles Andere sollte und mußte sich, wie man wähnte, von selbst finden. Daß man mit einer entsetzlichen Profusion überschwenglicher Worte und mit einer noch grauenhafteren Verschwendung von Radotagen nur die Luft bewegte und der Welt das Schauspiel eines modernen Babelbaues darbot, davon hatten leider nur diejenigen eine klare Ueberzeugung, die als ruhige Beobachter über den Parteien standen und gewiß seyn durften, mit ihrer vereinzelten Stimme im allgemeinen Sprachgewirr überhört zu werden. Aus der so lange für politisch unfruchtbar gehaltenen Oesterreich'schen Erde schossen jetzt die Publicisten schaarenweise wie die Pilze auf, und wer gerade kein neues Journal ankündigte, oder eine jener zu ganzen Schwärmen

an's Licht getretenen politischen Brochüren, sei es als Chronist der Zeitereignisse, oder constitutioneller Führer und Rathgeber, oder aber als politischer Augur und Wetterprophet, publicirte, debütirte doch wenigstens wöchentlich einmahl mit einem Journalartikel als Depositorium seiner ganzen politischen Weisheit oder seiner pia desideria, deren tag-tägliche Unmasse heuschreckenartig das Licht der neuen constitutionellen Sonne zu verfinstern drohte. Und das Gewimmel in den Spalten der emancipirten Presse wurde von dem Getümmel auf Straßen und Markt schier noch überboten. Eben damals waren die Tage der Fest- und Triumphzüge, des schwarz-roth-goldenen Enthusiasmus und Fahnenschwenkens, der National-Deputationen, der allgemeinen Verbrüderung freier Völker, der cosmopolitischen Schwärmerei und separatistischen Indulgenzen, oder, wenn man will, der föderalistischen Utopien, zugleich aber die Tage der Russenfurcht, jenes gewaltigen Respekts vor dem nordischen Colosse, wenngleich, wie man sich tröstete, nur „auf thönernen Füßen," angebrochen. Den Phantasien dieser quälenden Gespensterfurcht erschien Rußland damals als der Erlkönig, dessen erdrückenden Armen das zarte Kindlein „Constitution" über kurz oder lang verfallen seyn könnte. Gegen diese krankhafte Ausgeburt des Zeitparorismus glaubte der deutsche Doktrinarismus keine heilsamere Panacee empfehlen zu können, als freiwillige Wegschenkung alles unnöthigen Oesterreichischen Länderballastes, Losgebung Italiens, Befreiung Galiziens und Wiederherstellung Polens als schützenden Walles gegen den dränenden Nordost und engsten Anschluß Oesterreich's an Deutschland, wo nicht gänzliches Aufgehen des Ersteren im Letzteren. Dieser germanischen Liberalität standen andererseits die Slaven Oesterreich's mit ihren Selbständigkeitsforderungen und mehr oder minder verhüllten Unabhängigkeitsgelüsten, oder aber panslawischen Tendenzen gegenüber. Und da gerade damals Wiener Advokaten und die Epigonen der dortigen Juristenfakultät (unter den Ersteren später so Mancher durch die Macht der Thatsachen zum Conservatismus bekehrt) sich's zum angelegentlichsten Geschäft machten, dem unbedingtesten Fortschritt in

Allem und Jedem, den Forderungen der Zeitideen das Wort zu reden und vor den Männern der historischen Schule zu warnen; so fanden in diesen Priestern des Natur- und Vernunftrechtes alle obigen Richtungen und Bestrebungen willkommene Apologeten. Wirft man in die Blätter der damaligen Wiener Zeitung, die allem Sprachenchaos in ihren Spalten zum Trotze fortfuhr sich das Epitheton der „k. k. privilegirten" beizulegen, einen Blick, so traut man seinen Augen kaum. Um sich endlich über sich selbst klar zu werden, fühlte sie sich doch zu einem Glaubensbekenntniß gedrungen, zu dem Confiteor nämlich, „daß sie außer ihren contraktmäßig abonnirten officiellen Spalten eigentlich gar keinen Glauben zu bekennen habe." Eben damals hatte auch der Oesterr. Beobachter seine erstaunliche Metamorphose in die „Oesterr. Zeitung," das Organ des angeblichen „Fortschritts, Lichtes und Rechts," bestanden. Ein stehender Artikel der Bewunderung und des brüderlichsten Enthusiasmus war aber Ungarn, die Urheimat des Constitutionalismus und der Vorkämpfer auf der Bahn des Fortschritts. Wien widerhallte damals von „Eljens," was aber nicht hinderte, auch die Croaten und Südslawen, bald darauf erbitterte Gegner magyarischer Suprematiegelüste, hoch leben zu lassen. Man hatte die Constitution in spe, und um dieses Kleinod war der trunkene Freiheitsschwindel nicht ungeneigt, die Monarchie hinzugeben. In der That, wer das alte Wien gekannt, mußte an dem neuen, wie durch Zaubertränke umgewandelten ganz und gar irre werden. Wie wohlthuend mußte inmitten des allgemeinen Sprach- und Ideenwirrsals den wahren Oesterr. Patrioten und Anhänger des Regentenhauses eine wie aus der Wüste heraustönende Stimme berühren, die Oesterreich's Völker zu einträchtiger Liebe und politischer Besonnenheit, zum Festhalten am alten gemeisamen Verbande, zur Treue gegen die angestammte Dynastie und zur Begründung eines großen, einigen und durch Eintracht starken Oesterreichs mahnte! Und diese Stimme war die eines Slawen! Das Falkenauge des Fürsten hat in der Folgezeit diesen Mahner in der Wüste aus der Menge herausgefunden, und da der Mann in schwierigen Lagen und unter prü-

fungsreichen Umständen Farbe hielt, so blieb demselben das Vertrauen bis zur letzten Stunde bewahrt. Das Mahnen gehörte aber damals zu den überflüssigen und undankbaren, wo nicht gar gefährlichen Geschäften. Man muß sich nämlich erinnern, daß eben damals nur die allenthalben gefeierte und als „thebanische Schaar der Heldenjünglinge" auf dem Forum und in Zeitungsartikeln begrüßte Jugend Wien's das große Wort führte, zugleich aber daß das „vor Thorheit nie geschützte" Alter sich besonders darin gefiel, die Jugend zu spielen. Es wollte eben damals Alles jung seyn, nur um recht behaglich mit dem allgemeinen Strome zu schwimmen, den Tonangebern des Tages nicht zu mißfallen, vor allem Anderen aber um nicht den leisesten Verdacht der Reaktion, diesem nachgerade so systematisch mißbrauchten und ausgebeuteten Phantome, auf sich zu lenken. Denn wir wollen nur gleich bemerken, daß bereits in jenen Flitterwochen der Freiheit und des Concessions-Enthusiasmus im Hinzielen auf ferne, jenseits der Constitution liegende Zwecke die Verdächtigung auf unhörbaren Socken sich herumtrieb und zerstörungssüchtige Geister den Samen des Mißtrauens arglistig auszustreuen anfingen. Die Methode war gut, die Absicht teuflisch. Einen scheinbar ungesuchten, aber passenden Angriffspunkt bot die unter den damaligen Verhältnissen, in einem so höchst problematischen Uebergangsstadium sowohl der politischen Zustände, als überhaupt der ganzen socialen Lage nur zu leicht erklärbare reservirte und zuwartende Haltung des Adels. Wohl hatten die ersten Stände mehrerer Provinzen Oesterreich's, theils zur vermeintlichen Wahrung historischer Rechte und aus Opposition gegen die verhaßte Bureaukratie, theils aus Concessionsschwäche gegen die vom Auslande her journalistisch jahrelang bearbeitete öffentliche Meinung, durch offene Demonstrationen den ersten Anstoß zu der nachmaligen, Flußbett und Ufer überfluthenden Bewegung gegeben;*) sicherlich aber nicht in der Absicht, um eine Revolution quand même heraufzubeschwören und Thron und Monarchie, endlich

*) Ueber die Ursachen und Gründe dieser Bewegung, so wie über den landständischen Antheil an der Vorbereitung der Ereignisse, sind: „Genesis der Revolution

sogar auch die Grundlagen des Staates und der Gesellschaft in Frage zu stellen. Man wollte Reformen, einen besonnenen Fortschritt in publicis, vor allem Anderen aber ein historisch rechtfertigbares cuique suum, in dieser Beziehung aber das gerade Gegentheil einer socialen Revolution. Aber es kam anders, als man dachte und wollte und die Führer und Treiber waren zuletzt die Getriebenen. Nur zu bald hatte die Bewegung den Charakter der Ueberstürzung angenommen und die Männer der Initiative, die das Leitseil in den Händen behalten zu können wähnten, wurden überhohlt. Durch diese Umstände, besonders aber durch das Provisorische der ganzen Lage und die plötzliche Infragestellung alles bisher Bestandenen, war der Adel, zumahl der höchste, zu einer peinlichen Passivität verurtheilt und inmitten einer chaotisch genug gearteten Uebergangsphase, so zu sagen, zwischen Thür und Angel gedrängt. Diese ebenso unfreiwillige, als widerwärtige Situation bot aber den Reaktionswitterern willkommene Gelegenheit zu jenen leisen Denunciationen, die später das brüllende Ungeheuer der Camarilla- und Reaktionsanklage gebaren. Man hätte dem Adel Zeit gönnen und es demselben überhaupt selbst überlassen sollen, sich in die Zeitlage zu schicken und das Angemessenste zu ergreifen, statt ihm, so zu sagen, Daumschrauben anzulegen und in die allgemeine Verbrüderung der Stände hineinzwängen zu wollen. In dieser Beziehung war selbst der sogenannte „gute Rath" ein überlästiger und insofern er, wenn gleich in bestgemeinter Absicht, jene Daumschrauben fester anzog, ein peinlicher und gefährlicher. In diese Kathegorie überlästiger und selbst gefährlicher Rathschläge gehörte denn damals des alten und populären Castelli in der Wiener Zeitung*) ausgesprochener dritter „gutgemeinter Wunsch." Der erste bezog sich auf den (nicht wie Castelli schonend andeutete, erst in Aus-

in Oesterreich im J. 1848;" dann: „Lord Palmerston, England und der Continent," vom Grafen von Ficquelmont, nebst anderen Schriften über die Wiener Märzrevolution mit Nutzen nachzulesen.

*) Wiener Zeitung, Nr. 97 vom 6. April 1848 (nicht-amtlicher Theil: „Gutgemeinte Wünsche" von J. F. Castelli).

ſicht geſtellten, ſondern bereits faktiſch eingeriſſenen) Mißbrauch der Preſſe, der zweite auf die Unterordnung der Privatintereſſen unter die allgemeinen, und der dritte auf die Verbrüderung aller Stände, beſonders und zunächſt aber auf die Vereinigung des Adels und des Bürgerſtandes. „Viele Adelige hätten dieß bereits erkannt, aber der größte Theil derſelben ziehe ſich zurück. Man ſehe faſt alle Logen im Theater leer, man begegne ſehr wenigen adeligen Equipagen auf der Straße. Doch nicht etwa aus Furcht? . . Niemand könne dafür, daß es eben Adelige waren, welche durch unzweckmäßige Leitung und ein irriges Syſtem das Land in Finſterniß und Schmach gefangen hielten. . . . Noch habe kein hoher Adeliger, mit Ausnahme der Landſtände, ſeine Meinung über die herrlichen Ereigniſſe der Befreiung in öffentlichen Blättern kund gegeben. Es habe faſt den Anſchein, als ob ihnen dieſe Umänderung unliebſam wäre. Das ſollte nicht ſeyn. Der ariſtokratiſche Stolz müſſe jetzt weichen und der Menſch fange in gewiſſen Augen nicht erſt vom Baron an. Darum, Ihr Adeligen," lautet die Apoſtrophe, „haltet nicht unter Euerer Würde, Euch unter das Volk zu mengen und die hohen Coterien gegen die große Coterie der Menſchheit zu vertauſchen. — Sucht Euch beliebt zu machen und Ihr werdet geliebt werden. Wir wollen Euch von Eueren Vorrechten nichts nehmen (?), aber auch von unſeren Rechten nichts vergeben, oder ſtehlen laſſen (?). Wir wollen gleich vor dem Geſetze ſeyn" u. ſ. w.) Wir ſind weit entfernt, den Autor dieſer Pia desideria unter die Gegner des Adels zu zählen (war er doch lange genug landſtändiſcher Beamter), oder ihm auch nur im Entfernteſten die oben angedeutete „Reaktionsriecherei" zuzumuthen; aber daß die Formulirung und ſo geartete Publicirung jenes dritten Wunſches in jenem kritiſchen Augenblicke nicht geeignet war, das Mißtrauen zu verſcheuchen, wohl aber das Gegentheil des Gutgemeinten und Gewünſchten hervorzurufen, das hätte wohl die eigene reifere Ueberlegung dem „alten Manne," als welcher derſelbe das Publikum haranguirte, ſagen können. Leider aber macht das Alter, ſelbſt aus guter Abſicht, zur Unzeit geſchwätzig. — Ein günſtiger

Zufall ſorgte, daß dieſe von einiger Selbſtgefälligkeit nicht freizuſprechende Patriarchenſtimme an rechter Stätte Gehör fand. Schon wenige Tage ſpäter brachte die Wiener Zeitung*) eine Entgegnung, die wir ihres Urſprungs und ſpeciellen Intereſſes willen als hiſtoriſches Aktenſtück dem ganzen Inhalte nach hier aufnehmen zu ſollen glauben. Sie lautet:

„Unſer wackerer Landsmann, Herr Caſtelli, hat in Nr. 97 der Wiener Zeitung drei Wünſche ausgeſprochen, deren letzter eine Verſtändigung fordert. — Er wünſcht die Vereinigung aller Stände, welche, wie er ſelbſt anführt, von Seite vieler Adeligen als nothwendig erkannt und auch thatſächlich verwirklicht wird; dagegen beklagt Hr. Caſtelli, daß der größte Theil der Adeligen ſich zurückziehe und an der fortſchreitenden Bewegung keinen Antheil zu nehmen ſcheine. — Im Einverſtändniſſe mit vielen meiner Standesgenoſſen fühle ich das Bedürfniß Folgendes darauf zu erwiedern. Der Adel hat die großen Veränderungen, die in Oeſterreich ſtattfinden mußten, lange vorausgeſehen — er hat ſie vorzubereiten geſucht — die wohlbekannten und zahlreichen Anträge der adeligen Landſtände aller Provinzen der Oeſterreich'ſchen Monarchie auf beſſere Volkserziehung, auf Vertretung des Bürgerſtandes, auf eine beſſere Gerichtsordnung, auf Ablöſung der Grundlaſten — ſind ebenſoviel unwiderlegliche Beweiſe, daß der Adel mit den Principien, welche die neuerliche Bewegung zur Geltung bringt, nicht nur völlig einverſtanden iſt, ſondern ihrer Entwickelung auch früher ſchon und im Bewußtſeyn der namhaften Opfer, die er dem Bedürfniſſe der Zeit bringen würde, entgegengekommen war. — Nun iſt der Augenblick eingetreten, wo der Adel ſeine aufrichtige Mitwirkung an dem wahren Fortſchritte zu bethätigen hat. Er wird dieſe Pflicht echter Vaterlandsliebe zu erfüllen wiſſen. — Nicht in der Hauptſtadt allein, ſondern vorzüglich

*) Nr. 100, vom 9. April 1848 (nicht-amtlicher Theil); dieſelbe Nummer, deren officieller Theil die geſchichtliche Darſtellung des Abbruchs der diplomatiſchen Verbindung Oeſterreich's mit Neapel durch den Fürſten Felix zu Schwarzenberg enthält. —

auf ſeinem Grund und Boden, inmitten der Bevölkerung, deren Leitung und Ausbildung durch die bisherigen Inſtitutionen ſeit vielen Jahren ihm, obzwar unter ſtrenger Bevormundung, aufgebürdet war; dort liegt es dem Adel ob, für das Vaterland nach Möglichkeit zu wirken, dort hat er Opfer zu bringen und iſt auch freudig bereit, Alles zu thun, was Oeſterreich einig, groß und mächtig machen kann. — Was die Bemerkung betrifft, daß der Adel ſich zurückziehe, daß man faſt alle Logen im Theater leer und auf den Straßen wenig adelige Equipagen ſieht, ſo iſt das einzig dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ein namhafter Theil der erſten Familien des hier wohnenden Adels durch jüngſt eingetretene Todesfälle in tiefe Trauer verſetzt iſt. — Die bei dieſer Veranlaſſung geſtellte Frage: „ob nicht Furcht den Adel für den Augenblick vom Publikum abſondere," glauben wir, dem tapferen und gerechten Oeſterreichervolke gegenüber, gar nicht erwiedern zu ſollen. — Aus dem Umſtande, daß außer den Landſtänden noch kein hoher Adeliger ſeine Meinung über die herrlichen Ereigniſſe der Befreiung in öffentlichen Blättern kundgegeben, ſcheint Hr. Caſtelli folgern zu wollen, daß uns dieſe Umänderung unliebſam wäre. Wir können den geehrten Hrn. Verfaſſer über dieſen Punkt vollkommen beruhigen. Wenn der Adel noch nicht geſchrieben hat, ſo ſteht ſeine patriotiſche Geſinnung deßhalb nicht weniger feſt, und man wird denſelben an ſeinem Handeln erkennen!

Ein Adeliger."

Ob dieſe klare und entſchiedene Stimme eines Adeligen inmitten des damaligen Stimmengewirres die gewünſchte, und überhaupt eine ebenſo große Beachtung gefunden, als jene Caſtelli's, können wir nicht beſtimmen, denn der Tag verwehte damals, was der Tag gebracht; ſo viel aber iſt gewiß, Niemand ahnte in dem beredten und dem Charakter des Moments angemeſſen plaidirenden Stimmführer ſeiner Standesgenoſſen den eben in jenem Augenblicke gerade in Wien anweſenden Fürſten Felix zu Schwarzenberg, und faſt möchten wir bezweifeln, ob außer den wenigen Augen- und Ohrenzeugen, Angeſicht derer der Fürſt die obigen Zeilen improviſatoriſch in die

Feder diktirte, selbst jetzt noch Jemand in das Geheimniß jener adeligen Anonymität eingeweiht ist. Nun sich der Schleyer lüftet, dürfte schwerlich Jemand Grund genug haben, jetzt einen größeren Zweifel in die Aufrichtigkeit eines ebenso freiwillig gegebenen, als entschieden ausgesprochenen politischen Glaubensbekenntnisses zu setzen, als damals, wo die politische Freisinnigkeit auf harte Proben gesetzt worden und adelige Bekenntnisse nur zu bald unter die perhorrescirten Dinge gehörten. Was der Fürst mit jener offenen Erklärung wollte, war nach zwei Seiten hin bedeutsam und beachtenswerth: einmahl durch ein weithin vernehmbares und nicht mehr zurückziehbares Wort die Befangenheit der eigenen Standesgenossen nach Außen hin vom fesselnden Bleigewichte befreien, und dann durch aufrichtige Vermittlung eines treuen und wohlverstandenen Zusammenwirkens aller Stände und Classen des Vaterlandes im entscheidenden Augenblicke der Constituirung desselben das Werk der politischen Neugeburt Oesterreichs anbahnen, ehe noch feindselige Kräfte hindernd dazwischen zu treten vermochten. Daher auch schon damals der Kern seines politischen Programms: „Ein einiges, großes und mächtiges Oesterreich!“ Dieselbe Devise, an deren Verwirklichung bald darauf der Fürst alle seine Kräfte setzte. Wie wichtig der Fürst die Aufgabe der Zeit und den nunmehrigen Beruf des Adels im öffentlichen Wirken erkannte, deutet der Schwerpunkt an, wohin er die Thätigkeit des Adels im Staatsleben verlegte. Diese Art des Wirkens bezeichnet er als die Pflichterfüllung echter Vaterlandsliebe. Schon diese klare Auffassungsweise spräche für die volle Aufrichtigkeit des Glaubensbekenntnisses, wenn der Fürst nicht bald hierauf noch eclatantere Beweise seiner politischen Gesinnung und vorurtheilsfreien Anschauung der Dinge beigebracht hätte, aber freilich immer unter voller Voraussetzung einer maßvollen und reformgemäßen Entwicklung der allgemeinen Zustände des neuen politischen Lebens Gesammtösterreichs. Unseres Dafürhaltens liegt in dieser Manifestation der Denkweise des Fürsten und in einem hiermit im Zusammenhange stehenden analogen Versuche wenige Monate später der eigentliche

Schlüssel und Maßstab zur Würdigung, so wie zum Verständnisse der innersten politischen Anschauungsweise des Fürsten sowohl vor als nach der Märzcharte von 1849, zugleich aber die beste Rechtfertigung der späteren Ereignisse nach einer noch klareren Bloßlegung der faktischen Verhältnisse Oesterreich's. Deßhalb glaubten wir auch bei einem, eigentlich jetzt erst zu seiner historischen Geltung gelangenden Aktenstücke länger verweilen zu sollen, dem wohl ein später, aber glücklicherweise nicht zu später Commentar zu Theil wird. Die gegebenen Andeutungen dürften hinreichen, alle einzelnen Punkte jenes Bekenntnisses in ein richtiges Licht zu setzen, nur sei noch der taktvollen Art gedacht, womit der leisen Verdächtigung der Furcht begegnet und die ungeschriebene patriotische Gesinnung des Adels den schreibseligen Artikellieferanten gegenüber betont wird. Ganz zuletzt und mit Recht zuletzt, verweist der Fürst auf's „Handeln;" ein gewichtiges Wort inmitten endlosen Declamirens und Schreibens.

Was der Fürst unter Handeln in der damaligen kritischen Lage des Vaterlandes im Innern und nach Außen zunächst und insbesondere verstand, darüber gab er fast schon in dem Augenblicke, wo er sein männlich-edles Wort ertönen ließ, einen unzweifelhaften Aufschluß. Bereits früher, gleich nach dem Aufbruche von Neapel, hatten wir auf stille Entwürfe und reifende Entschlüsse des Fürsten hingedeutet. Die Verhältnisse in Wien waren ganz geeignet, den Entschluß vollends zur That zu reifen. Nicht sobald hatte der Fürst dem Gedanken Raum gegeben, die diplomatische Feder mit dem Degen zu vertauschen, als er, kaum in Wien angelangt, auch schon an die Ausführung schritt. Es war seine angelegentlichste Sorge, sich bei dem damaligen Kriegsministerium augenblicklich um eine angemessene Verwendung in der italienischen Armee Oesterreich's in Competenz zu setzen und seinen bisherigen Rang im kaiserlichen Heere geltend zu machen. Nie ist wohl von einem militärischen Grade ein edlerer und rechtzeitigerer Gebrauch gemacht worden, und nie hat sich wohl der Vorbehalt eines solchen Ranges glänzender gerechtfertigt, als unter den damaligen Umständen. Wohl erkannte der Fürst mit richtigem

Gefühle die Reihen der Kämpfenden um Oesterreich's bedrohtes Palladium als den zunächst zum Handeln ausersehenen und für den Adel Oesterreich's vom Gebote der ritterlichen Ehre und der hehren Vaterlandsliebe angewiesenen Platz,*) und ihm ahnte bereits damals die tiefe Wahrheit des nicht lange hierauf von begeistertem Dichtermunde ausgesprochenen Wortes: „daß Oesterreich nur noch im Lager Radecky's zu finden." In jenes gefahr- und nothumdräute Lager des greisen Oesterr. Feldherrn zog es ihn nun mit unwiderstehlicher Gewalt, und wenn wir ihn noch am 9. April in Wien mit offenem Visir in den Schranken der Wiener Presse auftreten, am 17. desselben Monats aber bereits in den Kampfreihen des Feldzeugmeisters Nugent an der Spitze einer Brigade den Isonzo überschreiten sehen, vom Pulverdampfe umwallt; so zeugt dieß wohl von ebenso rascher Thatentschlossenheit, als feuriger Kampfbegierde. Es bedurfte aber auch damals der Männer der That und des raschen Entschlusses, wenn man sich erinnert, daß eben kurz vorher die ersten detaillirten Nachrichten über die Lage der Oesterreichischen Armee in Italien nach den verhängnißvollen Mailänder Ereignissen und über die eigentliche Stellung des tapferen Feldmarschalls und seiner Streitgenossen nach Wien gelangten, daß eben damals Radecky's begeisterter und begeisternder Armeebefehl von Lodi (vom 25. März 1848) in der Kaiserstadt bekannt wurde, in vielen edlen, patriotisch-fühlenden und noch begeisterungsfähigen Herzen lauten Wiederhall erweckend;**) daß zu eben derselben Zeit antiösterreichisch gesinnte, deutsche Ideologen, Italien für Oesterreich als unnütze Last betrachtend, von der Abschüttelung dieser Bürde schwärmten und jeden für

*) Wenn später von übelwollenden, oder schlecht unterrichteten Fragern die Frage aufgeworfen worden: „Wo denn der Adel Oesterreich's in den Jahren 1848 und 1849 zu finden gewesen?" so konnte mit gerechtester Genugthuung auf dieſen Platz hingewiesen werden. Seiner Zeit und erst wieder jüngst hat der „Oesterr. Soldatenfreund" (s. Jahrg. 1853) auf jene müßige Frage geantwortet.

**) Zeuge dessen die Bildung von Freischaaren (worunter mancher edle und tapfere Volontair) und die zur Führung des Krieges auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegten zahlreichen Opfer.

Italien's Behauptung gefallenen Mann als überflüssiges Opfer erklärten, zufrieden, wenn allenfalls nur Triest für Oesterreich erhalten bliebe; wenn man ferner nicht vergißt, daß Oesterreicher sich damals von Fremden, und obendrein Angehörigen eines für feindselig geltenden Landes, die Unentbehrlichkeit der Lombardei und Venedig's erst beweisen lassen mußten, *) und daß eben auch damals jene Pacifikationsmission nach Lombardo-Venetien vorbereitet wurde, die nachgerade scheiterte und von welcher mit bitterem Rückblicke auf das Wiener Fortschrittsministerium gesagt wird: „Feldmarschall Radecky habe sich derselben widersetzt, weil ihn die unglückschwangeren Folgen dieser Mission besorgter machten, als das Schwert Italiens.“ **) Bekanntlich war bei der noch immer sehr precären Lage der Oesterreichschen Hauptarmee auf lombardischem Boden trotz manchem über die Insurgenten errungenen Siege, bei der rein defensiven und in den engen Kreis um Verona gebannten Stellung derselben, ***) bei dem in dieser Bewegung immer fühlbarer werdenden Mangel an Lebensmitteln und der Gefahr, von den wichtigsten Verbindungspunkten und Südtyrol abgeschnitten zu werden, die Bildung einer Reservearmee am Isonzo unter dem Feldzeugmeister Grafen Nugent der Gegenstand angelegentlichster Sorge des Feldmarschalls. Leider aber ging die Zusammenstellung und Mobilisirung dieses aus der ganzen Armee zusammengewürfelten Reservecorps unter den damaligen Verhältnissen sehr langsam von Statten, F.-Z.-M. Graf Nugent hatte mit zahllosen Schwierigkeiten zu kämpfen und der so sehnlichst erwartete Beginn der Operationen gegen das Venetianische war kaum vor der zweiten Hälfte des Monats April in Aussicht gestellt. In diesem eben erst im Entstehungsprocesse begriffenen und doch für die weitere Entwickelung der Dinge auf dem Kriegsschauplatze, besonders

*) Siehe die „Stimme eines Engländer's von der Grenze Toscana's vom 2. April 1848“ in der Abendbeilage der Wiener Zeitung Nr. 8 vom 8. April 1848.

**) S. „Erinnerungen eines Oesterr. Veteranen.“ —

***) S. „Kriegsbegebenheiten bei der Kaiserl. Oesterr. Armee in Italien, vom 18. März bis 6. May 1848,“ 1. Abschnitt, p. 74 u. ff.

aber für die endliche Ergreifung der Offensive so hochwichtigen Armeecorps ward dem Fürsten seine Stellung als Befehlshaber über eine Brigade angewiesen. Wie sehr er den ihm zugetheilten Platz auszufüllen und „nach der raschen Vertauschung einer behaglichen Diplomatenstellung mit den Entbehrungen des Lebens im Felde zu beweisen verstanden, daß er hier wie dort zu Hause,“ *) davon hat bereits die nächste Folgezeit genügende Kunde gegeben. Die Ueberschreitung des Isonzo galt als Signal der endlichen Eröffnung des Feldzugs gegen das insurgirte Venetianische, und jener Rubikon ward endlich am 17. April überschritten. Bei diesem Uebergange entsendete der Feldzeugmeister die Brigade Fürst Felix Schwarzenberg gegen Palmanuova, während er selbst mit der Hauptcolonne gegen Udine rückte. Da war es, daß gelegenheitlich eines Ausfalles Zucchi's aus der genannten Festung ein Theil der Brigade bei dem von den Insurgenten hartnäckig vertheidigten Dorfe Visco, wie ein Augenzeuge erzählt, **) „die Feuertaufe erhielt, wobei ihr Commandant wacker die Pathenstelle vertrat.“ Zucchi ward nach einem ziemlich lebhaften Gefechte in die Festung zurückgetrieben und Visco ging in Flammen auf. Einen fast 6stündigen Kampf hatten mehrere Compagnien der Brigade gegen den weitüberlegenen Feind bestanden, bis endlich der Fürst an der Spitze der Likkaner im Sturmschritte hervorbrach und den Gegner vertrieb. Eine weitere Aufgabe der Brigade Schwarzenberg war hierauf die Cernirung Palmanuova's, wo Zucchi 4000 Mann commandirte. Nach dem Falle Udine's am

*) Siehe „Oesterr. Militärkalender für das Jahr 1853,“ herausgegeben von der Redaktion des „Oesterr. Soldatenfreundes“ (Hirtenfeld und Meynert). Vierter Jahrgang. (Nekrolog des Fürsten Felix zu Schwarzenberg, p. 170—173.)

**) Wie oben. Uebrigens erlauben wir uns gleich hier die Bemerkung, daß es uns nicht möglich war, in alle Einzelnheiten des Feldzugs in Italien einzugehen und daß wir uns begnügen mußten, einige der competentesten Quellen in der Hauptsache zu benützen. Siehe z. B.: „Kriegsbegebenheiten bei der Kaiserl. Oesterr. Armee in Italien“ ꝛc., I. II. und III. Abschnitt (letztere auch unter dem Titel: „Der Feldzug der Oesterr. Armee in Italien i. J. 1848“ ꝛc.). „Erinnerungen eines Oesterr. Veteranen;“ „Oesterr. Militärkalender für das Jahr 1851, dann jener für das Jahr 1853“ u. s. w.

22. April, nach den Operationen gegen Codroipo und Osopo, der Ausbreitung der Vordertruppen am unteren Tagliamento, besonders aber durch die Einnahme von Ponteba und die Eröffnung der Verbindung des Haupttheiles der Reservearmee mit der von Tarvis heranziehenden Abtheilung des G.-M. Culoz (eigentlich mit den rückwärtigen Provinzen und der Armee) waren bereits wichtige Vortheile errungen worden. Nach dem schwierigen Uebergange der Avantgarde (unter Schulzig) über den wildströmenden Tagliamento war der Marsch der Armee gegen die Piave ermöglicht. Indessen hatte die erstere bei ihrem weiteren Vorrücken in dem insurgirten Lande mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um so mehr, als dem Armeecorps Nugent's die zur Vertheidigung der Piave gerüstete Armee des italienischen Bundes unter General Durrando, dann die beiden Divisionen della Marmora und Ferrari vorwärts Treviso und die nachrückenden Freiwilligen von Bologna und Ankona entgegenstanden. Nichtsdestoweniger wurde nach einer weitausgreifenden Flankenbewegung des Feldzeugmeisters und mannigfachen Kämpfen endlich das Ueberschreiten der Piave und die Vereinigung des gesammten Reserveheeres bei Visnadello bewerkstelligt. Einen nicht geringen Antheil an dem Gelingen dieser schwierigen Bewegungen und Operationen hatte auch die bei diesen Gelegenheiten öfter genannte Brigade Fürst Edmund zu Schwarzenberg, die nachgerade im Verlaufe des ganzen italienischen Feldzugs bis zur Einnahme von Mailand, so wie die tapfere Division Fürst Carl zu Schwarzenberg (letztere seit den Mailänder Ereignissen fortwährend bei der Hauptarmee des Feldmarschalls) zu den schwierigsten Unternehmungen verwendet worden und sich demzufolge einen ausgezeichneten Namen in der Geschichte des ital. Feldzugs erworben. *) Vom Feldmarschall dringend zum Erscheinen an der Etsch aufgefordert, brach Graf Nugent am 18. May mit dem Gros seines Corps nach Verona auf, gleichwohl

*) Fürst Carl und Edmund zu Schwarzenberg, beide k. k. F.-M.-Lts., Söhne des verewigten Feldmarschalls Fürsten C. zu Schwarzenberg, Vettern des Fürsten Felix.

fand die eigentliche und definitive Vereinigung der beiden Armeen nach unsäglichen Schwierigkeiten erst am 25. May statt. Wenige Tage früher ging derselben ein wiederholter Angriff auf das stark besetzte und verbarrikadirte Vicenza voran (am 20. und 24. May), bei welchem ersteren unser Fürst die Beschießung der Stadt leitete und dadurch die Seitenbewegung des F.-M.-L. Grafen von Thurn deckte. Alle Strapatzen, alles Ungemach des Kampfes sowohl mit den Elementen, als mit dem allenthalben wie aus dem Boden herauswachsenden Feinde hatte der Fürst mit einer bewundernswürdigen Ruhe und Ausdauer ertragen, nicht anders als ein in Sturm und Schlachten ergrauter Krieger. „In jedem dieser Kämpfe," berichtet der bereits oben erwähnte Augenzeuge, „hätte das freie Lächeln, welches unverdrängbar um die Züge des Fürsten spielte, in das heiterste Gewühl des Salons versetzen können, wäre man nicht durch einiges Pfeifen, Zischen und Sausen rings umher eines andern belehrt worden. Zu dieser Unerschrockenheit, dem Grundelemente militärischer Popularität, und zu dem guten Klange, womit der ritterliche Name Schwarzenberg von früheren Kriegergenerationen dem Soldaten überliefert war, kam noch die Ueberzeugung von der Gabe einsichtsvoller Führung und von wachsamer Sorge für das Wohl des Mannes, um dem Fürsten alle Herzen zu gewinnen. In guten und bösen Stunden, vom Regen durchnäßt, von Hitze und Müdigkeit erschöpft, wenn die Zeltflasche wohlgefüllt, aber auch wenn der Wein darin schon lange versiegt war: stets begrüßte die Truppe Schwarzenberg's Erscheinen mit jubelndem Zurufe. Nicht minder übte im geselligen Umgange seine geistreiche Bildung und «seiner Sitten Freundlichkeit» an den Officieren ihre einnehmende Macht aus. Unseren Kameraden, die bei der Einschließung von Palmanuova an der gastlichen Tafel im Hauptquartiere zu St. Vico versammelt waren, wird gewiß das Bild des liebenswürdigen Wirthes unauslöschlich eingeprägt bleiben. Mit wahrer Betrübniß erfuhren wir, als Ende May die Vereinigung mit dem Corps des Feldmarschalls geschehen war, daß wir den in kurzer Zeit uns so lieb gewordenen

Führer*) verlieren sollten; in Verona erhielt er den Befehl über eine Division, welche bald darauf in die Kämpfe bei Curtatone und Goito auszog" u. s. w. Das hier von einem Augenzeugen Geschilderte findet in den uns vorliegenden Mittheilungen eines anderen Augenzeugen und Genossen der ritterlichen Tafelrunde des Fürsten glänzende Bestätigung. Es sind die Briefe eines höheren Stabsofficiers von der Brigade des Fürsten an die Zurückgelassenen in der fernen Heimat, in den wenigen kampffreien Augenblicken geschrieben und so voll vom zeitgeschichtlichen Interesse, daß wir nur bedauern müssen, in das Detail jener Mittheilungen nicht eingehen zu können. Wie werth und theuer der Führer den Gefährten geworden, erhellt aus dem Umstande, daß fast in jedem der oben erwähnten Briefe der Name des Fürsten auf rühmliche Weise genannt wird. So heißt es z. B. u. A. von St. Vito (während der Cernirung Palmanova's) aus: „Fürst Felix Schwarzenberg, der ehemalige Gesandte am neapolitanischen Hofe, unser Brigadier, ist ein tapferer Herr, der sich stets ganz voran begibt." — „Als ich gestern mit meinen Leuten in St. Vito wieder einrückte, ließ der Fürst die Mannschaft herstellen und äußerte seine volle Zufriedenheit. Sie rief ihm dagegen ein einstimmiges: Eviva! zu. Unsere Leute, die, wie auch alle Officiere, Neulinge sind, gehen, allgemein anerkannt, bisher wie die Teufel auf den Feind los." — In einem Briefe von Verona aus, wenige Tage nach der Vereinigung des Reservecorps mit der Hauptarmee, begegnen wir der Bemerkung: „In diesem Augenblicke marschirt ein Theil der Armee zu einer uns heute noch nicht bekannten Expedition von Ve-

*) Für die Beliebtheit zeugt, außer der oben mit angeführten zweiten Stimme, noch eine dritte, die sich dahin vernehmen läßt: „Beim Heere waren die diplomatischen Generale keineswegs beliebt; aber nur kurze Zeit verging und Fürst Schwarzenberg war von allen Officieren als Ebenbürtiger anerkannt, der mehr als Muster dienen könne, als daß er am Anderen sich ein Beispiel zu nehmen habe." — S. „Ergänzungsblätter zu a. Conv.-Lex.," von Dr. F. Steger. 7. Bd. 4. Hft. Nr. 362, p. 788. Was den Widerwillen gegen diplomatische Generale und die schnelle Besiegung desselben durch den Fürsten betrifft, siehe auch unter den „Zeitstimmen" im III. Abschnitte das Bezügliche nebst Anmerkung.

rona aus. Ich höre, Fürst Felix Schwarzenberg, der hier eine andere Brigade übernehmen mußte (er befehligte nachgerade eine Division), befindet sich auch darunter. Unter ihm wird es dieser nicht fehlen, tüchtig an den Feind gebracht zu werden. So muthig er ist, ebenso liebenswürdig zeigt er sich im Umgange gegen Jedermann. In diesen beiden Beziehungen wird ihn uns kein anderer General ersetzen,*) besonders nicht uns von Wocher,**) die er vor den anderen Bataillonen seiner Brigade stets auszeichnete. Bei seinen sonstigen allgemeinen hohen Kenntnissen und natürlichen Anlagen wird er nach einiger Erfahrung und Studium unseres Metier's auch sicher ein sehr geschickter, und bei seinem kalten Muthe ein mit guten Erfolgen gekrönter General werden."***) Eine Mittheilung vom 1. Juni meldet: „Während er (der Feldmarschall) von der Tiroler Grenze einen Scheinangriff auf des Feindes linken Flügel machen ließ, marschirte er (nach dem Aufbruche in der Nacht des 27. May aus Verona) gegen Mantua, überschritt da den Mincio und warf sich hier auf beiden Ufern dieses Flusses auf des Feindes rechten Flügel, was vollkommen gelang. Gegen 2000 M., darunter 1 Oberst, 66 Officiere und ein ganzes Bataillon Neapolitaner sind gefangen, dann 11 Canonen und eine Menge Waffen erbeutet. Unter den sich ausgezeichnet Habenden sind auch Carl und Felix Schwarzenberg genannt." — In einem Briefe aus späterer Zeit (während der Vorbereitungen zum zweiten ital. Feldzuge) heißt es wieder: „Hat Oesterreich seine ganze, oder doch den größten Theil seiner neu acquirirten Kriegsmacht zur Disposition gegen Außen, so wird man sich auch in Brüssel fügen, um die italienischen Angelegenheiten mehr im Interesse Oesterreich's zu entscheiden, oder es gibt einen allgemeinen Krieg,

*) Eine gewiß ebenso bezeichnende als ehrenvolle Aeußerung, die den Krieger zugleich im schönsten Lichte edlen menschlichen Werthes erscheinen läßt.

**) Ein böhmisches Regiment, das sich in Italien wohl verdiente Lorbeeren sammelte.

***) Ein um so gewichtigeres Urtheil, als es von einem Manne gefällt wird, der gegenwärtig an einer der ersten Militärbildungsanstalten der Monarchie Strategie und Taktik lehrt.

denn wir haben einen jungen, den Krieg kaum ſcheuenden Kaiſer und an Schwarzenberg, den ich kenne, einen feſten ſehr energiſchen Miniſter, wie zugleich Soldaten.“ Im charakteriſtiſchen Zuſammenhange mit dieſer Briefſtelle ſteht eine markante Aeußerung an einem anderen Orte:*) „Als endlich nach manchen bitteren Erfahrungen die Zügel der Regierung feſten Händen anvertraut werden mußten und die Gnade ſeines Kaiſers ihn (den Fürſten) am 21. November 1848 zu der höchſten Stelle berief, blickte namentlich der Soldat mit freudiger Zuverſicht zu ihm hinan, mit der Zuverſicht, daß die Vorzüge, welche ſein militäriſches Wirken zu bewundern Gelegenheit gaben, nur noch im ausgedehnteſten Umfange ſtaatsmänniſchen Wirkens ſegensreich ihren Glanz über ein einiges und ſtarkes Oeſterreich ausbreiten werden.“ — Die Vereinigung des Reſervecorps mit der Hauptarmee war leider zu ſpät erfolgt, um der inzwiſchen geſchlagenen Schlacht von Sta. Lucia einen entſcheidenden Ausſchlag zu geben, jener Schlacht, von welcher der „Oeſterreich'ſche Veteran“ als ſachkundiger Beurtheiler ſagt: „Sie gehöre zu denjenigen, wo das Genie des Feldherrn wenig vermag, die Tapferkeit der Truppen Alles leiſtet.“. . . „Die Schlacht von Sta. Lucia bezeichnet den Wendepunkt des ganzen Krieges. Sie erſchütterte das Selbſtvertrauen der piemonteſiſchen Armee und mag dem Könige eine Vorbedeutung der Schwierigkeiten geweſen ſein, die ſeiner bei der Durchführung ſeines treuloſen Unternehmens harrten. Sie ſetzte die moraliſche Ueberlegenheit unſerer Truppen, ihre Disciplin, ihre Liebe und Anhänglichkeit an Kaiſer und Vaterland in ein ſo helles Licht, daß auch der jüngſte Soldat nicht mehr an dem endlichen Siege unſerer gerechten Sache zweifelte.“ Die Schlacht von Sta. Lucia war es auch, in welcher Oeſterreich's ritterlicher Monarch, damals noch Erzherzog, gefahr- und todverachtend ſich die Sporen verdiente und ſchon damals bewies, daß ſein Muth und ſeine männliche Unerſchrockenheit

*) S. Nekrolog des Fürſten Felix zu Schwarzenberg im „Oeſterr. Militärkalender für das Jahr 1853,“ p. 172.

weit seinen Jahren vorausgeeilt waren.*) Gleiche kriegerische Kaltblütigkeit und den angeerbten Heldensinn legte auch eben damals Erzherzog Albrecht als Volontair an den Tag. — Das unfreiwillige Versäumniß des nunmehr vom Grafen von Thurn geführten Reservecorps wurde aber bald, und zwar schon bei den nächsten Gelegenheiten reichlich nachgeholt, und dasselbe war eben zur rechten Zeit eingetroffen, um sich an dem gerade jetzt zur That entwickelnden kühnen Kriegsplane des weitschauenden und die Offensive vorbereitenden Feldmarschalls zu betheiligen. Es galt nämlich nunmehr, „die von Lebensmitteln entblößte Umgegend von Verona zu verlassen und die Armee dagegen auf die noch nicht zu stark mitgenommene Straße von Montagnana über Legnano nach Mantua zu versetzen, den Feind von den Höhen von Sona und St. Giustina wegzumanövriren und eine weit ausgehende, ihm um seine Flanke und seinen Rücken Besorgniß einflößende Bewegung auszuführen, hierdurch alle seine Verschanzungen in der Linie des Mincio mittelst Durchbrechung derselben am äußersten rechten Flügel und dem schwächsten Punkte zu umgehen, endlich aber Schlagen der feindlichen Armee, oder Gewinnung freien Spiels, um im minder günstigen Falle wieder rückwärts operiren zu können, mit gleichzeitiger Erringung eines Vorsprungs, ohne vom Feinde wieder erreicht zu werden.“**) Zur Erreichung dieser wichtigen

*) Es ist in der That erhebend, die von wärmster Anerkennung zeugenden Aeußerungen der Feldherren über den kriegerischen Muth der kaiserl. Prinzen an jenem so denkwürdigen Tage zu vernehmen. Feldmarschall Graf Radecky sagt in seiner Relation vom 6. May 1848 an den Kriegsminister: „Es gereicht mir zu einem besonderen Vergnügen melden zu können, daß S. kaiserl. Hoheit der Erzh. Franz Josef sich mehrmals im heftigsten Feuer befanden und die größte Ruhe und Kaltblütigkeit an den Tag legten. Ich selbst war Augenzeuge, wie eine feindliche Canonenkugel auf kurze Distanz von Ihm einschlug, ohne daß Er die geringste Bewegung dabei verrieth.“ Ganz im ähnlichen Sinne äußerte sich auch F.-M.-Lt. d'Aspre in seinem Schlachtenberichte vom obigen Datum. „Der Erzherzog schien die Gefahr nicht zu bemerken — nicht zu achten.“ Ein gleiches Lob zollt der Corps-Commandant F.-M.-Lt. Graf Wratislaw der „kaltblütigen Unerschrockenheit“ Sr. k. H. des Erzherzogs Albrecht (S. officielle Darstellung des ital. Feldzugs, I. Abthlg. p. 120 u. 121.)

**) S. Officielle Darstellung des ital. Feldzugs, II. u. III. Abschn. p. 5 u. ff.

und für die Erfolge des Feldzugs so maßgebenden Zwecke wurde die ganze Armee in drei Corps eingetheilt und unser Fürst erhielt als Qua-Divisionär den Befehl über die aus den tapferen Brigaden Benedek und Wohlgemuth bestehende Division beim ersten Armeecorps. Dieselbe bildete auf dem nunmehr unverzüglich in's Werk gesetzten Marsche die erste und äußerste rechte Flanke und nahm ihre Richtung auf der Hauptstraße gegen die gleich hierauf so berühmt gewordenen Schanzen von Curtatone. In welcher Weise nun der Angriff auf die letzteren ausgeführt, mit welcher Tapferkeit und unüberwindlichen Ausdauer gekämpft worden, wie sehr namentlich die Brigaden Benedek und Wohlgemuth zum siegreichen Gelingen beigetragen und wie jene furchtbaren Verschanzungen erstürmt, gewonnen und der Feind zur Flucht gezwungen worden: dieß macht im episch-interessanten Detail die officielle Darstellung des ital. Feldzugs ersichtlich und anschaulich; uns genügt, in dieser competenten Auseinandersetzung zu lesen: „Obwohl man nun dieses glänzende Resultat der umsichtigen Leitung und an Todesverachtung grenzenden Tapferkeit des Obersten Benedek am meisten zu verdanken hat, so gebührt doch zugleich die Ehre dem Obersten Döll vom Paumgarten-Inf.-R., in seinem Bereich den Punkt erkannt zu haben, wo der Sturm, unter seiner persönlichen Leitung und Anführung im rechten Augenblicke ausgeführt, Uns zum Meister des historischen Schlüsselpunktes der Linie am Curtatone machte. Ebenso führte der tapfere Divisionär Fürst Felix Schwarzenberg zu Fuß in Person dreimahl die verschiedenen Sturmcolonnen zum Angriffe vor." Diese glänzende Bravour bestätigt auch der „Oesterreich'sche Veteran" in seiner anziehenden Schilderung jener Ereignisse. Wenige Seiten weiter heißt es in der erwähnten officiellen Darstellung neuerdings: „Zu diesem für die Oesterreich'schen Waffen so ruhmvollen Tage haben der Corpscommandant F.-M.-Lt. Graf Wratislaw und der F.-M.-Lt. Fürst Carl Schwarzenberg, dann der G.-M. Fürst Felix Schwarzenberg als Qua-Divisionair, und die G.-M. von Wohlgemuth, Graf Clam und Fürst

Friedrich Lichtenstein, endlich der schon oben erwähnte Qua-Brigadier Oberst von Benedek durch ihre umsichtige Leitung und ihr tapferes Benehmen das Meiste beigetragen" ꝛc. Diesem heißen Tage — es war der 29. May — sollte aber gleich wieder ein nicht minder heißer, wenngleich im Erfolge weniger glücklicher, indessen auch in seiner eigentlichen Tendenz minder anspruchsvoller folgen: der Tag von Goito. Das Gefecht von Goito, von den Piemontesen „Schlacht von Goito" genannt, in welcher sie sich den Sieg zuschrieben, war aus besonderen Operationsabsichten des Feldmarschalls entsprungen, ohne daß es auf einen ernstlichen Kampf mit dem Feinde abgesehen gewesen wäre. Der Feldherr hatte lediglich eine Recognoscirung der Ebene im Sinne, „um sich früher die volle Gewißheit von der Stellung und Stärke des Feindes zu verschaffen, ehe er mit vereinten Kräften ihm eine Schlacht zu bieten und ihn anzugreifen beschließen konnte." Allein der Erfolg von Curtatone hatte die Kampflust der Truppen und ihrer Führer entzündet und man sah sich plötzlich in ein ernstliches, später nicht so leicht wieder abzubrechendes Gefecht verwickelt. Während Carl Albert die starke Stellung bei Volta besetzt hielt, hatte General-Lieutenant Bava beinahe sein ganzes Corps bei Goito concentrirt und so standen 12,884 Oesterreicher einem 19,000 Mann starken Feinde gegenüber. Der Kampf, in welchem wieder die Brigaden Benedek und Wohlgemuth Proben der tapfersten Ausdauer an den Tag gelegt hatten, währte bis zur einbrechenden Nacht und endete damit, daß beide Theile auf dem Kampfplatze in ihren Aufstellungen stehen blieben und durch die hierauf getroffenen Dispositionen kein Fußbreit des errungenen Bodens preisgegeben ward. Unter den Tapfersten der Tapferen ward wieder Fürst Felix zu Schwarzenberg genannt; doch meldete zugleich die Relation: „der Fürst — immer in den vordersten Reihen und wo die Gefahr am größten war fechtend — sei am Arme verwundet worden."*) Auch bei dieser Gele-

*) S. „der Feldzug der Oesterr. Armee in Italien im Jahre 1848," II. und III. Abth. p. 25. Oberst Benedek und Oberst Döll von Baumgarten.-Inf. gaben an diesem heißen Tage neuerdings Proben ausgezeichneter Tapferkeit. Dem letztge-

genheit gedenkt der wohlunterrichtete „Oesterr. Veteran“ des Fürsten mit Auszeichnung und bestätigt. dessen Verwundung durch einen Schuß. Mit dieser Wunde, deren Blut seine glühende Vaterlandsliebe besiegelte, und nicht nur trotz derselben, sondern vielleicht auch wegen derselben kam er bald hierauf in die Lage, dem Staate auch als Felddiplomat, wie er nachmals im Lager Radecky's mit hoher Verehrung genannt worden, im verhängnißvollsten Augenblicke einen der wichtigsten Dienste zu erweisen. Durch ihn gelang es Radecky Oesterreich vor einer unauslöschlichen Schmach zu bewahren, damals nämlich, als Oesterreich die Abtretung der Lombardei zugemuthet und durch Vermittlung des bittersten Feindes des Kaiserstaates, Palmerston's, Verhandlungen angeknüpft worden, „die,“ um mit dem „Oesterreich'schen Veteran“ zu reden, „Alles übertrafen, was einer Krone und einem Volke jemals Unwürdiges zugemuthet wurde.“ — „Im Zusammenhange mit diesen Verhandlungen stand es,“ bemerkt der mit Recht entrüstete „Veteran“ weiter, „als eines Tages der Feldmarschall von Inspruck den Befehl erhielt, Carl Albert einen Waffenstillstand anzutragen, um unsere schmachvollen Londoner Unterhandlungen zu erleichtern. Noch triefte die Stirne des Greises von dem Schweiße, den er auf den Schlachtfeldern von Curtatone, Goito und Vicenza vergossen, als ihm dieser Auftrag ward. Einer jener Dreißigpfünder wäre eine Taube des Friedens gewesen, im Vergleiche mit dieser Zumuthung. Man sagt, der Feldmarschall habe einen schweren Kampf zwischen seinem Gehorsam als Soldat und seiner Liebe und Treue zu seinem Kaiser und Vaterlande bestanden, ehe er zur Ausführung dieses Befehls schritt. Schon war die verhängnißvolle Feder eingetaucht, da verwandelte sich sein Schreiben an Carl Albert in eine dringende Vorstellung an seinen Kaiser, in

nannten Obersten und dem Oberlieutenant Freysauff wurden von einer und derselben Canonenkugel dem Einen der rechte, dem Anderen der linke Fuß zerschmettert. Major Fürst Bentheim, beim Sturme auf die Caserne vor Goito verwundet, gerieth in Gefangenschaft. Derselbe fiel später vor Venedig. Der König Carl Albert erhielt einen Prellschuß und der Kronprinz, Herzog von Savoyen, einen Schuß in den Schenkel. —

der er das Verhängnißvolle dieſes Schrittes ſchilderte, die nahe Ausſicht des Sieges zeigte und endlich den Kaiſer bat, ihn dieſes Befehles zu entheben. Er ſandte dann nach dem General Fürſt Felix Schwarzenberg, der noch an der bei Goito erhaltenen Wunde litt, und bat ihn, ſich der Aufgabe zu unterziehen, dieſes Schreiben an den Kaiſer zu bringen und durch ſeine Kenntniß der Lage der Dinge und ſeine Beredſamkeit dieſen unheilvollen Schritt zu hintertreiben. — Es gelang." — „Den Lobredner eines Miniſterpräſidenten zu machen" — fährt der „Veteran" dann weiter fort — „iſt eigentlich nicht unſere Sache; wir müſſen uns hier aber über jede Bedenklichkeit hinausſetzen und uns damit beruhigen, daß wir es nicht mit dem mächtigen Miniſter, ſondern mit dem Soldaten zu thun haben, der eben jetzt erſt ſein Blut für Oeſterreich vergoſſen und, gehorſam ſeinem Feldherrn, eine ſchwierige Miſſion übernahm, von der die Exiſtenz der Monarchie abhängen konnte. Mag daher der Miniſter noch ſo große Dienſte ſeinem Kaiſer leiſten, einen größeren, wie der Soldat damals, wird er ihm nicht mehr leiſten können. Wer die Lage unſerer Monarchie in jener Zeit zu beurtheilen im Stande iſt, wird dieß begreifen. Wir ſprechen nicht von der Armee, der wir in jener Epoche angehörten und deren Geiſt zu beurtheilen wir uns vielleicht einiges Recht erworben haben; wer hätte die Wirkungen verläugnen können, die ein ſolch' unglücklicher Schritt auf ſie hervorbringen mußte! Der Feldmarſchall hatte einen Sieg erkämpft, den wir weit höher anſchlagen, als den Tag von Cuſtozza." — So weit der thatenkundige Oeſterreich'ſche „Veteran," deſſen beredter Mund uns der Mühe überhebt, über einen wahrhaft hiſtoriſchen Moment etwas hinzuzuſetzen, es wäre denn die Bemerkung, daß der General Fürſt Felix Schwarzenberg in jenem hochwichtigen Augenblicke auch in Inspruck als Staatsmann in der vollen Bedeutung dieſes Wortes erkannt worden. Gerade ſeine doppelte Eigenſchaft als Soldat und Diplomat, als Repräſentant des Heeres und Vertreter der Staatsnothwendigkeit drückte ſeiner Sendung nach Inspruck den hiſtoriſch-prägnanten Stempel der damaligen

Zeitkriſis auf und machte ſein Erſcheinen zu einem unvergeßlichen. Nur zu bald fand ſich die Gelegenheit zu der Erwägung, daß dem Manne, deſſen überzeugungsvolles Feuerwort zum Dolmetſch für die Erhaltung eines Theiles der Monarchie geworden, wohl auch die durchgreifende Energie des Willens und mächtige Kraft des Geiſtes innewohnen dürfte, ſich auf hervortretende Weiſe an dem Rettungswerke des Ganzen zu betheiligen.

Dieſes Ganze fing aber eben damals an in die Phaſe ſeiner ärgſten Gefährdung, nämlich in die Phaſe ſeines Zerfalls und ſeiner Auflöſung zu treten und das Herz des Gütigſten aller Monarchen hatte damals peinvolle Kämpfe durchzuſtreiten. Man denke nur an den eben damals zum vollen Ausbruch gelangenden Nationalitätshader und die ſich nunmehr unverhüllt zeigenden Sonder- und Trennungsgelüſte, an die ſich am kaiſerl. Hoflager drängenden und immer dreiſter begehrenden Deputationen und an die jetzt kaum glaubliche Abſetzung des treueſten Mannes der Monarchie — des Banus Jellachich! Wie viel hätte damals der Rath eines Staatsmannes, wie Fürſt Schwarzenberg, in Inspruck nützen, wie viel verhüten oder entſcheidungsvoll anders wenden können! Indeſſen die Stunde ſeiner großen Miſſion hatte damals noch nicht geſchlagen. So ſehen wir ihn denn, ſich von Inspruck vorläufig nach Wien und von dort zur Heilung ſeiner Wunde in die ländliche Stille ſeines Geburts- und Lieblingsortes Krummau in Böhmen begeben. Aber wo wäre damals der ungeſtörte Frieden, die Ruhe idylliſcher Abgeſchiedenheit zu finden geweſen, in welchen noch ſo verborgenen Winkel wäre unter den damaligen Umſtänden der Lärm des Tages, die Agitation der Demagogen und das Geſchrei politiſcher Parteileidenſchaft nicht gedrungen! Auch bis in die romantiſchen Gehege des Böhmerwaldes hatten ſich die Coboldе der Bewegung den Weg gebahnt und namentlich unter der Bauerſchaft gefährliche Propaganda getrieben. Den willkommenſten Anlaß boten die eben damals im Zuge befindlichen Deputirten-Wahlen zu dem erſten conſtituirenden Reichstage Oeſterreich's, deſſen „breiteſte Baſis" der politiſchen Agitation einen

ausreichenden Tummelplatz bot. Die Ankunft des Fürsten zu Krummau fiel eben in die Zeit jener Procedur. Kaum von den Vorbereitungen hiezu in Kenntniß gesetzt, hatte er auch schon beschlossen, kein müßiger Zuschauer des Vorgangs zu bleiben, und nicht wenig war man überrascht, eines Tages zu hören, der Fürst gedenke ernstlich als Wahlkandidat aufzutreten. Als am Vorabende der Wahl der würdige Oberbeamte der Herrschaft, ein in Ehren ergrauter Diener des fürstlichen Hauses, dem hohen Gaste im Rothenhofe, einem reizenden fürstl. Landsitze nächst Krummau, seine Aufwartung machte, frug ihn derselbe: „Nun, was sagen Sie zu meinem morgigen Auftreten als Wahlkandidat in Krummau?“ Der Befragte bezeichnete in seiner Antwort diesen Entschluß als ein patriotisches Opfer, dessen Realisirung in jeder Beziehung wünschenswerth wäre, bemerkte jedoch, er müsse zugleich freimüthig erklären, daß er von dieser Bewerbung durchaus keinen Erfolg erwarte, weil, so viel ihm Stimmung und Wünsche des dortigen Landvolks (die Bürgerschaft Krummau's machte fast durchweg eine ehrenhafte Ausnahme,) bekannt seyen, die großentheils aus Bauern bestehende Mehrzahl der Wähler gegen jeden Candidaten, der nicht ihres Gleichen, mißtranisch sei, und niemand Anderen als den Bauer K*)... aus M.... wählen werde, welcher, dem Einflusse der Demagogen schon verfallen, als Preis seiner Wahl die unentgeltliche Aufhebung der Feudallasten und die Erwerbung der herrschaftlichen Pachtgründe in das Eigenthum der Unterthanen zugesichert habe. Der Sprecher fügte schließlich hinzu:

*) Einen jener bramarbasirenden Rabulisten, die nicht selten den Dorfadvokaten spielen, häufig den Geist ganzer Gemeinden revoltiren und der gewissenlosen Demagogie in bewegten Zeiten als willkommenes Werkzeug dienen. K. war früher Soldat gewesen. Welche Figur derselbe im „constituirenden Reichstage der Oesterr. Monarchie“ machte, läßt sich leicht ermessen. Nachgerade wurde gegen denselben ein Criminalproceß anhängig gemacht, der die Aufmerksamkeit der „hohen Versammlung“ geraume Zeit beschäftigte. Als es sich um die Einleitung desselben handelte, lehnte der Fürst, damals bereits Ministerpräsident, jede Initiative dazu seiner Seits ab, mit ausdrücklicher Berufung auf den gesetzlich normirten Gang der Justiz. Jenes Subjekt stand in jeder Beziehung zu tief unter ihm, als daß er nicht den geringsten Schein einer Parteilichkeit oder Privatchikane hätte vermeiden wollen.

„Ew. Durchlaucht werden sich vor der Menge nur compromittiren.“ Der Fürst erwiederte hierauf: „An das Compromittiren vor der Menge müssen wir uns jetzt in dem constitutionellen Staate gewöhnen. Denken Sie nur an manche ausgezeichnete und hochgestellte Männer in England; wie werden sie oft von Schuften compromittirt, und dennoch ermüden sie nicht für das allgemeine Beste zu wirken. Ich bin morgen auf dieses Compromittiren gefaßt und mein Entschluß bleibt unverändert.“ Das Bezeichnende und die Denkweise des Fürsten in hohem Grade Charakterisirende dieser Antwort springt wohl von selbst in die Augen, und auch wohl darauf brauchen wir nicht wieder aufmerksam zu machen, was in Betreff seiner diplomatischen Reiseantecedentien und constitutionellen Studien in anderen Ländern erinnert worden und was sich in den Worten oben deutlich wiederspiegelt; aber fragen möchten wir dieser ebenso freimüthigen als vertraulichen Aeußerung gegenüber, fragen möchten wir die Zweifler an der Gesinnungslauterkeit des Fürsten und die kecken Verleumder derselben, ob dieser Charakter fähig gewesen, mit Principien dissimulatorisch zu spielen, ob er jener finstere Absolutist, als den man ihn der öffentlichen Meinung zu denunciren wagte,*) und ob das ursprüngliche Programm des Ministeriums Schwarzenberg einer jener Akte, der neuerdings beweise, daß dem Menschen die Sprache gegeben, um seine wahren Gedanken zu verbergen? O, über die Zweifler und Kleingläubigen, denen die Lüge des Pamphlets und das arglistige Ohrengezischel eines journalistischen Mephisto mehr gilt, als die offene Rede, der freie Blick eines muthig und gerade ausschreitenden Mannes! — Der Fürst

*) S. z. B. u. A.: „Nordstein's Geschichte der Wiener Revolution,“ ein in jeder Beziehung perfides Erzeugniß der Presse. Auch erinnern wir uns der gelegentl. Aeußerung eines durchgefallenen Märzhelden, der da meinte: die Freiheit wohne wohl auf den Bergen, nur nicht auf den „schwarzen Bergen.“ Der Mann that sich wohl auf diesen Witz innerlich sehr viel zu Gute, vergaß aber in diesem Augenblicke ganz und gar seiner einst gesungenen Habsburglieder. Was doch die Liberalen par force für ein kurzes Gedächtniß haben! —

hatte ſeinen Entſchluß nicht geändert und am Morgen des 8. Juli 1848 ſah man die hohe Geſtalt des erlauchten Wahlcandidaten in grauen Civilkleidern, den linken Arm in ſchwarzſeidener Binde, die Tribune in der ſogenannten alten Burggrafenamtskanzelei des Krummauer Schloſſes beſteigen, um folgende Rede*) an die Wähler zu halten:

„Ich gebe mir die Ehre, mich um die Stelle eines Deputirten für den Krummauer Wahlbezirk zu bewerben, um Ihre Rechte und Angelegenheiten bei dem hohen Reichstage nach meinem beſten Wiſſen und Gewiſſen zu vertreten. Ich war ſowohl als Soldat, wie auch als Geſandter in mehreren conſtitutionellen Staaten, habe auch demnach die Formen, die Rechte, die Bedürfniſſe und Gebräuche eines mehr oder weniger conſtitutionell geregelten Staates kennen gelernt und dürfte daher der Stelle eines Reichstagsdeputirten gewachſen ſeyn. — Ich weiß, Ihr heißeſter Wunſch, Ihr größtes Verlangen iſt, von dem Unterthansverbande und den daraus entſpringenden Laſten, insbeſondere von der Robot- und Zehentpflicht gänzlich enthoben und befreit zu werden. Auch ich bin dafür, daß dieſe Unterthanslaſten aufhören mögen, jedoch gegen eine billige Ablöſung, weil es ſonſt ein Unrecht wäre, dieſe Unterthanslaſten ganz ohne Entſchädigung aufzuheben, indem dieſe Bezugsrechte der Obrigkeiten immer auch mit vielen anderen Laſten verbunden ſind und dieſe wechſelſeitigen Giebigkeiten und Schuldigkeiten theils auf Verträgen beruhen, theils mittelſt Kauf und gegen gewiſſe Verbindlichkeiten auf die Obrigkeiten übergegangen ſind. — Ich weiß, Sie ſind auch für die Freiheit. Auch ich bin für dieſelbe, jedoch für eine wahre, geſetzliche und moraliſche Freiheit, weil die geſetzliche Ordnung und die Bewahrung einer moraliſchen Freiheit die Grundpfeiler einer Conſtitution ſind, ohne welche dieſelbe nicht recht gedeihen kann. Eine andere Freiheit als d i e ſ e kenne ich nicht, wie wohl es Manche gibt, die nur nach einer willkürlichen Freiheit ſtreben und die da meinen, ſie können von allen Verpflichtungen und Obliegenheiten ent-

*) deren gütige Mittheilung wir dem „Herbarium vivum“ (einem Tagebuche in Mſcpt.) eines Augen- und Ohrenzeugen jenes Vorganges verdanken. —

hoben werden, ſie ſeyen Niemandem etwas zu geben ſchuldig. Jeder rechtlich Geſinnte wird wohl aber einſehen, daß eine ſolche Denk- und Handlungsweiſe mit einer geſetzlichen und moraliſchen Freiheit nicht nur unverträglich, ſondern daß ſie ſogar ſchädlich ſei. — Ich weiß auch recht gut, wie wichtig und verantwortlich die Stellung eines Deputirten beim hohen Reichstage ſei und welcher Verantwortung ich mich daher unterziehe, wenn ich zum Deputirten erwählt werden würde; denn ich habe dabei nicht bloß für die Aufhebung der Unterthanslaſten zu ſorgen, ſondern es ſind auch noch andere Stände, die beim hohen Reichstage vertreten werden müſſen, als da ſind: Geiſtliche, Beamte, Lehrer, Bürger, Künſtler, Handwerker und ſo noch mehrere andere. Alle dieſe Stände ſollen und müſſen auch gewiſſenhaft vertreten werden. — In Bezug auf meine perſönliche Eigenſchaft berufe ich mich auf das Zeugniß vieler Soldaten, welche Kinder dieſer Herrſchaft und, da ich hier in Krummau geboren bin, meine Landsleute ſind, worunter vielleicht auch einige Ihrer Söhne, die bei der Armee in Italien ruhmwürdig dienen, ja, ich ſchmeichle mir, unter dieſen ihren Söhnen eben ſo brave und tapfere Soldaten in der ganzen Armee zu finden. Gewiß werden es Ihnen dieſe Ihre Söhne, einſt aus dem Felde zurückgekehrt, ſagen, wie lieb ſie mich hatten und wie ſehr ſie mir vom ganzen Herzen ergeben geweſen. Ich geſtehe es offen, auch ich habe ſie lieb, dieſe braven, tapferen, ausgezeichneten Männer. Wären ſie hier, gewiß ſie würden mir das ſchönſte Zeugniß geben und dafür ſtimmen, daß ich von Ihnen zum Reichstagsdeputirten erwählt werde. — Schließlich gelobe ich Ihnen feierlichſt, daß ich bei dieſem erſten conſtituirenden Reichstage Alles aufbieten werde, um mich Ihres vollen Vertrauens würdig zu machen. Sollte ich aber dießmahl nicht ſo glücklich ſeyn, gewählt zu werden, ſo behalte ich es mir vor, mich ein anderes mal wieder um dieſe Ehre zu bewerben.“ —

Wir haben uns nicht enthalten können, dieſe ſchlichte, ungeſchminkte, populäre, aber warme und treuherzige Anſprache ihrem vollen Inhalte nach wiederzugeben. Dieſelbe reflektirt im unge-

trübten Spiegel die ganze Denk- und Anschauungsweise, den politischen Standpunkt des Redners, der unwillkürlich englische Reminiscenzen verräth. Wer nach einem nicht-officiellen Glaubensbekenntniß des Fürsten aus jener Zeit verlangt: hier hat er es in kunstloser Einfachheit. Der nächste Verwandte des bisherigen ausschließlichen Gebieters in diesen Gegenden, der edle Abstämmling eines Fürstenhauses, das seit mehr denn einem vollen Jahrhunderte seinen Namen in den weiten Ländereien dieses Gebiets durch unzählige Wohlthaten zu einem gesegneten machte und zum schützenden Horte der Bevölkerung geworden,*) tritt vor die letztere mit offener Stirne und freimüthigen Herzens hin, mit der Stimme eines wohlwollenden und redlichen Berathers spricht er zu ihnen und bietet sich ihnen als Vertheidiger ihrer Rechte und der vernünftigen Freiheit an: bedarf es noch eines schlagenderen Beweises für das richtige Verständniß der Zeitlage von Seite eines Mannes, dessen Gesinnung und Charakter nichts so ferne lag, als betrügliche Popularitätshascherei? Und konnte der Fürst einen praktischeren Commentar zu jener seiner Antwort auf den dritten der Castelli'schen Wünsche liefern, als es hier geschah? „Auf seinem Grund und Boden, inmitten der Bevölkerung, deren Leitung und Ausbildung ihm durch die bisherigen Institutionen aufgebürdet war: dort liegt es dem Adel ob, nach Möglichkeit für das Vaterland zu wirken, dort hat er Opfer zu bringen und ist auch freudig bereit, Alles zu thun, was Oesterreich einig, groß und mächtig machen kann." So hatte der Fürst im April 1848 gesprochen, und hat er nicht im Juli darauf, nachdem er bereits für ein großes, mächtiges und einiges Oesterreich sein Blut auf dem Schlachtfelde vergossen, wie er es ebenfalls für den Adel geziemend erachtete, redlich sein Wort gehalten? — Aber freilich, wo wäre damals ein Thun, wie das seine, begriffen, ein ruhiges, maßhaltendes, wenn gleich freimüthiges Wort verstanden und nicht vom revolutionären Jargon übertönt worden? Er war ein Fürst, folglich ein geborner Reak-

*) Einer Bevölkerung von 50,000 Seelen auf einem Flächenraum von 21⅓ □M. des Herzogthums Krummau.

tionnair. — Er verließ die Tribune und horchte, wie unser Gewährsmann berichtet, „dem jetzt weniger aufbrausenden Gemurmel der deutschen und czechischen Wahlmänner.“ Auf Verlangen der letzteren wurde die Rede des Fürsten denselben verdeutscht und hierauf zur Wahl geschritten. Wie vorausgesehen worden, hatte sich die aus Bauern bestehende Majorität für K. aus M. entschieden. Jeder Rabulist und Maulheld war damals ein gefeierter Mann. Der Fürst erhielt etwa 13, meistens bürgerliche Stimmen. Aber wer hatte sich bei diesem Fiasco mehr compromittirt, der Wahlkandidat, oder die Wähler? Darüber kann jetzt wohl kaum eine Frage mehr seyn. Für den Fürsten war es aber von Interesse, eine Erfahrung gemacht zu haben, die geeignet war, ihn nachmals über die Elemente des Reichstags und noch mehr über die Quellen seines Bildungsprocesses zu orientiren. Uebrigens bereichert die eben geschilderte, wenig bekannte Episode das Lebensbild des Fürsten um einen Charakterzug, den wir im ersteren nicht gerne vermißt hätten.

Mittlerweile waren die Dinge in Italien in eine neue Phase getreten. Hatte der Feldmarschall durch sein gewichtiges Veto die Unterhandlungen wegen Abtretung der Lombardei zu nichte gemacht, wozu der Fürst durch sein nachdrückliches Wort wesentlich mitgeholfen, so galt es jetzt, den verweigerten Schatz mit allen Kräften zu vertheidigen. Seit dem 23. Juni hatte der Feldmarschall, nachdem der Fall von Vicenza den Wiedergewinn der Venetianischen Terra ferma gesichert, alle Anstalten zur Ergreifung einer ernstlichen Offensive getroffen und seit dem 11. Juli sich in eine Verfassung gesetzt, die sich auf den großen Operationsplan gründete, das feindliche Centrum zu durchbrechen und zu sprengen und sich zugleich der äußersten Gebirgsabfälle bei Custozza gegen die Ebene zu bemeistern. Der Gedanke an das auf italienischem Boden zu Vollbringende und an das vorgesteckte Ziel, den feindlichen Eindringling über die lombardischen Grenzen wieder zurückzuwerfen, ließen den Fürsten nicht ruhen. Zwar war sein verwundeter Arm noch nicht geheilt, aber er achtete wenig auf dieses Hinderniß; wußte er doch auch eine andere

noch frische Wunde den Blicken der profanen Welt zu verbergen, die Wunde nämlich, erst kürzlich durch den plötzlichen Verlust seiner als unschuldiges Opfer der Prager Pfingstereignisse gefallenen ältesten Schwester Eleonore, vermählten Fürstin zu Windischgrätz,*) seinem Herzen geschlagen. Noch am 8. Juli in Krumman, finden wir ihn bereits in der zweiten Hälfte desselben Monats wieder auf dem italienischen Kriegsschauplatze, leider um einen Tag zu spät, um noch an dem ruhmwürdigen Kampfe von Custozza und Sommacampagna Theil zu nehmen, aber nicht zu spät, um sich noch an den weiteren Ereignissen bis zu Ende des Feldzuges zu betheiligen. Unverweilt erschien der Fürst wieder an der Spitze seiner Division, und dießmal bereits in der Eigenschaft als wirklicher Feldmarschalllieutenant, wozu er am 20. Juli befördert worden. Kaum angekommen, fand der Fürst schon wieder Gelegenheit als Felddiplomat zu wirken. Bekanntlich waren nach dem heißen, aber für die Oesterreich'schen Waffen ruhmreichen Kampfe von Volta (am 26. und 27. Juli) die piemontesischen Generale Beß und Rossi nebst dem Artillerieobersten (nachmaligem Generallieutenant und Kriegsminister) Della Marmora im Hauptquartiere des Feldmarschalls mit dem Anerbieten eines Waffenstillstandes erschienen, wobei der Oglio als Demarkationslinie vorgeschlagen wurde. „Der Feldmarschall," berichtet der „Oesterreich'sche Veteran," „war eben beschäftigt, die ferneren Dispositionen zur Verfolgung des Feindes einzuleiten, als man die Ankunft der Unterhändler in Volta meldete. Er beauftragte seinen Generalquartiermeister (F.-M.-Lt. von Heß) und, wenn wir nicht irren, den Ge-

*) Gemahlin des k. k. Feldmarschalls Fürsten Alfred zu Windischgrätz, die gleich beim Beginn des von ihrem unerschrockenen Gemahle erdrückten Pfingstaufstandes Prags von einer meuchlerischen Kugel in ihrem Salon zu Boden gestreckt worden. Es war wohl eines der edelsten und schuldlosesten Opfer jener schreckenreichen Pfingsttage. Die großmüthige Milde, womit der Feldmarschall, trotz dieses schmerzlichen Verlustes und der hierauf gefolgten Verwundung eines seiner Söhne, jedem Rachegefühle fremd, die Stadt, als Schauplatz einer offenkundigen Revolte, behandelte, mußte ihm, als Menschen und Krieger, die Achtung aller Rechtschaffenen für immer erwerben und nicht mit Unrecht bezeichnet man dieses Benehmen als einen erhabenen Zug echter Römergröße. —

neral Fürst Felix Schwarzenberg mit der Leitung dieser Verhandlungen. Der Feind schlug die Linie des Oglio vor. Der Gegner begriff wohl, daß wir diesen Vorschlag nicht annehmen, sondern Gegenvorschläge machen würden; dadurch ward Zeit gewonnen. Die Linie des Oglio, die vielleicht in diesem Augenblicke unser linker Flügel, nämlich die Garnison von Mantua, schon überschritten hatte, ward verworfen, dagegen die Linie der Adda vorgeschlagen und die Räumung Venedigs, Rückzug der Flotte, Aufhebung der Blokade von Triest, Räumung Peschiera's, Rocca d'Anfo's und Pizzighettone's, so wie Modena's und Parma's, endlich augenblickliche Befreiung aller unrechtmäßig zurückgehaltenen Officiere und Beamten und deren allsogleiche Uebersendung in das Hauptquartier des Feldmarschalls gefordert. Daß man diese Bedingungen nicht annehmen werde, hofften alle im Oesterreich'schen Lager, die die Lage der Dinge auffaßten. So war es auch, dem Himmel sei Dank!" u. s. w. Damals wäre es für Carl Albert noch Zeit gewesen, statt eines bloß momentanen Fristgewinnes einen ehrlichen Waffenstillstand abzuschließen, dem der Friede hätte auf dem Fuße folgen können; aber er mißverstand den Wink des Geschicks, und so mußte sich das letztere erfüllen. Im raschen Laufe folgten nun einander die Ereignisse und schneller, als der Gegner ahnen mochte, sollte die entscheidende Katastrophe eintreten. Glich das Zurückweichen des piemontesischen Heeres mehr einer Flucht als einem Rückzuge, so war das Vorrücken des Oesterreich'schen Feldmarschalls und seines tapferen Heeres rein thatsächliche Verfolgung, die, um das Wort des greisen Feldherrn zur Wahrheit zu machen, erst in Mailand ihr festgestecktes Ziel fand. Zwei Tage vor dem Falle der lombardischen Hauptstadt erschien auf dem Wege nach Turano, wohin das Hauptquartier des Feldmarschalls dirigirt war, in Camairago der englische Gesandte am Turiner Hofe, M. Abercromby, um über einen Waffenstillstand zu unterhandeln. „Zu jener Zeit," erzählt der „Oesterr. Veteran," „war ein englischer Agent im Hauptquartier der italienischen Armee keine persona grata, wir zweifeln daher, daß Abercromby auf freundliche Gesichter stieß, als

er in die Massaria, wo wir vom Pferde gestiegen waren, einfuhr. Der Feldmarschall empfing ihn mit Freundlichkeit und der Höflichkeit, die dem Gesandten einer einst Oesterreich so nahe verbundenen Macht gebührte. „Auf Diplomatie verstehe ich mich nicht, mit der mag ich nichts zu thun haben," pflegte er oft zu sagen. Er beauftragte daher unseren Felddiplomaten General Fürst Felix Schwarzenberg mit der Leitung der betreffenden Unterhandlung. Dieser, obgleich kein Engländer, war ganz der Mann, Abercromby trocken zu erklären, daß er in Mailand, wenn kein Piemontese auf dem Boden der Lombardei weilte, wieder anfragen möchte. So wenigstens stellen wir uns den Gang der Unterhandlungen vor, denn Zeuge derselben sind wir nicht gewesen." — Jener feierliche Protest in Inspruck gegen die Abtretung des Oesterr. Italiens und der dort erwirkte Entschluß, überall Front zu machen und sich nichts abdringen zu lassen, begannen nun ihre Früchte zu tragen und die reifste davon sollte bereits im nächsten Augenblicke gepflückt werden. Wir meinen Mailand, dessen Einnahme schon am 4. August unter Umständen stattgefunden, die Carl Albert von Sardinien die Wandelbarkeit der aura popularis in ihrer traurigsten Gestalt zeigten. Als Retter und Befreier von Anarchie und Pöbelgräuel zogen die Oesterreicher in Mailands Mauern ein und des Feldmarschalls feierliches Gelöbniß beim Abzuge von Mailand im furchtbaren März 1848: wiederzukommen, war bereits im August desselben Jahres in Erfüllung gegangen. Mit der von früher her berichteten Tapferkeit hatte die Division Fürst Felix Schwarzenberg unter ihrem wackeren Führer an diesem das kühne Werk der Wiedereroberung Italiens krönenden Ende theilgenommen und sich den Dank des Vaterlandes erworben. Nachdem der Feldmarschall auf die wiederhohlte Bitte des Podestà von Mailand am 6. August an der Spitze des 2. Armeecorps in die Stadt eingerückt, „übergab er," wie es in der officiellen Darstellung der Kriegsereignisse heißt, „die Sorge für selbe dem kraftvollen für Mailand ernannten Gouverneur Feldmarschall-Lieutenant Fürst Felix Schwarzenberg." (In anderen Quellen finden wir keine hierauf Be-

zug nehmenden näheren Andeutungen, müssen demnach auch die obige authentische Angabe für maßgebend erachten. In späterer Zeit erscheint F.-M.-Lt. Fürst Carl zu Schwarzenberg, der mit seinem jüngeren Bruder Edmund, damals General-Major, einen so ausgezeichneten Antheil an dem ganzen italienischen Feldzuge genommen, als Civil- und Militairgouverneur von Mailand. Derselbe hatte die Herzen der Mailänder so sehr für sich gewonnen, daß sein nachmaliger Abgang als Civil- und Militairgouverneur nach Siebenbürgen in Mailand schmerzlich empfunden worden.) Auf diese hier allerdings nur skizzirt dargestellte Weise hatte sich Fürst Felix Schwarzenberg an der italienischen Heerfahrt betheiligt; wohl genügend als Probe seines persönlichen Muthes, genügender noch als offenkundiger Beweis seines feurigen Patriotismus. Diejenigen aber, die von diesem seinem Antheile an den kriegerischen Ereignissen nichts weiter zu sagen wissen, als: „er habe in Italien zwei Brigaden commandirt und sei bei Goito leicht verwundet worden," sind entweder schlecht unterrichtet, oder ignoriren absichtlich die Wahrheit. Als der Feldmarschall nach Beendigung des Feldzugs „dem seinem dankbaren Herzen theuren Bedürfnisse Folge gab, die Namen aller Jener erneuert der Welt bekannt zu geben, welche ihm in der letzten entscheidenden Epoche des Feldzugs so würdig und tapfer und mit der ganzen Kraft ihrer Seele beigestanden hatten, der Sache des Rechts und der Redlichkeit den wohlverdienten Sieg zu erringen," setzte er den Namen des Fürsten Felix zu Schwarzenberg hervorragend auf die Liste der Ausgezeichneten. Das sprechendste und zugleich glänzendste Zeugniß seiner militärischen Verdienste war wohl das Marien-Theresienkreuz, dieß „höchste Zeichen kriegerischer Ehren in Oesterreich," wie irgendwo mit Recht bemerkt wird, das seine Brust schmückte.*) „Um was seine

*) Außer bei besonders außerordentlichen Veranlassungen sah man den Fürsten fast nie andere Ordensinsignien tragen, als das vielsagende Marien-Theresien- und das Militär-Verdienstkreuz. Mit ersterem erschien er selbst zuweilen in Civilkleidern, obgleich er in letzteren in der Regel ein völliges Incognito liebte und durch kein äußeres Abzeichen seine hohe Stellung im Leben verrieth. Wir wollen hier nicht die lange Reihe von Orden und Auszeichnungen aufzählen, deren Inhaber und Träger der

Bescheidenheit niemals angehalten haben würde," erhielt er auf Verlangen des Feldmarschalls Grafen Radeczky und in Folge Beschlusses des Ordenskapitels laut kaiserl. Entschließung vom 29. Juni 1849

Fürst gewesen, sondern beschränken uns nur auf die Bemerkung, daß, mit Ausnahme der englischen, französischen und türkischen Orden, hierunter die ersten europäischen Groß- und Ritterkreuze glänzten, begreiflichermaßen die vornehmsten Orden Oesterreichs mit eingeschlossen. Die Verleihung der meisten fiel in die Jahre 1849, 1850 und die erste Hälfte von 1851. Sowohl der Moment der Verleihung, als auch die Art und Weise derselben ist bei den meisten bezeichnend und bedeutsam. Den k. dänischen Elephantenorden erhielt der Fürst z. B. gleichzeitig und unter Einem mit dem Feldmarschall Grafen Radecky. Das Großkreuz des k. Oesterr. Franz-Josef-Ordens wurde dem Fürsten am 17. April 1850 in Anerkennung seiner Verdienste um das Kaiserhaus und um das Reich und als erneuertes Zeichen der kaiserl. Huld und Gnade zu Theil. Der Fürst wurde auch zum Kanzler dieses neugestifteten hohen Ordens ernannt. — Der königl. preußische schwarze Adlerorden schmückte ihn seit dem 25. Juni 1851. Wenige Monate vor seinem Tode, am 5. Jänner 1852, ward ihm das Großkreuz des k. Ungar. St. Stefansordens, des vornehmsten unter den kaiserl. Oesterr. Hausorden verliehen. Zur Vervollständigung seiner militärischen Ehren wollen wir noch hinzufügen, daß er mittelst kais. Patents d. d. 18. Okt. 1849 zum wirklichen Obersten und ersten Inhaber des vacanten Infanterie-Regiments Nr. 21. ernannt worden. — Der äußerst mäßige Gebrauch, den er von den äußeren Insignien seiner Verdienste und seiner hohen Würden machte, charakterisirte ihn als Mann der Einfachheit und des prunklosen Auftretens, als den er sich überhaupt bei allen Gelegenheiten zu erkennen gab. Ohne Uebertreibung konnte daher die „Ostdeutsche Post" nach des Fürsten beklagenswerthem frühen Hintritte von ihm sagen: „Ein Feind jeder pomphaften Ostentation, strebte er nie nach goldenen Schätzen und äußerte oft, daß er materielle Reichthümer nicht unter seine Wünsche zähle. Lange Zeit bewohnte er die Staatskanzlei ohne darin die geringste Veränderung vornehmen zu lassen; fast nie fuhr er im eigenen Wagen aus, sondern benutzte meist eine Miethkutsche." — Noch mehr als einer dieser charakteristischen Züge ließe sich zur Vervollständigung seines Bildes hinzufügen. Wir kommen übrigens auf diesen Punkt bei der allgemeinen Charakterzeichnung des Fürsten später noch einmahl zurück. — Wie sehr stehen mit dieser offenkundigen Einfachheit und Fernhaltung von jeglicher Ostentation die Angaben über sein Auftreten in Dresden zur Zeit der dortigen Conferenzen, Hrn. von Manteuffel gegenüber, im Widerspruche. Nur wer da nicht weiß, daß es mit diesen pikanten Zeitungsanekdoten von Seite einer gewissen Partei darauf abgesehen war, den preußischen Minister in Schatten zu stellen und auch in gesellschaftlicher Beziehung zu beschämen, läßt sich von dieser glänzenden Schilderung des luxuriösen und gewissermaßen sybaritischen Prunkes des Fürsten blenden und glaubt ebenso bereitwillig an den diogenesartig eingerichteten Haushalt des preußischen Repräsentanten. Ebenso wenig als der Fürst etwas seiner Stellung und seinem Range vergab, ohne lukullisch zu prunken, ebenso wenig wird Hr. von Manteuffel vergessen haben, was er den Verhältnissen schuldig war. —

aus den Händen des ritterlichen Monarchen. Mit nicht minder gerechtem Stolze trug der Fürst das von dem jetzt regierenden Kaiser für militärische Verdienste eigens gestiftete Militärverdienstkreuz (dem Fürsten verliehen mittelst allerh. Befehlschreibens vom 24. April 1850). In dem vom Feldmarschall aus dem Hauptquartier Verona am 11. Juli 1850 bekannt gegebenen und den ruhmgekrönten Feldherrn würdig charakterisirenden Armeebefehl wird der Fürst an der Spitze desselben neben Sr. K. H. dem Erzherzoge Ernst, F.-M.-L. Carl von Schönhals und F.-M.-L. Carl Baron Culoz als Empfänger der oben erwähnten Auszeichnung genannt. Und wie warm und edel drückt sich der greise Feldherr wenige Tage nach der Verkündigung jenes Armeebefehls in einem besonderen Schreiben an den Fürsten aus! Dasselbe lautet: „Eure Durchlaucht! Um mich der Verpflichtung für die ausgezeichneten Dienste, welche Sie unter meinen Befehlen geleistet, doch nur zum Theil zu entledigen, überreiche ich Ihnen, mein hochverehrter Freund, mitfolgend das Militär-Verdienstkreuz, welches des Kaisers Gnade Ihnen auf meine Bitte verliehen. Möge dieß Kreuz recht lange Ihre Brust zieren! — Mit diesem innigen Wunsche und dem Ausdrucke meiner unbegrenzten Hochachtung: Radeczky" m. p. — Dieser innig-wohlgemeinte Wunsch war nun leider allerdings nicht in Erfüllung gegangen, aber er charakterisirte ebenso sehr den Briefsteller, als er den Empfänger ehrte. Ein auszeichnenderes Absolutorium über das auf dem Felde der Ehre Vollbrachte hätte der Fürst selbst nicht wünschen können.

Bekanntlich wurde am 9. August nach der Einnahme von Mailand im Hauptquartiere des Feldmarschalls zum Behufe der Friedensunterhandlungen eine auf sechs Wochen lautende Waffenstillstandsconvention mit Carl Albert von Sardinien abgeschlossen. Da der Fürst von seiner Wunde noch immer nicht völlig hergestellt war, so benutzte er die sich jetzt darbietende günstige Gelegenheit zu einer Erholungsfrist mit Urlaub. Letzterer wurde ihm gewährt, leider sollte er ihn aber nur sehr kurze Zeit genießen, so wie er denn überhaupt der letzte gewesen, dessen er sich zu erfreuen hatte. Schwere Zeiten

lagen hinter ihm, aber noch mühereichere und drückendere sollten kommen. Seine Urlaubsreise führte ihn nach Wien, und schon nach kurzem Aufenthalte sollte er Augenzeuge jenes unseligen Tages werden, dessen Schreckensscenen nicht nur das Signal eines wirrnißvollen Zustandes wurden, wie ihn die Kaiserstadt seit Jahrhunderten nicht gesehen, sondern auch die blutige Parole des entfesselten Bürgerkrieges und eines erbitterten Kampfes der Nationalitäten Oesterreich's, der mit dem Zerfalle der Monarchie drohte und nur durch das allmächtige Walten der göttlichen Vorsehung in sein Gegentheil umschlug, zumal es die letztere war, die inmitten der Nacht und des Wirrsals des Kampfes die Dynastie der Herrscher Oesterreich's den ringenden Völkern als einzigen Pharus erscheinen und Männer erstehen ließ, muthig und treu genug, um aus dem Sturme und der Finsterniß das Staatsschiff zum Lichte in den Hafen des Friedens zu steuern. Zu der Zahl dieser beherzten und zuverlässigen Männer gehörte auch Fürst Felix zu Schwarzenberg. Was dieser an dem oben bezeichneten Tage empfunden, wie viel seine von Abscheu und Entrüstung bestürmte Seele gelitten, es ist uns nicht bekannt; so viel aber ist gewiß, daß das Gedränge der äußeren Eindrücke und die Gewalt der Affekte weder die klare Besonnenheit seines Geistes trübten noch seine Entschlußfähigkeit und die Kraft seines Willens lähmten. Von dem Augenblicke an, wo wir ihn mit unseren eigenen Augen in Feldmarschall-Lieutenants-Uniform sich in eine Miethkutsche werfen sahen, bis zu dem Momente, wo er mit den kaiserlichen Truppen in Wien's wieder eingenommene Mauern einzog und das Reichstagslokal militärisch besetzen ließ, und von da an bis zum 21. November, dem Auferstehungstage des Ministeriums Schwarzenberg, und bis zur Publikation des berühmten Programms dieses Ministeriums: welche Fülle von entscheidenden Ereignissen! welche bedeutsamen Uebergänge und endlich welch' ein unverkennbarer Anbruch einer neuen Zukunft und maßgebenden Wendung der Dinge! — Ueber die meisten Details der damaligen Begebnisse und des unmittelbaren Antheils des Fürsten an denselben liegt noch zum Theile der

Schleyer des Geheimnisses, den wir uns nicht berufen fühlen zu lüften, so lange dieß nicht von Personen geschieht, die den Ereignissen näher standen und denen ein Wort des Aufschlusses, oder wenigstens ein andeutender Wink zusteht; aber mehr als unzweifelhaft ist die ernstliche Beschäftigung des Fürsten mit dem Gedanken an die Rettung des unglücklichen Grafen Latour, ja selbst ein thatsächlicher, nur an dem Wirrsal der militärischen Ordres und Contreordres jenes schicksalsvollen Tages, oder an einem sonstigen Hindernisse gescheiterter Versuch dazu,*) das Erscheinen des Fürsten auf dem Lagerplatze der Wiener Garnisonstruppen vor dem Schottenthore im Interesse zu ergreifender energischer Maßregeln (es war leider zu spät und der rechte Augenblick in Folge der friedlich lautenden Befehle des unglücklichen Kriegsministers versäumt,) so wie dortselbst die erste Begegnung des Fürsten mit dem, soeben erst den mörderischen Händen des Pöbels glücklich entronnenen Minister Dr. Alexander Bach;**) ferner die unter Mitwirkung, wenn nicht auf Veranlassung des Fürsten stattgefundene Concentrirung der von den aufgeregten Massen bedrohten Wiener Garnisonstruppen im Schwarzenberg'schen Gartenpalais auf dem Rennwege (welches aber dadurch freilich allen möglichen Wechselfällen preisgegeben ward), als dem geeignetsten strategischen Punkte, so wie die Anwesenheit des Fürsten in dem unmittelbar hierauf von den Truppen bezogenen Lager von Inzersdorf in der Nähe von Wien und die Theilnahme an den einleitenden Schritten zur Einschließung und Belagerung von Wien.

*) Man erzählt, der Fürst habe an der Spitze einer kleinen Truppenabtheilung den Versuch gemacht dem von wüthenden Pöbelmassen bedrohten Kriegsminister zu Hülfe zu kommen und sei, durch das Carolinenthor einrückend, bereits zum Kriegsministerialgebäude am Hofe unterwegs gewesen, als er (wir wissen nicht auf wessen Veranlassung) von seinem Vorhaben wieder abstehen mußte.

**) Alphonse Balleydier in seinem kürzlich erschienenen Werke: „Histoire des Revolutions de L'Empire d'Autriche, Années 1848 et 1849" erwähnt ausdrücklich jener Begegnung, so wie er denn überhaupt einige weniger bekannte, ihm, wie es scheint, aus guter Quelle zugekommene Details im Verlaufe seines Werkes mittheilt. Balleydier war im Interesse des letzteren persönlich in Wien und scheint confidentielle Mittheilungen erhalten zu haben.

Unzweifelhaft ferner ist das Hinauseilen des Fürsten nach dem kaiserl. Lustschlosse Schönbrunn, sobald er die Tragweite der Ereignisse in Wien am 6. Oktober ermessen, und die dortige Veranstaltung der entsprechendsten Maßregeln, denen am nächsten Tage die Abreise des kaiserl. Hofes vom genannten Lustschlosse unter möglichster Garantie der Sicherheit folgte; unzweifelhaft endlich das Verweilen des Fürsten beim Belagerungsheere während der engen Einschließung Wien's und höchstwahrscheinlich die durch ihn vermittelte stete Verbindung zwischen dem Hauptquartier vor Wien und dem kaiserl. Hoflager in Olmütz; gewiß aber sein Einzug mit den kaiserl. Truppen in Wien nach dem Falle des letzteren, so wie die Identität seiner Person mit „dem General, der" (wie der Berichterstatter der Oktoberpermanenz des Reichstags, Schuselka, in der ersten Sitzung desselben am 22. November 1848 zu Kremsier beschwerlich referirte, „den Befehl gab, ohne denselben dem Hause mitzutheilen (!), die Zugänge des letzteren zu schließen, wodurch die Sitzung" (des Rumpfparlaments) „eine geheime blieb." — Dies ungefähr sind die Momente der Thätigkeit des Fürsten während der Wiener Oktoberiliade, deren klägliche Katastrophe den einheimischen und fremden Revolutionsmatadoren den Wehruf abnöthigte: „Fueramus Pergama quondam!" An den tiefer Eingeweihten wird es seyn, die ihnen genauer bekannten Spezialitäten der damaligen Wirksamkeit des Fürsten aufzuzeichnen und dieselben dem künftigen, noch heller sehenden Biographen und Plutarch der großen Männer aus jener Zeit zu Gute kommen zu lassen.

Weit entfernt das Ende des Drama's zu seyn, dessen Vorspiel bereits im allgemein glorificirten März 1848 begonnen, bildete der Fall von Wien nur den ersten Akt, die Exposition desselben, nur den Anfang vom Ende. Angesichts der noch in Aussicht stehenden Gefahren und imminenten Kämpfe, Angesichts des jetzt erst zu vollbringenden Rettungswerkes, war es hoch an der Zeit, sich nach den Männern umzusehen, die mit Muth und Selbstvertrauen und mit ebenso viel Kraft als Besonnenheit, mit Ausdauer und aufopferungsfähiger, selbstsuchtloser Vaterlandsliebe ausgerüstet, sich der schwie-

rigen Aufgabe unterzögen, das rings umdrohte Staatsſchiff mit feſter und ſicherer Hand mitten durch die Stürme und Brandung der Zeit, zwiſchen Klippen und Untiefen hindurch zu ſteuern, ſich weder von dem brauſenden Orkane einerſeits erſchrecken, noch von den Sirenenklängen andererſeits verlocken zu laſſen und nur auf den zum Ziele leitenden Compaß, den damals ſo viele politiſche Steuermänner aus den Augen verloren, zu achten. Es galt, den vom Grunde aus erſchütterten und vom völligen Einſturze bedrohten Staat eben wieder vom Grunde aus neu aufzubauen, mit dem Schwerte in der einen und der Kelle in der anderen Hand, nicht anders, wie einſt Jeruſalem wieder aufgebaut worden; es galt in Gemeinſchaft mit den treu befundenen Palladinen des Thrones die Selbſteroberung des eigenen Reiches, „die," wie irgendwo richtig bemerkt worden, „ſeit zwei Jahrhunderten erſte Aufgabe des Hauſes Habsburg." Da fiel das Auge der Suchenden auf die ſich nicht hervordrängende, gleichwohl aber doch hervorragende Geſtalt des Fürſten Felix zu Schwarzenberg, man dachte an Neapel, an Curtatone und Goito, man erinnerte ſich vor allem Anderen an Inspruck und an das gerettete Italien. Anfangs November wurde der Fürſt an das kaiſerl. Hoflager nach Olmütz berufen. Nur Wenige ahnten vielleicht im erſten Augenblicke die richtige Bedeutung dieſer Berufung, Viele folgten mit ihren befangenen Blicken wohl nicht einmahl dem Fürſten dahin; den Aufmerkſamen aber war dieſer entſcheidende Moment nicht entgangen und manche beklommene patriotiſche Bruſt ſchöpfte freieren Athem. Einer der wärmſten Verehrer des Fürſten und ſpäter in vielen Beziehungen deſſen bewährter Vertrauensmann wagte es bereits damals dem Fürſten zu nahen und mit ſeinen Hoffnungen auf die Bildung eines Miniſteriums Schwarzenberg nicht zurückzuhalten. Der Fürſt ſah den Mann mit vielſagender Miene an und frug nach längerem, bedeutſamen Schweigen bloß: „Woher wiſſen Sie das?" — „Aus der Eingebung meines eigenen Innern, von der Stimme, die da ruft in unſerer bitteren Noth: ‚Exoriatur aliquis!' Ja noch mehr, ich möchte Euer Durchlaucht im Namen unſeres großen Geſammtvater-

landes beſchwören, den Wink des Geſchickes nicht unbeachtet zu laſſen und nicht abzulehnen, ſondern anzunehmen. Die gerettete Monarchie wird es Ihnen mit ewigem Danke lohnen und, obgleich ich mich nie auf's Prophezeien verlegt, ſo wage ich doch vorauszuſagen: binnen zwei Jahren ſehen Sie Oeſterreich huldigend zu Ihren Füßen." Der Fürſt ſah den feurigen Sprecher mit wohlwollendem Lächeln an, reichte ihm die Hand und brach mit der Bemerkung die Unterhaltung ab: „In zwei Jahren werde ich Sie an Ihre Prophezeiung erinnern." — Der patriotiſche Augur hatte richtig geſehen; ſein begeiſterter Wahrſpruch ging binnen zwei Jahren richtig in Erfüllung. — Der 24. November*) verkündete der weniger überraſchten, als vielmehr aufmerkſam lauſchenden Welt: der Fürſt habe angenommen, das Miniſterium Schwarzenberg ſei in's Leben getreten. Einer ähnlichen Combination in der oberſten Regierungsſphäre waren wohl längſt Gerüchte und Vermuthungen vorangegangen. Auf ein Miniſterium Stadion hatten die Freunde der geſetzlichen Ordnung und bürgerlichen Ruhe längſt gehofft, ſo wie ein ſolches von den Bekennern des Gegentheils und deren Proſelyten, überhaupt von der ganzen Maſſe der Radikalen perhorrescirt und als Schreckbild der leibhaftigen Reaktion war an die Wand gemalt worden. Man muß geſtehen, die Böſen haben trotz ihrer Verkehrtheit in allem Uebrigen dennoch in Anſehung alles Antipathiſchen eine richtige Witterung. Das Miniſterium Stadion mit einem bedeutend potenzirten Zuſatze ſollte ihnen nicht erſpart bleiben. Ein Blick auf die neue Miniſterliſte, an deren Spitze Fürſt Felix Schwarzenberg als Miniſterpräſident, Miniſter des kaiſerl. Hauſes und der auswärtigen Angelegenheiten ſtand, zeigte, daß er weder jener Trieſter Begegnung im April 1848 vergeſſen, noch ſonſt unterlaſſen, ſich mit Collegen zu umgeben, wie er es mit kluger Diagnoſe der Zeit und den Umſtänden angemeſſen gefunden. In Oeſterreich fühlte man dieß alsbald heraus und auch außerhalb desſelben verkannten beſon-

*) Uebrigens war bereits am 21. Nov. die Bildung des Miniſteriums Schwarzenberg durch telegraphiſche Depeſche in Wien bekannt geworden.

nene Stimmen keineswegs die Phyſiognomie dieſes, „die tüchtigſten Elemente der alten und neuen Schule verbindenden, die Bedürfniſſe der Zeit, aber auch die ewigen Forderungen eines kräftigen Staates, der das Bedürfniß aller Zeit iſt, erkennenden Miniſteriums.“*) Den zähneknirſchenden Leidträgern um die zu Grabe gegangenen Oktobererrungenſchaften erſchien das Bild dieſes Miniſteriums allerdings im Hohlſpiegel leidenſchaftlicher Verzerrung. Dieſem carikirenden Reſler zufolge,**) war Fürſt Schwarzenberg „ſchon ſeit der Märzbewegung als Mittelpunkt (!) der contrerevolutionären Ariſtokratie verſchrieen und gefürchtet; er war ſtets ein getreuer Anhänger Metternich's und von dieſem ſeiner Zeit zu dem wichtigſten Poſten des Geſandten am ruſſiſchen Hofe auserkoren;“ — „Stadion war derſelbe, der an der Spitze jener vierzig Deputirten aus Galizien gekommen und lange Zeit von den Märzerrungenſchaften, in ſeiner Stellung als Gouverneur Galiziens, nichts wiſſen wollte;“ „Finanzminiſter Kraus iſt durch ſein Thun“ („zwitterhaftes Benehmen,“ wie anderorten bemerkt wird) „beſtimmt genug gezeichnet;“ — „Bach aber dadurch charakteriſirt, daß er in dem Programm des Miniſteriums Doblhoff ſich als «volksthümlich conſtitutioneller Miniſter» präſentirte und nach und nach ſo weit zurückging, daß er die verantwortliche Juſtiz-Miniſterſtelle übernahm, während Windiſchgräz in Wien ſeinen eigenen Gerichtshof hatte;“ „Generalmajor Freiherr von Cordon, vom F.-M. Fürſten von Windiſchgräz beim Einrücken in Wien zum Stadtcommandanten ernannt, erſchien nur als Stellvertreter des Feldmarſchalls im Miniſterium und daher nur als williger Subalterner des Letzteren;“ „Ritter von Bruck, Preuße von Geburt, früher preußiſcher Officier, Kaufmann, dann in Dienſten des Oeſterr. Lloyd in Trieſt, hat ſich durch commerzielle Geſchicklichkeit aufgeſchwungen“ (alſo doch eine Conceſſion!), „bis er ſogar in diplomatiſches Vertrauen gezogen wurde.“ — „Der Miniſter für Landes-

*) S. „das Jahr 1848“ von Friedrich Bülau, ordentl. Profeſſor der Staats- und Kammeralwiſſenſchaften an der Univerſität zu Leipzig. (Aus dem Jahrgange 1849 der „Neuen Jahrbücher für Geſchichte und Politik.“) p. 44.

**) S. Nordſtein's „Geſchichte der Wiener Revolution,“ 4. Buch, p. 391 u. ff.

cultur und Bergwesen war von jeher der allergewöhnlichste Mensch, politisch null, saß im Centrum des Reichstags" (wäre links ein würdigerer Platz gewesen?) u. s. w. „Man möge erwägen, welche Hoffnungen dieses und das frühere Ministerium bei seinem Antritte erweckte." — Es bedarf wohl nicht erst der Bemerkung, daß dieses pamphletartige Zerrbild nicht sowohl die Portraite der Novemberminister, als vielmehr den Midaskopf des gnomenhaften Schleppträgers der Revolution zurückspiegelt und daß sich aus dieser häßlich grinsenden Fratze alle bösen Leidenschaften eines Kaliban von anno 1848 herauslesen lassen. So wagt ein Schildknappe der Wiener Revolution noch im Jahre 1850 (sein berüchtigtes Buch ist im genannten Jahre erschienen) ein Ministerium zu schildern, das bereits damals einen Theil seiner rettenden Thaten vollbracht, Oesterreich dem Verfalle entrissen, mit bewunderungswürdig rastloser Thätigkeit am inneren Ausbaue schuf, nach Außen hin neue Erfolge vorbereitete und auf dessen hervorragendste Männer bereits das Ausland mit ehrenvoller Achtung blickte. Es ist dasselbe Ministerium, von welchem ein, deutsche Zustände und Verhältnisse mit seltener Aufmerksamkeit verfolgender Franzose*) sagt: „Den Männern dieses Ministeriums war es vorbehalten, nicht sowohl dieses oder jenes Regierungssystem, sondern die Idee einer Regierung überhaupt in Oesterreich zur Geltung zu bringen. — An ihrer Spitze steht Fürst Schwarzenberg, der festen Blicks die im Gefolge der Revolution hereinbrechenden Gefahren stets im Auge behielt und frühzeitig die Aufgabe erkannte, welche die Jetztzeit dem wiedergeborenen Oesterreich stellte. Die Schwierigkeiten des hohen Amtes, mit dem sein Monarch ihn betraute, hat er keinen Augenblick mißverstanden und auch die Mittel, ihnen zu begegnen, rechtzeitig aufgefunden; daß dem so war und blieb, zeigte das denkwürdige Programm, in welchem sich das unbedingte Streben aussprach, die Integrität des Oesterr. Kaiserstaates, die Rechte desselben, so wie die seiner Bürger

*) Taillandier, der geistreiche französische Kritiker, in seiner Schilderung der vor- und nachmärzlichen geistigen Zustände Oesterreichs in der „Revue des deux mondes."

kräftigst gegen jede feindliche Eventualität zu wahren. — Ein gleicher Geist beseelt die Collegen dieses Mannes, deren nimmermüde, schaffende Thätigkeit bereits so viel des Guten und Ersprießlichen zu erzeugen, zu fördern und zu befestigen wußte." — Es ist dasselbe Ministerium, das mit offenem Visire, kenntlich für Freund, wie für Feind, in die Schranken trat und sich mit selbstaufopfernder Resignation einer Aufgabe unterzog, deren Riesenlast Atlasschultern bedurfte und daher auch nur durch ein festes und inniges Zusammenwirken, durch eine unerschütterliche Solidarität im Beginnen und Vollenden getragen werden konnte. Zu keiner Zeit und in keinem Staate ist denn wohl auch, dem Gesagten zufolge, irgend ein Ministerium unter den Auspicien einer bedeutsameren und den Moment richtiger charakterisirenden Devise in's Leben getreten, als das Ministerium Schwarzenberg unter dem vielsagenden Motto: „Viribus unitis!" In der That, begreift man den schicksalvollen Augenblick der Entstehung des Ministeriums in seiner unermeßlichen Wichtigkeit recht und vergißt man nicht, daß derselbe einen bereits geburtreifen, entscheidungsvollen Wendepunkt in der Geschichte Oesterreichs im Schooße trug, daß der nahende Tag des neuen, jugendlichen Herrschers mit verdoppeltem Glanze heraufleuchtete, wenn er Männer der Kraft, Weisheit und That im Rathe der Krone fand; so wird man gestehen müssen: es habe damals der „vereinten Kräfte" dringender bedurft, als in irgend einem Momente der früheren Geschichte Oesterreichs. Ein werthvolleres Vermächtniß seiner Regentensorge und Liebe hätte der scheidende Monarch am Abende seiner milden und zuletzt so prüfungsreichen Regierung Oesterreich und seinem hoffnungsvollen Nachfolger nicht hinterlassen können, als ein solches Ministerium. Daß übrigens dasselbe nebst seiner eigenen combinirten Kraft und That auch auf die vereinten Kräfte aller Guten und Redlichen im weiten Kaiserreiche zählen mußte, versteht sich von selbst; aber ebenso begreiflich ist, daß diese großösterreichisch-patriotische Gesinnungssolidarität in demselben Grade wuchs, als das Ministerium mit seinem lehrreichen und imponirenden Beispiele voran-

leuchtete von dem Augenblicke an, wo dasſelbe in ſeinem Programme jenes feſte Zuſammenſtehen, jene harmoniſche Wechſelſeitigkeit in den Grundſätzen, Worten und Handlungen*) proclamirte und ein kategoriſches: „Einer für Alle, Alle für Einen!“ als allverſtändliche Variante des: „Viribus unitis!“ auf ſeine Fahne ſchrieb; von dieſem Augenblicke an war es auch nicht mehr leicht thunlich, das Wirken des Einzelnen aus der Summe der miniſteriellen Geſammtthätigkeit herauszugreifen und den individuellen Antheil an der letzteren genau abzuſchätzen. Dieß nun dennoch zu verſuchen, wäre wohl demnach ein ziemlich überflüſſiges Beginnen, wenigſtens in Betreff aller Fragen der inneren Politik. Anders verhält es ſich allerdings mit den äußeren Angelegenheiten, die ihrer eigenthümlichen Natur nach, nur jene Fälle ausgenommen, wo dieſelben mit inneren Fragen collidirten, ſeit jeher faſt ausſchließlich in der Hand des damit betrauten Miniſters ruhten und ſeit Ende 1848 allerdings das unverkennbare Gepräge ihres Portefeuilleinhabers an ſich trugen. Man wende nicht ein, der innere, urſprünglich ſo feſte Verband des Miniſteriums ſei nur zu bald, und zwar zuerſt durch ein unvorhergeſehenes Ereigniß, dann durch Perſonenwechſel modificirt und gelockert worden. Ohne in den näheren Sachverhalt des letzteren eingeweiht zu ſeyn, möchten wir gerade denſelben, inſofern ihm eine Incompatibilität der Anſichten zu Grunde gelegen haben ſollte, als einen Beweis mehr für die natürliche Tendenz des Miniſteriums nach innerer Verdichtung anſehen. Perſonen wechſeln, aber in den Hauptgrundſätzen mußte Einigkeit herrſchen. Trat ja eine Modification in der Richtung der Principien ein, ſo mußte immer wieder das Geſammtminiſterium einhellig dafür einſtehen. So wenigſtens denken wir uns den Gang der Dinge, ſo lange der Fürſt an der Spitze der Geſchäfte ſtand, und

*) „Einig in den Grundſätzen, werden die Worte und Handlungen eines Jeden von uns der Ausdruck der Politik des Geſammtminiſteriums ſein.“ Worte des miniſteriellen Programms. Wenn an einem der proclamirten Grundſätze, ſo hielt der Fürſt gewiß an dieſem mit eiſerner Conſequenz feſt und er würde gewiß eher ſelbſt vom Schauplatze abgetreten ſeyn, als daran eine Aenderung geſtattet haben. Vielleicht laſſen ſich dadurch manche Vorkommniſſe erklären. —

nach seinem Tode trat ein erhabener Garant für jene grundsätzliche Solidarität ein — der Monarch selbst. Jenen successiven Personenwechsel betreffend, so sind wir vollkommen überzeugt, daß dem Zurücktretenden, oder in andere Sphären Uebergehenden die persönliche Achtung des Fürsten folgte;*) denn wenn irgend Jemand, so wußte er geistige Begabung, thätige Kraft und Berufstreue und vor allem Charakter zu schätzen. Als Ministerpräsident mußte er aber dem unverletzlichen Grundsatze: „Unwandelbare Uebereinstimmung," jede

*) Von den ursprünglichen Mitgliedern des Novemberministeriums ist bekanntlich Hr. von Bruck nachgerade aus dem Cabinete geschieden. Welches auch immer die Gründe dieses Rücktrittes gewesen seyn mögen, sie konnten die Anerkennung nicht vermindern, die der Fürst am wenigsten der genialen Kraft und dem schwungvollen Unternehmungsgeiste versagte. Was in den ersten Jahren des Ministeriums Schwarzenberg nach Innen und Außen Großes geschaffen oder angebahnt worden, immer wird der Name Bruck damit in ehrenvoller Verbindung stehen. Nach des Grafen von Stadion Erkrankung und Dr. Bach's Uebertritt in das Ministerium des Innern hatte Hr. von Schmerling das Portefeuille der Justiz übernommen. Geschäftskenntniß, Gesinnungstüchtigkeit und Festigkeit des Charakters wird diesem Staatsmanne kaum Jemand absprechen können. Er hatte sich in diesen Beziehungen schon als Reichsminister unter schwierigen Verhältnissen bewährt, und nur tadelnswerthe Vergeßlichkeit könnte übersehen, daß derselbe bereits bei den Wahlen zum Frankfurter Parlamente sich dahin erklärte: „Er sei vor allem Anderen Oesterreicher," eine Deklaration, die ihm von gegnerischer Seite nachmals oft vorgerückt worden. Aber gerade auf dieses Glaubensbekenntniß wußte der verewigte Fürst ein großes Gewicht zu legen. — Späterhin resignirte Hr. von Schmerling das Ministerportefeuille. — Post varios casus in den Oktobertagen, die den Freiherrn von Kraus in die kritischesten Lagen versetzten, in die nur irgend ein Minister, zumal ein Finanzminister, gerathen kann, trat derselbe in gleicher Eigenschaft in das Novemberministerium. Auf welch' dornigen Pfaden der höchste Financier Oesterreichs im Sturm und Drange der letzten Jahre zu wandeln hatte, ist bekannt, so wie nicht minder, daß sich kein Engel fand, die vielen Steine des Anstoßes aus dem Wege zu räumen. In den kaiserl. Reichsrath, wohin Hrn. von Kraus das Vertrauen seines Monarchen berufen, hat derselbe eine gewiß seltene Geschäftspraxis, ausgebreitete Kenntniß des Staatsorganismus und eine Arbeitsausdauer mitgebracht, die von Allen gerühmt wird, die die Persönlichkeit des unermüdlichen Mannes näher kennen. — Von einem traurigen Geschicke wurde der tüchtige, gewandte, geistvoll-rührige, gesinnungstreue und schon vor dem März 1848 als hoher Staatsbeamter ausgezeichnete Graf Stadion ereilt. Wie so manchen Anderen hat ihn das Sturmjahr 1848, besonders aber der Reichstag, auf dem Gewissen. Die späteren Anstrengungen und geschäftlichen Aufregungen beschleunigten nur die Katastrophe. Das rasche Verbleichen seines Lebensgestirns durfte dem Fürsten als ominöse Vorbedeutung gelten. Ob er dieß wohl geahnt? —

andere Rücksicht unterordnen. — Von den Männern des Novemberministeriums ist in diesem Augenblicke nur noch der Nachfolger Stadions im Ministerium des Innern, Dr. Alexander Bach, übrig und auf demselben Platze zu finden. Ihm, als dem Jüngeren, war es beschieden, vom letzten Hauche der entfliehenden Seele des Fürsten angeweht zu werden und den Engel des ewigen Friedens seinen Himmelssittig über das Antlitz des Verblichenen breiten zu sehen. Gewiß ein unvergeßlicher Moment für Denjenigen, der einem so beklagenswerthen Verluste gegenüber ungewöhnlichen Trost in dem Bewußtseyn suchen durfte, die warme Zuneigung und aufrichtige Achtung des Hingeschiedenen besessen zu haben. Ohne Zweifel hat ihm auch dieß Bewußtseyn vor wie nach dem Tode des Fürsten genügende Entschädigung geboten sowohl für den Haß der Schlechten, als für die schwer zu gewinnende Neigung der mit dem Wandel der Zeiten nicht leicht zu Versöhnenden. War er den Einen zu rasch gestiegen, oder vielmehr verdroß es sie, auf seinen Fall allzu-lange warten zu müssen, so verzehrten sich die Anderen im stillen Ingrimm, ihn überhaupt hoch über dem Pfuhle schweben zu sehen, worin sie selber versunken waren. Nachdem es der verpehmten Schaar der enfants terribles der Revolution nicht gelungen war und auch nie gelungen seyn würde, ihn mit sich fortzureißen, so hätte man ihn doch wenigstens gar zu gerne zu einem enfant perdu des politischen Umsturzes gestempelt, die Berechtigung dazu auf Märzantecedentien und den bekannten Satz stützend: „Wer sich vom Bösen bei einem Haare fassen lasse, der sei auf ewig sein.“ Das aber ist gerade der Verdammungsspruch, der diese Consequenzzieher zunächst trifft und eine breite, den März 1848 vom Mai und der späteren Zeit trennende Kluft zwischen sie und den Mann legt, der den Versucher im rechten Augenblicke weit von sich weggewiesen. So viel uns bekannt, war dem späteren Minister vom ersten Augenblicke an die Aufgabe zugefallen, die durch ein Zusammentreffen von mannigfach in einander greifenden Ursachen und zusammenwirkenden Momenten erzeugte Bewegung innerhalb bestimmter Grenzen zu leiten und bemüht zu seyn,

dieselbe auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen. Maßhalten, das ist vor Allem das Kriterium des wahrhaft verständigen, innerlich geordneten und wohldenkenden Mannes. Von dem Augenblicke der über das Ziel hinauszustürmen beginnenden Bewegung an war Dr. Bach nicht unter denjenigen zu finden, die sich vor dem sogenannten „Wehen des Zeitgeistes" beugten, und der Ministersitz war für ihn zur Armensünderbank geworden denen gegenüber, die nicht übel Lust hatten, die Danton-Minosse und Marat-Rhadamanthusse der Revolution zu spielen. Man weiß, welchen Platz die Lynchjustiz des Oktobers für ihn ausersehen hatte. Damals, als sich der Minister zu dem Epitheton: „volksthümlich-constitutionnell" bekannte, war dieß in Oesterreich ein loyaler, selbst in den höchsten Sphären adoptirter Titel; oder nannte sich nicht zu jener Zeit selbst der Monarch den „constitutionnellen Kaiser von Oesterreich?" Das war auch damals eine Wahrheit, an der Niemand in Oesterreich zu zweifeln wagte, Jene ausgenommen, die Schlimmes im Schilde führten. Als constitutionneller Minister erscheint Dr. Alexander Bach nach dem Oktober wieder, so gut wie Fürst Schwarzenberg und die übrigen Ministercollegen; wiegt das geringer in der Wagschale, oder hat constitutionnell vor dem Oktober 1848 eine andere Bedeutung, als nach dem Oktober? Fast scheint es, als ob sich die vorwurfschmiedenden Anhänger der ersteren Version bei diesem Punkte auf geheimen Hintergedanken betreten ließen. — Wir fühlen uns übrigens nicht berufen, den Apologeten eines Ministers zu spielen, den das fortdauernde Vertrauen seines Monarchen und die fortgesetzte Erfüllung der einfachen Pflicht der Vaterlandsliebe, wie wir sein Verbleiben im Amte, allen Gegnern zum Trotze, auffassen zu sollen glauben, so wie die notorische und wahrlich nicht leicht zu erwerbende Achtung des verewigten Ministerpräsidenten des Bedürfnisses einer Vertheidigung überheben. Sollte es sich aber gleichwohl um ein unparteiisches Urtheil über diesen Minister handeln, so möchten wir uns am füglichsten der Stimme eines unbetheiligten und daher auch unbefangen urtheilenden Fremden bedienen. Vielleicht gewinnen die

Worte dadurch Gewicht, daß der Sprechende ein Franzoſe iſt. „On sait," ſagt Balleydier in ſeiner Geſchichte der Oeſterreich'ſchen Revolution,*) avec quel enthusiasme rèel ou simulé, la constitution, fille bâtard des journées de mars, fut accueillie par des hommes qui avaient depensé toute leur vie au service d'une idée contraire. Mr. Bach, dont l'âme, indépendante et vierge encore aux choses politiques, n'etait liée à aucun antécédent, crut de bonnefoi que cette forme nouvelle pouvait satisfaire les intérêts de tous; mais du jour où il aperçut, derrière la constitution, l'ombre de la république attendant son heure, et, derrière le manteau de la république, l'image du communisme, de ce jour-là M. Bach, se rappelant Barnave et Mirabeau, résolut d'arrêter la révolution, dût-il se jetter sous les roues de son char; de ce jour-là il se dévoua, tête et coeur, corps et âme au salut de la société et de la monarchie. — Dès sa première apparition sur la scène politique, Alexandre Bach annonça ses tendances vers les opinions et le système que le futur ministre s'efforcera bientôt de faire prévaloir. Partisan sincère de l'autorité souveraine et de la centralisation de la monarchie autrichienne il s'est montré constamment le plus énergique adversaire de la domination magyare.**) Les idées politiques qu'il eût souvent l'occasion d'émettre, au sujet des affaires d'Hongrie, n'eûrent jamais d'autre base que la nécessité de l'unité gouvernementale et politique de la monarchie; enfin il s'opposa, avec autant d'énergie que de talent, à la suppression absolue des corvées, mesure injuste au point de vue du droit, et qui, selon

*) Histoire des révolutions de l'Empire d'Autriche, Années 1848 et 1849, par Alphonse Balleydier. Tom. II, p. 119 u. ff.

**) Mit dieſem Punkte trifft analog zuſammen, was anderorten über eines der Hauptverdienſte des Miniſters in der inneren Politik, nämlich in Betreff des Ueberganges zu einer aktiveren Rolle den Donauſlaven gegenüber, geſagt wird. Es wird bei dieſer Gelegenheit beſonders die Annahme des Titels eines „Großwoiwoden der Serben" von Seite des Kaiſers von Oeſterreich hervorgehoben und dieſer Politik eine äußerſt günſtige Zukunft prognoſticirt. Darum begrüßt auch der Schilderer der Südſlaven, Hr. Neigebaur, in der Dedikation ſeines dießfälligen Werkes das Miniſterium Bach als „Fortſchritts-Miniſterium."

lui, ne pouvait être legitimée que par une indemnité acquittable par les paysans eux-mêmes. — Homme d'état habile, orateur parfait, travailleur infatigable Mr. Bach, quoique jeune encore, a trouvé, dans l'estime et la juste appréciation duparti conservateur, la récompense des nombreux services qu'il a rendus à l'ordre social; de plus, il a rencontré, dans la haine des démagogues, les honneurs que l'erreur accorde toujours à la verité. Du haut de la position hors ligne, où son talent et ses mérites l'ont élevé, il regarde passer à ses pieds le mensonge et la calomnie; il se réjouit même des attaques auxquelles il est en but, car il sait que la haine des agents du mal est toujours un titre à l'amour des gens de bien.“ So weit Balleydier, und wir wüßten diesem, wie uns dünkt, treffenden Charakterbilde nichts weiter hinzuzufügen, als etwa die Bemerkung, daß das zuletzt Ausgesprochene in der That zum Motto des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen dem Fürsten und seinem Ministercollegen geworden zu seyn scheint, eines Verhältnisses, das Zeit und Umstände in dem Grade befestigt haben,*) als die anfängliche Stellung des jungen Mannes im Novemberministerium, wie wenigstens von Einigen behauptet werden will, nicht sofort tiefere Wurzeln geschlagen haben soll. —

Wenige Tage nach dem Amtsantritte des Ministeriums — bereits am 27. November — verkündete der Ministerpräsident dem in Kremsier versammelten Reichstage das Programm der Zukunft. Der Proclamationsakt fand in derselben hochaufgeregten Reichstagssitzung statt, in welcher der Competenzstreit rücksichtlich der Oktoberprotokolle entbrannte. Die Czechenpartei stand den Germanophilen, in deren Führern zugleich der Wiener Parlamentsrumpf vom Oktober

*) Minister Dr. Bach war im Hause des Fürsten ein stets sehr gerne gesehener Gast und auch an öffentlichen Orten, wie z. B. im Theater, in der Loge des Fürsten sah man beide Staatsmänner im traulichen Gespräche. Die geistige Begabung, der vorurtheilsfreie Blick und die unermüdliche Hingebung des jüngeren Collegen in Geschäften fanden an dem Fürsten einen competenten Beurtheiler. „Zudem liebte der Fürst,“ wie Jemand aus dessen Umgebung richtig bemerkte, „Jeden von dem er sich überzeugt hielt, daß er es mit Oesterreich redlich meine.“ —

her repräsentirt war, gegenüber und diese Parteispaltung spiegelte im Kleinen den damals so sichtbar klaffenden Riß zwischen den Nationalitäten Oesterreichs im Großen zurück. Der Moment war jedenfalls ein bedeutsamer. Mit klaren, scharfbegrenzten, rückhaltlosen Worten formulirte das Programm die Aufgabe des neuen Ministeriums im Zusammenwirken mit den Vertretern des Volkes, die Aufgabe der Wiederherstellung sämmtlicher, so schwer erschütterter Grundlagen des Staates, die Regelung aller gesellschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse, überhaupt die Feststellung einer neuen Ordnung der Dinge, mit einem Worte: den Aufbau eines neuen und verjüngten, im Innern einigen, freien und erstarkten, nach Außen aber mächtigen und geachteten Oesterreich's. Offen und entschieden wurde zugleich und vor Allem die Neubildung Oesterreichs zu einem großen, einheitlichen Staatskörper verkündet. Die Aufgabe war eine herkulische, aber das Ministerium durfte sich Angesichts aller bereits bewältigten und noch zu bewältigenden Gefahren keine geringere stellen. Ernstlich darauf bedacht, „die Idee, welche ursprünglich den besseren Geistern des März vorgeschwebt, und die nur durch ein Vergreifen der Form und durch das nicht mit der nöthigen Vorsicht zurückgehaltene Eindringen anderer Elemente eine Zeit lang in dem Schwalle fremder Einflüsse zu verschwinden drohte, aus dem Schutte und dem Wirrsal der Revolution zu retten,"*) bekannte das Ministerium, „die constitutionnelle Monarchie aufrichtig und ohne Rückhalt zu wollen," es verhieß, „die Verwaltung nach den Bedürfnissen der Zeit umzuformen," es erklärte für seine Pflicht „sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, geschlagene Wunden zu lindern und so weit als möglich zu heilen," den in ihrer Freiheit bedrohten Nationalitäten sagte es offen seine Unterstützung zu, so wie es die Bekämpfung der Schreckensherrschaft einer verbrecherischen Partei mit der Gewalt der Waffen und die Wiederherstellung des Friedens verkündete. In Betreff der äußeren Verhältnisse, so deutete es zunächst den in der deut-

**) S. Dr. Meynert's „Geschichte der Ereignisse in der Oesterr. Monarchie während der Jahre 1848 und 1849" ꝛc. p. 622 und 623.

schen Frage einzuschlagenden Weg an. Es erklärte, „nicht in der Zerreißung der Monarchie liege die Größe, nicht in ihrer Schwächung die Kräftigung Deutschlands; Oesterreichs Fortbestand in staatlicher Einheit sei ein deutsches, wie ein europäisches Bedürfniß.“ Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, wollte es der natürlichen Entwicklung des noch nicht vollendeten Umgestaltungsprocesses entgegensehen. „Erst wenn das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt seien, werde es möglich seyn, die gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen. Bis dahin werde Oesterreich fortfahren seine Bundespflicht treulich zu erfüllen. In allen übrigen äußeren Beziehungen des Reichs werde das Ministerium die Interessen und die Würde Oesterreichs zu wahren wissen und keinerlei beirrenden Einfluß von außen auf die unabhängige Gestaltung der inneren Verhältnisse zulassen.“ — Ein Programm, wie dieses, konnte nicht verfehlen, im Allgemeinen den Eindruck der Befriedigung hervorzurufen. Indessen durfte man sich über die verschiedenartigen Motive der Acclamation nicht täuschen. Es fand den Beifall der Einen, weil sie aus demselben die beliebten Schlagworte der Zeit herausklingen zu hören vermeinten, und gefiel den Anderen, weil sie die constitutionnellen Formen, dieses angebetete Idol und Palladium aller Freiheit, unversehrt aus dem Läuterungsfeuer der Prüfung hervorgehen zu sehen wähnten; und wieder Andere freuten sich, weil es doch nun wieder einen Reichstag gab, der unbehindert fortdebattiren konnte. Am meisten gerechtfertigt war wohl der Beifall Jener, die sich an der festen, entschiedenen und geraden Sprache des Ministeriums erlabten, die da erkannten, daß wieder einmahl Männer in der vollen Bedeutung des Wortes am Ruder des Staates standen, klaren Blicks, bestimmten Willens und muthig genug, die Sprache eines großen und mächtigen Reiches zu sprechen. Diesen loyalen Beifallspendern kam es weit weniger auf ein größeres oder geringeres Maß der politischen Freiheit, auf eine mehr oder minder pünktliche Erfüllung der Programmverheißung, als vielmehr darauf an, Recht, Gesetz und öffentliche Ordnung gewährleistet,

die Regierungsgewalt in sicheren Händen und die Wiedererkräftigung des Staates von seiner tiefen Erschütterung in Aussicht gestellt zu sehen. Wie groß die Zahl dieser Patrioten, wir wissen es nicht, glauben aber deren Zahl nicht gering anschlagen zu sollen. Daneben fehlte es übrigens nicht an Zweiflern und Mißtrauischen, zumal im Reichstage selbst; das verrieth sich zunächst an jenem historisch denkwürdigen Tage der Thronbesteigung Sr. Maj. des jetzt regierenden Kaisers. Als damals verschiedenen Reichstagsdeputirten die im nächsten Augenblicke bevorstehende Mittheilung eines wichtigen Ereignisses von einem bereits Unterrichteten angedeutet worden, vermutheten die Meisten nichts Anderes, als die Auflösung des Reichstags. Ihnen erschien das Ministerprogramm nur als Chimäre, als buntes Aushängeschild, um eine Weile die Aufmerksamkeit zu beschäftigen und von geheimen Maßregeln abzuziehen. Sie meinten, das Ministerium wolle nur temporisiren, um ungestört hinter dem blendenden Scheine arbeiten zu können. Sie hätten sich nachgerade überzeugen können, daß ein dreijähriges Verbergen hinter dem Scheine denn doch der Mühe nicht gelohnt haben würde, wenn man von vornherein mit anderen Planen umgegangen. Mit dieser Sorte von Skeptikern ist nicht zu rechten. — Auf einem ganz anderen Standpunkte des Zweifels standen wieder Andere, die sich mit dem Maß des Verheißenen nicht einverstanden erklären konnten und die da meinten, man werde nicht Wort halten können, weil man zu viel und mitunter Unmögliches versprochen. Uebrigens fiel es ihnen nicht ein, den redlichen Willen des Ministeriums anzuzweifeln. Dem Anscheine nach haben diese Letzteren allerdings Recht behalten, aber auch nur rücksichtlich ihrer einseitigen Auffassung des Ministerprogramms, denn, so wie die meisten anderen Interpreten, übersehen auch sie die überall auf Voraussetzungen gegründeten und an bestimmte Bedingungen geknüpften Positionen des Programms. Daher der Irrthum der sanguinischen, wie der kühleren, aber oberflächlichen Ausleger. Am unverständlichsten dünkte den Meisten der Punkt über die deutsche Frage. Man fand ihn zu unbestimmt, zu vag, und in Deutschland

warf man auch noch späterhin Oesterreich beständig vor, es biete noch immer nichts Positives. Es ist nicht einzusehen, wie im November 1848 Deutschland gegenüber, aus welchem man Oesterreich „herausparagraphiren" wollte, hätte bestimmter gesprochen werden sollen. Auf den berüchtigten Paragraph 2 der deutschen Reichsverfassung antwortete Oesterreich zuerst mit der Stimme der Entrüstung in seinen deutschen Provinzen selbst über die versuchte Zerreißung der Monarchie, in dem Ministerprogramme aber durch den Hinweis auf den Fortbestand Oesterreichs in staatlicher Einheit als auf ein deutsches wie europäisches Bedürfniß.*) Es antwortete ferner auf die fortgesetzten antiösterreichischen und zuletzt revolutionären Bestrebungen durch Abberufung seiner Deputirten aus der Paulskirche, späterhin aber auf überraschende Weise durch die Erklärung seines Gesammteintritts in Deutschland, durch den großartigen Gedanken eines gemeinsamen Zoll- und Handelsgebietes und durch das Zurückkommen auf die seiner Zeit im Frankfurter Parlamente von Oesterreichischen Deputirten angeregte, aber an den erhabenen Geistern der Paulskirche damals spurlos vorübergegangene Gründung eines mitteleuropäischen Reiches. Es antwortete endlich auch durch den Mund des Ministeriums in Kremsier klar und bündig: „nicht aufhören zu wollen, seine Bundespflichten gegen Deutschland treulich zu erfüllen." Ebenso wenig zweifelhaft konnte der Sinn der Stelle im Ministerprogramm in Betreff „der zu bestimmenden staatlichen Beziehung des verjüngten Oesterreichs zum verjüngten Deutschland" seyn, wenn man die damalige diffuse Lage Oesterreichs in's Auge faßt und nicht vergißt, daß ja die Frankfurter Verfassungsarbeit ausdrücklich der Vereinbarung mit den Regierungen vorbehalten war. Oesterreichs, so gut wie Deutschlands staatliche Zustände waren für den Augenblick

*) In diesem Hinweise auf die staatliche Totalität der Oesterr. Monarchie lag, im Zusammenhalte mit den übrigen, das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland betreffenden Stellen des Ministerprogramms, die Idee des künftigen Gesammteintrittes Oesterreichs in ein inniges Bundesverhältniß zu Deutschland vorangedeutet. Den heller Sehenden konnte dieß schon damals nicht entgehen. — Aber es war eben kein Ueberfluß von Hellsehenden vorhanden.

problematisch und im Umstaltungsprocesse begriffen, innere Konsolidirung that auf der einen, wie auf der anderen Seite noth. Bis dahin mußte das Definitivum eines neuen gegenseitigen Verhältnisses in der Schwebe bleiben, ohne daß deshalb die alten Verpflichtungen als aufgehoben zu betrachten waren. Oesterreich hielt an der Ansicht fest: wenn auch keine Bundesversammlung existire, habe darum der Bund doch nicht aufgehört. Bekanntlich verfocht Preußen die entgegengesetzte Ansicht, und daher die bitteren Consequenzen jenes diametralen Gegensatzes. Sehen wir indessen für jetzt noch von den deutschen Angelegenheiten ab; wir kommen in Kurzem auf dieses traurige Thema mit dem Motto: „Hinc illae lacrimae" wieder zurück. —

War das Programm des Ministeriums, wie sich ein neuerer Schriftsteller ausdrückt, „mehr als ein solches, war es eine That," so verdient wohl der wenige Tage später vollbrachte Akt im vollen Sinne des Wortes den Namen eines historischen Ereignisses von weitreichenden Folgen. Wir meinen den Thronentsagungsakt Sr. Maj. des Kaisers Ferdinand und die Succession des jugendlichen Herrschers Franz Josef. Viele überraschende Dinge hatten sich bis dahin seit den Märztagen zugetragen, von einer größeren Ueberraschung aber konnten die Völker Oesterreichs nicht ereilt werden, als von der Kunde des Ereignisses vom 2. Dezember 1848 im fürsterzbischöflichen Residenzschlosse zu Olmütz. Wie einst Karl V. war Ferdinand der Gütige vor der Zeit von dem Throne seiner Väter gestiegen, um der „durch den Drang der Ereignisse und durch das unverkennbare und unabweisliche Bedürfniß nach einer großen und umfassenden Umgestaltung der Staatsformen, welchem er im Monate März entgegenzukommen und die Bahn zu brechen beflissen war, in ihm festgestellten Ueberzeugung Folge zu geben, daß es jüngerer Kräfte bedürfe, um das große Werk zu fördern und einer gedeihlichen Vollendung zuzuführen." Er that diesen Schritt „nach reiflicher Ueberlegung und durchdrungen von der gebieterischen Nothwendigkeit desselben." Sowohl der resignirende, als der thronbesteigende Monarch

gaben in klaren, wohl verständlichen und bezeichnenden Worten den Völkern Oesterreichs die Motive des Geschehenen kund und der nunmehrige Träger der Krone wiederholte in kurzen, prägnanten Sätzen das Programm der Zukunft. Von diesem Augenblicke an konnte man sowohl in die letztere deutlich hineinsehen, als auch auf die Vergangenheit klaren Auges zurückblicken. Nunmehr hätte das Erstaunen dem richtigen Verständnisse weichen sollen. Nichtsdestoweniger bemächtigten sich der Parteigeist und die Conjekturalpolitik der Kannegießer des Ereignisses und deuteten es auf ihre Weise aus. Wir wollen ihnen auf dieses unkrautumwucherte Gebiet nicht folgen und jenes hochwichtige fait accompli der Oesterr. Geschichte durch dergleichen verrottete Allotria in seiner erhabenen Einfachheit nicht verunstalten. Aber wir hören die bedeutsame Frage an uns richten: „In welcher Beziehung stand der Fürst Schwarzenberg zu jener Eventualität und welchen Einfluß hat er darauf genommen?" Wir könnten vielleicht darauf anworten: Offenbar einen nicht unwesentlichen und die Bildung seines Ministeriums war eine zugleich besprochene Combination; aber wir bescheiden uns, lediglich zu erwiedern: Offenbar in der Beziehung, welche einem Premier, der zugleich Minister des kaiserl. Hauses, in solchen Fällen zukommt. Uebrigens vergleiche man das Entstehungsdatum des Ministeriums Schwarzenberg mit jenem des Thronwechsels und bemesse die zwischen beiden liegende Zeitspanne, bemerke zudem, daß der Bildungsproceß des neuen Ministeriums bereits in den Anfang des November fällt, verliere überdieß „den Drang der Ereignisse und das unverkennbare, unabweisliche Bedürfniß," worauf in dem Manifeste Kaisers Ferdinand hingedeutet ist, nicht aus den Augen, und erinnere sich, daß ein dunkles Gerücht von der Thronentsagung des Kaisers schon nach den Märztagen einen Moment lang aufgetaucht war: und man hat Prämissen zu weiteren Schlüssen zur Genüge. Die müßige Neugierde nach sogenannten „Aufschlüssen" fühlen wir uns nicht berufen zu befriedigen, selbst in dem Falle nicht, daß wir in der Lage wären, erstere zu geben. Noch stehen wir den Ereignissen zu nahe, um auf

ein unparteiisches Verständniß rechnen zu können und es ist ein Vorrecht der Geschichte, die Distanz zu bestimmen, in welcher Thatsachen und Persönlichkeiten in ihrer richtigen Proportion erscheinen. Wir wollen dieser natürlichen Entwickelung nicht vorgreifen. Vielleicht liegen auch bereits Gedenkblätter irgend eines unterrichteten Zeitgenossen im Pulte, geeignet, den Rückblick eines künftigen Geschlechtes auf Vergangenes zu orientiren.

Mit der Thronbesteigung des jugendlichen Monarchen Oesterreichs war nun der Augenblick gekommen, den nunmehrigen Wahlspruch der Regierung: „Mit vereinten Kräften" in allen Beziehungen und nach allen Richtungen zur vollen Geltung zu bringen und zur Wahrheit zu machen. Gähnend öffnete sich am Schlusse des Jahres 1848 das Thor der Zukunft und zeigte Abgründe, die ausgefüllt werden mußten, um über sie hinweg in's Freie zu gelangen und festen Boden für den neuen staatlichen Bau zu gewinnen. „Besonnen, aber entschieden vorwärts!" lautete die Devise des Ministeriums, aber um vorwärts zu kommen bedurfte es einer riesigen, rastlosen Thätigkeit des Ministeriums. Es war die Zeit gekommen, wo der Fürst fast wochenlang selten vor 5 Uhr des Morgens sich zur Ruhe begab, und wahrscheinlich schon damals den Grund zu jener Nervenzerrüttung legte, die endlich sein vorschnelles Ende herbeigeführt. Ein so schwieriger Uebergang wie jener vom Jahre 1848 zu jenem von 1849 ist wohl in Oesterreich nicht sobald erlebt worden. Im Innern ein zu bekämpfender, kühn herausfordernder Gegner, an den äußersten Marken der Monarchie ein eben erst bewältigter, und dennoch schon wieder, wie man wohl wußte, heimlich zum Angriffe rüstender Feind, auf der entgegengesetzten Seite höchst unzuverlässige, unruhige und im eigenen Hause wirrsalvolle Nachbaren, in Mitten des Reichs eine eben erst zum Gehorsam zurückgeführte, aber noch im anormalen Zustande befindliche Hauptstadt, zudem überall das schreiende Bedürfniß nach einer neuen Organisation der Dinge, nach legislativen Maßregeln und Verwirklichung der im Ministerprogramm in Aussicht gestellten administrativen Reformen, überdieß und zum Ueberflusse die

Verhältnisse zum fernen Auslande größtentheils getrübt, unsicher und schwankend, wie die dortigen Zustände selbst oder je nach der unklaren und winkelzügigen Politik und den Interessen jener Staaten. In der That hätte es der nunmehr noch hinzukommenden Conflikte mit der in Kremsier tagenden Reichsversammlung nicht bedurft, um die Situation des Ministeriums zu einer sehr dornigen und schwierigen zu machen. Schon die Debatten über die ministerielle Finanzvorlage im Dezember ließen einen ahnungsvollen Blick in die nächste Zukunft thun. Der Gemeindegesetzentwurf verunglückte vollends und ernste Zerwürfnisse drohten fühlbar herein. Zum entschiedenen Bruche führte aber erst die Diskussion über die Grundrechte mit dem an die Spitze derselben gestellten Principe der Volkssouveränität. Diese ominöse Voranstellung enthüllte mit einem Male die ganze Tragweite der reichstäglichen Tendenzen, gegen deren reißende Strömung die besseren und besonneneren Elemente im Schooße der Versammlung nichts auszurichten vermochten. Hätte sich das Ministerium dieser subversiven Thätigkeit gegenüber passiv verhalten sollen? Es hätte nur das Gesammtwohl des Staates aus den Augen setzen und das monarchische so gut wie das Einheitsprincip des Zukunftsprogramms Oesterreichs leichtsinnig preisgeben müssen. Da trat Minister Stadion energisch und entschieden in die Schranken und hob den hingeworfenen Fehdehandschuh auf. Noch war es für den Reichstag Zeit einzulenken, noch waren die Würfel nicht unwiderruflich gefallen. Als aber die Versammlung zu Kremsier in ihrem Souveränitätsdünkel fortfuhr, grundrechtlichen Radicalismus zu treiben und theoretische Revolution zu machen, als sie sich nicht abhalten ließ, allem Bestehenden grundsätzlich mit der Faust in's Gesicht zu schlagen und die Herren Pinkas, Rüger, Fischof, Schuselka ꝛc. ein welthistorisches Verdienst darein setzten diesen Akt des politischen Unverstandes mit fulminanten Philippiken und sogar mit thörichten Blasphemien zu inauguriren: da war allerdings an einen friedlichen Vergleich, an ein gütliches Compromiß nicht mehr zu denken. Der Reichstag hat sein Geschick herausgefordert und wurde denn auch von demselben

ereilt. Er ging an seiner eigenen Maßlosigkeit und seinem eigenen Unverstande zu Grunde. Das Ministerium kam in den in seinem Programme vorgesehenen Fall, die wahre Freiheit gegen eine falsche Doppelgängerin in Schutz nehmen zu müssen. Wenn von dem Reichstage noch zu Ende November 1848 gesagt worden: „er beweise, daß er die ernsten Lehren des vergangenen stürmischen Sommers zu beherzigen wisse," so lautete jetzt der Ausspruch aller Besonnenen über ihn dahin: „er sei zur gänzlichen Bedeutungslosigkeit herabgesunken, nutzlos und reich an politischer Unfähigkeit, Unwissenheit und Rohheit." Ob bei einer derartigen Qualifikation wenigstens „die Ehre des Reichstags gerettet war, selbst wenn er aufgelöst würde," wie Hr. Pinkas, ein Wort Franz I. von Frankreich mehr parodirend, als copirend, pomphaft prahlte, ist eine Frage, worauf bereits die Zeit geantwortet hat. Und der Reichstag wurde in der That, trotz der gerettet gewähnten Ehre, aufgelöst, weil er in Wahrheit aufgehört hatte, die Völker Oesterreichs zu repräsentiren und thatsächlich nichts anderes darstellte, als einen „auf Staatskosten existirenden Club," an dessen notorische Ultras sich bereits kryptogame Clubbs in Kremsier anzusetzen und im heimlichen Dunkel Agenten der ausländischen Propaganda anzuschließen anfingen. Der entscheidende Streich in der Nacht vom 6. zum 7. März 1849 durchschnitt so manche fein gesponnene Fäden. Etwas weniger Zaudern in der Ausführung der angeordneten Maßregeln von Seite einiger damit Beauftragten: und so Mancher wäre im Interesse wichtiger Geständnisse um sein Ferseugeld gekommen. Man glaube übrigens nicht, der Fürst hätte sich etwa allzuschnell zur Auflösung des Reichstags entschlossen. Bereits geraume Zeit früher war er auf diese Maßregel als auf eine unausbleibliche Eventualität von eingeweihten und zuverlässigen Männern aufmerksam gemacht worden; aber er widerstand lange, bis die Nothwendigkeit mit eisernem Finger auf die 11te Stunde — unmittelbar vor der projektirten En-bloc-Annahme des Verfassungsentwurfes — hindeutete. Dann aber entschloß er sich rasch und beharrte fest, während selbst ein Graf Stadion noch in der entscheidenden

Stunde schwankend geworden zu seyn schien und — die Stimmungen einzelner Deputirten sondirend — nur auf schüchterne oder eingeschüchterte Gemüther stieß. — Von den Gegnern des Ministeriums und allen Demokraten wurde das Geschehene allerdings als ein Akt der Gewalt und Willkür verschrieen; in den Augen aller Besonnenen aber, die den Boden des Vaterlandes von den Schmarotzergewächsen der Revolution gesäubert wünschen mußten, war es eine rettende That, der erste Schritt zur endlichen Schließung der Revolution und zur Ermöglichung der Einheit des Reiches, die bei einer Verfassung mit dem Grundsatze der Volkssouveränität an der Spitze (welche chamäleontinischen Nüancen des Volkswillens hätten wohl Oesterreichs bunte Nationalitäten nachgerade geboren!) eine Chimäre geblieben wäre. Schließung der Revolution und strenge Abwehr jedes Mißbrauchs der Freiheit bei voller Gestattung eines vernünftigen Maßes derselben: darauf kam es in diesem kritischen Augenblicke an, worauf auch das kaiserl. Manifest bei diesem Anlasse mit vollem Rechte hindeutete. — Indem die Regierung den Reichstag seiner unnützen und unpraktischen Beschäftigung enthob, übernahm sie zugleich die demselben zur Lösung obgelegene Aufgabe und lud hiermit eine ungeheure Arbeitslast auf die eigenen Schultern. Um selbst nicht einen Augenblick lang tabula rasa zu lassen und sofort mit schöpferischem Beginnen hervorzutreten, wurde die octroyirte Reichsverfassung vom 4. März im Gefolge von „Grundrechten des österr. Volkes" publicirt und zugleich das Erscheinen der Verfassungen aller einzelnen Kronländer der Oesterr. Monarchie noch im Laufe von 1849 in Aussicht gestellt. In den erstgenannten Fundamentalurkunden wurde ein so reiches Maß von Freiheit gewährt, daß sich wohl selbst der Liberalste unter den Altliberalen damit zufriedenstellen konnte und daß es sogar nach manchen Seiten hin gleich anfänglich Bedenken erregte. Nur die Demokraten vom reinsten Wasser und deren Affiliirten fanden sich nicht befriedigt, vermißten sie doch an der Spitze der Grundrechte ein ihnen über Alles theures Idol, und mußten nicht die Föderalisten, Slawomanen und wie die politischen Sekten alle

hießen gewaltigen Anstoß an dem Grundpfeiler der Reichsverfassung nehmen: „Alle Kronländer bilden die freie, selbständige, untheilbare und unauflösbare Oesterr. Erbmonarchie." — Uebrigens merkte man dem frisch-kräftigen, ausdrucksvollen und scharf präcisirenden Tone der erwähnten Urkunde die Energie und volle Bewußtheit des Willens, die Positivität des Gedankens, die Frische, gleichwohl aber auch die Eile des Ursprungs an, dessen man auch in der Folgezeit nicht Hehl hatte. Ueber den praktischen Werth der octroyirten Charte und die Realisirbarkeit ihres Grundgedankens konnte nur die Zeit entscheiden, und sie hat auch darüber entschieden. Zu je größerer Hast man gleich anfänglich bei den ersten Schritten von den Umständen gedrängt worden, desto räthlicher war eine spätere Bedächtlichkeit bei der Durchführung des ganzen Verfassungswerkes. Glücklicherweise ließ sich auch beim besten Willen in der Sache nichts übereilen. Die persönlichen constitutionellen Ueberzeugungen des Fürsten betreffend, so haben wir bereits früher davon gesprochen; genug zur Orientirung sowohl für Freund als Feind, für Diejenigen, die ihn als Absolutisten und Reaktionär verschrieen, als auch für Jene, die, wohlwollender gesinnt, ihm einen Grad von constitutionellen Sympathien nicht absprechen zu dürfen glaubten. Als Staatsmann, und zumal als Oesterreicher, mußte er seine Ansichten und Meinungen unbedingt dem Gesichtspunkte des Staatswohls unterordnen, und er that dieß auf so eclatante Weise, daß an seinem „vollausgeprägten Oesterreicherthum"*) wohl weder Jemand zu zweifeln Ursache fand, noch auch wagen durfte. „Als Oesterreicher," äußerte er einst, „wäre

*) Dieses „vollausgeprägte Oesterreicherthum" gab sich auch bei verschiedenen anderen Gelegenheiten auf bezeichnende Weise zu erkennen. Einem warmen Czechophilen, der sich auf die landsmannschaftliche Parität mit dem Fürsten (der Geburtsstätte nach war der Letztere allerdings ein Böhme) viel zu Gute that und denselben für gewisse partikularistische Interessen zu gewinnen suchte, gab der Fürst den überraschenden und wohlverständlichen Bescheid: „Zuerst bin ich Oesterreicher, dann erst Böhme." Er hatte in Kremsier Gelegenheit gehabt, dem Werthe der czechischen Sympathien auf den Grund zu sehen. — Andererseits waren ihm die thatlosen Selbstberühmungen sogenannter Oesterr. Patrioten in der Seele zuwider. Nach dem Jahre 1848 wollte gar Mancher seinen Oesterr. Patriotismus herauskehren, den

mir jede Verfassung recht, wenn sie nur das Reich groß, mächtig und glücklich macht; aber es ist meine unerschütterliche Ueberzeugung, daß dieß nur die monarchische Verfassung mit unserem ehrwürdigen und glorreichen Herrscherhause zu thun vermag."

Dem Akte einer unerläßlichen, keineswegs aber „bedauerlichen" Selbsthülfe in Kremsier mußten aber in beflügelter Eile noch andere rettende Thaten folgen. Ueberhaupt stellten alle Zeichen dem eben angebrochenen Jahre ein ereignißschwangeres und entscheidungsvolles Prognostikon. In vielen Beziehungen sollte es nur zu wahr werden, daß dieses Jahr nur die natürlichen und nothwendigen Folgen vorangegangener Begebenheiten zu Tage fördern werde und daß von vielen Ereignissen von 1849 der Anfang im Jahre 1848 zu suchen sein werde. In Betreff des nunmehr in Ungarn zum vollen Ausbruche gelangten Kampfes ist die Wahrheit des Gesagten nur zu sehr in die Augen springend. Aber auch in Bezug auf die neuerlichen italienischen Ereignisse, den abermals von Sardinien muthwillig heraufbeschworenen Krieg und die weiteren Schilderhebungen im nördlichen und mittleren Italien leidet jene Bemerkung volle Anwendung. Wäre gleich nach dem ersten ital. Feldzuge der Friede in Turin diktirt worden und hätten die heimischen, so wie die deutschen Verwickelungen überhaupt Oesterreich mehr freie Hand gelassen, Manches wäre anders geworden. So aber mußte das Schwert zum zweiten Male gezückt werden, um eitle Wahngebilde zu zerstören und den Hochmuth zu Falle zu bringen. Wenige Tage nach der „Weghauchung der Kremsierer Worthelden in alle vier Winde" erhob sich der greise Sieger von Custozza, wiewohl schwächer an Zahl und Macht, um eine neue Herausforderung des „Schwertes von Italien" nachdrücklich zu beantworten. Die Tage von Mortara und Novara entschieden über

man früher im entgegengesetzten Lager zu suchen hatte. Auf eine derartige pseudoösterr.-patriotische Berühmung erwiederte der Fürst bei einer Gelegenheit lakonisch: „Jetzt ist es leicht Oesterreicher zu seyn." In seinen Augen hatte nur jener Oesterr. Patriotismus moralischen und praktischen Werth, der inmitten der vulkanischen Ausbrüche des Aufruhrs die Feuerprobe bestanden. —

den Ruhm Carl Alberts. Auf das zuversichtliche: „Italia farà da se" des Letzteren hatte seiner Zeit Fürst Schwarzenberg in richtiger Voraussicht geantwortet: „L'Italie se perdra d'elle même." Wenn Italien in entscheidender Stunde noch vom Abgrunde zurückgerissen wurde, so ist es wenigstens nicht das Verdienst seiner Helden und republikanischen Staatsmänner. Der als hart gescholtene Waffenstillstand mit Sardinien war nur eine wohlberechtigte Sicherheitsmaßregel und der spätere Frieden (6. August 1849) hat Oesterreich nur zu seinem Rechte im strengsten Sinne des Wortes verholfen. In ihrem Minister Baron von Bruck hat die Oesterr. Regierung einen tüchtigen Friedensnegociator ausersehen. Ueberdieß fanden die Waffen Oesterreichs in Italien noch vielfältige Beschäftigung. Sie hielten Mailand in Schach, züchtigten Brescia, führten den Großherzog von Toskana und die Herzoge von Parma und Modena in ihre Staaten zurück und bereiteten die Rückkehr des Papstes nach Rom vor. (Einrücken der Oesterreicher in die Legationen, Bestrafung von Ferrara, Bologna und Ancona.)*) In Mailand wurde an die Säuberung des revolutionären Augiasstalles Hand angelegt, wobei freilich ungebetene Fremde, wie z. B. Schweizer, etwas übel wegkamen. Indessen wurde auch manch' eine weitaussehende friedliche Eroberung in Italien durch das verhaßte Oesterreich angebahnt, wie z. B. die späteren Zoll-Handels-Post-Schifffahrts- und Eisenbahnverträge, und die eigentliche Initiative zu einem „italienischen Bunde" mußte, durch eine in der That seltsame Fügung des Geschicks, eben von diesem verhaßten Oesterreich ausgehen. — Wäre das Vollbringen des bisher Geschilderten für jeden anderen Staat schon eine hinlänglich beschäftigende Aufgabe gewesen, so hatte Oesterreich gleichzeitig noch viele andere und viel schwierigere zu lösen. Galt es in

*) In Folge jener Ereignisse und als Anerkenntniß der glänzenden Verdienste des Fürsten um Wiederherstellung und Befestigung der Ordnung in Rom, so wie um Erhaltung eines innigen Einvernehmens Oesterreich's mit dem h. Stuhle, erhielt der Fürst mittelst päbstl. Breves vom 21. Juni 1849 das Großkreuz des Pius-Ordens; eine Auszeichnung, die zugleich von einem höchst schmeichelhaften Schreiben des Cardinals-Staatssekretaires Monsignor Antonelli begleitet war.

Italien übermüthige und perfide Angriffe auf sein gutes Recht abzuwehren und sich in eine Achtung gebietende Stellung zu versetzen, zudem seinen historisch berechtigten Einfluß zu wahren, so kam es in Ungarn darauf an, nicht nur einen kostbaren und alle Segnungen der Zukunft verheißenden Bestandtheil des Oesterr. Gesammtstaates in unauflöslichem Verbande mit demselben zu erhalten,*) sondern auch ein großes und kräftereiches Land, eine wahre Völkerwiege, vor den Folgen einer kaum begreiflichen Bethörung zu bewahren und vom sicheren Verderben zu retten. Hier war mit der geschichtlich gebotenen Lösung der Aufgabe des Oesterr. Herrscherhauses, nämlich mit der „Selbsteroberung des eigenen Reiches," zunächst der Anfang zu machen, und dem neuen, seine große Mission ebenso ernst als feurig auffassenden Monarchen Oesterreichs war es vorbehalten die Initiative dieses folgewichtigen Werkes zu ergreifen. Gerade darin, daß nach seiner Thronbesteigung jede Brücke friedlicher Verständigung von Seite Ungarns abgebrochen worden und der Kampf unvermeidlich ward, schien ein Wink der Vorsehung zu liegen, den Moment nicht zu versäumen und muthig Hand an's bedeutsame Werk zu legen. Und er ward verstanden, vom jugendlichen Herrscher, wie von seinen treuen Räthen. „Aber," wirft man ein, „Oesterreich hat dabei seine Kräfte überschätzt und vermochte ohne fremde Hülfe jene Aufgabe nicht zu lösen. Das aber hat ihm schwere moralische Nachtheile gebracht, die es erst in der Zukunft schwer empfinden wird. Indem es

*) Sehr richtig bemerkt Prof. Bülau in seinen politischen Betrachtungen zum Jahre 1849 in Betreff Ungarns: „Ungarn ist im kleineren Maßstabe das Spiegelbild des Gesammtstaates. Es wird, in Folge seiner Unterwerfung, fester an letzteren gezogen, nutzbarer für ihn gemacht, es wird aber auch Reformen ein Zugang eröffnet werden, welche die unermeßlichen Kräfte dieses reichen Landes erst recht zum Leben rufen werden. Dabei wird man auch hier eine Gleichberechtigung der Nationalitäten durchzuführen und die Leitung des Gleichgewichts in den Händen des deutschen Princips im Gesammtstaate zu sichern haben." (S. p. 42 der angezogenen Schrift.) Ueberhaupt enthält die letztere viel treffende Wahrheiten hinsichtlich des innigsten Verbundenseyns der Oesterr. Ländermacht als europäische Nothwendigkeit. Das in Betreff Ungarns Gesagte hat die Gegenwart bereits zum großen Theile gerechtfertigt. —

die Unterstützung Rußlands anrief, hat es seine Schwäche offenkundig gemacht und die Achillesferse der Welt gezeigt. Der Glaube an seine Macht und der Respekt vor derselben ist bei den Völkern des Ostens verloren, in demselben Grade aber das Ansehen des weit gebietenden Slavenkaisers, der sich nun an der verwundbarsten Stelle des Abendlandes ein Siegesthor gebaut, bei allen Slavenstämmen gestiegen. Oesterreich hat eine Dankesschuld auf sich geladen und sich zu Verpflichtungen herbeilassen müssen, die es schwer drücken und seine Hände in Betreff wichtiger Interessenfragen von europäischem Belange (wie z. B. die Donau- und die orientalische Frage) gebunden, sich dem allmächtigen Willen des Czaren überliefernd. Es hat geheime Stipulationen eingegangen" (wie z. B. erst kürzlich die Revue des deux mondes mit mysteriöser Miene berichtete), „deren Tragweite man noch gar nicht kennt, und als ziemlich ausgemacht kann angenommen werden, daß Oesterreich in Betreff seiner inneren Verfassungsfrage Rußland hat Garantien bieten und sich, so zu sagen, der russischen Vormundschaft unterwerfen müssen. Fürst Schwarzenberg, der mit dem Minister Bach für die russische Intervention gestimmt, während die jungen Generale und Graf Stadion, der endlich wahnsinnig geworden,*) opponirten, hat da einen argen poli-

*) Doch wohl nicht über die russische Intervention? Wenn man zu sagen pflegt: „Wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren," so ließe sich andererseits gar wohl sagen: Es stände traurig um den menschlichen Verstand, wenn man ihn über gewisse Dinge verlöre. Ueber den Einmarsch der Russen hat wenigstens Graf Stadion den Verstand nicht verloren, weit eher über den Oesterr. Reichstag und dessen Antecedentien und Consequenzen. Uebermäßige Anstrengungen und die Aufregungen der Märzkrisis 1849 könnten, bei großer nervöser Reizbarkeit, allenfalls ein solches Ereigniß herbeigeführt oder vorbereitet haben. Uebrigens, wer kennt die geheimnißvolle Nachtseite der menschlichen Natur tief genug, um sich über die innersten Katastrophen des Gemüts- und Geisteslebens ein unbedingtes Urtheil anzumaßen! — In Betreff der Russenberufung haben die unerschöpflichen Viel- und Allesbesserwisser noch einen andern geheimen Grund in Bereitschaft: „Die Aristokratenpartei wollte nach der Abberufung des Fürsten von Windischgrätz wieder einen hocharistokratischen Anführer an der Spitze der Armee, damit kein mindereres Haus zur Ehre des Sieges käme, und dann erblickte man in den Russen gewissermaßen die Träger des conservativen Princips." Dieß soll wenigstens unter den Südslawen die vorherrschende Ansicht gewesen seyn, wie der bekannte

tischen Faux pas gemacht, dieß auch später selbst eingesehen und überhaupt Zweierlei in seiner Ministercarrière bedauert: die Berufung der Russen und die Aussöhnung mit Preußen. Dieß sei auch dem Kaiser von Rußland nicht unbekannt geblieben, und darum habe er über den Fürsten geäußert: Er sei der Pendant von Palmerston." U. dgl. m. — Es gebricht uns in der That an Raum zur weiteren Mittheilung solcher und ähnlicher Anekdoten, so wie zur erschöpfenden Widerlegung von Niaiserien, die über ein Kleines der gänzlichen Vergessenheit anheimgefallen seyn werden. Mögen sich mit dergleichen Salbadereien Memoirenschreiber „aus Unterhaltung" oder von Profession befassen, die mit gierigem Behagen die posthume Revolutionsliteratur des exilirten Ungarns (Klapka, Therese Pulszky, Mar Schlesinger, Lapinsky u. A.) als merkwürdige Fundgrube ausbeuten. Der ernstere Forscher wird sich an zuverlässigere Führer, an geschichtliche Belege oder an solche Publicisten halten, die mit richtiger Sachkenntniß und competentem Urtheil auch ehrenhafte Gesinnung und gewissenhafte Erwägung verbinden. Er wird zunächst die officiellen Kundgebungen der Oesterr. Regierung selbst über den Einmarsch des russischen Hülfsheeres und die Erklärung des Kaisers Nikolaus an die Cabinette Europa's (Circulardepesche an die Repräs-

Touriſt Hr. Neugebaur berichtet. Die Seltsamkeit, oder, wenn man lieber will, die Originalität des erstangeführten Grundes springt wohl von selbst in die Augen, während das andere Motiv, wenn gleich nicht in dem oben gemeinten Sinne der aristokratischen Hintergedanken, allerdings das für sich hat, daß die russische Hülfe thatsächlich eine conservative Aufgabe bezielte. Insofern dieselbe die Oesterreich'sche Monarchie wiederherstellen und erhalten helfen, zur raschen und energischen Realisirung der Staatseinheit beitragen sollte, hatte sie eine ausgesprochene conservative Tendenz. War dieß aber der Fall, stand Rußland Oesterreich in der Gefahr des Zerfalles bei, half es seine Stellung als europäische Großmacht conserviren und ersparte es ihm die Demüthigung, von diesem hohen Range herabsteigen zu müssen: so ist nicht abzusehen, wie Oesterreich durch diesen Beistand etwas verloren haben sollte. Rußland erhielt ja Oesterreich neben sich als ebenbürtig. Rußland bedarf Oesterreich's zwischen sich und dem gefährlichen Westen als einer Klippe, an der sich die Fluthen der Revolution brechen sollen. Wozu könnte Rußland der Fall, oder auch nur die Demüthigung Oesterreichs dienen? Aus dem Allen ist aber eben nirgends ein Abhängigkeitsverhältniß, vielmehr im Gegentheile jenes einer allianzmäßigen Reciprocität zu ersehen. —

ſentanten Rußlands an den auswärtigen Höfen) in's Auge faſſen und den der ungariſchen Revolution dort beigelegten Charakter ſammt den daraus reſultirenden Gefahren prüfen. Er wird unterſuchen und finden, ob das intervenirende Rußland wirklich im eigenen Intereſſe, wie nicht minder in jenem Europa's gehandelt. Er wird ſich in der officiellen Schrift: „Der Feldzug in Ungarn und Siebenbürgen" nach den zur Rechtfertigung der Ruſſiſchen Hülfe angeführten Gründen umſehen und zuletzt erkennen, daß zur möglichſten Abkürzung eines blutigen Krieges und zur Vorkehr gegen mögliche politiſche Wechſelfälle im Innern der Monarchie und in den Nachbarſtaaten die Intervention Rußlands zur unumgänglichen Nothwendigkeit ward und weder der Oeſterr. Waffenehre Eintrag that, wenn gleich der finſtere Groll der ungariſchen Heerführer und gewiſſe Rivalitäten in der Hülfsarmee den wahren Sachverhalt zu trüben ſuchten, ohne daß indeſſen das perſönliche Verhältniß der verbündeten Monarchen dadurch irgendwie getrübt worden wäre, noch die düſteren Prophezeiungen hinſichtlich panſlawiſcher Sympathien u. dgl. m. in Erfüllung gehen machte. Ein ruhiger Denker wird ſich freuen in dem Urtheile beſonnener und unterrichteter Publiciſten die Beſtätigung ſeiner eigenen Ueberzeugung zu finden und wird in dieſer Beziehung z. B. den einſichtigen Darlegungen und politiſchen Betrachtungen eines Bülau (ſ. u. A. deſſen „Jahr 1849") — dieſer ſeltenen Ausnahme unter den deutſchen Profeſſoren — Dank wiſſen. Volle Befriedigung werden ihm aber die wahrhaft ſtaatsmänniſchen Erwägungen eines beſonders competenten und tiefblickenden Publiciſten, wie Graf Ficquelmont, gewähren, Erwägungen, die die Ruſſenfurcht als das kennzeichnen, was ſie wirklich war, ein künſtlich heraufbeſchwornes und planmäßig mißbrauchtes Geſpenſt, und die Eintracht Deutſchlands, Oeſterreichs, Preußens und Rußlands als die natürlichſte Allianz der Intereſſen gegen die Seemächte, wodurch Deutſchland allein groß werden kann, darſtellen. (S. „Deutſchland, Oeſterreich und Preußen" vom Grafen Ficquelmont. Wien 1851. p. 71 u. ff.) Weit entfernt, das Ruſſiſche Bündniß zu einem ſo ungeheuren politiſchen

Fehlgriff des Fürsten zu stempeln, wird der billige Beurtheiler darin nur ein Wiederanknüpfen an die in den letzten Jahren durch Preußens Vorgehen gelockerte Interessenpolitik*) der h. Allianz erblicken und aus eben diesem Grunde die seltsamer Weise gerade von einer preußischen Parteistimme (s. „Fürst Schwarzenberg und die Aufgabe der Zeit," Berlin 1851) gegen den Fürsten wegen Verletzung der traditionellen Grundsätze der h. Allianz erhobenen Vorwürfe zurückweisen, ja vielmehr dieselben Vorwürfe dem Ankläger zurückgeben, da es gerade an Preußen gewesen wäre, Oesterreich in seiner Bedrängniß beizustehen und es anderweitiger Hülfe zu überheben. Er wird sich nicht wundern, wenn Ungarische Stimmführer und Darsteller der Katastrophe Ungarns bei Villágos die Hülfe Rußlands als eine Art von Demüthigung Oesterreichs erscheinen lassen, um gleichzeitig die schließliche Waffenstreckung vor dem russischen Heerführer zu motiviren oder zu beschönigen; aber er wird ebenso wenig das Geständniß von dieser Seite übersehen, „daß das Einrücken der Russen seit dem 14. April 1849 ein unvermeidliches, vorausgesehenes Fatum geworden, daß Ungarn von diesem Augenblicke an mit einem verringerten Rechte, wo nicht mit entschiedenem Unrechte auch gegen einen ungleich stärkeren Feind zu kämpfen gehabt hat" (das eben war ja das Walten der Nemesis), „daß seit jenem 14. April die russische Intervention ebenso für Oesterreich zur Nothwendigkeit, wie für Ungarn zum Verhängnisse geworden, und daß endlich seit Dembinsky's Niederlage bei Temeswar durch die Oesterreicher Ungarns Sache verloren gewesen." (S. Görgey's Memoiren.) Ob übrigens jene angebliche Reue des Fürsten über ein so unwiderrufliches Fait accompli, wie die russische Intervention, überhaupt in dem Charakter eines Staatsmannes von dem Gepräge

*) „Die Allianz Oesterreichs und Preußens mit Rußland war keine Allianz der Regierungssysteme und politischen Prinzipien, sondern eine Allianz der Interessen zwischen Staaten, die an einander grenzen und welche die Natur so gestellt hat, daß sie mit einander leben und verkehren müssen." (Graf Ficquelmont in der oben angedeuteten Schrift, p. 71.)

des Fürſten gelegen geweſen, mag jedem kundigen Beurtheiler füglich zur Entſcheidung überlaſſen bleiben. — Ein Zuſammengehen Oeſterreichs mit Rußland war und blieb auch nach der Unterwerfung Ungarns von den Umſtänden geboten, zumahl in dem fatalen Streithandel mit der Türkei wegen der Ungariſchen Flüchtlingsfrage, in welche ſich England unberufener Weiſe einzumiſchen für gut fand und die Differenz mit der Pforte bis zum Abbruche des diplomatiſchen Verkehrs Oeſterreichs und Rußlands mit dem Divan trieb. Ueberhaupt hatte England in dieſem ärgerlichen Handel neuerdings bewieſen, daß ſeine auswärtige Politik in neueſter Zeit einen von ſeinen früheren Grundſätzen verſchiedenen Weg eingeſchlagen, und man urtheilt über dieſes Verfahren zu nachſichtig, wenn man, eingedenk der Weisheit und Fernſicht ſeiner älteren Staatsmänner, ſeinen weltausbeutenden Egoismus von Unſittlichkeit und Kurzſichtigkeit freiſpricht. In dieſer Beziehung muß es allerdings dahin geſtellt bleiben, ob Alles, was ſowohl vor, als nach 1848 von engliſcher Seite tentirt und nachgerade in Scene geſetzt worden, auf Rechnung des „perſönlichen Behagens am revolutionären Geſchäfte und eines popularitätſüchtigen Kokettirens mit dem Liberalismus vulgaris von Seite eines Einzelnen“ zu ſchreiben, oder ob im innerſten Lebensmarke Englands ſelbſt bereits irgend ein Punkt faul geworden. Bekanntlich hatte Koſſuth's Aufenthalt in England und die Flüchtlingsfrage überhaupt zu einer ernſtlichen Spannung mit letzterem ſelbſt geführt, wozu denn nachgerade aus ähnlichen Gründen und wegen offen und beleidigend zur Schau getragener Sympathien mit der Ungariſchen Rebellion auch noch ein Zerwürfniß mit der nordamerikaniſchen Regierung kam, das die endliche Abberufung des Oeſterr. Geſchäftsträgers zur Folge hatte. Ebenſo verletzend als herausfordernd mußte beſonders der ſchändliche Vorfall mit dem greiſen und um ſein Vaterland in vielfältiger Beziehung hochverdienten Feldzeugmeiſter Freih. von Haynau in London das Oeſterr. Gefühl berühren, um ſo mehr, als die Vollbringer eines ſolchen Aktes von Brutalität — nach engliſchen Geſetzen — unbeſtraft blieben und die

Sitte der Gastfreundschaft einem ausgezeichneten Fremden gegenüber von demselben England mit Füßen getreten wurde, das seine gastfreien Arme nicht weit und offen genug der europäischen Revolutionspropaganda entgegenstrecken kann. Sowohl die Spannung mit England, als jene mit Amerika überdauerte den Fürsten und erst in neuester Zeit fing sich das Verhältniß mit England leidlicher an zu gestalten. Daß der Repräsentant der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs unter den obwaltenden Umständen weder der Ehre und Würde, noch dem guten Rechte seines Staates etwas vergab, davon geben die gewechselten Schriften*) hinlängliches Zeugniß. Freilich war es zur Zeit nur ein Notenkrieg, ein diplomatischer Kampf um völkerrechtliche Grundsätze; aber an der ganzen Attitüde, an der Kampfweise und sonstigen Merkmalen konnte man den schlagfertigen Kämpen erkennen und deutlich herausfühlen, daß es ihm weder an Muth und Energie, noch an Entschlossenheit fehlen würde, zu gelegener Zeit den Kampf auch auf einem anderen Felde auszufechten. Unter den gegebenen Verhältnissen aber war es genug, mit bezeichnendem Worte des Gegners Blößen aufgedeckt und mit scharf einschneidenden Gründen plumpe Fechterkünste zu Schanden gemacht zu haben. Diese moralische Demüthigung konnte England nicht erspart bleiben, wie sehr es sich auch „mit seinem ganzen Stolze umgürten" mochte. In Betreff des türkischen Gebahrens sah der Fürst den Tag gerechter Vergeltung kommen, und in der That, er ist nicht ausgeblieben. Wie edelmüthig hat sich aber Oesterreich gerächt! — Auch das kleine, aber ehrgeizige und in gewissen Gesellschaftsschichten gründlich durchwühlte Sardinien hat sich an Oesterreich wieder reiben

*) Irren wir nicht, so hatte sich eine unternehmende Wiener Verlagshandlung die dankenswerthe Aufgabe gestellt, die unter dem Ministerium Schwarzenberg gewechselten Staatsschriften, Noten und andere, dem diplomatischen Verkehre entsprungene Zeiturkunden zu sammeln und geordnet herauszugeben. Bis jetzt ist uns aber über die Ausführung dieses löblichen und wohl auch lohnenswerthen Vorhabens nichts weiter zu Ohren gekommen. Uebrigens begreifen wir wohl, daß eine solche Sammlung mehr Zeit und Mühe erfordert, als manch' Einem scheinen möchte. —

wollen. Da den Angriffen einer entzügelten Preſſe und dem herausfordernden Wortgefechte in der Deputirtenkammer nicht mit den Waffen beizukommen war, deren Schärfe der bereits zu wiederholten Malen gewitzigte Nachbar empfunden, ſo mußte dem ſchwachen Gedächtniſſe des letzteren wenigſtens durch eine ernſte Mahnung zu Hülfe gekommen werden, nämlich durch die Erinnerung an das vertragmäßige Recht Oeſterreichs auf die Beſetzung einiger feſten Plätze in Piemont. — Mit dem alten Widerſacher und Haupturheber der revolutionären Bewegungen in Europa ſeit 60 Jahren — mit Frankreich — ſtand ſeit des letzteren Eintritt in die Phaſe nach dem ſtürmiſchen Februar 1848 Oeſterreich im Allgemeinen im friedlichen Einvernehmen. Obgleich es dieſen für den Augenblick beruhigten und nur von Moment zu Moment Dampfwolken ausſtoßenden Revolutionskrater in Berückſichtigung der allgemeinen europäiſchen Lage und der deutſchen Zuſtände insbeſondere nicht aus den Augen ließ, ſo bewahrte es doch den äußerſten Anſchein der Indifferenz, allen bisherigen Vorgängen den Charakter einer lediglich inneren Angelegenheit Frankreichs beilegend. Dabei verſäumte es aber weder die von der Vorſicht und Erfahrung, noch die vom eigenen und allgemeinen Intereſſe gebotenen Klugheitsmaßregeln, um ſich von keiner Eventualität überraſchen zu laſſen. Zeuge deſſen das raſtloſe Schaffen am eigenen Reſtaurationswerke, Beweis dafür das wieder erneuerte Bündniß mit Rußland, alle ſeine Bemühungen um die deutſche Einigungsſache und um die Zurückführung Preußens auf die ſichere Baſis des alten Bundesvertrages, zugleich aber um die Belebung dieſer urſprünglich guten Inſtitution mit einem neuen, friſchen, nach Innen und Außen Kraft entwickelnden Geiſte. Ob das Oeſterr. Cabinet den Imperialismus kommen ſah? Es hieße dasſelbe der Kurzſichtigkeit beſchuldigen, wenn man ihm zumuthete, nicht geſehen zu haben, was alle Welt längſt kommen ſah. Darüber konnte es ſich nicht täuſchen, daß die Geſchichte des laufenden Jahrhunderts in Kürze um ein fait accompli reicher ſeyn werde; aber darauf kam es an, in welcher Verfaſſung es die allenfälligen Erſcheinungsmodali-

täten und möglichen Consequenzen eines neuen unabwendbaren Ereignisses erwarten werde, denn eine Erklärung, wie jene: „L'Empire c'est la paix" konnte wohl gewünscht, aber von vornherein nicht garantirt werden. Ob zwischen den nordischen Mächten, wie seiner Zeit vom Morning Chronicle behauptet worden, hinsichtlich der conditionellen Anerkennung Louis Napoleons als lebenslänglicher (nicht erblicher) Kaiser von Frankreich ein geheimer Traktat bestanden, möchte wohl, der nachmaligen Entwickelung der Dinge gegenüber, und schon der englischen Quelle wegen, zu bezweifeln seyn; auch wurde jene Angabe aus formellen Gründen für eine Journalfiktion erklärt. Zur Zeit, als über das bereits vollendet dastehende Kaiserthum viel geschrieben und disputirt worden, wurde in einer Berliner Zeitungsspalte angedeutet: Fürst Schwarzenberg habe die imperialistischen Gelüste nicht begünstigt. Bereits im März 1852 habe der Oesterr. Gesandte in Paris, Hr. v. Hübner, im allerh. Auftrage, wiewohl ohne gewünschten Erfolg, eine Unterredung in Paris gehabt, und kurz vor des Fürsten Tode sei eine größere, früher dem russischen Staatskanzler mitgetheilte Note dahin abgegangen. Eine Begünstigung imperialistischer Gelüste durfte wohl dem Oesterr. Premier auch kaum zugemuthet werden können. Andererseits wird hingegen wieder behauptet: „Der Fürst sei mit dem Präsidenten von Frankreich im besten Vernehmen gestanden. Der Oesterr. Gesandte in Paris, Hübner, des Fürsten Spezial, war zugleich Louis Napoleons Spezial und Schwarzenberg ist der Coup d'état sicherlich nicht fremd und ein sehr erwünschtes Ereigniß gewesen." Gegen dieses unbedingte „sehr erwünscht" möchte denn doch, im Hinblick auf das dadurch ganz nahgerückte Kaiserthum, Verwahrung einzulegen seyn, selbst auf die Annahme hin, es habe mit der Aeußerung Louis Napoleons: „Fürst Schwarzenberg hätte mich verstanden," seine volle Richtigkeit. Als Mann der „rettenden Thaten" in Frankreich, als Bewältiger der Revolution und Wiederhersteller der Ordnung war Louis Napoleon dem Fürsten im Interesse Europa's gewiß eine willkommene Erscheinung; aber über alle darüber weiter hinausge-

henden Gedanken, Wünsche oder Befürchtungen lassen sich wohl nur Vermuthungen aufstellen. — Im Vorbeigehen sei übrigens hier noch erwähnt, daß die in jüngster Zeit so sehr in den Vordergrund getretene Frage wegen der heiligen Stätten im Orient bereits im Jahre 1849 zwischen der französischen und österr. Regierung Gegenstand von Anfragen und Rückfragen gewesen. Fürst Schwarzenberg wünschte zuvörderst zu wissen, ob man jene Frage als religiöse oder politische auffasse? Frankreich soll darauf nicht geantwortet haben und es wurde weiterhin einzeln vorgegangen. Spiegelte sich nicht in jener distinguirenden Frage der richtige Instinkt des Oesterr. Staatsmannes? —

Das wichtigste und inhaltvollste Kapitel im politischen Leben des Fürsten — leider zugleich das imposante Schlußkapitel desselben — bildeten wohl, nebst jenem anderen der Wiederherstellung Oesterreichs, die deutschen Angelegenheiten. Genau betrachtet, lieferten dieselben den eigentlichen Stoff zur Passionsgeschichte nicht nur Deutschlands selbst, sondern vorzugsweise der Staatsmänner, denen das Loos zugefallen, diesen Stein des Sisyphus den Berg hinaufzuwälzen, der so oft gewaltig kreißte und immer nur eine klägliche Maus gebar. Es konnte nicht anders kommen, als daß jener Stein gar Manchen schwer auf das Herz fiel und manch' einen ruhmbegierigen Namen unter seiner Last begrub. Wollten wir politische Nänien schreiben, es fände sich ausreichenderer Stoff dazu. Es kann nicht unsere Aufgabe seyn, den Phasen der deutschen Frage in allen ihren labyrinthischen Verschlingungen zu folgen*) und den gordischen Knoten, zu dessen Zerhauung mit einem Alexanderschwerte es dann zuletzt beinahe gekommen wäre, vor den Blicken unserer Leser mit kunstgerechter Hand zu zerlegen; vielmehr müssen wir uns darauf beschränken, lediglich die Momente anzudeuten, wo Oesterreich sowohl im richtig verstandenen eigenen, als im deutschen Interesse selbst und künf-

*) Es sei uns erlaubt, hier wiederholt zu bemerken, daß wir von vornherein, an enge Raumgrenzen gebunden, keine Geschichte der neuesten Zeit beabsichtigen.

tige Zeiten im Auge, abwehrend in die von Stunde zu Stunde beschleunigtere Schürzung des verhängnißvollen Knotens einzugreifen bemüht war, um ein Aeußerstes zu verhüthen. Wie es mit der Auffassung der deutschen Frage im Novemberprogramm eigentlich gemeint war, haben wir bereits berührt. Es war der bündigste Protest gegen einen Ausschluß Oesterreichs von Deutschland und zugleich ein andeutender Fingerzeig in Betreff des nunmehrigen Ausgangspunktes der künftigen Politik Oesterreichs in der deutschen Sache. Wenn der letzteren in der octroyirten Märzverfassung nicht gedacht worden, so geschah dieß nur in Uebereinstimmung mit der Stelle des Ministerprogramms hinsichtlich der vorläufigen inneren Constituirung Oesterreichs und Deutschlands vor der definitiven neuen Bestimmung ihrer gegenseitigen staatlichen Beziehungen, ohne daß deßhalb die alten Verpflichtungen und Rechte als aufgehoben betrachtet werden sollten, denn zu aller Zeit hielt Oesterreich den Fortbestand des Bundes als Princip fest, wenn auch das Organ desselben, die Bundesversammlung, cessirte. Daß es mit dem Werke seines inneren Aufbaues nicht säumig war, ist bekannt; zugleich ließ es aber auch die Gestaltungen der deutschen Frage keinen Moment aus den Augen, wie dies seine verschiedenen Proteste, sein erklärtes Festhalten am deutschen Einigungsstreben (mit Zurückweisung der unpraktischen Einheitsprojekte), sein angetragener Gesammteintritt, die vorgeschlagene Kreiseintheilung mit Siebnerdirektorium,*) die Zurückberufung der Oesterr. De-

*) In jener Zeit der Auflösung und Zerfahrenheit der deutschen Zustände, die aber eben mit einer Unmasse von Organisirungs- und Neugestaltungsprojekten schwanger ging, war unter Anderen auch eine ebenso wohl gemeinte, als treffliche verfaßte Schrift über eine Dreitheilung Deutschlands („Dreistaatenbund") aufgetaucht, welche die Aufmerksamkeit des Fürsten auf sich lenkte. Irren wir nicht, so unterstützte er zum Theile die Publikation des Schriftchens, um die öffentliche Meinung zu sondiren. Eben damals fand auch ein Geschäftsmann aus Norddeutschland Gelegenheit, Zutritt beim Fürsten zu erhalten, was bei der damaligen Geschäftsüberhäufung des letzteren nicht leicht war. Nichtsdestoweniger unterhielt sich derselbe mit dem Fremden ungewöhnlich lange über die deutschen Verhältnisse und überraschte den Mann durch eine Freimüthigkeit der Aeußerungen, die denselben in ein gelindes Erstaunen versetzte. Er dürfte dessen noch wohl eingedenk seyn. —

putirten von Frankfurt u. A. bezeugen. Oeſterreich verhielt ſich im Verlaufe der Dinge nach Umſtänden bald leidend, bald activ, in der Hauptſache aber denn doch mehr auf letztere Weiſe innerhalb angemeſſener Grenzen. Wohin aber die Hyperactivität auf entgegengeſetzter Seite führte, haben die verwicklungsreichen Stadien der Jahre 1849 und 1850 zunächſt bewieſen. So weh es uns ſelbſt thut, eben vernarbende Wunden unſanft zu berühren, ſo kann doch nicht verſchwiegen werden, „daß Alles, was man damals in Preußen wollte, voll Widerſpruch war. Man wollte die Vergrößerung Preußens ohne Uſurpation, man wollte die Einheit des Reiches, ohne die Fürſten von ihren Thronen zu ſtürzen, mit einem Worte, man wollte das Unmögliche. . . Man kann nicht" (zugleich) „dasſelbe wollen und nicht wollen."*) Daher die Verirrungen und Verwicklungen — hinc illae lacrimae! — Man wollte um jeden Preis etwas Neues, von dem verurtheilten Alten gänzlich Verſchiedenes, das ſich bald als ein in Deutſchland aufgehendes Preußen, bald als ein in Preußen aufgehendes Deutſchland den geblendeten und verblendeten Blicken zeigte. Man beanſpruchte das Neue als ein auf Zuſagen gegründetes Recht,**) gänzlich abſehend von jeglicher politiſcher Nützlichkeit und machte die eigene Ueberzeugung von der Abgeſtorbenheit des Alten geltend. Leider auch von der Abgeſtorbenheit des alten Rechtes trotz ſeiner Lebensfähigkeit in angemeſſen umgewandelter Form und unter den Auſpicien einer neu gekräftigten Executive. „Eine außerordentliche Lage der Dinge, die Gehäſſigkeiten der Journale, die nicht enden wollenden Ausfälle derſelben, die ideologiſchen Neigungen phan-

*) Treffende Bemerkungen des Grafen von Ficquelmont in deſſen: „Deutſchland, Oeſterreich und Preußen," p. 78. Wir haben uns weiter unten noch mehrere Citate aus derſelben Quelle erlaubt. Wem es um eine bündige und klare Ueberſicht der Ereigniſſe von 1849, 1850 und 1851, beſonders über die deutſchen Verwickelungen, zu thun iſt, den möchten wir auf Prof. Bülau's wohlgemeinte Zeitbetrachtungen zu den genannten Jahren und auf deſſen wohlbegründete Schrift: „Der Eintritt Geſammtöſterreichs in den deutſchen Bund," Leipzig 1851, verweiſen. Man wird dieſelben nicht ohne Nutzen leſen.

**) S. preußiſche Note vom 25. Auguſt 1850.

taſiereicher Staatsmänner" thaten das Ihrige. „Später ſchürten Ehrgeiz, perſönliche Leidenſchaften der Zwiſchenperſonen den Brand der Gefühle." Zudem hat es wohl auch nicht an ausländiſchen Einflüſſen und Inſinuationen gefehlt und, wie es ſcheint, haben dieſelben ſehr frühzeitig, beſonders aber während der Oeſterr. Kriſis, gründlich gewühlt. Wir beſitzen darüber ſichere Andeutungen aus ſehr zuverläſſiger Quelle und vielleicht kann es dem künftigen Geſchichtſchreiber frommen, wenn der Schleyer ein wenig gelüftet wird. „Der Wunſch," ſagt unſer Gewährsmann, „Oeſterreich einen Genickſtreich zu verſetzen, war übrigens in dem ſehr ambitiöſen Preußen allgemein. Man hielt Oeſterreich für verloren und ſchickte ſich an, die Situation zu benutzen. Daher die Intriguen der deutſchen Kaiſerkrone und ſpäter die Union, die nur eine veränderte Auflage des Kaiſerreiches war. Man freute ſich in den damals herrſchenden Kreiſen der Nachtheile Oeſterreichs in Ungarn und des Wiederausbruchs des ſardiniſchen Krieges. Nur wenige Männer waren einſichtig genug, um ſich von dieſen Schwindeleien frei zu erhalten. Lord P... hatte zu unſerem Glücke ein wenig brauchbares Werkzeug in Berlin, denn Graf W... dachte nicht wie er. Dafür bemühte ſich Hr. B... in London ſehr thätig gegen uns." Zu dieſem bedeutſamen Fingerzeuge dürfen wir wohl auch noch als ergänzende Randgloſſe zur inneren Geſchichte jener, vielleicht nun doch bereits überwundenen Zeit eine Bemerkung des bereits oben citirten Oeſterr. Staatsmannes fügen: „Vielleicht kommt noch die Zeit, wo es offenkundig wird, daß die jetzigen Mißverſtändniſſe und brudermörderiſchen Stimmungen in Oeſterreich und Preußen das Reſultat fein geſponnener demokratiſcher Intriguen ſind. Gewinnt Preußen die Allianz der Feinde Oeſterreichs, der inneren und äußeren, oder hat es ſie ſchon gewonnen, ſo wird es ſeinem Verfalle um ſo ſicherer entgegengehen; alsdann wird es nichts mehr ſeyn können, als der Agent fremder Pläne gegen ſeine eigenen Intereſſen."*) — Der erſte Schritt aus dem dunkeln Wirrſale der

*) S. Graf Fiequelmont's oben angeführte Schrift p. 74.

deutschen Conflikte war wohl das in Wien zu Stande gekommene Interim (unterzeichnet vom Fürsten Schwarzenberg und dem Grafen Bernstorff), das sofort von den Brandschürern als „Wiederaufersthehung des alten Bundestags" der öffentlichen Meinung denuncirt und andererseits, mit Anspielung auf alte Zeiten, als „Interim, das den Schalk hat hinter ihm" verspottet, von besonnenen Beurtheilern aber als das erkannt wurde, was es in der That war: „der eigentliche Ausdruck des Standes der Zeitlage: der entscheidenden Stellung eines Zusammenwirkens von Oesterreich und Preußen für Deutschland. Die Idee des Bundes und der Totalität des deutschen Reiches fand in demselben ihren Ausdruck." Oesterreich hat hiermit entschieden den Boden des Rechtes betreten, den es von vornherein nie aus den Augen gelassen hatte. Wie provisorisch auch dieser Zustand war, was schon sein Name bezeichnete, und wie illusorisch seine Grundlage spätere Ereignisse zu machen suchten: er bildete dennoch den Ausgangspunkt für eine bestimmtere Gestaltung der Dinge. Leider sollte noch eine arge Krise den latenten Charakter des Uebergangsstadiums kennzeichnen. Es kamen die Tage von Erfurt und Berlin, denen Oesterreich, beständig die alte, nie erloschene Bundespflicht im Auge, jene von Frankfurt und später von Bregenz entgegensetzte. Indem Oesterreich den ersteren „als Rückkehr zu einem, durch die bisherigen Vorgänge nur verdunkelten, aber nicht erschütterten Rechtsboden bezeichnete und darin das einzige Mittel zur Lösung der Verfassungsfrage erkannte," glaubte Preußen diese Auffassung als „Rückkehr zum unveränderten Alten unter allen Umständen und unter jeder Bedingung" negiren zu müssen, trotzdem daß Oesterreich selbst das unbedingte Verbleiben beim Alten nicht zu wollen erklärte und bei dieser Gelegenheit neuerdings auf die Absicht seines Gesammteintrittes zurückkam. Der tagenden Bundesversammlung stellte nun Preußen den Fortbestand der Union principiell entgegen, den Frankfurter Bundestag auch nur für einen Sonderbund erklärend. Da folgte, nun der schroffe Gegensatz in den Verhältnissen zu einer Entscheidung drängte, die Zusammenkunft des Kaisers von

Oesterreich mit den Königen von Bayern und Würtemberg in Bregenz (am 7. Oktober) und im Nachhange dazu die Aufforderung an Preußen in Betreff der unbehinderten Durchführung der bekannten Bundesbeschlüsse in Schleswig-Holstein und Kurhessen, dann wegen Räumung Hamburgs und Badens von Seite der preußischen Truppen. Man stand am Vorabende eines entschiedenen Bruches. Noch wurde zu Warschau unter Vermittlung Rußlands verhandelt, aber auch zugleich preußischer Seits gerüstet. Dadurch ward der Conflikt auf die Spitze getrieben. Nun trat auch Oesterreich geharnischt in die Schranken. „Die volle Kriegsrüstung Oesterreichs im Herbste 1850," bemerkt unser bereits früher redend eingeführter, gar wohl unterrichteter Gewährsmann, „war hervorgerufen worden durch eine höchst bedrohliche Erklärung des Ministers des Aeußern General v. Radowitz, der, während Graf von Brandenburg mit versöhnlichen Erklärungen nach Warschau gegangen war, oder sich dort wenigstens zu solchen bestimmen ließ, die angezettelte Revolution in Kurhessen stützen wollte und den Oesterr. Gesandten versicherte, der Befehl zur Mobilmachung von 9 Armeecorps der preußischen Armee sei gegeben. Mit raschem Entschlusse beantwortete Fürst Schwarzenberg diese Drohung mit Aufstellung der k. k. Armee. Rußland, im höchsten Grade entrüstet über die Doppelzüngigkeit des preußischen Ministeriums, das durch den Grafen von Brandenburg unterhandelte und durch General Radowitz drohte, bot zwar keine Vermittlerrolle an, aber es war nach der ganzen Stellung der Verhältnisse vorauszusehen, daß wenn, wie mit Sicherheit zu erwarten, die militärischen Vortheile sich auf Oesterreichs Seite neigten, Rußland sowohl als England mit diesem Anerbieten hervortreten würden. Man hätte es auch füglich nicht zurückweisen können." — Unseres Bedünkens macht das helle Schlaglicht dieser, wie wohl nur kurzen Bemerkung jede weitere Beleuchtung der momentanen Situation von damals entbehrlich. Der Riß in der, man darf wohl mit Recht sagen, so lange und auf so unverantwortliche Weise mißhandelten deutschen Frage lag nun offen zu Tage, und sollte Europa nicht das traurige Schau-

ſpiel eines brudermörderiſchen Kampfes geboten werden, ſo war ernſtes Bedenken in der Stunde der Gefahr und einer ungeheuren Verantwortlichkeit gegenüber, ſelbſt-verleugnendes Abſtehen von eitler Selbſtüberhebung und kluges Einlenken einerſeits ebenſoſehr unerläßlich, als andererſeits weiſes Maßhalten und verſöhnliches Entgegenkommen. Da eilte Hr. von Manteuffel „auf poſitiven Befehl ſeines Königs“ nach Olmütz und ließ den Fürſten dringend um eine Unterredung bitten. Jetzt, und nachdem Preußens Miniſter, „ohne erſt eine Antwort von Wien abzuwarten“ nach Olmütz gegangen war, „hielt es auch Se. Maj. der Kaiſer von Oeſterreich für ſeine Pflicht, dem vom Könige ſo lebhaft ausgedrückten Wunſche entgegenzukommen und der Fürſt erhielt den Befehl, ſich nach Olmütz zu begeben.“ Dieſe Worte der Circulardepeſche des Fürſten Schwarzenberg vom 7. Dezbr. 1850 an die Oeſterr. Geſandten bei mehreren der größten europäiſchen Höfe gewähren einen authentiſchen Anhaltspunkt in Betreff der Initiative der Olmützer Verhandlungen, ſo wie für die Beantwortung der Frage, ob Hr. von Manteuffel durch den raſch ausgeführten Entſchluß nach Olmütz zu gehen, nicht beſſer für Preußens Ehre, von welcher nachgerade wieder ſo viel die Rede war, nicht minder aber auch für Preußens wahres Intereſſe geſorgt hat, als ſeine enragirten Gegner wohl je Einſicht und Ehrlichkeit genug beſitzen dürften einzugeſtehen. Leider iſt die erwähnte, hiſtoriſch wohl ſehr merkwürdige Circulardepeſche,*) in welcher die

*) Dieſelbe liefert den ſichtlichſten Beweis, wie viel falſche Ausleger hineinzuinterpretiren und herauszudeuten vermögen, wenn es ſich um Erreichung gewiſſer Parteizwecke handelt. Genannte Cirkulardepeſche iſt ſowohl in der Brochüre: „Vier Wochen auswärtiger Politik,“ als auch in dem „Arnim'ſchen Proceſſe“ unter den urkundlichen Beilagen abgedruckt. Wir machen aber auf den ſtellenweiſe und gerade in einigen Hauptpunkten abweichenden Wortlaut beider Abdrücke aufmerkſam, denn während es z. B. in dem einen heißt: „Se. Maj. der Kaiſer habe es für ſeine Pflicht gehalten, dem „ſo lebhaft ausgedrückten Wunſche“ Sr. Maj. des Königs von Preußen entgegenzukommen,“ lautet dieſelbe Stelle im anderen: „dem ſo beſcheiden ausgedrückten Wunſche,“ was doch Sinn und Bedeutung weſentlich verändert. Wie konnte überdieß überſehen werden, daß Hr. von Manteuffel ausdrücklich durch den Telegraphen erklärte: „auf den beſtimmten Befehl ſei-

ganze Wichtigkeit des kritischen Moments dargelegt, die Anerkennung der „aufrichtigen Bemühungen des Hrn. von Manteuffel, als entschiedenen Vertreters der Friedenspartei in Preußen," ausgesprochen und die Beachtung der Würde und Rechte Preußens, endlich die Befriedigung über Preußens ferneren Antheil am Verfassungswerke ausgedrückt sind, mit als Substrat zu einem Diffamationsprocesse (dem bekannten „Arnim'schen"*) gegen den genannten preußischen Staatsmann ausgebeutet worden, worüber sich derselbe seither hoffentlich wohl getröstet haben wird. Mit weit größerem Rechte ließe sich dieses Dokument gegen die falschen Ankläger des Hrn. von Manteuffel als Waffe gebrauchen, denn gerade der Wortlaut dieser Depesche ist vollkommen geeignet, die lächerlichen Behauptungen der Diffamanten in ihrer ganzen Haltlosigkeit bloszustellen und die leidenschaftliche Verblendung jener Opponenten aufzudecken. Nicht minder als gegen Hrn. von Manteuffel ist das besagte historische Aktenstück gegen den Fürsten ausgebeutet worden, zumahl schon in so ferne, als man behauptete, der letztere habe in demselben „mit sicht-

---

nes Königs nach Olmütz zu gehen, ohne erst die Antwort von Wien abzuwarten." Begreiflicherweise fällt auf jenes motivirende Moment der ganze Nachdruck, so wie ja auch der Fürst „auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers" sich nach Olmütz verfügte. Bekanntlich existiren gewisse Versionen, denen zufolge der Fürst nach dem Eintreffen der telegraph. Meldung von Berlin in Betreff der Sendung des Hrn. von Manteuffel nach Olmütz sich wenig geneigt gezeigt haben soll, dahin zu gehen und nur auf die Bemerkung eines fremden Gesandten, wie viel von dieser Reise abhänge, sich veranlaßt gefunden haben soll, zu erwiedern: „Gut, ich will mich zu Sr. Maj. dem Kaiser begeben und Allerhöchstdemselben die Sache unterbreiten. Befiehlt der Kaiser, daß ich gehe, so befinde ich mich schon in der nächsten Stunde unter Weges." Wir müssen die Richtigkeit dieser Angabe dahin gestellt seyn lassen und uns nur an die officielle Motivirung der Olmützer Reise halten. Sollte der Fürst für seine Person widerstrebenden Herzens dahin gegangen seyn, so hat er dadurch, daß er dennoch ging, allerdings die Unterordnung seiner eigenen Neigungen unter das Gebot der Pflicht und der Staatsraison bewiesen.

*) Selten ist wohl eine Parteischrift glühenderer und offen zur Schau getragener Leidenschaft, größerer Eitelkeit und Selbstüberhebung entsprungen, als diese. Wie konnte sich nur ein ehemaliger Staatsmann zu so ostensibeln Schritten hinreißen lassen! Auf den eigentlichen Kern des Arnim'schen Processes gehen wir in der folgenden Note etwas näher ein. —

barer Befriedigung von der Niederlage Preußens" gesprochen. Wir haben uns vergebens bemüht, in der ganzen Depesche vom Anfange bis zu Ende etwas Aehnliches zu entdecken, es müßte denn seyn, daß man der „sichtlichen Befriedigung" des Oesterr. Ministerpräsidenten über das endliche Aufhören der „isolirten Stellung Preußens in Angelegenheiten des deutschen Bundes" und dessen nunmehrige Mitbetheiligung an den gemeinschaftlichen Bundeszwecken, nebst der Versicherung, nie die Demüthigung Preußens bezielt zu haben, die Bedeutung einer Niederlage geben und gerade in dieser Versicherung schon eine Demüthigung Preußens erblicken wollte, eben weil sie aus Oesterreich'schem Munde kam. Die Logik der politischen Parteien und Coterien ist oft sehr seltsam, ebenso wie deren Begriffe von Ehre. Jene „sichtbare Befriedigung" steht wohl mit der gleichfalls behaupteten Reue des Fürsten, sich mit Preußen ausgesöhnt zu haben, auf einer Linie. Abgesehen von dem Widerspruche, etwas hinterher zu bedauern, worüber man doch anfänglich eine sichtliche Befriedigung ausgesprochen, so ist nicht zu ergründen, woher jene Reue, wenn des Fürsten Politik, was doch als ausgemachte Sache gilt, überhaupt eine deutsche gewesen und eben nach dieser Seite hin ihre größte Stärke manifestirt hat. War sie aber dieß, so konnte von einer Demüthigung, oder wohl gar Vernichtung Preußens nie die Rede seyn, wohl aber nur von einem Zurückführen desselben auf die Basis eines zu keiner Zeit aufgehobenen Rechtes und von einer Verhinderung desselben an der Verfolgung ecrasirender, Deutschland geradezu zerreißender Tendenzen. Vom ersten Augenblicke an hatte der Fürst eine wahrhafte Einigung in den deutschen Angelegenheiten angestrebt; nun sie post tot discrimina rerum endlich halb und halb erreicht war, hätte er über etwas so lange Angestrebtes, wohl Ueberlegtes und nicht ohne Opfer Errungenes Reue empfinden sollen? Die Sache ist klar, man möge nun darüber entscheiden. Aber man gefiel sich eben damals in dem Zetergeschrei über Preußens angebliche Demüthigung, nur um die Gemüther zu keiner Ruhe gelangen zu lassen und überhaupt jeden Einigungsversuch zu vereiteln. Man mustere die zu

jener Zeit über den schwebenden Streit, und selbst als sich derselbe bereits im Stadium der friedlichen Beilegung befand zahlreich erschienenen Schriften, und man wird unsere Ueberzeugung theilen müssen. Den Schürern und Hetzern war eben jedes Mittel recht, da es der Zweck heiligte. Bald rannte man in blinder Furie gegen Hrn. von Manteuffel los, bald rief man dem Fürsten ein donnerndes: „Quousque tandem!“ zu und freute sich wohl gar über die heimliche Furcht, oder wenigstens über den grimmigen Aerger des Oesterr. Ministerpräsidenten, dem man ja immer ein allzu biliöses Temperament zuschrieb. Im letzteren Punkte ist wenigstens die Bemerkung richtig, die selbst ein Mäkler an den großen Eigenschaften des Fürsten nicht zu unterdrücken vermochte: „Jedenfalls habe aber dieses biliöse Temperament ihnen, den Widersachern, noch viel mehr zu schaffen gemacht, als dem Fürsten.“ Noch Anfangs November 1850 erging sich ein warmer Befürworter der Unionsprojekte in Angriffen auf das übermächtige, Deutschlands Unterwerfung beabsichtigende Oesterreich. Nach dem entscheidenden Tage von Olmütz kamen nun die „Vier Wochen preußischer Politik,“ worin Hrn. von Manteuffel ein brusques „Ote toi!“ zugerufen wurde. Mit schlagenden Gründen wurde nachgerade in der scharfen, Oesterreich übrigens nichts weniger als gewogenen Replik: „Von Warschau bis Olmütz“ dem politischen Vierwochenkritiker entgegengetreten, wofür später in der Publikation des „Arnim'schen Processes“*) möglichste Revanche ge-

*) Der erwähnte Proceß wurde über Anklage der Staatsanwaltschaft vor dem k. Stadtgericht zu Berlin (Untersuchungsabtheilung, IV. Deputation für Vergehen) verhandelt. Freih. A. H. von Arnim und der Redakteur (der „constitutionnellen Zeitung“) Alfred Richard von Bardeleben wurden der öffentlichen Behauptung und Verbreitung unwahrer Thatsachen, „welche in der Voraussetzung ihrer Wahrheit die Anordnungen der Obrigkeit dem Hasse und der Verachtung aussetzen würden, so wie der einfachen öffentlichen Beleidigung und der öffentlichen verleumderischen Beleidigung der Mitglieder des k. Staatsministerii in Bezug auf deren Beruf“ für schuldig erkannt und Erstgenannter zu einer Geldbuße von 200 Thlr. (event. 4monatliche Gefängnißstrafe) und der zweite Angeklagte zu 100 Thlr. Geldbuße (event. 2monatl. Gefängnißstrafe) verurtheilt, zudem die Vernichtung der incriminirten Druckschriften verfügt. Hierauf hat Hr. von Arnim durch Publikation der ganzen Proceßgeschichte an die Oeffentlichkeit, und zwar an die „Mit- und Nachwelt“ appellirt, um sie in

sucht wurde. Von einem sehr hohen Standpunkte, von jenem der h. Allianz aus, wurde fast gleichzeitig von einem preußischen Restaurationspolitiker in der Schrift: „Fürst Schwarzenberg und die Aufgabe der Zeit“*) ausgehohlt und der Stab über des Fürsten Politik gebrochen. Der allerdings, wenn gleich nicht von einem „gedankenlosen Eifer“ vielgetadelten preußischen Mobilmachung wird darin „als einer Stütze der Besonnenheit des preußischen Ministers“ und „der

den Stand zu setzen, „über Freund und Feind“ ein Urtheil zu fällen. Sehr seltsam klingt unter den Entscheidungsgründen der Milderungsumstand zu Gunsten des Hrn. von Arnim, daß derselbe zu der im 3. Anklagepunkte (öffentl. verleumderische Beleidigung) aufgestellten Behauptung durch das Cirkular des Fürsten Schwarzenberg vom 7. Dezember 1850 „verleitet“ (!) worden, während die Verleitung lediglich der maßlosen Leidenschaftlichkeit und ebenso grenzenlosen Eitelkeit des Hrn. v. Arnim zugeschrieben werden muß. —

*) „Fürst Schwarzenberg und die Aufgabe der Zeit,“ Berlin 1851, Druck und Verlag von C. Schulze's Buchdruckerei. Diese in Oesterreich, wie es scheint, wenig bekannt gewordene Schrift hat mehrere Auflagen erlebt. Wir bedauern, nicht mehr Raum zu finden, um derselben eine größere Aufmerksamkeit und zugleich die gebührende Abfertigung zu Theil werden zu lassen. Schon in der Vorrede erklärt der Verfasser, „in der Politik des Fürsten zwar einige relative Wahrheiten, aber wenig Wahrhaftigkeit, Größe selbst, aber keine Treue, viel Selbstgefühl und Schwung von Kühnheit, aber nirgends jene sittlich begründete Ehrlichkeit zu erblicken, welche nach so vielen gründlichen Erfahrungen die Devise der Restaurationspolitik seyn sollte.“ Der Verfasser thut gerade so, als ob zu jener Zeit die politische Ehrlichkeit in Preußen allein ihre bleibende Wohnstätte aufgeschlagen hätte. Im Verlaufe der Schrift wird nun das Wesen jener Restaurationspolitik, wie sich der Verf. dieselbe denkt, analysirt und hierauf das Verfahren des Fürsten von Olmütz bis Dresden scharf kritisirt. Oesterreichs Vortheile waren nur diplomatischer Natur, während Preußens Vorgang sich als Politik kennzeichnet: „Preußen erzeugt vielleicht weniger Diplomaten, aber dafür desto mehr ehrliche Männer“ ꝛc. Man hätte von Seite Oesterreichs „Preußen das Brechen mit der Revolution erleichtern, es in seinem delikaten“ (ja wohl sehr delikaten!) „Abwicklungsgeschäfte unterstützen sollen.“ — „Ohne Noth hat man den untergeordneten Conflikt in Hessen, in welchem das positive Recht allerdings auf Seite Oesterreichs war“ (sic!) „scharf zugespitzt und zur lauten Kriegsfrage angefacht. Es hätte auf Preußens peinliche Stellung im billigen Maße Rücksicht genommen werden sollen, da der Schritt Preußens nur das verblaßte Erbstück einer seitdem faktisch aufgegebenen Politik war.“ Das Verfahren des Fürsten war eine „brutale Anfechtung der Nationalehre Preußens.“ — „Die heroische Politik des Fürsten hat sich selbst ein Dementi gegeben. — Die Circulardepesche vom 2. Dezbr. ist eine Rodomontade, die die Mißbilligung aller honnetten Leute erfahren sollte. — Hr. v. Manteuffel läßt die romantischen Blähungen der Selbstüberschätzung an sich vorübergehen. — Die

entschlossenen Miene Preußens, welche die unabsehbaren Uebel des Krieges von den deutschen Grenzen abwehrte," das Wort geredet. „Die Punktation von Olmütz," heißt es weiter, „war ein großer unblutiger Sieg unserer" (der preußischen) „Armee." Gleichwohl wird denn doch auch nebenbei hinzugefügt: „Wir sind weit entfernt, den entscheidenden Antheil, den der Fürst Schwarzenberg an diesem Verdienste hat, zu verkennen. Der Krieg lag dessen ungeachtet in seinen Händen, er konnte ihn vorziehen und er hatte Gründe dazu, denn alle Vortheile, selbst die strategischen, schienen auf Oesterreichs Seite. Der Fürst wählte den Frieden." Dieses Zugeständniß eines principiellen Gegners kann uns genügen, wie sehr sich auch derselbe gleich hinterher bemüht, die ihm unwillkürlich entschlüpfte, unbestreitbare und den Tag von Olmütz zum glänzendsten Punkte im politischen Leben des Fürsten gestaltende Wahrheit zu verkleinern, indem er das Verdienst des Fürsten gleichwohl gerne als ein „höchst zweideutiges, als das Verdienst eines Mannes" hinstellen möchte, „der sich beeilt, unendlich viel Böses, das er angerichtet hat, weniger schädlich zu machen." — Nach einer Anerkennung, wie die oben ausgesprochene, nimmt sich eine solche Beschuldigung in der That wie eine nothgedrungene Verleumdung aus, um den Gehalt jener Anerkennung zu entwerthen. „Man merkt aber die Absicht — und wird verstimmt," wie Göthe so trefflich bemerkt. Der gestrenge Minos hätte sich aber über das vom Fürsten Schwarzenberg „angerichtete viele Böse" füglich trösten können, wie man sich in Oesterreich darüber vollkommen beruhigt hat, dem Fürsten dadurch reichliche Entschädigung für die Verketzerung und unzähligen Angriffe in Bro-

---

Politik des Fürsten ist tergiverstrend, überlistend, fiktiv, unfaßbar, eigensinnig ꝛc. — Sie ist eine Frauenzimmerpolitik (!!!), die convulsivische Zuckung eines Todkranken (!). Oesterreich will die deutsche Kaiserkrone auf das Haupt seines Herrschers setzen." Den Verfasser beruhigt die Erwägung, „daß weder die europäische Restaurationspolitik, noch der Wohlstand Oesterreichs an die Person des Fürsten Schwarzenberg gebunden seyn dürften." — Diese Stylproben dürften hoffentlich genügen, um den Vogel am Gesange zu erkennen. —

chüren, Flugschriften und einem Theile der ausländischen Presse bietend. Auch in Oesterreich wurde der Sieg von Olmütz als ein unblutiger, Frieden verbürgender und für eine lange Zukunft hinaus Glück bringender mit freudigem Danke und hellem Jubel begrüßt. Aus allen Theilen der Monarchie (und nicht wenige hierunter aus Ungarn) gelangten Dank- und Beglückwünschungsadressen von ganzen Kronländern, Städten, Gemeinden, Landbezirken, Corporationen, Vereinen und auch von einzelnen hervorragenden Personen oder besonders warmen Patrioten an den Fürsten und feierten denselben als „Schutz- und Friedensengel Oesterreichs," als Repräsentanten der „Kraft, Weisheit und Mäßigung," als „Erhalter des Friedens," dessen Segnungen und Glück verheißende Folgen mit dankbarer Freude begrüßt werden. (Hiermit war jenes prophetische Wort in Betreff der Huldigung Oesterreichs in Erfüllung gegangen.) In den meisten dieser für die Constellation und Stimmungen des damaligen Augenblicks sehr bezeichnenden Adressen wird neben der freudigen Genugthuung über die Wahrung des Ansehens und der Achtung gebietenden Stellung Oesterreichs doch auch großes Gewicht auf die wiederhergestellte Eintracht mit Preußen und die in Aussicht gestellte glückliche Entwirrung der deutschen Verwickelungen gelegt. Man hatte eben unter dem Eindrucke des auszubrechen drohenden Kampfes gefühlt, wie viel sowohl für die inneren Interessen Oesterreichs, als auch für dessen gesammte deutsche Beziehungen, besonders aber für die große Idee der deutsch-österreichschen Zoll- und Handelseinigung auf dem Spiele stand und wußte, daß die Hauptschwierigkeit der Situation darin lag, kein Interesse zu gefährden und zugleich der Würde Oesterreichs nichts zu vergeben. Die in Olmütz gelungene Vermittlung dieser Gesichtspunkte war daher berechtigt, als unblutiger Sieg ihre Triumphe zu feiern, und daß ein Theil der preußischen Gegner des Fürsten das Resultat von Olmütz eben auch als „unblutigen Sieg" für Preußen vindicirte, beweist eben am klarsten, daß die Partie im Punkte der Ehre und der Interessen auf beiden Seiten mindestens gleich stand und das Verdienst der beiden verhan-

delnden Staatsmänner in dieser Doppelbeziehung wenigstens gleich schwer wog. Mit den übrigen politischen Gegnern sowohl des Hrn. von Manteuffel als des Fürsten Schwarzenberg in Preußen war und ist nicht zu rechten, es müßte denn seyn, auf dem Punkte, wo die eingebildete Demüthigung und Erniedrigung endet und die wirkliche beginnt. Für sie wäre freilich eine Niederlage Oesterreichs eine Erhöhung Preußens gewesen; bis dahin würden sie immer von „Demüthigungen" phantasirt haben. — Verliert man nicht aus den Augen, was und wie viel bis zum Ende des Jahres 1850 im Innern Oesterreichs bereits für die Consolidirung der Verhältnisse theils bereits geschehen, theils für die nächste Folgezeit angebahnt war, welche Rührigkeit in allen Zweigen der Administration, der Gesetzgebung, des Unterrichtswesens und aller materiellen Interessen entfaltet worden; so wird man im Zusammenhalte mit diesen umfangreichen und tiefgreifenden Reformen nicht umhin können, in jenen Kundgebungen des öffentlichen Geistes eine entschiedene Wendung der allgemeinen Stimmungen zu Gunsten des Ministeriums Schwarzenberg zu erblicken. Den schlagendsten Beweis hiefür lieferten besonders jene Dankadressen, in welchen nicht nur „das vollste und unbedingteste Vertrauen in alle Maßregeln der Regierung" ausgesprochen war, sondern auch die unverbrüchlichste Anhänglichkeit und Treue gegen Thron und Dynastie auf feierliche Weise gelobt wurden. Diese augenscheinlichen Belege echten Bürgersinnes und warmer Vaterlandsliebe brachte der Fürst auch zur unmittelbaren Kenntniß seines Monarchen, während seine Bescheidenheit nicht gestattete, von der seinen persönlichen Verdiensten dargebrachten Huldigung offenkundigen Gebrauch zu machen. Mehrere der ersten Städte der Monarchie, die Kaiserstadt an der Spitze, beeiferten sich, seinen Namen in das goldene Buch ihrer Ehrenbürger einzuzeichnen und gaben durch äußere und innere Merkmale zu erkennen, welchen Werth dieselben auf den Besitz eines solchen Mitbürgers legten. *) —

*) Außer Wien haben noch Prag, Olmütz, Pesth und Triest dem Fürsten Ehrenbürgerdiplome zugesandt, von denen alle in Ausdrücken dankbarer und bewun-

Die Resultate von Olmütz sind bekannt und aus den dießfalls veröffentlichten Staatsschriften (Olmützer-Punktation, preußische Denkschrift zur olmützer Punktation, Circulardepesche des Fürsten Schwarzenberg vom 7. Dezember, u. s. w.) leicht ersichtlich. Die Einigung Oesterreichs und Preußens über die nächsten Hauptpunkte war für den Augenblick eine so zufriedenstellende, daß wenigstens über die Hauptfrage: „Krieg oder Frieden?“ zu Gunsten des letzteren entschieden war. Der Anspruch des Bundestags auf Entscheidung deutscher Fragen wich nun der Competenz der neu einzusetzenden, Preußen und dessen Verbündeten mit einschließenden Commission, der Austrag der kurhessischen und holsteinischen Angelegenheiten wurde gleichfalls der Gesammtheit der deutschen Regierungen vorbehalten und Preußen überall sein bundesmäßiger Antheil zugesichert, zudem die weitere Entwickelung der deutschen Verhältnisse zum Gegenstande freier Conferenzen in Dresden (Ministerialconferenzen) gemacht. Die Auflösung des Erfurter Bündnisses wurde von Seite Oesterreichs nicht gefordert, selbes vielmehr durch die Olmützer Punktation anerkannt. War das die dem Fürsten von seinen Gegnern zum Vorwurfe gemachte „perfide, überlistende, eigensinnige Politik Oesterreichs?“ „Der Fürst,“ sagt unsere sehr wohl unterrichtete Quelle, „war zu Olmütz in Allem, was nicht unmittelbar *wesentlich* war, sehr nachgiebig *) und war es auch die nachfolgenden Wochen durch,

dernder Anerkennung mit einander wetteifern. Auch an äußerer Pracht und Kostbarkeit der Ausstattung ließen die genannten Städte es nicht fehlen, um schon durch die äußere Wahrnehmung den Grad der Verehrung für den Gefeierten nahe zu legen. Die Ausschmückung des Wiener Diploms allein hat mehrere tausend Gulden gekostet. —

*) Dieser immer auf das Wesentliche und Große gerichtete Blick des Fürsten charakterisirte ihn als echten Staatsmann. Sehr richtig wird daher in Betreff der staatsmännischen Eigenschaften des Fürsten bemerkt: „Um die Verdienste des Fürsten richtig würdigen zu können, darf man nicht vergessen, daß nicht einzelne große Talente den Staatsmann machen, daß diese die Attribute der Gehülfen des Staatsmannes sind. Der glänzende Redner, der gewiegte Staatsökonom, der gewandte Unterhändler, der erfahrene Administrator, sie taugen gut als Zweite im Staate; die Ersten im Staate dürfen selbst diese Fähigkeiten entbehren, und wenn sie sie auch besitzen, so müssen sich zu ihnen noch andere Gaben gesellen. Die Gabe, mit Einem

wo auf das unredlichste tergiversirt ward, um die Räumung Hessens hinauszuziehen." — Dessenungeachtet ward von der Olmützer Uebereinkunft nachgerade behauptet: „Preußen habe in diesen Verhandlungen die Stellung geopfert, die es zur Vertheidigung der deutschen Interessen eingenommen hatte." — Man hätte in der That nicht erwarten sollen, daß sich sowohl diese Klagen über die aufgeopferte günstige Stellung Preußens, als jene Beschwerden über Oesterreichische Perfidie nach den Dresdener Conferenzen, wornach, lediglich aus Scheu vor Frankfurt, von nichtösterreich'scher Seite so sehnsüchtig begehrt worden, erneuern werden; man hätte überhaupt nicht erwartet, daß in Dresden eigentlich so gar nichts zu Stande kommten und man zuletzt von eben jener Seite auf denselben Bundestag zurückkommen werde, welcher von dort aus vordem auf's entschiedenste desavouirt worden, ja noch mehr, daß man in dieser Rückkehr zum Bundestage nunmehr das einzige Heil erblicken werde. Jetzt, wo sich die Sturmfluth der Meinungen gelegt und manche Illusionen zerronnen, ist man beinahe kaum im Stande, solche Widersprüche zu begreifen, die damals an der Tagesordnung waren, thatsächlich aber freilich außerhalb aller Ordnung standen. Wieder war es Hr. von Manteuffel, der von seinen geschwornen Gegnern während und nach den Dresdener Conferenzen sehr viele Anfechtungen zu leiden hatte. Die Dresdener Krise erschien diesen Prussomanen als eine für Preußen bei weitem gefährlichere als selbst die Novemberkrise von 1850. Die Monarchie Friedrich d. G. ward, diesen Halucinationen zufolge, durch die Manteuffel'sche Politik direkter dem Abgrunde zugeführt, als durch jene der Lombards und Haugwitz. „Möge Gott Preußen und die deutsche Nation schützen!" riefen die Anti-Man-

---

Blick ein Ganzes zu erfassen, im rechten Moment den rechten Entschluß zu ergreifen, alle vorräthigen Hülfsmittel zu einem gegebenen Zwecke zu benutzen, mit bedächtigem Muthe zu wagen, mit muthiger Geduld abzuwarten" (und durch die deutschen Angelegenheiten wurde diese muthige Geduld sehr auf die Probe gestellt!), „mit zäher Beharrlichkeit anscheinende Schlappen in endliche Erfolge zu verwandeln: sie war die Gabe des Fürsten Felix Schwarzenberg." (S. „Ergänzungsblätter" von Dr. Fr. Steger, 7. Band, 4. Heft, Nr. 362, p. 790. —

teuffelianer ein über das andere Mal aus, als stände Hannibal vor den Thoren. Dabei fällt es auf, immer Preußen und die deutsche Nation völlig identificiren zu hören. Höchstens, daß überdieß noch die „kleinen Staaten" mit in jene Identität einbezogen werden. Sätzen, wie: „das System, welches sich auf den Dresdener Conferenzen geltend gemacht hat, ist Preußen und der deutschen Nation gleich gefährlich; es ist die Unterdrückung Preußens und der kleinen Staaten zu Gunsten Oesterreichs und zu Gunsten derjenigen Existenzen, welche sich stets einer nationalen Zusammenschließung widersetzen werden," kann man sehr häufig begegnen. Die Zärtlichkeit für die kleineren Staaten, als Hauptfaktoren der nationalen Repräsentanz, war damals überhaupt sehr rührend. „Jede Stimme," rief man nicht ohne einige Emphase aus, „die für Preußen durch die Unterdrückung einer Stimme der kleinen Staaten verloren geht, ist für Preußen von größerem Werth als das Zugeständniß eines Copräsidiums am Bunde." Man muß nämlich wissen, wie heiß dieses Copräsidium gewünscht worden war, und dennoch schien es nicht den Werth einer verloren gehenden kleinen deutschen Staatenstimme aufwiegen zu können! Dieses Geständniß ist in der That sehr bezeichnend. In diesem einzigen Falle schien man bei sonst so überaus regem Ehrgefühle auf ein bloßes Ehrenrecht weniger Gewicht zu legen. Jener Hannibal ante portas für die „deutsche Nation," oder was damals als solche galt, war eben niemand Anderer, als die sogenannte „neue" österreichisch-deutsche Politik, oder deren Incarnation: Fürst Schwarzenberg. „Die neuere österreichische Politik," sagte man, „will sich, im Gegensatze zu jener des Fürsten Metternich, welche letztere Oesterreich aus Deutschland herauszuhalten suchte, nicht nur nicht negativ zu Deutschland stellen, sondern sie will in Deutschland einen positiven Einfluß gewinnen, die Initiative ergreifen, sich der deutschen Geschicke bemeistern, ihre Herrschaft über Deutschland etabliren. Daher der geforderte Gesammteintritt Oesterreichs in Deutschland." Furcht und Eifersucht pflegen in der Regel die Dinge zu übertreiben und überall Gespenster

zu sehen. War Oesterreichs Politik nämlich eine deutsche — und daß sie es war, dafür sind Oesterreichs eigene Interessen die besten Garanten — so konnte es nur und mußte es die Einigung mit Preußen anstreben, wie es auch thatsächlich geschehen. Es that dieß nicht nur im eigenen und deutschen, sondern auch im allgemeinen europäischen Interesse. Zu der Höhe dieses Gesichtspunktes konnte sich allerdings die kurzsichtige Weisheit der sogenannten deutsch-nationalen, einheitsstaatlichen Partei nicht aufschwingen. Wie hätte sonst von dieser Seite behauptet werden können: „die Kosten des Bündnisses gegen die Revolution wird immer Preußen, nicht Oesterreich zu bezahlen haben." Wir ersparen uns die naheliegenden Schlüsse aus einer gewagten Aeußerung, wie diese, zu ziehen. Allem Vorausgeschickten zufolge nehmen wir keinen Anstand, die Mittheilung eines mit dem Gange der Dinge Wohlvertrauten wiederzugeben. Gewiß, die Dresdener Conferenzen wurden mit dem redlichsten Wunsche von Seite des Fürsten, für Deutschland in politischer und materieller Beziehung das Möglichste zu thun, eröffnet. Es sollte der Bundestag reformirt und für die nöthigsten Verkehrserleichterungen gesorgt werden. Preußen hatte zu allem seine Zustimmung gegeben, sowie aber die Verhandlungen anfingen, wirkte es entgegen, denn es wollte den Dualismus und hatte damals schon seine neue Handelspolitik im Kopfe. Der Fürst schlug eine ausübende Behörde am Bunde von 7 Mitgliedern vor. Preußen verwarf dieselbe, brachte allerlei Projekte, über die sich zu einigen es selbst wieder hinderte, und erklärte zuletzt, es wolle nichts als den alten Bundestag. Das war im Widerspruche mit Allem, was es durch zwei Jahre gesagt hatte; aber Oesterreich konnte es annehmen, denn es hatte den Bundestag ja schon seit Mai in's Leben gerufen. Preußen betrieb nun die Priorität der Stellung auf die kleinlichste Weise, und da es hierin scheiterte, begann der geheime Krieg gegen den Bundestag (gegen dessen Wirksamkeit als allgemeines Organ), der bis zur Stunde nicht aufgehört hat." (Unsere Mittheilung datirt nämlich von Mitte Juli 1851.) „In Bezug der materiellen In-

teressen ging Preußens Streben dahin, Alles zu hindern und sich selbst an die Stelle des Bundes zu schieben, als allein berechtigt hinzustellen." — Mit diesen allerdings herben Bemerkungen, die aber der Historiker nur schwer umgehen kann, nachdem das hinter uns Liegende nun einmahl dem Urtelspruche der Geschichte verfallen, stimmen im Wesentlichen Stimmen von Publicisten überein, die sich darüber klar zu werden suchten, warum die Dresdener Conferenzen nur ein „schätzbares Material" geliefert, und denen es auffiel, „warum nicht nur in Dresden bald von diesem, bald von jenem kleinen deutschen Staate, und zwar nicht aus der Reihe der verbündeten Oesterreichs, der Widerspruch gekommen, bis zuletzt Alles scheiterte, sondern selbst auch in Frankfurt derselbe Vorgang sich wiederhohlte, während allerdings Preußen selbst selten mit einem Widerspruche auftrat."*) Den Elucubrationen einer seiner Zeit vielbesprochenen Schrift („die Dresdener Conferenzen," Berlin 1851) zufolge, hatten sich die kleineren Staaten als freiwillige Combattanten in die von Preußen unvertheidigt gelassene Bresche geworfen und dasselbe in die glückliche Lage versetzt, „auch dann noch, wenn von Oesterreich das Copräsidium zugestanden werden sollte, auf den alten Bundestag zurückgehen zu können," als auf die richtigste Basis für Preußen „von dem Augenblicke an, wo Preußen die politischen Pläne zweier Jahre aufzugeben beschloß." Ueberhaupt sind die in der genannten Schrift gegebenen Aufschlüsse, nicht sowohl ihres materiellen Inhalts, als vielmehr um ihrer formellen Darlegung willen bemerkenswerth. „Die Dresdener Conferenzen," äußerte ein competenter Beurtheiler über die beregte Schrift, „lügen nicht, aber sie geben die Wahrheit nur halb." Eine halbe Wahrheit ist aber eine versteckte Lüge, die sich

*) S. Bülau's: „Das Jahr 1851, Zeitbetrachtungen," p. 9—14. Der besonnen und unbefangen urtheilende Leser wird nicht umhin können, dieser Darlegung eines kundigen und ohne leidenschaftliche Voreingenommenheit schreibenden Publicisten in allen wesentlichen Punkten beizustimmen. Wenige Männer von der Feder haben es verstanden, sich die Sachlage so klar zu machen und die Gesichtspunkte nicht zu verrücken, wie Hr. Bülau. Das konnte nur das Resultat einer consequenten Beobachtung der Zeitereignisse und ihres genetischen Zusammenhanges seyn. —

nicht ganz hervorwagt. Nur gegen Hrn. von Manteuffel kommt der grimme Parteihaß zum offenen Durchbruche. Vergebens aber hat man sich bemüht, die Ressourcen Preußens bei den Dresdener Conferenzen zu verhüllen, es kam dem Parteieifer nur darauf an, Hrn. von Manteuffel als persönlich ressource- und schwunglos hinzustellen und glaubte dieß um so effektvoller durch den Gegensatz des Fürsten Schwarzenberg bewerkstelligen zu können. Nur um dieses Parteizweckes willen läßt man ein grelles Schlaglicht auf „die Ueberlegenheit des Fürsten als kühnen Staatsmannes" und auf die größere Vornehmheit des Oesterr. Wesens" fallen, während man zugleich sogar die Befähigung des Hrn. von Manteuffel in Zweifel stellte. Nebenbei vergaß man aber nicht, die auf „positive Verschlechterung der Bundesverfassung und auf ein Policeiregiment" zielenden Absichten des Fürsten im Gegensatze zu dem „auf dem Fortschritte der freiheitlichen Idee*) ruhenden Interesse Preußens und seiner Dynastie" zu betonen. Von jener „persönlichen Ueberlegenheit des Oesterr. Ministers**) neben der sachlichen Verlegenheit des preußischen" sprach man schon aus Veranlassung der Olmützer Zusammenkunft und stellte diesen Contrast in modificirter Weise neuerdings gelegenheitlich

*) Das war der Köder, den die deutsch-nationale Einheitspartei mit Preußen an der Spitze, d. h. diejenigen, die auf eine Verflüchtigung Deutschlands in Preußen, oder auf eine Verdichtung Preußens in Deutschland speculirten, beständig auswarf, um Proselyten anzulocken. Um durch den Gegensatz zu wirken, mußte Oesterreichs Zukunft ziemlich tief in's absolutistische Dunkel gerückt werden. Man sehe die betreffenden Stellen der oben angezogenen Schrift. Ob das wohl jetzt bereits überwundene Standpunkte sind?

**) Jene persönliche Ueberlegenheit motivirte man mit der Abkunft „von jener höchsten Oester. Aristokratie, deren hochprivilegirte, fast olympische Unabhängigkeit allerdings schon von der Wiege an Aplomb und festen Tritt gibt." — Also weder das historische Familienbewußtseyn des hochadelig Geborenen, noch die persönliche Begabung, sondern nur das Privilegium der äußeren Stellung ist, nach dieser Auffassung, die Quelle der persönlichen Ueberlegenheit, die demzufolge auch nur wieder als etwas Aeußerliches, nämlich als „Aplomb und fester Tritt" erscheint. In dieser Aeußerlichkeit scheint man denn überhaupt die ganze Persönlichkeit des Fürsten aufgehen lassen zu wollen. Daher nennt man ihn denn auch „einen Mann von den größten, und zwar vornehm zurückhaltenden Manieren;" daher sagt man auch: „Er war ein energischer Staatsmann, aber er war es gar nicht durch einen eminenten

der Dresdener Conferenzen en relief. Mit diesen Auffassungen hat wohl jene Zeitungsnotiz über das prunkende und vornehme Auftreten des Fürsten in Dresden, dem fast armseligen des Hrn. von Manteuffel gegenüber, einen und denselben Ursprung. Eine dießfällige Beleuchtung haben wir uns an einer anderen Stelle vorbehalten. Daß sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Person des Fürsten bei seinem jedesmaligen Erscheinen in Dresden concentrirte und daß er dortselbst der Gegenstand besonderer Auszeichnungen geworden, ist Thatsache;*) ebenso wahr ist, daß er — ein Feind jeder Ostentation — nichts that, um die Aufmerksamkeit herauszufordern.

Im innigsten Zusammenhange mit den gesammten deutschen Angelegenheiten steht wohl die noch eine weite Zukunft vor sich habende Zolleinigungsfrage. Nicht nur, daß dieselbe die staatsmännische Sorge des Fürsten Schwarzenberg in bedeutendem Maße absorbirte und nachgerade zu einem Hauptfundamente seiner deutschen Politik

Geist, sondern durch einen festen, unbeugsamen Charakter" (d. h. durch festen Tritt, Aplomb, olympische Unabhängigkeit?), ja selbst, wo man von ihm als einer „entschieden ausgezeichnet hervorragenden Persönlichkeit" spricht, bezieht man dies auf die „körperliche Erscheinung." Man sieht, wie perfid die Verkleinerungssucht zu Werke zu gehen weiß. —

*) Jene Beweise von besonderer Aufmerksamkeit sind dem Fürsten sowohl von Seite der dort versammelten Staatsmänner, als von Seite des Publikums, das in ihm den deutschen Mann und hochverdienten Oesterreicher ehrte, ganz besonders aber von Seite Sr. Maj. des Königs von Sachsen zu Theil geworden. Auf Verlangen des Letzteren entstand denn auch jenes Portrait des Fürsten, welches ihn, umgeben von den Mitgliedern der Dresdener Conferenz, darstellt. So historisch interessant dieses Gemählde an und für sich als Versinnlichung, oder vielmehr Verpersönlichung einer geschichtlich denkwürdigen Staatsaktion, so sehr muß die gänzliche Unähnlichkeit des Portraits unseres Fürsten darin bedauert werden, und zwar um so mehr, als ja gerade die frappante Aehnlichkeit die Conditio sine qua non des historischen Interesses. Unter den wenigen vorhandenen Portraiten des Fürsten — er ließ sich nur in ganz ausnahmsweisen Fällen abbilden und hatte einen wahren Widerwillen gegen das Aushängen der Portraits in den Schaufenstern der Kunstläden — ist jenes Bildniß, leider, der unähnlichsten eines. Vielleicht übertrug sich das innere Mißbehagen des nur ungerne sitzenden Fürsten unwillkürlich auf den abbildenden Künstler und beherrschte seine Hand. Am ähnlichsten sind noch die nach dem Tode des Fürsten erschienenen und nach einem Daguerreotyp und der noch in der Nacht nach dem Hinscheiden des Fürsten aufgenommenen Bildskizze gefertigten Portraite, die zugleich den Werth gelungener Lithographien besitzen. —

überhaupt geworden, so bezeichnet sie zugleich einen der denkwürdigsten Marksteine seines Lebens: denn wohl möchte sich's der Erinnerung dauernd eingeprägt haben, daß sich des Fürsten Auge gerade in dem Momente schloß, als die Wiener Zollconferenzen — durch des Fürsten Beharrlichkeit und „muthige Geduld" in's Leben gerufen — ihrem Abschlusse entgegenreiften. Man kann wohl mit Recht sagen: die Zolleinigungsfrage habe so recht eigentlich den Prüfstein der deutschen und zugleich der inneren Oesterreichischen Politik des Fürsten gebildet, denn zum mindesten war eine so wichtige und auf eine unberechenbare Zukunft hinaus wirkende Interessenfrage ganz geeignet zur Klippe für jede utopistische Politik. Auch in soferne war sie als Prüfstein zu betrachten, als durch sie der Aufrichtigkeit der Oesterr. Intentionen in Bezug auf Deutschland ernstlich auf den Zahn gefühlt wurde und der praktische Realismus die Entscheidung in die Hand nahm. Wenn man von dem Plane Oesterreichs, mit seinem Gesammtgebiete in Deutschland einzutreten, wie von einem „über das Ziel hinausschießenden" sprach, so läßt sich wohl schwerlich ein Gleiches von dem großen handelspolitischen Plane Oesterreichs behaupten, denn nur zu fest wurde dabei das, wenn auch noch so entlegene Ziel in's Auge gefaßt und die Tragweite des Gedankenpfeiles berechnet. Man hatte sich darauf vorgesehen, von dem einmahl ausgesprochenen Worte wenig oder nichts mehr zurücknehmen zu müssen, wodurch es sich merklich von den verschiedenartigen Zeitschlagworten zu unterscheiden hatte. Zudem vergaß man nicht, daß alle, sowohl im Innern Oesterreichs, wie nach Außen hin zu treffenden Vorbereitungsmaßregeln, alle Umstaltungen im Bereiche des Handels, der Gewerbe und Industrie, die Wegräumung der inneren Zollscheidewände (Zolllinie von Ungarn), all die umfassenden und zum Theile riesigen Verkehreinrichtungen und -Erleichterungen zu Land und zu Wasser (Eisenbahnen — [Semmeringbahn], Dampfschifffahrt, Postverträge und Portoherabsetzung, Telegraphenlinien, Flußzollerleichterungen und Flußschiffbarmachung, Straßenzüge u. s. w.), zudem die Anbahnung und der Abschluß von Verträgen im internationalen Ver-

kehre (Zolleinigungs- und Handelsverträge, zumal die italienischen und levantinischen), endlich selbst all' die gewaltigen Anstrengungen zur Regelung und Verbesserung der allerdings im Argen liegenden, aber nachgerade denn doch durch ein weises Einschränkungssystem und gleichzeitige Steigerung der Einnahmen, durch Reducirung der Papiergeldcirculation, Fundirung der schwebenden Schuld, Normirung des Verhältnisses des Staates zur Bank u. s. w. bereits merklich erleichterten Finanzen; daß mit einem Worte alle Reformen auf materiellem, und damit zusammenhängend auch zum Theil auf intellektuellem Gebiete ebenso viele Grundlagen zur Erweiterung eines Mitteleuropa umfassen sollenden handelspolitischen Bereiches bilden, als Garantien für die consequente Durchführung des Angestrebten bieten. Man hatte sich mit dem Beginne dieser Reformen bestimmte Verpflichtungen auferlegt, die kein Innehalten auf der betretenen Bahn gestatteten. Ja, mit der Feststellung des Princips der Reichseinheit für das neue Oesterreich war der materielle Anschluß des letzteren an Deutschland als handelspolitischer Gesammteintritt geboten und in keiner anderen Form mehr denkbar, hiermit aber zugleich ein importantes Surrogat für den rein politischen Gesammteintritt gewonnen. Schon vor dem Jahre 1848, besonders aber während desselben, wurde viel von einem großen, gesammtdeutschen Zoll- und Handelsgebiete geschwärmt. Oesterreich faßte während seiner schlimmsten inneren Krise den Gedanken auf und hielt ihn auf die ihm eigenthümliche Weise fest. So entstanden die Denkschriften vom 30. December 1849 und 30. May 1850, zudem die Depesche des kaiserl. Oesterr. Ministeriums des Aeußern vom 21. Juli 1850. Hr. von Bruck und Fürst Schwarzenberg hatten sich zur Durchführung des Werkes solidarisch verbunden. Ueber eine Priorität des Gedankens ist daher unter diesen Umständen wohl kaum zu streiten. „Hr. von Bruck" — bemerkt ein wohl orientirter Staatsmann, „sagte nur, was alle Welt dachte und wünschte, was selbst die frankfurter Verfassung, um die öffentliche Meinung zu gewinnen, schon ausgesprochen hatte (freilich mit Ausschluß Oesterreichs), was auch Hr. von Radowitz

in seine Unionsverfassung aufnahm, nämlich, daß ganz Deutschland ein Zoll- und Handelsgebiet bilden sollte. So wie die Abtrennung Oesterreichs von Deutschland nicht gelang, trug Hr. von Bruck die ganz wichtige Idee auf Deutschland mit Oesterreich über. Der Fürst erfaßte diese Idee als eine Ergänzung der Bundesinstitution, als eine Garantie des inneren Friedens und der inneren Wohlfahrt, zugleich als eine Abwehr gegen die preußischen Ansprüche auf die Herrschaft in Deutschland. Kam ganz Deutschland handelspolitisch unter Preußen, so war der Bund verloren. Einigte sich aber Deutschland mit Gesammtösterreich, so war die Bundesgarantie für alle Einzelstaaten gewonnen. Wäre es Preußen bloß um die materiellen Interessen zu thun gewesen, so würde es im Januar (1852) nach Wien gekommen seyn. Dadurch, daß es nicht kam, hing es dem Septembervertrag eine politische Jacke um und zwang die Staaten, die sich noch rühren konnten, zur Coalition in Darmstadt. Wiener Vorlagen und Darmstädter Uebereinkunft ruhen und zielen auf Erhaltung des Zollvereins. Preußen will aber den Zollverein nur dann, wenn es ihn als politisches Werkzeug, um sich an die Spitze Deutschlands zu bringen, brauchen kann." *) Diese von authentischer Seite kommenden Andeutungen dürften zur Beleuchtung des Standes der Dinge, wie er vordem war, genügen. Schließen sie doch, so zu sagen, in nuce die ganze Geschichte des Zolleinigungsgedankens von dessen

*) Wesentlich übereinstimmend mit dieser vertraulichen Mittheilung eines wohlunterrichteten Staatsmannes, auf die wir hier lediglich als auf eine „historische Randglosse" reflektiren zu sollen glaubten, haben wir die Ansichten Prof. Bülau's in seinen „Zeitbetrachtungen zum Jahre 1851" gefunden, eine Uebereinstimmung, die um so bemerkenswerther ist, als jener Staatsmann und dieser Publicist nicht in entferntester Beziehung zu einander stehen. (S. Bülau: „das Jahr 1851," p. 14 u. ff.) Hinlängliche Orientirung über die Bedeutung der beiden oben erwähnten Oesterr. Denkschriften und die gesammten Zolleinigungsverhandlungen gewähren: „Die Zollconferenz zu Wien in ihren nothwendigen Folgen für das gesammte Deutschland." Mit Aktenstücken. (Leipzig bei Gustav Remmelmann, 1852) und die im selben Verlage erschienene „Zollconferenz zu Berlin, die preuß. Erklärung vom 7. Juni und die deutsche Zolleinigung." — Interessante Aufhellungen über das „politische Moment" in der Zolleinigungsfrage, besonders Preußen gegenüber, bietet auch die Augsb. Allgemeine Zeitung (s. Nr. 201 u. ff., 1852). —

erſtem Hervortreten bis zum Tode des Fürſten in ſich ein; eine Geſchichte, die unzählige deutſche Federn in Bewegung geſetzt hat. Leider war es dem Fürſten nicht mehr vergönnt, den Eintritt des Zolleinigungsplanes in die Phaſe einer gedeihlicheren Entwickelung zu erleben. Er ſollte nur die Schwierigkeiten ſehen, ſich aber nicht mehr des Anblicks der beginnenden Verſtändigung erfreuen dürfen. —

Ebenſo wenig konnte der Fürſt mehr die Einführung des däniſch-ſchleswig-holſteiniſchen Haders in das Stadium einer definitiven Schlichtung mit eigenen Augen ſehen, in ſofern nämlich das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 als der erſte Markſtein jenes Regelungsſtadiums betrachtet wird, was freilich Viele nicht gelten laſſen wollen. Dicke Bände, unzählige Brochüren und noch unzähligere Zeitungsartikel ſind über dieſen, nachgerade in blutige Ausſchreitungen (oder ſoll man einen leidenſchaftlichen Raufhandel einen Krieg nennen?) ausgearteten politiſchen Proceß geſchrieben worden; es ſcheint hier nicht der Ort zu ſeyn, das Contingent derſelben zu vermehren, darum müſſen wir uns auch nur auf einige wenige Bemerkungen beſchränken. Unter den mancherlei beklagenswerthen Anhängſeln der deutſchen Frage bildet der ſchleswig-holſteiniſche Streit in der That den unerquicklichſten Appendix, von dem man, ohne den deutſchen Intereſſen und der deutſchen Ehre etwas zu vergeben, bei etwas mehr Ueberlegung und größerer Mäßigung leicht hätte Umgang nehmen können. Wahr iſt es, der erſte Anſtoß zu widrigen Verwickelungen war von Dänemark ausgegangen; aber daß man deutſcher Seits die Sache ſo kläglich weit treiben werde, hätte ſich füglich nicht vorausſetzen, viel weniger vorausſehen laſſen. Mit Recht konnte man daher von dem ganzen däniſch-deutſchen Handel ſagen: „Iliacos intra muros peccatur et extra.“ Wenn nach irgend einer Seite hin, ſo hat oſtſeewärts die deutſch-nationale-idealiſtiſche Politik ihre üppigſten Blüten getrieben, worunter reichlich viel Paſſionsblumen für die „meerumſchlungenen“ Herzogthümer ſelbſt. Wir wollen dem im ſturm-, drang- und geſangreichen Jahre 1848 bis zum Ueberdruſſe geſungenen Arndt'ſchen Liede ſeine poetiſche Berechtigung

nicht ſtreitig machen; wollte man aber ſeinem Refrain: „Mein Vaterland muß größer ſeyn," zugleich eine politiſche Geltung geben, ſo müßte man, um nicht inconſequent zu ſeyn, den Begriff der ungeſchmälerten Größe und Integrität Deutſchlands auch auf die Oſtſeeprovinzen Rußlands, auf die Niederlande, Schweiz und das Elſaß ausdehnen. Einem praktiſchen Verſuche jener Refrainanwendung würde aber zweifelsohne von betreffender Seite mit nachdrücklicher Entſchiedenheit entgegengetreten worden ſeyn, wie dieß auch bereits von Seite des verhältnißmäßig ſchwachen, aber nachgerade durch den Widerſpruch der Seemächte ſtark gewordenen Dänemarks thatſächlich der Fall war. Je falſcher das Princip geweſen, von dem man und um deßwillen man bei dem ganzen Streithandel ausging und je einſeitiger dabei verfahren wurde, deſto größere Blößen des erſteren mußten zu Tage treten und in deſto grellerer Auffälligkeit mußte ſich jene Inconſequenz bemerkbar machen, nicht zu erwähnen, daß die empfindlichſten Streiche doch nur den treffen, zu deſſen Gunſten man eigentlich ſtritt. Allerdings berief man ſich auf die guten und verbrieften Rechte der Herzogthümer und auf die Schirmpflicht Deutſchlands in dem gegebenen Falle; aber dabei kam es denn doch immer auf die Art und Weiſe der Rechtsauslegung und Anwendung an, die ſo leicht in eine summa injuria summi juris überſchlägt, zudem auch auf die Beachtung der Rechte des Gegentheils, und endlich wohl auch auf die wahre Erſprießlichkeit des vollen Rechtsgebrauches ſelbſt. „Die Staatskunſt auf die Politik angewendet," bemerkt mit Grund ein gewiegter Staatsmann, „ſoll die Rechte wahren, wenn ſie Vortheile bringen; ein kluger Staat wird gewiß nie ſtreiten, um ein Recht zu behaupten, welches aufgehört, ihm zu Nutzen zu ſeyn; unbedenklich würde er es fahren laſſen; es wäre des Streites nicht werth." Aber die Erwägungen der Staatsklugheit durfte man freilich auf jener Seite nicht ſuchen, die ſich in der Uebertreibung ihrer Ideen gefiel und in dem Wahne von der Erreichbarkeit einer idealen Größe verrannte. Sie war es, die den Widerſtand der Herzogthümer mit allen Mitteln der Agitation bis zu dem Grade erhitzte, daß er endlich

in heller Kriegsflamme auflohderte. Dahin hat es der deutſch-nationale Einheitseifer gebracht, ohne zu bedenken, daß das „Princip der Nationalität in den Zeiten unſerer Alles abflachenden und vermiſchenden Civiliſation aufgehört hat, ein Princip der Erhaltung zu ſeyn.“ — „Das Nationalitätsprincip in Deutſchland, wie in Polen und Italien, iſt ohne Zweifel ein rein revolutionäres, inſofern ſich der Gedanke an eine national-politiſche Exiſtenz daran knüpft.“ — „Es war ein Hauptirrthum der preußiſchen Politik, daß ſie in dem Princip der deutſchen Nationaleinheit ein weſentliches Element zu finden hoffte, — ja daß ſie ſogar, wie es ſcheint, die Rettung des Vaterlandes davon einzig und allein erwartete.“ — „Die höher gelegene internationale Frage, aus welcher jene der Politik Deutſchlands ſich ergeben ſollte, blieb bei dieſer Auffaſſung unberückſichtigt.“*) Daraus entſtand nachmals für Preußen eben die Schwierigkeit „ſeines delikaten Abwickelungsgeſchäftes“ und des Bruches mit der Revolution, daraus die Verſtrickung einer Politik, die ſpäter noch manch' ein „verblaßtes Erbſtück“ aufzuweiſen hatte. Oeſterreich verhielt ſich in den erſten Stadien des däniſch-deutſchen Streites anſcheinend neutral, einmahl weil mit ſich ſelbſt viel zu ſehr beſchäftigt, dann in Folge der allgemeinen Sachlage der deutſchen Verhältniſſe und endlich in der vollen Ueberzeugung, daß der ſchwebende Streit ebenſo ſehr eine Frage des europäiſchen Gleichgewichts als eine Intereſſenfrage des deutſchen Bundesrechtes. Von dieſem doppelten Geſichtspunkte ging es bei der Auffaſſung des genannten Streites aus und denſelben hielt es im Laufe der Verhandlungen feſt, an denen es ſich ſeit dem Tage von Olmütz wirkſam betheiligte. Der bundesrechtliche Standpunkt wurde in den §§. 1 und 3 der Olmützer Punktation geltend gemacht und zum Ausgangspunkte der gemeinſamen Maßregeln

*) Die oben angedeuteten Textſtellen ſind in der Schrift des Grafen von Ficquelmont: „Deutſchland, Oeſterreich und Preußen“ im vollen Zuſammenhange mit dem übrigen Inhalte da nachzuleſen, wo der Hr. Verfaſſer die der damaligen Politik Preußens zu Grunde liegenden Ideen einer gründlichen Kritik unterzieht. Die deutſch-nationalen Idealpolitiker waren aber und ſind wohl noch ſchwer zu bekehren.

mit Preußen gewählt. Oesterreich vergaß nicht, daß die Herzogthümer im offenen Aufstande gegen ihren rechtmäßigen Herrn begriffen waren, daß sie die Verfechtung ihrer Rechte zu weit trieben, daß es sich darum handelte, die Revolution auf deutschem, wie auf europäischem Gebiete überhaupt zu schließen und daß die Zerreißung der dänischen Monarchie zu einem Kriege Veranlassung gegeben hätte, an dem sich die intervenirenden Mächte, England und Rußland voran, betheiligt haben würden, ohne daß Deutschland, der überall hereinbrechenden Revolution gegenüber, sich in der Lage befand, einen verderblichen Krieg zu beginnen. Hatten wohl die aufgeregten Teutomanen dergleichen ernste Bedenken im Auge? Daß die Pacification der Herzogthümer, als unerläßliche Conditio sine qua non, allen Verhandlungen vorangehen mußte, war selbstverständlich. Auf die hämische Bemerkung (Dr. Vehse's) in Betreff der Oesterr. Expedition nach Holstein: „heilsam, wie Minerva's Weisheit, ist durch die Expedition der neuen Wallensteiner nach Holstein sämmtlichen zahmen und wilden Kosaken wieder das Medusenbild ihres bis zur Nordsee mächtigen Kaisers eingedrückt worden," genügt wohl die einfache Gegenbemerkung: daß zugleich auch verschiedenen zahmen und wilden Deutschen jenes Medusenbild heilsam eingedrückt worden. — Ob und inwiefern Oesterreich in Betreff der Rechtsverwahrung zu Gunsten der Herzogthümer seiner Bundespflicht und seiner deutschen Gesinnung entsprochen, möge aus den in Angelegenheiten Dänemarks und Schleswig-Holsteins gewechselten diplomatischen Aktenstücken ersehen werden.*) Die Erörterung der weiteren Gestaltung der Verhältnisse nach dem Tode des Fürsten liegt über unsere Aufgabe hinaus; nur darauf möchten wir noch aufmerksam gemacht ha-

*) Eine Reihe dieser diplomatischen Aktenstücke findet sich in den Dezembernummern (1852) der Augsburger Allgemeinen Zeitung abgedruckt. So besonders die Note des Fürsten Schwarzenberg, d. d. 21. Dez. 1851, nebst Anlage zu dieser Note, d. d. 26. Dez. 1851, in den Nummern 360—362 d. A. A. Z. Die folgenden Nummern enthalten auch den preußischen Depeschenwechsel in Angelegenheiten Schleswig-Holsteins.

ben, daß die gründliche Analyse der deutsch-dänischen Interessen in der bereits öfters erwähnten Schrift des Grafen von Ficquelmont: „Deutschland, Oesterreich und Preußen“*) vollkommen geeignet ist, über diese Frage zu orientiren und kurzsichtige Vorurtheile zu zerstreuen.

Wir haben im Vorhergehenden versucht, die hervortretendsten Momente und einige der wichtigsten Phasen der auswärtigen Politik des Fürsten zu beleuchten und wenigstens die Gesichtspunkte zur Beurtheilung der Wirksamkeit des Fürsten in diesem Bereiche festzustellen. Wenn es uns gleich nicht möglich war in dem uns angewiesenen engen Rahmen Einzelnheiten hervorzuheben und überall in die Entwickelung der Motive einzugehen, so dürfte doch das Besprochene genügendes Licht über den staatsmännischen Charakter des verewigten Lenkers der auswärtigen Politik Oesterreichs verbreiten und den Schluß vom Bekannten auf minder Bekanntes erleichtern. Wie verschieden auch von principiellen Standpunkten aus die Urtheile über die leitenden Ideen jener auswärtigen Politik lauten mögen: in der Anerkennung der unerschütterlichen Festigkeit, Consequenz, Energie und strengen Rechtlichkeit, überhaupt in allen Eigenschaften, die dem Begriffe eines Charakters entsprechen, wohl aber auch in der Anerkennung der „Reife und Gediegenheit einer tief staatsmännischen, über den Tag und seine nächsten Sorgen hinausreichenden Anschauung,“ überhaupt in dem Zugeständnisse einer wahrhaft erhaltenden Politik dürften sie wohl alle übereinstimmen. Schiefe, parteiisch-mißgünstige, ja selbst entschieden feindselige Urtheile konnten in einer so bewegten Zeit, wie die jüngst vergangene, unter dem Einflusse aufgeregter Leidenschaften und so grell divergirender Interessen nicht ausbleiben.

---

*) S. p. 51—63 der oben angeführten Schrift. — Die Vertheidiger einer deutsch-nationalen Politik um jeden Preis sehen die Sache freilich mit anderen Augen an und meinen, „wenn Oesterreich in der holstein-schleswig'schen Angelegenheit eine nationale Politik verfolgt hätte, so würde Preußen vielleicht schon in Dresden die Folgen jenes Irrthums in einer freudig anerkannten Suprematie Oesterreichs empfunden haben.“ (S. „Dresdener Conferenzen“ p. 79.)

Da war denn unter Anderem viel von der „leidenſchaftlichen Heftigkeit“ des Fürſten, von ſeinem „biliöſen Temperamente,“ von „ſchroffen Begegnungen im diplomatiſchen Verkehre“ die Rede, da klagte man über „Hochmuth im Conſeil und Maßloſigkeit im Handeln,“ da erfand man auch das von deutſchen Scribenten nachgebetete Märchen: „Schwarzenberg's auswärtige Politik habe ganz das ungeſtüme, ſtolze und gebieteriſche Weſen angenommen, das den Kern ſeines Charakters ausmachte.“ Da ward denn auch von dem „eigenwilligen Einbohren des Degens in das Parquet und von der fruchtloſen Erſchöpfung der Kräfte des Kaiſerhauſes durch die übermüthige Politik des Fürſten“ in deutſchen Blättern, dem Echo engliſcher Fanfaronaden, gefaſelt. Einer ernſtlichen Widerlegung ſind wohl dergleichen Expektorationen nicht werth; ihrer erwähnt zu haben, iſt ſchon mehr als zu viel Ehre. Wenn unbeugſame Feſtigkeit in Stolz und gebieteriſches Weſen, wenn Energie und feurige Thatkraft in Ungeſtüm umgetauft werden, dann mögen jene Ankläger allerdings Recht haben. „Mit der heftigen Sprache“ im diplomatiſchen Verkehre ſteht es wohl nicht beſſer wie mit jener angeblichen „ſichtbaren Befriedigung“ über die Demüthigung Preußens in der Cirkulardepeſche vom 7. Dezember 1850. Eine entſchiedene, kathegoriſch und gerade aus ſchreitende Sprache haben wir wohl in dem diplomatiſchen Schriftenwechſel mit dem Auslande gefunden, nirgends aber eine Ueberſchreitung der Grenzen des diplomatiſchen Anſtandes. Oder ſollte ſich etwa der Fürſt im perſönlichen und mündlichen Verkehre mit den Repräſentanten fremder Mächte Unhöflichkeiten erlaubt haben, er, der gewandte Weltmann, deſſen „Sittenfreundlichkeit“ ſelbſt im rauhen Kriegslager nichts von ihrer Urſprünglichkeit verloren und deſſen Urbanität ſelbſt von gemeinen Soldaten gerühmt ward? Man wird uns Unglaubliches vergebens glaublich machen wollen. Spricht man aber von Ungeſtüm und gebieteriſchem Stolz, und ſind darunter Energie und Feſtigkeit zu verſtehen: ſo ſollte jeder Deutſche „nach alledem, was deutſche Staatsmänner und Diplomaten zu Anfang dieſes Jahrhunderts und ſpäter von fremden Collegen erduldet und

eingeſteckt haben, in dem Auftreten des Fürſten gegenüber dem Auslande eine Genugthuung empfinden.“*) Im auffallenden Gegenſatze zu den oben berührten Anklagen ſteht wohl die von denſelben Beſchuldigern faſt mit demſelben Athemzuge vorgebrachte Bemerkung: „Fürſt Schwarzenberg war ein Mann von gerade gegen die kleineren deutſchen Höfe verbindlichſten und deßhalb gewinnendſten Manieren. Ein Mann mit ſolcher Feinheit und Gewandtheit, wie ſie ihm zu Gebote ſtand, war zum Diplomaten in deutſchen Angelegenheiten geboren.“ Dieß, mit den früheren Behauptungen zuſammengehalten, ſcheint ungefähr ſagen zu wollen: gegen die größeren Höfe ſtolz und ſchroff, wußte der Fürſt durch Geſchmeidigkeit die kleineren für ſeine Pläne zu gewinnen. Richtiger aufgefaßt, möchte es aber wohl heißen: gegen den Starken und Mächtigen, beſonders wenn er beleidigend wird, als Ebenbürtiger feſt und ſelbſtbewußt, gegen die Kleineren und Schwächeren entgegenkommend und freundlich. Wir müßten lügen, wollten wir dem Fürſten eine beſondere Vorliebe für die deutſche Kleinſtaaterei anmuthen. Er vor Allem, der das zwiſchen Thür- und Angelſchweben der kleinen Souveränetäten Deutſchlands aus eigener Erfahrung kannte, wußte am beſten, wo der eigentliche Schwerpunkt Deutſchlands liege. Aber als Mann des hiſtoriſchen Rechtes und der Ordnung konnte er nicht anders, als den ſtaats- und völkerrechtlichen Beſtand der Kleinſtaaten achten, ſtets bereit, keine Antaſtung derſelben zuzugeben. Seiner Anſchauung nach, mußte Alles der natürlichen Entwickelung der Dinge, dem geſchichtlichen Geſtaltungsproceſſe und der ſtillwirkenden Macht der Verhältniſſe überlaſſen werden. Daher auch das Gewicht, das er auf die materiellen Intereſſen legte, von denen er wußte, daß ſie am Ende die politiſchen maßgebend beherrſchen. Es war durchaus kein Grund vorhanden, andere als „ver-

*) Treffende Worte des Biographen des Fürſten in den „Ergänzungsblättern“ von Dr. Fr. Steger, 7. B., 4. H. Nr. 362, p. 789. „Daß er ſich auch beherrſchen konnte,“ fährt dort der Biograph fort, „und ſeine perſönlichen Gefühle den Staatszwecken unterzuordnen wußte, beweiſt der Ausgang der Olmützer Conferenz.“ —

bindliche Manieren" gegen die kleineren deutschen Höfe in Anwendung zu bringen. —

Ein den auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs ebenbürtiges Capitel bildet die Geschichte der inneren Entwickelung des Staates unter dem Ministerium Schwarzenberg. Es ist dieß ein für die Geschichte Oesterreichs ebenso interessanter und wichtiger, als für jeden Staatsmann, auch den nichtösterreichschen, besonders lehrreicher historischer Abschnitt. Wenn es schon in gewöhnlichen Zeiten eine der größten und zugleich schwierigsten Aufgaben ist, den Staat zu erhalten und nicht nur für seine Gegenwart, sondern auch für dessen Zukunft Sorge zu tragen; eine Voraussicht, die Rom's Cicero als das „Officium boni viri" bezeichnet; wie viel der Weisheit und Kraft, des Muthes und unerschütterlicher Ausdauer bedarf es erst in gefährlichen Staatskrisen, und wo finden sich immer die Männer zusammen, ausgerüstet mit der Stärke des Geistes und mit der erhabenen Zuversicht, ein wankendes Staatsgebäude zugleich nach Außen zu vertheidigen und im Innern auf neue Grundlagen zu stellen, als wohnliches Ganzes, fester und dauernder denn je, neu aufzurichten. Eine solche Aufgabe war aber dem Ministerium Schwarzenberg zugefallen und es hat sich derselben mit aufopfernder Hingebung gewidmet. Wir haben bereits früher auf die Solidarität des Zusammenwirkens der Mitglieder des Ministeriums im Sinne des kaiserl. Wahlspruchs und auf das Concentrische sämmtlicher ministerieller Wirkungskreise hingewiesen, kommen aber hier wiederholt darauf zurück, um so mehr, als eine erörternde Aufzählung aller Fakta der Regierungs- und Verwaltungsgeschichte Oesterreichs seit 1848 der letzteren selbst als Spezialaufgabe zufällt. Mehr als eines der Hauptmomente der inneren Neugestaltung Oesterreichs wurde ohnehin bereits im Verlaufe unserer Darstellung wenigstens berührt und auf Anderes im Zusammenhange mit der Besprechung äußerer Verhältnisse hingedeutet. Ganz abgesehen von dem inneren Werthe und von der Richtung der getroffenen Maßregeln, so könnte nur eine entschieden unpatriotische Gesinnung, oder die incarnirte Negation selbst

läugnen wollen, daß in allen Beziehungen der inneren Organisation, in allen Fächern der Gesetzgebung, so wie in sämmtlichen Zweigen der Verwaltung, für alle Belange der geistigen, moralischen und materiellen Interessen, zudem für die innere Sicherheit in weitester Bedeutung des Wortes, endlich für die Potenzirung der Wehrkraft des Staates zu Lande und zu Wasser (Organisirung des Heeres, Verstärkung und Systemisirung der Flotte [Centralbehörde]) das Möglichste geschehen, das Außerordentliche gethan worden.*) Dieß gestehen selbst principielle Gegner Oesterreichs zu und unparteiische Beurtheiler bekennen freimüthig: „daß Oesterreichs Regierung offen, consequent und vielfach großartig gehandelt habe; denn großartig sei jedenfalls, was in Oesterreich für die Reform der socialen Verhältnisse und durch die sogenannten materiellen Interessen für die Heraufbildung ganz neuer Grundlagen der gesellschaftlichen Zustände geschehen." Schon im Jahre 1849 äußerte eine anerkennende deutsche Stimme: „die zahlreicheren mittleren Classen im Bürger- und Bauernstande erkennen jetzt erst, welche bedeutenden Vortheile sie gewonnen haben und ahnen, daß es Menschenalter beschäftigen werde, diese in volle Kraft zu setzen. Oesterreich ist immer langsam im Versprechen, aber zuverlässig und gewissenhaft im Halten desselben gewesen, und bewährt das auch jetzt durch eine Reihe großartiger und reelle Volksbedürfnisse befriedigender Reformen. Vor Allem bewies die große Unterrichtsreform, wie vollständig es mit dem früheren Systeme in dem, wo es falsch war, gebrochen hat." In der That hatte die Regierung bereits im Jahre 1849 mitten unter den größten äußeren

*) Wir legen absichtlich auf das letztere Wort ein besonderes Gewicht, da wenigstens im Punkte der Entfaltung einer außerordentlichen Thätigkeit die Vorwürfe der Gegner zu verstummen gezwungen sind. Uebersichtliche Zusammenstellungen jener ministeriellen Leistungen finden sich bereits in einigen encyclopädischen Werken. So wenig wir im Allgemeinen der Zuverlässigkeit und Authenticität solcher Quellen trauen, möchten wir doch den Artikel: „Oesterreich unter dem Ministerium Schwarzenberg" in Steger's „Ergänzungsblättern," 7. Bd., 4. H. Nr. 364 den Vorzug vor ähnlichen Arbeiten einräumen. — Auch Pierer's „Universallexikon" bringt eine recht brauchbare geschichtliche Uebersicht. S. Supplement, 4. Band, Art. „Oesterreich."

und inneren Schwierigkeiten eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt, die sich in den beiden folgenden Jahren noch um ein Bedeutendes steigerte. Besonders waren die Jahresschlüsse und -Anfänge durch neue großartige Maßregeln markirt. Alles Vollbrachte aber trat unter den Auspicien der unverrückbaren Devise der Reichseinheit in's Leben und sollte der Verwirklichung der Reichsverfassung die Wege ebnen. „Alle Einleitungen für den Reichstag," ließen sich die Opponenten Oesterreichs vernehmen, „entfernen nicht das Mißtrauen, daß es Oesterreich nicht Ernst sei mit seiner Verfassung," und setzten flüsternd hinzu, „daß das russische Bündniß in dieser Beziehung Pflichten auferlege." In Betreff des letzteren Punktes haben wir bereits früher erwähnt, daß in jenem Bündnisse eine Allianz der Interessen und nicht der Regierungsprincipien zu suchen; in Ansehung des anderen Punktes aber hätten die Gegner jedenfalls das Richtigere mit der Bemerkung getroffen, daß alle Einleitungen zur Durchführung der Verfassung die vielverbreitete Ueberzeugung von der Nichtrealisirbarkeit derselben nicht zu überwinden vermochten. Je näher der Augenblick der Verwirklichung heranrückte und je gründlicher sich das Nachdenken der Staatsmänner in alle Erwägungen der Zukunft vertiefte, desto lebendiger mußte sich auch jene Ueberzeugung dem geistvollen Monarchen Oesterreichs und seinen klar sehenden Räthen aufdringen. Hätten sie nun Alle in der entscheidenden Stunde gegen ihre Ueberzeugung handeln und bloß etwa deßhalb dieselbe verläugnen sollen, um die Zweifler von vornherein, die Verdächtiger der Regierung zu beschämen und zu widerlegen? Hätte man etwa eine Zusage, die lediglich als eine principielle Thesis hingestellt worden war und in den Augen aller Verständigen nur als theoretische Concession an die noch nicht völlig überwundene Revolution gelten konnte, eine Zusage, der eine längere Ueberlegung und ein ebenso langes Provisorium folgen mußten, an die man überdieß durch keinen Eid gebunden war, etwa für verpflichtender erachten sollen, als die heiligere Rücksicht auf die Wohlfahrt des Staates? Wog ein unter dem Einflusse vorübergehender Umstände gegebenes Versprechen mehr,

als die Zukunft und vielleicht die Exiſtenz der Monarchie? Hätte der ephemere Lohn einer falſchen Popularität ernſte Gewiſſenszweifel zu übertäuben und für den ernſten Richtſpruch der Geſchichte, für die Verwünſchungen kommender Geſchlechter zu entſchädigen vermocht? In einer ſo hochwichtigen, über die ganze Zukunft des Staates entſcheidenden Frage konnten nicht perſönliche Sympathien oder Abneigung für oder gegen gewiſſe Regierungsformen maßgebend ſeyn, hier mußten lediglich ſtaatsmänniſches Gewiſſen und politiſche Weisheit das Geſetz diktiren. Entweder man wollte die Einheit des Staates als oberſtes Princip und als politiſche Nothwendigkeit, oder man wollte ſie nicht; mußte man aber die erſtere wollen, nun ſo konnte man ſie nur mit Inbegriff der unausweichlichen und zweckentſprechenden Mittel wollen; da gab es keine andere Wahl. Das wußten auch die heimlichen, ihre ſtillen Hoffnungen auf die Erfüllung des Novemberprogramms und ſpäter ſelbſt auf die octroyirte Charte ſetzenden Foederaliſten Oeſterreichs, vermeinend, ſeiner Zeit die reife Frucht von ſelbſt in den Schooß ihrer Wünſche fallen zu ſehen. Die Ehrlicheren unter ihnen mochten auch nachgerade, als ſich Ende 1851 ihre Hoffnungen verflüchtigten und das Princip der Einheit des Reiches den Platz behauptete, aufrichtig die Unverträglichkeit des letzteren mit der Beibehaltung conſtitutionneller Formen in einem polyglotten, auf ungleichen Culturſtufen ruhenden Staate eingeſtehen. Ein gleiches Eingeſtändniß ließ ſich aber nicht von den Conſtitutionnellen „um jeden Preis“ erwarten. In den Augen dieſer theoretiſchen Schwärmer für eine Repräſentativverfaſſung, wo möglich nach engliſchem Vorbilde, iſt nun einmahl Volksvertretung und was damit zuſammenhängt die einzige Panacee der politiſch kranken Zeit und ſie können ſich nicht von dem Schluſſe der Revolution ohne dieſes liebgewonnene Syſtem überzeugen. Sie ſind ebenſo wenig zu bekehren, als ihre gedankenloſen Nachbeter, die da blindgläubig meinen, ſei nur einmahl die Zauberformel der Conſtitution ausgeſprochen, alles Andere werde ſich ſchon von ſelbſt finden. Ebenſo vergeblich wäre, den tauben Ohren jener Utopiſten Vernunft zu predigen, die

sich um so lieber eine Constitution gefallen ließen, je sicherer sie den Ruin des Staates herbeiführt. Ihr vager Cosmopolitismus hat keinen Sinn für die Einheit des Staates, kaum für die Nothwendigkeit der Staatenexistenz überhaupt. Aus diesen Träumern von einer großen Fusion der Völker und zuletzt der Menschheit selbst rekrutiren die Socialisten und Communisten ihre Proselyten, ohne hinter manchem dieser erhabenen Idealisten Hauptegoisten in allen Privatinteressen und Erzheuchler in Prari zu ahnen. Für diese socialen Sektirer und jene politischen Schwärmer war das Circularschreiben des Fürsten Schwarzenberg vom 26. August 1851 an die Oestern. Gesandschaften bei den deutschen Höfen über die Aufhebung der Märzverfassung nicht geschrieben. Hätte der Ministerpräsident mit noch überzeugenderen Gründen, als es in jenem denkwürdigen Aktenstücke geschehen, für jene Aufhebung plaidirt, ja hätte er mit Engelzungen gesprochen, jene Weltweisen würde er doch nicht eines Besseren überzeugt haben. Hingegen durfte er der Zustimmung Aller gewiß seyn, die sich nicht im Geringsten verwunderten, daß nach einer fast dreijährigen Ueberlegung und Vorbereitung dennoch die Repräsentativverfassung nicht in's Leben getreten, sich aber wohl über das Gegentheil verwundert haben würden. Ihre bessere Einsicht und ihr patriotischer Sinn durften und konnten sich mit den aus dem Schiffbruche der Constitution geretteten Schätzen, mit der Einheit des Reiches, der Befreiung des Grund und Bodens, der Gleichstellung vor dem Gesetze, der Emancipation der kathol. Kirche und verstatteten Oeffentlichkeit des Gottesdienstes der anerkannten Glaubensbekenntnisse und der Gleichberechtigung der Nationalitäten nebst der langen Reihe durchgreifender Reformen im inneren Staatsleben Oesterreichs,*) als entschiedenem Bruche mit der Vergangenheit begnügen

*) „Obgleich Manches," bemerkt der Schilderer „Oesterreichs unter dem Ministerium Schwarzenberg" in den „Ergänzungsblättern" von Dr. Steger, „woran vielleicht übertriebene Hoffnungen hafteten, verloren gegangen ist, so bleiben doch noch immer vielverheißende, jeden Gedanken an Rückkehr zum Alten abweisende Verbesserungen, welche Oesterreich als „Inventar der Revolution" in die definitive

lassen, was wohl auch wirklich der Fall war, denn nicht zu vergessen sind die zu Ende 1850 und Anfang 1851 aus allen Theilen der Monarchie eingelaufenen Erklärungen des „unbedingtesten Vertrauens in alle Maßregeln der Regierung und der treuesten Anhänglichkeit an Kaiser und Reich," was wohl zu beachten ist und auch wohl von der Regierung in die Wagschale gelegt wurde, ehe sie in der Verfassungsfrage definitiv entschied.

Wenn wir schließlich auf eine von den vielen Reformen im inneren Staatsleben Oesterreichs insbesondere zurückkommen, so geschieht es, weil man das Verdienst des Fürsten um diese Maßregel hat schmälern wollen. Es ist dieß die Befreiung der kath. Kirche aus unwürdigen Fesseln und die Anerkennung ihrer Selbständigkeit. So wie alle übrigen Fundamentalmaßregeln gehört auch diese Reform dem Ergebnisse des solidarischen Zusammenwirkens des Ministeriums Schwarzenberg an, ein Umstand, der gewissermaßen schon von vornherein dem Fürsten einen wesentlichen Antheil an dem Geschehenen sichert. In der That ist auch nicht einzusehen, welche Motive den Fürsten hätten veranlassen können sich in dem vorliegenden Falle mit minder lebendiger Wärme zu betheiligen. Je wichtiger die Angelegenheit war, um die es sich handelte, desto weniger konnte der Fürst

---

Regelung seiner Verhältnisse mit herübergenommen hat. Der Bruch mit der Revolution, den Oesterreich ein Jahr später (?) als Preußen vollzogen hat, bezieht sich nur auf die Zugeständnisse demokratischen oder liberalen Inhalts, die innerliche Umwandlung des Staates wird nach wie vor anerkannt, wenn man sich auch der lästigen Corollarien entäußerte." Wenn nun u. A. auch die Einheit des Reiches an die Spitze des „Inventars der Revolution" gestellt wird, so haben wir dagegen nur einzuwenden, daß diese weit eher dem Inventar der sogenannten Reaktion anzugehören scheint, denn die Einheit des Reichs hat wohl die Revolution am wenigsten gewollt. Man muß allenthalben gut zu unterscheiden wissen. — Unter den in die definitive Regelung der inneren Verhältnisse mit herübergenommenen Verbesserungen möchten wir der Creirung der Beiräthe aus unabhängigen Männern zu Bezirks-, Kreis- und Landräthen wenigstens im Vorbeigehen erwähnen. Diese Art von Vertretung der großen materiellen und geistigen Interessen dürfte sich wohl, bei der Mißlichkeit anderer Vertretungen, als die zweckmäßigste, angemessenste und folgenwichtigste Vermittlung zwischen Volk und Regierung herausstellen. Siehe hierüber auch einen anerkennenden Artikel in der Augsburger Allg. Ztg. Nr. 171, 1853. —

seinen Antheil der Sache entziehen und um so mehr muß man für ein endgiltiges Resultat gerade die Zustimmung des Ministerpräsidenten voraussetzen. War überhaupt im inneren Staatsleben so Vieles auf neue Grundlagen gestellt, wenn nach so vielen Richtungen hin alte Bande gelöst und frühere beengte Verhältnisse theils erweitert, theils durch eine völlig freie Bewegung ersetzt worden, hatte man der letzteren besonders auf dem geistigen Gebiete einen möglichst weiten Spielraum eröffnet, so ergaben sich aus den Prämissen auf der einen Seite von selbst die folgewichtigen Grundsätze für das Verfahren auf der anderen, und der Fürst war gewiß einer der Letzten, der sein weiter zu sehen gewohntes Auge vor dem causalen Zusammenhange der Dinge verschlossen haben würde, oder sich Inconsequenzen nach irgend einer Seite hin hätte zu Schulden kommen lassen. Ueberdieß war der Fürst keineswegs auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens so fremd, um nicht dessen innerstes, heiligstes Bedürfniß wahrzunehmen und den Punkt zu erkennen, wo die Kirche, weit entfernt, ein Staat im Staate seyn zu wollen, aber eben so weit entfernt, sich zur Dienerin weltlicher Zwecke mißbrauchen zu lassen, über den Staat hinausragt, zumal die katholische, die ihren Schwerpunkt außerhalb der äußersten Marken der staatlichen Umfriedung hat. Der Fürst mußte fühlen, daß diesen Schwerpunkt verrücken, den eigentlichen Lebensgrund der Kirche erschüttern hieße, ohne die Machtfülle des Staates dadurch zu stärken. Da aber denn doch Staat und Kirche sich vielfältig berühren und die Feststellung dieser Beziehungen nicht zu umgehen, so ist auch nicht einzusehen, wie der Abschluß eines Concordats mit Rom an dem Fürsten einen Behinderer hätte finden sollen. Zweifel sind in dieser Hinsicht um so gerechtfertigter, als ja die Verdienste des Fürsten um Rom gerade vom Oberhaupte der Kirche selbst gebührend gewürdigt und das innige Einvernehmen Oesterreichs mit dem päbstlichen Stuhle bei dieser Gelegenheit besonders betont worden. Und war es nicht der Cardinal-Staatssekretair Antonelli, der, wie römische Berichte meldeten, bei der Nachricht von dem Hinscheiden des Fürsten ausrief: „Unsere Sache hat einen großen Verlust er-

litten!“ Eine Aeußerung, wie dieſe, dürfte denn doch für das Urtheil über die Haltung des Fürſten Rom gegenüber maßgebend genug ſeyn. Wie gut man übrigens in der ewigen Stadt von den Geſinnungen des Fürſten in Betreff der Kirche und ihrer Intereſſen unterrichtet geweſen, beweiſt u. A. auch das ihm von der „Artistica Congregazione de' virtuosi al Pantheon di Roma“ aus freiem Antriebe zugeſendete Ehrendiplom, an deſſen Spitze „la fama di distinto propagatore della Catolica religione, di cooperatore alla difesa del trono Pontificio e di protettore benefico delle arti belle“ als Motive zur Ernennung des Fürſten zum Ehrenmitgliede der erwähnten Geſellſchaft prangten. Und würde wohl der Fürſt bei entgegengeſetzter Geſinnung eine Ehrenbezeugung dieſer Art angenommen haben? — Wohl überzeugt, dem Verdienſte des Fürſten vom politiſch-kirchlichen Standpunkte aus nicht beikommen zu können, hat man einen andern Weg einzuſchlagen verſucht und durch verdeckte Angriffe auf den religiöſen Glauben und die Moralität des Privatlebens zum Ziele zu gelangen vermeint. Von dieſer Seite her ward denn auch die düſtere Sentenz vernommen: „Wie man glaubt, ſo lebt man, wie man lebt, ſo regiert man.“ — Einer nochmaligen Beleuchtung der Wahrheit dieſes Satzes glauben wir uns um ſo mehr entheben zu können, als wir bereits früher die religiöſe Ueberzeugung des Fürſten zum Gegenſtande der Erörterung gewählt. Aber nicht enthalten können wir uns, ſtatt aller Widerlegung einen Zug aus dem Leben des Fürſten anzuführen, der ſprechender für ſein innerſtes Denken zeugt, als alle Argumente. Als er nämlich die zufällige Entdeckung machte, daß Jemand, der in den letzten Jahren ſeit ſehr wichtigen Veranlaſſungen und bedeutſamen Ereigniſſen ſein volles, in der That ſchwer zu erringendes Vertrauen genoß, in der Regel ſeinen Tag mit einem Kirchenbeſuche anfing, namentlich aber an keine wichtigere Unternehmung ohne dieſe ſtärkende Initiative ging, ſprach ſich der Fürſt offen über dieſe ſchöne Sitte eines treuen Sohnes der Kirche aus und ſtimmte mit voller Ueberzeugung in die Wahrheit ein: daß ohne Gott in gar nichts ein rechter Anfang ſei und der

Mensch, als endliches Wesen, für jedes Beginnen des Himmels Schutz und Segen zu erflehen habe. „Lassen Sie nicht davon ab," sprach er mit einem warmen Händedrucke ermunternd weiter, „und Sie werden immer wohl fahren. Von mir haben Sie nicht zu besorgen, für einen Pietisten gehalten zu werden." — Aber freilich, solche confidentielle Aeußerungen ließ sich der Fürst nur im engsten Vertrauen und nur gegen Jene entschlüpfen, die die Feuerprobe seiner Prüfung bestanden hatten. Das Letztere war auch bei dem hier in Rede stehenden Manne der Fall, der sich nach zahlreich gegebenen Beweisen von unbedingtester Hingebung, reinster Uneigennützigkeit, strenger Pflichterfüllung und entschiedener Brauchbarkeit, sowie unerschrockener Entschlossenheit in gefahrvollen Lagen unter sehr Wenigen rühmen durfte, das Vertrauen und die Achtung des Fürsten zu besitzen. Beide sind ihm bis zum letzten Athemzuge des Fürsten geblieben. Vielleicht war aber auch nicht sobald Jemand im Stande, den Sinn und die Intention des Fürsten so zu verstehen und die ganze Größe seines Charakters so richtig aufzufassen, als dieser Mann, der nun in bescheidener Stille lebt, nachdem er in dem Fürsten einen ebenso erhabenen, als gerechten Gönner verloren. Der wüthendsten Anfeindungen sind ihm seiner Zeit genug zu Theil geworden, zumal von einer gewissen nationalen Ultrapartei, deren lächerlicher Haß ihm den Verräthernamen zudecretirte. Die Achtung eines Fürsten Felix Schwarzenberg konnte wohl für solchen abgeschmackten Unglimpf reichlich entschädigen. — Das oben angeführte eine Beispiel von der religiösen Denkart des Fürsten mag für viele andere gelten. Der Fürst war durchaus kein Libertin im voltaire'schen Sinne des Wortes, ja nicht einmahl Indifferentist. Manche haben die Religiosität des Fürsten zu verdächtigen gewagt, die Einen aus Unbedachtsamkeit oder Unkenntniß, Andere dem bloßen Scheine folgend, und wieder Andere aus Parteieifer. Die Stimme der Letzteren wurde leider hier und da für maßgebend gehalten. —

Der soeben mitgetheilte Charakterzug mahnt uns, daß wir noch eine Spezialität aus dem Leben des Fürsten nachzuholen haben, ehe

wir das reich angebaute Gebiet ſeiner Thätigkeit verlaſſen und auf dem Punkte anlangen, wo die Schatten des Todes ebenſo plötzlich als unerwartet den Staatsmann und Krieger, nachdem der letztere ſich ſo oft und ſo unerſchrocken denſelben entgegengeſtürzt, vor unſeren Blicken verhüllen. Es iſt eben eine dieſer Todesaventüren des Soldaten, die wir nicht gerne unberührt laſſen möchten. Es ſcheint ſich ein um ſo lebendigeres Intereſſe daran zu knüpfen, als dieſer epiſodiſche Moment in die erſte Zeit der miniſteriellen Thätigkeit des Fürſten fällt und ſich als ein improviſirter Rückfall in kriegeriſche Reminiscenzen darſtellt. Noch einmahl wollen wir den Fürſten, wenn auch nur für wenige Augenblicke, das Schwert mit der Feder vertauſchen ſehen, gleichſam zur Erholung von ermüdenden Staatsgeſchäften, in der That aber zum Beweiſe, daß er nicht minder auf dem Schlachtfelde zu Hauſe, wie im Cabinete. Man erzählt nämlich: „Als ſich der Kaiſer 1849 zur Armee nach Ungarn begab, waren auch der Fürſt und Graf Gyulai in der Suite des Monarchen. Am 28. Juni, dem Tage, wo F. M.-Lt. Graf Schlik unter den Augen des Kaiſers Raab erſtürmte, befanden ſich die beiden Genannten gerade in dem Augenblicke bei dem Grafen, als derſelbe nach Eroberung der feindlichen Verſchanzungen einige Bataillone beorderte, mit gefälltem Bajonette in die Stadt einzudringen. Der glückliche Erfolg des Tages hatte die beſte Laune hervorgerufen. Die Sturmkolonne ſetzte ſich eben in Bewegung; da ſagte der Fürſt zum Grafen Schlik: „Da gibt es Sturm, da gehe ich und Gyulai mit!“ Lächelnd erwiederte der Corpscommandant: „Ihr ſeyd zwar ein paar große Herren, aber hier kommandire ich und das muß ich Euch verbieten.“ — „Ei was verbieten, wir wollen auch unſeren Spaß haben,“ äußerte der Fürſt, „nur weiter!“ — „Nur zu,“ bemerkte Graf Schlik, „das könnte einen ſchönen Coup double für die Ungarn geben, gleich zwei Miniſter!!“ Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als Fürſt Schwarzenberg und Graf Gyulai lachend auf ihren Pferden dahinflogen, als ginge es in den Prater. Sie ſchloſſen ſich an die erſten Truppen an, welche mit Ungeſtüm in die Wiener Vorſtadt ſtürmten,

um ſich zum Herrn der Stadt zu machen. Später drangen Se. Maj. und der Graf Schlik an der Spitze eines Bataillons in die eroberte Stadt ein. Letzterer hatte ſich bei der abgebrannten Brücke getrennt, um die Verfolgung des Feindes anzuordnen, und als er wieder zurückkam, fand er bereits beide Miniſter in der Stadt an der Seite des Monarchen, der mit Todesverachtung auf der Stirn durch revolutionäre Volksmaſſen triumphirend ſeinen Einzug gehalten. Der Fürſt und Graf Gyulai erzählten hierauf dem um des Kaiſers und ihre Sicherheit höchſt beunruhigten Corpscommandanten unter Scherz und Witz die gewagte Promenade in die Stadt, wohin der Weg über die ſchwankenden Balken der durch Feuer zerſtörten Brücke führte.“*) — Es war eben ein Reiterſtücklein, wie deren auch das Kriegerleben des berühmten Oheim's unſeres Fürſten, des Fürſten Carl zu Schwarzenberg, nur in weit jüngeren Jahren, aufzuweiſen hat. Es war aber auch das letzte Reiterſtücklein, denn nachgerade blieb der Fürſt, mit nur geringen Unterbrechungen, an den Aktentiſch gebannt.

„Die Staatsgeſchäfte zehren langſam an Geiſt und Geſundheit, aber mit deſto ſichererem Erfolg.“ Dieſe von einem Biographen des Fürſten auf denſelben, ſowie auch auf Pitt, Fox, Canning, Caſtlereagh und letztlich auch auf den Grafen Brandenburg, die ſämmtlich der geiſtigen Ueberbürdung erlagen, angewendete Bemerkung fand leider bei unſerem Fürſten, wenigſtens nach einer Seite hin, eine nur zu frühe Beſtätigung. Sein Geiſt hatte zwar unter der Bürde der Geſchäfte und amtlichen Sorgen nicht gelitten, deſto mehr aber ſeine Geſundheit. Ein ſtarker, raſtlos thätiger und ſchwungvoller Geiſt konnte zwar die ſchwächere Hülle, die er bewohnte, durch die ihm eigene Kraftfülle und durch die Macht des Willens mit ſich forttragen und gewiſſermaßen über die natürlichen Schranken hinausheben;

*) So der „Oeſterreichiſche Soldatenfreund“ in Nr. 50 vom 24. April 1852 aus der Feder eines Berichterſtatters, der ſich hierbei auf die Mittheilungen von Augenzeugen beruft. „Nunquam retrorsum!“ wird Eingangs des Artikels als Deviſe des verewigten Fürſten bezeichnet; ein Wahlſpruch, der an jenen des tapferen Don Juan d'Austria erinnert, dahin lautend: „Wer nicht vorwärts dringt, geht zurück.“ —

aber zuletzt mußte ſie dennoch im Fluge erlahmen und ſodann um ſo ſchneller dem Looſe der Endlichkeit verfallen. Wie hätten auch die ſchwierigen Zeitverhältniſſe und die Fluth der Ereigniſſe mit ihren von allen Seiten einſtürmenden Eindrücken, die Größe der Aufgaben mit ihrer gleich großen Verantwortlichkeit, die ſich täglich mehrende Laſt der Arbeiten, trotz eiſernem Fleiße und bewundernswerther Ausdauer zu immer geſteigerterer Anſtrengung herausfordernd, Mangel an Bewegung und Störungen wichtiger Lebensfunktionen, beſonders aber langes Entbehren nächtlicher Ruhe nicht endlich die leiblichen Fundamente untergraben und ſelbſt eine Fülle von Geſundheit bis auf die Neige aufzehren ſollen! Ein fein organiſirter Körper, wie jener des Fürſten, mußte die Rückwirkungen der eben angegebenen Einflüſſe zuerſt im innerſten Nervenleben empfinden und eine Erſchütterung in dieſem Urſitze aller Lebensthätigkeit würde ſich vielleicht nur dann als vorübergehendes Uebel fühlbar gemacht haben, wenn ſie rechtzeitig beachtet worden wäre. Aber gerade in dieſem Hauptpunkte hatte es der Fürſt, mit allem Anderen mehr, als mit ſich ſelbſt beſchäftigt, verſehen. Wie alle vielbeſchäftigten, in große Entwürfe vertieften Männer konnte er ſich nicht Zeit nehmen zum Krankſeyn und der unbeugſame Geiſt, wie irgendwo geſagt wird, „hielt allerdings die gebrechliche Körperhülle aufrecht," ohne daß übrigens die andere Behauptung, „er habe ſich, wie Mazarin, ſchon im Sterben mit dem Scheine des Lebens geſchmückt," in dem hier gemeinten Sinne Anwendung auf den Fürſten fände. Das Leben des Fürſten war bis zum letzten Augenblicke keine bloße Scheineriſtenz, es war ein wirkliches, thatkräftiges Leben bis an's Ende. Er gab ſeine Seele dem Schöpfer mit dem Hauche zurück, der dem tief geholten, die Bruſt erleichternden Athemzuge nach gethaner ſchwerer Arbeit vergleichbar. Sein Leben lang jeder Oſtentation fremd, würde es der Fürſt unter allen Umſtänden verſchmäht haben, ſich als wandelnder Leichnam mit blendendem Prunke zu bekleiden und das Grab zu übertünchen, in deſſen Dunkel er bald hinabſteigen ſollte. Daß er mit dem Todesgedanken nicht unvertraut geweſen und die Kataſtrophe ihn nicht unvor-

bereitet getroffen, beweiſt ſein bereits gegen Ende 1847 (nicht alſo wenige Wochen vor ſeinem Tode, wie gleichfalls angegeben wird) bald nach der in Venedig überſtandenen Krankheit in Neapel gemachtes Teſtament. Seine irdiſchen Angelegenheiten waren geordnet und mit um ſo ungetheilterer Sorge, mit um ſo freierem Herzen konnte er dem Staate und dem großen Gedanken leben, an deſſen Realiſirung er ſeine ganze Kraft geſetzt hatte, von dem er nicht abließ, trotz Beſchwerden und ungewohnter Entſagung, ſelbſt trotz der Mahnungen körperlichen Leidens. „Ich habe wenig Freuden," äußerte er eines Tages im vertrauten Geſpräche; „aber mag es darum ſeyn, wenn nur das Begonnene vollbracht wird!" Was übrigens Andere von Schlaganfällen, Beſinnungsloſigkeit u. dgl. melden, ſcheint auf Uebertreibungen und übelwollenden Gerüchten zu beruhen. Nervöſe Zuſtände, Abſpannung, Verſtimmungen der Sinnesorgane und ähnliche Erſcheinungen: ſie waren die bedenklichen Symptome, die vielleicht den Fürſten noch Schlimmeres ahnen ließen, ohne ſeiner Umgebung Befürchtungen von dem Schlimmſten einzuflößen. Insbeſondere verrieth ſich das Nervenleiden des Fürſten an ſeiner merklich getrübten Sehkraft; ein Zuſtand, der den Fürſten endlich zur ernſtlichen Einholung ärztlichen Rathes veranlaßte. Er fürchtete das Erblinden, und als der Arzt ihn darüber beruhigte, allerdings aber mögliche Schlaganfälle in Ausſicht ſtellte, da war es wohl ganz natürlich, daß der Fürſt, der immerhin peinlichen Sorge vor einem ſchrecklichen und unheilbaren Uebel enthoben, freier aufathmend ausrief: „Mit dieſer Todesart bin ich einverſtanden!" Wie hat man dem harmloſen, mit einem Anfluge von Humor verſetzten Ausdrucke eines erleichterten Gemüthes jene gehäſſige Deutung geben können, wie ſie der Parteieifer als Hülfsmittel nicht verſchmähte! — Der Fürſt hatte den Winter von 1851 auf 1852 unter den anſtrengendſten Arbeiten hingebracht und ſchlafloſe Nächte waren wieder zur Regel geworden. Geſellſchaftliche Zerſtreuungen gönnte ſich der Fürſt nur dann, wenn ihm ein Salon auch noch nach Mitternacht offen ſtand, was ſeine genaueren Bekannten wohl wußten. War es da nicht vollkommen

gerechtfertigt, wenn der Fürſt in dieſen ſeltenen Fällen am liebſten Geſellſchaften beſuchte, wo er auf wahrhaft erheiternden Genuß, auf erquickende Nahrung für Geiſt und Herz rechnen durfte? Zu Anfang 1852 hatte das Augenübel einen bedrohlichen Grad erreicht. Nur mit ſichtlicher Anſtrengung gelang es ihm dasſelbe zu bemeiſtern, was den ihn genauer Beobachtenden in vorkommenden Fällen nicht entging. So z. B. als der Fürſt bei der Vermählung J. k. H. der Erzherzogin Maria Anna mit S. k. H. dem Erzherzoge Rainer (am 21. Februar 1852) in ſeiner Eigenſchaft als Miniſter des kaiſerl. Hauſes die betreffenden Vermählungsurkunden vorzutragen hatte, konnte man deutlich die Anſtrengung wahrnehmen, die dieſe Funktion ſeinem ſich verdunkelnden Auge koſtete. Da mochte wohl der Fürſt das Bedürfniß des Ausruhens tiefer denn je fühlen und den Vorſtellungen beſorgter Freunde williges Gehör ſchenken. Um dieſe Zeit war denn auch von einer Urlaubsreiſe und einem längeren Aufenthalte unter Neapels mildem Himmel die Rede; ein Vorhaben, das ſchnell ausgeführt, vielleicht dem Befinden des Fürſten noch eine rechtzeitige Wendung hätte geben können. Leider zögerte der Fürſt mit der Ausführung und beſchleunigte dadurch die Kataſtrophe. Die Geſchäfte gingen ununterbrochen ihren Gang, der Fürſt arbeitete nach wie vor, und bei ſeinem öffentlichen Erſcheinen, im Theater, oder bei feſtlichen Veranlaſſungen, wie bei den zu Ehren der ruſſiſchen Großfürſten veranſtalteten Feſtins, wußte er ſeine äußere Haltung zu beherrſchen. Nur bei einem der letzten Hofconcerte ſah man ihn erbleichend ſich erheben, aber ſchnell wieder gefaßt, lehnte er die Begleitung eines ſeiner Bekannten ab, um kein Aufſehen zu erregen. So war der verhängnißvolle Tag herangerückt, der in den weiteſten Kreiſen eine ungeheuere Ueberraſchung hervorrufen ſollte und deſſen traurige Nähe ſelbſt in des Fürſten unmittelbarer Nähe Niemand ahnte. Man erzählt, Tags vorher (es war der Palmſonntag) ſei eine Depeſche aus Süddeutſchland mit der Meldung der gefährlichen Erkrankung des dortigen kaiſerl. Geſandten angelangt, wodurch der Miniſterpräſident veranlaßt wurde, auf telegraphiſchem Wege die

Verſiegelung der Papiere und Abſperrung der Arbeitszimmer jenes Diplomaten für den Fall des erfolgten Hintritts zu verfügen. Nur zu bald ſollte in ſeinem eigenen Hauſe dieſelbe Anordnung zum traurigen Vollzuge gelangen! — Wie nur zu häufig, hatte der Fürſt auch den größten Theil der Nacht vom 4. auf den 5. April arbeitend hingebracht und ſich erſt gegen Morgen einige Ruhe gegönnt. Nach dem Aufſtehen ließ er ſich über die laufenden Geſchäfte referiren, womit er in der Regel ſeine Tagesordnung begann. Dann pflegte er fremde Geſandten zu empfangen und ſpäter Audienzen zu ertheilen. Die übrige Zeit bis zur Speiſeſtunde nahm meiſtens der Miniſterrath in Anſpruch, ſo daß dem Fürſten nach den Aufregungen des Tages nur eine kurze Abendmuße zur Erhohlung übrig blieb. Auch dem letzten ſeiner Tage ſollte dieſes Gepräge eines ermüdenden Geſchäftslebens aufgedrückt ſeyn. Draußen aber in der wieder erwachenden Natur waltete goldener Frühlingsſonnenſchein und lud zum fröhlichen Genuſſe ein. Der ruſſiſche Geſandte, Baron von Meyendorff, machte den Fürſten auf den heiteren Himmel aufmerkſam und mahnte zur Ausfahrt. Der Fürſt aber meinte, es werde kaum dazu kommen. Hingegen hatte der Fürſt für den Abend eine Einladung zu einem Balle angenommen, von dem er ſich viel Angenehmes verſprach. Er hatte auf's Beſtimmteſte zugeſagt, die Frage: ob er auch gewiß kommen werde? dahin beſcheidend: „nicht wegzubleiben, außer er wäre todt.“ Im Sinne dieſer traurigen Alternative hatte er auch Wort gehalten. Nur das Bouquet, welches er mit feiner und ſinniger Auswahl der Blumen ſchon am Morgen für eine ebenſo geiſtreiche als liebenswürdige Dame, welche er in der Ballgeſellſchaft zu finden hoffte, beſtimmt hatte, gelangte noch am Abend in die Hände, denen es zugedacht geweſen, während des Spenders ſtaubbefreiter Geiſt bereits in den ewigen Lichtgefilden des Jenſeits wandelte. Nachmittags nahm der Fürſt an dem im Staatskanzeleigebäude, wo er wohnte, abgehaltenen Miniſterrathe Theil und ließ, er, der raſtloſe Mann! — in ſeiner Unterhaltung mit dem Handels- und Finanzminiſter, Hr. v. Baumgartner, vor dem Beginn der Berathung jenes

denkwürdig gebliebene Wort fallen: „Hätte ich nur mehr gearbeitet!“ — Gegenstand der Conferenz war die Organisation Ungarns. Der Fürst folgte mit Aufmerksamkeit der Debatte. Später bemerkte man, wie er seine Feldmarschall-Lieutenantsuniform lüftete, als fühlte er sich beengt. Gegen fünf Uhr erhob er sich mit der Entschuldigung, für seine Person sich entfernen zu müssen, ohne die Berathung deßhalb unterbrechen zu wollen. Nach einer kurzen Besprechung mit dem englischen Gesandten, Grafen von Westmoreland, der ihn erwartete, verfügte er sich in sein Schlafzimmer, um sich umzukleiden und dann zum Diner bei seiner Schwägerin, der regierenden Fürstin Schwarzenberg, zu begeben. Der Kammerdiener hatte soeben auf wenige Augenblicke das Cabinet verlassen, wo der Fürst am Waschtische beschäftigt war, als er einen dumpfen Fall vernahm und, durch die nur angelehnte Thüre blickend, den Fürsten bewußtlos am Boden liegen fand. Es war kein Zweifel, ein Nervenschlag hatte den Fürsten getroffen. Schleunigst herbeigerufene ärztliche Hülfe kam dennoch zu spät. Ein angewandter Aderlaß zeigte nur die ganze Hoffnungslosigkeit der Lage. Schwache Athemzüge verriethen das rasche Verglimmen der letzten Lebensfunken. Der priesterliche Beistand konnte sich nur mehr auf Ertheilung der letzten Oehlung und Generalabsolution beschränken. Der Fürst erwachte nicht mehr zum Bewußtseyn, um noch einmahl der geliebten Schwester Mathilde in's treue Auge zu blicken und dem herbeigeeilten Minister des Innern, Dr. Bach, zum letzten Male die Freundeshand zu drücken. Um 5¾ Uhr hatte der Fürst seine Seele ausgehaucht. F.-M.-Lt. Graf Grünne, erster Generaladjutant des Kaisers, fand bereits eine Leiche. Gleich hierauf erschien der Monarch selbst, um noch einmahl dem in's Antlitz zu schauen, dessen vom sanftesten Frieden erleuchtete Miene zu sagen schien: „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.“ Welche Gefühle mögen in diesem tief bedeutsamen Augenblicke die Brust des Kaisers bewegt haben! In andachtsvolles Sinnen verloren, kniete der Monarch am Sterbelager und sandte sein Gebet der entflohenen Seele nach.*)

*) Im Auftrage eines allerhöchsten Mitglieds des Oesterr. Kaiserhauses ist so-

Der Tod des Fürſten war ein Ereigniß. Schon in der nächſten Stunde nach ſeinem Hinſcheiden hatte das tauſendzüngige Gerücht die Kunde davon in der Kaiſerſtadt verbreitet und eine Stimmung in der letzteren hervorgerufen, die ſich tiefer nachempfinden, als mit Worten ſchildern läßt. Eine Art jener dumpfen Schwermuth ſchien ſich über die Stadt zu lagern, in der ſich das Nachdenken über ein verhängnißvolles Erlebniß mit der beklommenen Sorge um das Kommende zu einem eigenthümlichen Gefühle miſchen. Man lieh ſeiner Empfindung nicht viele Worte, aber je zurückhaltender man darin war, deſto beredter ſprach der Ausdruck der Mienen. Erſt am folgenden Morgen, als die Leitartikel der Journale die Situation des Augenblicks commentirten, ſchien ſich der Bann zu löſen, der die laute Klage in Feſſeln hielt. Indeſſen konnte man ſchon unmittelbar nach dem Hinſcheiden des Fürſten die Aeußerung aus loyalem Bürgermunde vernehmen: „Im Fürſten Schwarzenberg iſt ein großer Mann dahin gegangen. Er hat Oeſterreich wieder die Ehre zurückverſchafft, die es im Jahre 1848 verloren.“ — Am ſichtlichſten gab ſich die allgemeine Theilnahme in allen Schichten der Bevölkerung am 7. April, dem Tage der Leichenfeier, kund. Man kann ohne Uebertreibung ſagen, ganz Wien habe ſich an dieſem Tage verſammelt, nicht um dem impoſanten Schauſpiele einer großartigen Leichenfeier, wie ſie Wien vielleicht ſeit dem Tode des Prinzen von Ligne zur Zeit des Congreſſes nicht wieder geſehen, beizuwohnen, ſondern um mit dem Bewußtſeyn eines unerſetzlichen Verluſtes einem großen Staatsbürger das Trauergeleite zur letzten Ruheſtätte zu geben. Eine feierliche, ehrfürchtige Stille, jenes Schweigen der heiligen Scheu, die Ruhe eines erhabenen Todten vorlaut zu ſtören, lag über der Stadt ausgebreitet; aber als ſich der Leichenzug, ebenſo glänzend als trauervoll, vom Staatskanzleigebäude zur Hofpfarrkirche St. Michael, wo

---

eben einer der erſten Künſtler Wiens mit der bildlichen Darſtellung dieſes denkwürdigen Moments beſchäftigt. Es war uns vergönnt, die Skizze des Gemähldes zu ſehen und wir müſſen geſtehen, von der Weiſe der Auffaſſung tief ergriffen worden zu ſeyn. —

die prieſterliche Einſegnung des Leichnams ſtattfand, und von dort durch unabſehliche Menſchenreihen nach dem Nordbahnhofe bewegte: da konnte man in vielen tauſend Mienen den Ausdruck der tiefen Bedeutung dieſer ernſten Stunde leſen. An heiliger Stätte, inmitten der höchſten Würdenträger des Staates und der ſchmerzergriffenen Verwandten des Hingeſchiedenen, war der Monarch erſchienen, um ſeinem „treueſten Diener und redlichen Freunde" perſönlich die letzte Ehre zu erweiſen. Möge die dort geweinte Thräne des Kaiſers, tiefem Schmerzgefühle entfloſſen, zum unverſieglichen Quell der Erinnerung an den Verblichenen werden! — Als am 27. May auf Veranlaſſung eines innigen Verehrers des verewigten Fürſten, des bekannten Volksſchriftſtellers J. B. Weiß, das Andenken des unvergeßlichen Todten durch einen großartigen Gottesdienſt in der Pfarrkirche am Hof geehrt wurde und Wien durch eine ebenſo zahlreiche als glänzende Verſammlung, mehrere Mitglieder des erlauchten Kaiſerhauſes mitinbegriffen, in den dichtgefüllten Räumen des Gotteshauſes vertreten war: da fand die Ueberzeugung eine neue Beſtätigung, daß der Eindruck des 5. April 1852 noch nichts von ſeinem tiefen Gepräge verloren hatte. Zudem war der Vortrag des k. k. Hofpredigers Othmar Helferſtorfer über den Text aus dem Buche der Weisheit: „Früh vollendet, hat er viele Jahre erreicht" ganz geeignet, ernſte Betrachtungen über die Unvergänglichkeit der Verdienſte eines wahrhaft großen Mannes hervorzurufen und zur Dankbarkeit gegen die Vorſehung anzuregen, die in prüfungsreicher Zeit einen ſolchen Mann zum Rettungswerke geſendet. Schon in dieſem Vortrage ward auf die vielſeitigen Beweiſe der Trauer und des Schmerzes über den plötzlichen Verluſt hingedeutet, der allenthalben wie ein ſchweres Unglück war gefühlt worden. Dem war auch in der That ſo. Nicht nur in den Hauptſtädten der öſterr. Kronländer, ſondern auch in ſehr vielen anderen Städten und Orten hatten Trauerfeierlichkeiten für den Hingeſchiedenen ſtattgefunden, zahlreiche Beweiſe der innigſten Theilnahme waren dem fürſtlichen Hauſe Schwarzenberg aus Nähe und Ferne zugekommen und mehr als ein Sänger griff mit der Begei-

ſterung des Schmerzes in die Saiten, um dem ruhmvoll Dahingeſchiedenen ein erhabenes Klaglied nachtönen zu laſſen.*) Aber auch weit jenſeits der Grenzen Oeſterreichs hatte die Trauerkunde erſchütternd gewirkt und eine Theilnahme hervorgerufen, die ſich in zahlreichen, die Bedeutung des ſchmerzlichen Ereigniſſes vollkommen würdigenden Beileidsbezeugungen gekrönter und erlauchter Häupter der fürſtlichen Familie gegenüber ausſprach. Aber ein Monument des ſchönſten Fürſtendankes, dauernder als Erz und Marmor und nicht minder *den* ehrend, der ſie ſchrieb, bleiben die Zeilen voll heiligen Trauergefühls, von Oeſterreichs Monarchen gleich nach dem Hintritte des Fürſten an den älteren Bruder desſelben und Chef des Hauſes, Fürſten Johann Adolf zu Schwarzenberg, gerichtet und ſofort auch in der Wiener Zeitung officiell verkündigt. Von monumentaler Bedeutung bleibt es, wenn der trauernde Kaiſer das plötzliche Hinſcheiden des Fürſten „als ein für ihn, den Monarchen, *perſönlich*, und für den Staat verhängnißvolles Ereigniß" bezeichnet, wenn er es „den Verluſt eines treuen Dieners und redlichen Freundes, für das Vaterland aber eines Mannes nennt, der ſich in ſtürmiſcher Zeit mit ſeltenem Muthe dem Kaiſerhauſe zur Verfügung ſtellte und ſich ſeitdem der ihm gewordenen Aufgabe, der Wirkſamkeit zur Befeſtigung der Ordnung und des Thrones mit ſolcher Hingebung und ſolchem Erfolge weihte, *daß ſein Name in den Annalen Oeſterreichs ſtets einen ruhmvollen Platz einnehmen wird*." Zu nicht minderer Verherrlichung des Andenkens

*) Am rührendſten klangen die ſchlichten, aber kriegeriſch-treuherzigen Verſe eines Officiers vom Infanterieregimente Nr. 21 (deſſen Inhaber bekanntlich der Fürſt geweſen). Es iſt die wehmuthsvolle Klage des ganzen Regiments um den dahingeſchiedenen Chef und Führer. — Ein Raguſaner Patricier, auf den der Fürſt gelegenheitlich ſeiner Durchreiſe aus Neapel einen tiefen Eindruck machte, konnte nicht umhin, den Entwurf zu einem lateiniſchen Epitaph einzuſenden, welches u. A. auch das Epigramm enthält: „Felix mi nomen, sed talem gesta, beatum cum potui imperium linquere, me faciunt." Merkwürdig genug erinnert dasſelbe an das prophetiſche Chronographicon bei der Geburt des Fürſten: „Cresce Deo et homini tu vera spes futuri." War dieß die Verheißung, deutet jenes ſinnig auf die Erfüllung. —

unseres ruhmvollen Todten gereicht die Beileidsbezeugung eines selbst hochverdienten Prinzen des Kaiserhauses, Sr. k. H. des Erzherzogs Albrecht. Auch hier wird der Tod des Fürsten „als ein Verlust nicht nur der fürstlichen Familie, sondern auch des Monarchen, des ganzen Kaiserhauses, der Monarchie und der Armee" bezeichnet. „Die Prüfung," fügt der erlauchte Condolent hinzu, „welche die Vorsehung uns Allen durch diesen betrübenden Vorfall geschickt hat, ist um so schwerer zu tragen, je plötzlicher und unerwarteter der Todesfall war, je größer die Verdienste des Verblichenen gewesen, welcher zu einer Zeit das Panier der Ehre für seinen Herrn erhob und es am Schlachtfelde, wie im Cabinete siegreich aufpflanzte, als die Meisten an Oesterreichs Bestand, später an dessen Macht und Ansehen verzweifelten." U. s. w. Solche Beweise der Anerkennung wird der Sturm der Zeiten nicht verwehen. Und ward nicht unmittelbar nach dem Hintritte des Fürsten laut verkündigt: „Der Grundgedanke der Politik des Fürsten werde nicht aufgegeben werden, denn sie sei zu aller Zeit eben die seines Herrn und Kaisers gewesen" —? Auch das ist ein Ehrendenkmal auf fester geschichtlicher Basis. — Um aber noch ein besonders sichtbares, Mitwelt und Nachkommen zur recht oftmaligen Nennung des Namens „Fürst Felix Schwarzenberg" veranlassendes Zeichen dankbarer Pietät zu geben, befahl Kaiser Franz Josef den Bau einer neuen österr. Kriegsfregatte mit dem Namen des Fürsten.*) Es liegt in der Wahl dieses beweglichen, auf den Wogen des Meeres erbauten Monuments eine sinnige und großartige Bedeutung. Als Kriegsfahrzeug, bestimmt, den Fluthen des Meeres und den Stürmen zu trotzen, sie zu beherrschen, zugleich aber auch dem Feinde, komme er, woher er wolle, zu widerstehen, ihn zu bekämpfen, bedeutet es den kriegerischen, tapferen und unerschrockenen Charakter des Fürsten. Dann ist es aber auch zugleich ein Hinweis und eine Mahnung

*) Dieselbe wurde am 23. April 1853 in Gegenwart J. J. k. k. H. H. der Erzherzoge Ferdinand Marmilian und Carl Ludwig unter Anwohnung einer Elite der Bevölkerung Venedigs im dortigen Seearsenale feierlich vom Stapel gelassen.

an die ſtürmiſche Zeit, in welcher der Fürſt wirkte, an die Zwecke, für die er arbeitete, und an die Mittel, womit er ſiegte. Es bedeutet aber auch das Motto des Fürſten, ſowohl ſein kriegeriſches, als ſein politiſches: „Nunquam retrorsum!“ und: „Beſonnen, aber entſchieden vorwärts!“ Ein Kriegsſchiff muß, allen Hinderniſſen zum Trotze, vorwärts und auf ein beſtimmtes Ziel los. Zugleich liegt in der Beweglichkeit eines Kriegsſchiffes die raſtloſe Thätigkeit des Fürſten, die rührige Energie ſeines Geiſtes und raſche Ausführung ſeiner Entſchlüſſe angedeutet, ſowie in dem feſten Baue eines Kriegsſchiffes die unerſchütterliche Feſtigkeit des Fürſten ſymboliſirt iſt. —

Auf ſolchen ſicheren Grundlagen beruht das Ruhmesmonument des verewigten Fürſten. Um aber unſererſeits nichts zu unterlaſſen, was zur Befeſtigung der Fundamente des biographiſchen Denkmals beitragen kann, wollen wir noch einige, uns zur Hand liegende Urtheile vollkommen competenter Mitlebenden als granitne Denkſteine dem Unterbaue der Pyramide einfügen, damit ſie deſto höher über den Dunſtkreis trüber Anſchauungen und verfälſchter Meinungen hinausrage. Es iſt ein Staatsmann vom erſten Range und genauer Kenner der Beſtrebungen des Fürſten, deſſen (hier zum erſten Male veröffentlichter) Wahrſpruch über den Dahingeſchiedenen alſo lautet: „Der Fürſt war, was ſein eigentliches Weſen betrifft, ein Conſervativer im wahrſten und allein richtigen Sinne des Wortes; Ariſtokrat, ja ſelbſt Patriot, nur in Unterordnung unter dieß höhere Princip, d. h. jeden Augenblick bereit, ſich und Alles, was demſelben entgegenſteht, zu opfern. Sein conſervativer Beruf beſchränkte ſich daher nicht auf die Wiederherſtellung des Alten und nicht auf den Raum der Monarchie. Er forſchte nach den Bedingungen der Dauer des Baues der Geſellſchaft und ſuchte ſeine Ueberzeugung auch auswärts und ſoweit ſein Einfluß reichte geltend zu machen, die Solidarität des Princips richtig erkennend: daß vor Allem *ein* feſter Punkt gewonnen werden müſſe, um die Monarchie daran zu lehnen — *das Princip der Authorität*. Daher, und nicht bloß aus perſönlicher Verehrung, ſo groß dieſe auch geweſen war, ſeine Anhäng-

lichkeit und Ergebenheit durch und durch an ſeinen Kaiſer; daher ſein Niederwerfen der falſchen Theorien der Neuzeit, ſein Feſthalten an dem, was in den Erkenntniſſen der Neuzeit Richtiges war, z. B. an der einheitlichen Organiſirung der Monarchie, dem wichtigſten leitenden Principe für das Innere, an dem ihn der Tadel der falſchen Conſervativen nicht irre machte. Die Kraft und Größe Oeſterreichs hängt an dieſem Principe und Niemand war davon durchdrungener als er. — Gewiß, daß ihm die Macht und der Glanz Oeſterreichs heilig waren, aber nicht als eine Befriedigung des Ehrgeizes, ſondern als ein Mittel zum Zwecke der Feſtſtellung eines wahrhaft conſervativen Syſtems. Darum trat er mit ſolcher Energie gegen Preußen auf, das mit Hülfe des Conſtitutionalismus und ſpäter auf handelspolitiſchem Wege ſich an die Spitze von Deutſchland ſchieben wollte. Aber wenn er den Zweck feſthielt, ſo war er milde und rückſichtsvoll in allen ſeinen Formen. Ein anderes Beiſpiel lieferte die holſteiniſche und churheſſiſche Sache, wo er ſich weder durch die aufgehetzte öffentliche Meinung, noch durch irgend eine untergeordnete und vorübergehende Rückſicht von dem Ziele abwenden ließ. — Dieſes Feſthalten des Zieles und dieſe Fügſamkeit im Unweſentlichen ſind ein ganz eigenthümlicher Charakterzug des Fürſten Felix, der von Leuten, die das Weſentliche vom Unweſentlichen nicht zu unterſcheiden verſtehen, häufig mißverſtanden wurde. — Die Klarheit ſeines Verſtandes that ſich eben auf dieſen Proben jederzeit kund. Ihn verblendeten Schein und Phraſen, die eine ſo große Gewalt, ſelbſt auf ſonſt ausgezeichnete und hochgeſtellte Perſonen übten, nicht. Noch weniger war er für Schmeicheleien zugänglich, was wohl die Meiſten von ſich glauben, aber die Wenigſten ſind. — Sehr rühmenswerth war auch ſein Muth. Ich meine nicht den militäriſchen, ſondern den weit ſeltneren, ſich durch zwanzig mißglückte Verſuche und durch die Unzulänglichkeit oder Untreue der Mittel nicht abſchrecken zu laſſen. Er hatte die volle Zuverſicht der Ueberzeugung, aber nicht den Hochmuth, der einen Theil verwirft, weil er das Ganze nicht haben kann. Das hat ſich in keiner Gelegenheit mehr, als bei den Dresdener

Conferenzen gezeigt. Von Allem, was der Fürſt im Intereſſe von Deutſchland wollte, wie wenig kam zu Stande, weil Preußen ſein partikulariſtiſches Intereſſe dem allgemeinen entgegenſtellte. Seine Geduld wurde dort auf ſchwere Proben geſtellt und ſein Auge ſah die ganze Miſère der deutſchen Verhältniſſe durch: aber gewann er nicht eine Klafter, ſo gewann er doch einen Zoll und baute raſtlos und unentmuthigt weiter. — Was er im Inneren und Aeußeren gewollt, war das Richtige. Das Wenige, was davon, den Leidenſchaften, Irrthümern, unlauteren Beſtrebungen gegenüber, ſich verwirklichen ließ, iſt eben das Viele, was er als Denkmal ſeines Wirkens zur Ehre ſeines Namens und zum Wohle der Monarchie hinterließ. Es iſt genug für ſeinen Ruhm; aber Niemand, ſicherlich, hat es beſcheidener betrachtet als er ſelbſt.“ —

Vollkommen übereinſtimmend mit dieſer überaus ſchätzbaren Mittheilung aus klaſſiſcher Feder iſt folgende Charakteriſtik des Fürſten, gleichfalls aus ſtaatsmänniſcher Quelle.

„Vor Allem war der Fürſt ein Mann der Ordnung, und dieſe wollte er mit Aufwand aller Kräfte und um jeden Preis in der Welt erhalten wiſſen. Zugleich war er mit Leib und Seele Soldat und als ſolcher von der Ausgiebigkeit und der Nutzbarkeit der der Ordnung zur Stütze dienenden kriegeriſchen Mittel auf das Innigſte durchdrungen. Dieſe würde er nie aus der Hand gegeben und nie gezögert haben, von ihnen Gebrauch zu machen, wenn die Grundlagen der bürgerlichen Geſellſchaft, die Ordnung innerhalb des Bereiches ſeiner Wirkſamkeit bedroht worden wären. Dabei war aber Fürſt Felix Schwarzenberg nichts weniger als ein Anhänger des Alten, weder der alten Mißbräuche und Bedrückungen, noch der alten Schlaffheit, und gerne bereit, dem Fortſchritte zu huldigen und ſich auch neue Formen des ſtaatlichen Lebens anzueignen, ſo lange ſich jener Fortſchritt und dieſe Formen innerhalb der Grenzen bewegen, die die Erhaltung bürgerlicher Ordnung möglich machen. Innerhalb jener Grenzen konnte Fürſt Schwarzenberg immer ein Mann des befugten und vernünftigen Fortſchritts, außerhalb derſelben mußte er entſchieden

ein Mann der Gewalt seyn. — Fügt man zu dieser vollausgeprägten Richtung des Fürsten die klar daliegenden Eigenschaften seines Charakters: einen unbeugsamen Willen, persönlichen, moralischen und physischen Muth, jene Consequenz im Denken und Handeln, endlich die aufopferndste und ausgeprüfteste Liebe für sein Vaterland, welche die genaueste Kenntniß und Würdigung dessen, was draußen vorgeht, nicht ausschloß: so besitzt man die allgemeinen Umrisse zu einem höchst interessanten Charaktergemählde." —

Auch auf diese prägnante Charakterskizze legen wir besonderen Werth, und zwar einen um so höheren, als sie einer confidentiellen Mittheilung entsprungen und völlig unabhängig von dem vorangeschickten politischen Lebensbilde des Fürsten entworfen, doch für die Aehnlichkeit der Züge dieses Bildes eine so glaubwürdige Bürgschaft leistet. — Zur besseren Vervollständigung des bereits Angeführten reihen wir an das Letztere eine dritte Mittheilung, gleichfalls aus der Feder eines hochgestellten Staatsmannes, der bei wichtigen Veranlassungen mit dem besonderen Vertrauen des Fürsten beehrt worden. „Der Fürst verfolgte sein Ziel," berichtet unser wohl unterrichteter Gewährsmann, „von dem hohen Standpunkte aus, den er sich ausersehen hatte, ohne sich abwenden zu lassen durch untergeordnete, wenn auch anscheinend wichtige Fragen. Dieses Ziel war ein einiges Oesterreich und an dessen Spitze der Kaiser in ungebundener Macht gegen innen und außen. Nicht nur der Reichstag in Kremsier, sondern jede constitutionnelle Schöpfung und Form standen der Erreichung dieses Zieles im Wege, es mußte daher der eine sowohl, wie die im Drange der damaligen politischen Ereignisse erlassene Märzverfassung beseitigt werden. Graf Stadion scheint die Ansicht nicht getheilt zu haben, daß die Einführung constitutionneller Formen die Auflösung der österreich'schen Monarchie zur Folge haben müßte. Er war daher der Auflösung des Reichstags in Kremsier wenig geneigt und arbeitete mit Vorliebe an dem Zustandekommen der Märzverfassung. — Er selbst hat sich dem Dienste seines Kaisers geopfert; er forderte daher auch von seinen Unterge-

benen die gewiſſenhafteſte Erfüllung der ihnen durch ihre Stellung auferlegten Pflichten. Daher trugen denn auch des Fürſten Beziehungen zu ſeinen Untergebenen das Gepräge ſeines hohen Sinnes für ſtrenge Pflichterfüllung. Die Ueberlieferung eines Beamten der Staatskanzelei, der während des ungariſchen Feldzugs den Inſurgenten Staatsgeheimniſſe mitgetheilt hatte, den Gerichten, bewies den Ernſt, mit dem er nöthigenfalls einzuſchreiten wußte. Doch war dieß der einzige Fall während der Dauer ſeines Staatsminiſteriums. Diejenigen ſeiner Untergebenen, welche in nähere Berührung mit ihm kamen, wußte er, trotz ſeiner anſcheinenden Kälte, doch ſo an ſich zu feſſeln, daß ſie bereit waren, jedes Opfer zu bringen. Meiner Ueberzeugung nach, hat er ſich hierdurch das Gelingen vieler ſeiner Pläne geſichert. In den ſchwierigen Zeiten, in welchen er wirkte, war die unbedingte Aufopferung der Werkzeuge, die er ſich auserwählt hatte, die unerläßliche Bedingung des Erfolges. — Auch bei den Vertretern der fremden Mächte in Wien machte ſich die Perſönlichkeit des Fürſten geltend. Viele derſelben waren ihm perſönlich aufrichtig ergeben, und wenn auch einige derſelben, deren Regierungen es weniger freundlich mit Oeſterreich meinten, ſich einen bequemeren und weniger hellſehenden Miniſter des Aeußeren gewünſcht hätten, ſo gab es doch keinen, der ihm ſeine hohe Achtung verſagt hat.“

Zu intereſſanten Vergleichen mit den oben angeführten Urtheilen fordert die in vielen Beziehungen frappante und lebenswarme Charakterſchilderung aus der Feder Balleydier's im II. Bande ſeiner Geſchichte der öſterr. Revolution heraus. Aus dieſem Grunde glauben wir derſelben hier eine paſſende Stelle nicht verſagen zu ſollen. Als Urtheil eines Fremden macht ſie überdieß auf den Vorzug der Unparteilichkeit Anſpruch. Der genannte Schriftſteller charakteriſirt den Fürſten folgendermaßen:

„D'une fermeté de caractère égale à son courage personnel le prince de Schwarzenberg joignait à de hautes connaissances politiques et militaires un coup d'oeil sûr, réfléchi, quoique rapide, une rare intelligence et de profondes conceptions. Sous d'appa

rents dehors de froideur il possédait un coeur de feu. Causeur aimable et entraînant, il seduisait par les grâces de son esprit et captivait par l'esprit de son coeur. Doué d'une facilité énorme en toutes choses, il menait également de front, sans jamais sacrifier les unes aux autres, les affaires et les plaisirs, les secrets de la politique et les mystères du sentiment; ardent, impétueux, oubliant, dans la fougue des passions, qu'un demi siècle venait de sonner pour lui, opposant à la froide raison de l'âge mûr la verdeur d'une âme de vingt-cinq ans, il possédait au suprême degré les défauts qui, dans tous les temps, chez tous les peuples, ont accompagné les natures supérieures et font ombre aux qualités des plus grands hommes.*) Qoiqu'il en soit, le prince de Schwarzenberg devait donner à l'Autriche l'impulsion qui, la sortant du chaos révolutionaire, lui rendit bientôt, avec le répos, la paix et la prospérité, son rang suprême parmi les nations.“ —

In nächſte Nähe wird uns das Bild des Verewigten durch die nach dem Leben gezeichnete Darſtellung von Jemandem gerückt, dem es gegönnt war, lange Jahre in der unmittelbaren Umgebung des Fürſten zu leben und Zeuge ſelbſt der verborgeneren Züge ſeines Wandels und Waltens zu ſeyn. Dieſer Augenzeuge berichtet:

„Die äußere Erſcheinung — ſowohl Geſtalt als Haltung — war edel und imponirend und er verſtand es, wie Wenige, ſich Re-

*) Dieſer Auffaſſung möge der ſehr richtige Ausſpruch eines Mannes gegenüberſtehen, der Gelegenheit hatte, den Fürſten in nächſter Nähe zu beachten. „Seine Schwächen und Fehler,“ äußert dieſer Zeuge, „gereichten nur ihm, nie Anderen zum Nachtheile, während ſeine guten Eigenſchaften ſtets dem Allgemeinen und dem Staate zu Gute kamen.“ — Dieſes Urtheil will uns nichts Anderes ſagen, als: ſein Privatleben hatte nie einen nachtheiligen Einfluß auf ſeinen öffentlichen Charakter. Er hatte ſich in letzterer Beziehung ſeine volle Selbſtändigkeit zu bewahren gewußt und vergaß nie, was er ſeiner Stellung und dem Staate, dem er diente und deſſen Intereſſen er vertrat, ſchuldig war. Für ſein öffentliches Wirken hatte er ſtets das volle Bewußtſeyn ſeines Berufes und der Verantwortlichkeit des letzteren bewahrt. Sein Privatleben hatte nichts mit dem Staatsmanne zu thun und gehört dieſe Seite ſeines Lebens einem, dem Urtheile der profanen Menge nicht zugänglichen Gebiete an. Hierüber hat nicht die Geſchichte zu Gericht zu ſitzen, ſondern ein Richter, der nach anderem Maßſtabe mißt, als nach jenem der ſchwankenden Moral irdiſcher Cenſoren.

spekt zu verschaffen. Dabei war er aber wohlwollend, freundlich, herablassend gegen Jedermann. Ferne von jeder Popularitätshascherei, die er gründlich haßte, gewann er Jeden, der sich ihm nahte, durch sein natürliches ungesuchtes Wesen. Offen und stets wahr, liebte er auch bei Anderen ein gerades, offenes Auftreten. Für Schmeichelei war er unzugänglich und mit Augendienerei brachte man es bei ihm nicht weit. Im geselligen Zirkel zeigte er sich stets heiter und seine Conversation war immer geistreich und anregend. Bei der größten Anspruchslosigkeit konnte er unwiderstehlich seyn, wenn er wollte. Seine Rede, sowie sein Styl konnten als Muster von Klarheit und Bündigkeit gelten und er hatte jederzeit für Alles das rechte Wort in Bereitschaft. — Einfach, wie er war, hatte er nur wenige Bedürfnisse, war daher auch nie ihr Sklave. Mit der größten Leichtigkeit vertauschte er die feinsten Genüsse und den weichen Pfühl mit dem kargen Male und dem harten Strohlager des armen Landmannes. — Bescheiden bis zur Selbstverläugnung, stellte er sich nie voran und war stets der Erste in Anerkennung fremder Verdienste. Von den eigenen hörte er nicht gerne sprechen. Für menschliches Elend hatte er ein fühlendes Herz und er spendete viel und oft, jedoch stets im Verborgenen, *) denn er war ein Feind von allen Schaustellungen. — Als Staatsmann zeichneten ihn vor Allem schneller Ueberblick und Auffassung, Leichtigkeit in Behandlung der Geschäfte, besonders aber eine unerschütterliche Ruhe aus, welche ihn nie, auch in den schwierigsten Geschäften nicht verließ. Er wurde nie von den Ereignissen überrascht, und beherrschte sie daher vollkommen." —

*) Die humane Freigebigkeit des Fürsten wird uns auch von anderer Seite bestätigt, mit dem auf eine eigene Aeußerung des Fürsten gestützten Bemerken jedoch: „Der Fürst würde mit Freuden noch mehr gegeben haben, wenn ihm nicht besondere Verhältnisse Rücksichten einer weisen Sparsamkeit vorgezeichnet hätten." Der Fürst half und unterstützte gerne, aber er ging dabei von dem Grundsatze der strengsten Unparteilichkeit aus. Dem Protektionswesen war er entschieden entgegen. Aus diesem Grunde mußten sich auch seine Verwandten jeder Empfehlung oder Befürwortung enthalten, überzeugt, daß dieß der begünstigten Sache nur entschieden schaden würde."

In diesem Lichte erschien das Wesen des Fürsten den bestunterrichteten seiner Zeitgenossen. Die merkwürdige Uebereinstimmung dieser selbständigen und gegenseitig unabhängigen Urtheile in den wesentlichsten Punkten, das Zusammentreffen derselben im eigentlichen innersten Kerne und das Charakteristische in Anschauung und Auffassung bilden doch unbestritten das Kriterium der Wahrheit. Mit- und Nachwelt dürfen der Portraitähnlichkeit dieser Züge trauen, die sich so ausgeprägt von dem historischen Hintergrunde unserer Zeit abheben. — Der Tod konnte die Wahrheit dieses Charakterbildes nicht trüben, er hat sie nur verklärt. —

Die irdischen Ueberreste des Fürsten ruhen in der Familiengruft seines Hauses zu Wittingau in Böhmen. Die feierliche Beisetzung zur Asche der Väter hatte am 12. April 1852 mit allen, dem hohen militärischen und Civilrange des Hingeschiedenen angemessenen Ehren unter Anwohnung von mehr denn 10,000 aus Nähe und Ferne herbeigeströmten Menschen stattgefunden. Es war eben der Ostermontag des Jahres 1852, der laut an der Gruft des großen Todten zu verkündigen schien: „Auferstehen wirst Du, ja auferstehen!" —

Kein prunkendes Mausoleum erhebt sich über den Gebeinen des gefeierten Kriegers und Staatsmannes; aber im Lapidarstyle nennt eine schwarze Marmortafel den Zeitgenossen und Nachkommen Denjenigen, der unter dem einfachen Steine ruht, nachdem er für seinen Ruhm lange genug gelebt. Das Epitaph lautet:

„Ein Mann der Einsicht und der That.
Der Tod, der ihn auf dem Schlachtfelde verschonte,
Erreichte ihn am Rathstisch.
Hier wie dort — auf dem Felde der Ehre,
Hier wie dort — ein Held
Für seinen Kaiser, für sein Vaterland.
Seine Feinde mußten ihn loben,
Alle Guten haben ihn beweint,
Oesterreich wird ihn nie vergessen!"

Möge dieß prophetische Wort eines der edelsten Dichter Oesterreichs (Grillparzers), der es schrieb, zur vollen Wahrheit werden! —

Verbeſſerungen.

Seite	31	in der Anmerkung	1.	3. von oben,	ſtatt Epitaphica — Epitaphien.
		daſelbſt	3.	" " " "	Soinsheim — Sainsheim.
"	170	. 3. von oben,			ſtatt Kanzler — Geheim-Sekretaire.
"	83	10. " " "		"	Fußtapfen — Fußſtapfen.
"	89	6u.7. " " "		"	Hoſtepruz — Huſtopecz.
"	96	16. " " "		"	comprobirt hat — comprobirt worden.
"	120	5. " " unten,		"	Grabmal — Grabſchrift.
"	123	16. " " "		"	Geiſel — Geißel.
"	130	17. " " oben,		"	Gallerie — Galerie.
"	142			"	Fürſt Friedrich Karl geb. 30. September 1800, — geb. 30. September 1799, wornach auch das S. 160 in Betreff dieſer Geburt Geſagte zu berichtigen.
"	143	3. " " "		"	auf Ungarns Boden — auf Italiens und Ungarns Boden.
"	162	15. " " "		"	VtVrl — ſVtVrl.
"	206	6. " " "		"	Gedächtniß Bravour — Gedächtniß-Bravour.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

M. C. FÖRSTER
vereinigt Schreiner
bei Buchbinder
Galanterie u. Einwarbeiter
Landschaftsgasse N.° 8 & 9
in München

Digitized by Google